Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu
30608

Baltisches Dichterbuch.

F. E. v. Gratthuß.

Das
Baltische
Wörterbuch.

Elisabeth von der Borg
Weihnachten 1895.

Bücher v. Zitzewitz-Mattern
Abteil. X
No 8142

BUCHBINDEREI
HÜBEL & DENCK
LEIPZIG

J. M. R. Lenz.

Nach einer Kreidezeichnung der Lavater'schen Sammlung.

Das Baltische Dichterbuch.

Eine Auswahl deutscher Dichtungen

aus den

Baltischen Provinzen Rußlands

mit

einer litterarhistorischen Einleitung
und biographisch-kritischen Studien

herausgegeben

von

Jeannot Emil Freiherrn von Glotthuß.

Mit 24 Holzschnitt-Portraits
und einem Titelbilde.

Zweite durchgesehene und bearbeitete Auflage.

Reval 1895.
Verlag von Franz Kluge.

J. M. R. Lenz.

Nach einer Kreidezeichnung der Lavater'schen Sammlung.

Das Baltische Dichterbuch.

Eine Auswahl deutscher Dichtungen

aus den

Baltischen Provinzen Rußlands

mit

einer litterarhistorischen Einleitung
und biographisch-kritischen Studien

herausgegeben

von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.

Mit 24 Holzschnitt-Portraits
und einem Titelbilde.

Zweite durchgesehene und bearbeitete Auflage.

Reval 1895.
Verlag von Franz Kluge.

Дозволено цензурою.
Ревель, 9. Августа 1894 г.

30608
II
1

Vorwort zur zweiten Auflage.

Früher, als ich selbst in meinen kühnsten Hoffnungen annehmen durfte, ist die erste starke Auflage des „Baltischen Dichterbuchs“ vergriffen worden, darf ich die zweite in die Welt senden! Die verhältnißmäßig kurze Zeit, die mir zur Bearbeitung des Werks vergönnt war, möge es entschuldigen, wenn ich nicht alle berechtigten Wünsche erfüllen konnte. Immerhin darf die vorliegende Ausgabe in manchen wesentlichen Punkten den Vorzug der größeren Vollständigkeit und Genauigkeit vor der ersten in Anspruch nehmen.

Warmen, innigen Dank bin ich den vielen Freunden schuldig, die sich das „Baltische Dichterbuch“ in so kurzer Frist erwerben durfte. Die Aufnahme des Werks in der gesammten deutschen Presse und im Publikum war eine über alles Erwarten, zum Theil beschämend günstige. Demgegenüber kann ich nur wünschen und hoffen, daß die vorliegende zweite durchgesehene und vervollständigte Auflage mit derselben wohlwollenden Nachsicht entgegengenommen wird, wie die erste.

Hannover, im Juli 1894.

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wie eine Mutter, welche ihre Tochter zum ersten Balle ausschmückt, immer noch an deren Kleidung etwas zu ordnen hat, hier eine Schleife zurechtbringt, dort eine Falte glättet und die vor banger und freudiger Erwartung Zitternde garnicht aus den Händen lassen will, — so möchte auch ich dieses Werk immer wieder zurückhalten, um hier etwas zuzusetzen, dort etwas zu nehmen, hier zu feilen und dort zu glätten. Aber die Pforten des Tanzsaals, Druckerei genannt, sind bereits weit aufgethan, die Schaaren der Druckertypen ordnen sich geschäftig zum Reigen, und schon fluthet auf diese Blätter der grelle Lichtschein der Oeffentlichkeit, schon höre ich die Musikanten, eine löbliche Kritik, ihre Instrumente stimmen, um mir recht gründlich — die Wahrheit zu geigen!

Nur einige Begleitworte will ich dem Buche noch mit auf den Weg geben, und welche verdienten wohl zuerst ausgesprochen zu werden, wenn nicht die tiefempfundenen des Dankes an alle Diejenigen, welche mich bei meiner Arbeit so uneigennützig und ausdauernd, so thatkräftig und nachsichtig unterstützt haben? Neben zahlreichen männlichen Freunden der Poesie waren es in erster Reihe edle baltische Frauen, die meinem Werke durch Bücher- und Manuscriptsendungen, durch Beschaffung von Materialien aller Art, die nachdrücklichste Förderung angedeihen ließen.

So manches vergilbte, verschollene Dichterwerk, auf das ich lange vergeblich gefahndet, es fand sich in der treuen Hut zarter Frauenhände und wurde mir von ihnen bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Ja, die baltische Frauenwelt, sie hütet noch heute das heilige Feuer der Ideale, und — wie immer Gegenwart und Zukunft sich gestalten mögen — wohl dem Lande, das solche Mütter und Schwestern besitzt, wie meine baltische Heimath!

Schwestern! — Und sollte ich derjenigen vergessen, die schon von tückischer Krankheit erfaßt, es sich nicht nehmen ließ, noch mit den armen, zitternden Händen Gedichte für mich zu durchblättern und in das Manuscript zu übertragen; die noch mit erlöschendem Auge, gefaßt und ergeben, den ach! so bescheidenen Wunsch äußerte, die Vollendung dieses Werks zu erleben, an welchem ihr unendlich liebevolles, opferfreudiges Herz so großen, so innigen Antheil nahm, wie an Allem, Allem, was sich in den Dienst des Schönen und Guten stellte, was irgend das Wohl und Wehe ihrer Lieben betraf! Man verzeihe mir nachsichtig diesen Tribut, der reinen Menschlichkeit gezollt, — „es ist erlaubt, das holde Zeichen unsrer Schwäche!“ Niemand kann sich dadurch zurückgesetzt fühlen, denn Die, der es gilt, ist ja der Eitelkeit dieser Welt für immer entrückt! So manche verlorene Liedesperle hat sie mit ihrem untrüglichen poetischen Taktgefühl aus Schutt und Geröll herauszufinden gewußt, so manche andere Anregung verdankt ihr dieses Werk. Ich kann ihr keine Denkmäler setzen, aber einen Kranz aus ihren Lieblingsblumen geflochten, aus den Blumen der heimischen Poesie, mit stillem Gebet auf ihr Grab in der Fremde niederlegen —: das kann ich und das will ich und das thue ich hiermit . . . .

Es ist mir ein Bedürfniß, denjenigen Herren, welche meine Arbeit mit fortdauernder persönlicher Rath- und Auskunftertheilung begleitet haben, meinen besonderen und namentlichen Dank auszudrücken. Wie mich Herr Oberlehrer Th. von Riekhoff durch unermüdliche Hinweise auf

vorhandenes älteres Material, Herr Professor Dr. Theodor Schiemann durch werthvolle historische und andere Mittheilungen, Herr Conrektor Franz Brümmer durch biographische Daten in liebenswürdigster Weise gefördert haben, so ließ es sich Herr Dr. W. Seelmann, der treffliche Kenner des Niederdeutschen und hochverdiente Herausgeber des Jahrbuchs für niederdeutsche Sprachforschung, nicht verdrießen, mich bei der Redaktion und Uebersetzung der mittelniederdeutschen Texte immer wieder durch die schätzbarsten Auskünfte zu unterstützen. Bei den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche diese, durch alte und neue Bearbeiter, Abschreiber, Sammler u. s. w. häufig bis zur Unverständlichkeit verderbten Texte boten, gereichte mir der Beistand eines so hervorragenden Fachmannes zum allergrößten Nutzen. Wenn es mir gleichwohl nicht überall gelungen ist, eine befriedigende Fassung herzustellen, so bitte ich, die mir allein zufallende Verantwortlichkeit durch die schon erwähnten, nicht immer zu überwindenden Schwierigkeiten herabzumindern. Daß mir außer der persönlichen Unterstützung durch die genannten Herren auch deren Werke wesentliche Dienste geleistet haben, ist wohl gelegentlich aus dem Buche selbst ersichtlich.

Bei der Auswahl der modernen Poesie ist mir seitens der Dichter selbst das liebenswürdigste Entgegenkommen zu Theil geworden, ebenso haben die Herren Verlagsbuchhändler im In- und Auslande meiner Bitte um Uebersendung der einschlägigen Erzeugnisse ohne Ausnahme auf das Bereitwilligste entsprochen. Ihnen allen gebührt mein aufrichtiger und verbindlichster Dank!

Es war mein Bestreben, ein lebendiges Buch zu schaffen, ein Buch, das im Familienkreise gelesen werden soll, das jedem Freunde der Poesie Anregung, Genuß und Belehrung bietet. Deshalb war ich auch sorgsam bemüht, dem Werke Alles fernzuhalten, was ihm ein gelehrt schwerfälliges Gepräge hätte aufdrücken können. Die altlivländischen Dichtungen werden ja wahrscheinlich nicht Allen gleichmäßig gefallen;

hier und da ist ihre Schaale ein wenig spröde und bitter, ihre Form ohne jene gefällige Glätte, welche in der modernen Durchschnittsproduktion so häufig über die Nichtigkeit des Inhalts hinwegtäuscht. Dazu kommt, daß die Uebersetzungen keineswegs zu dem Zwecke angefertigt sind, die Lektüre des Originals überflüssig zu machen. Im Gegentheil — sie grade sollen dieselbe ermöglichen. Aber man verzichte für kurze Zeit auf die luxuriösen litterarischen Gepflogenheiten der Gegenwart, man bemühe sich in den Geist dieser Gedichte, den Geist ihrer Zeit, einzudringen, und die scheinbar starren und todten Formen werden wundersames Leben gewinnen.

Bei der Redaktion der niederdeutschen Texte ist die Schreibweise der Originale nach Möglichkeit gewahrt worden. Die Interpunktion mußte freilich erst hineingebracht werden, da ja das Mittelniederdeutsche eine solche nicht kennt. Dagegen habe ich es für zweckmäßig erachtet, zwei ältere hochdeutsche Dichtungen, das „Spottlied auf den deutschen Orden“ und die Proben aus Timann Brakel's „Christlichem Gespräch“, der modernen Orthographie anzupassen, ohne jedoch charakteristische ältere Formen auszumerzen. Ich wüßte nicht, weshalb ich dem modernen Leser zumuthen sollte, sich durch die regellose und schwerfällige Schreibweise der betreffenden Originale mit ihren gehäuften Konsonanten und sonstigen Absonderlichkeiten durchzuarbeiten, welchen Gewinn der Nichtphilologe aus einer solchen Arbeit ziehen sollte, glaube vielmehr, daß die Beseitigung dieses Ballasts das Verständniß der Gedichte nur erleichtern und Manchen zur Lektüre veranlassen wird, der sonst ferngeblieben wäre. Den Waldis'schen Fabeln ist der von Julius Tittmann redigirte Text zu Grunde gelegt worden, weil mir derselbe die charakteristische Färbung des Originals mit den Ansprüchen leichter Lesbarkeit am Besten zu vereinigen schien. Nicht unterlassen darf ich die Bemerkung, daß der neuhochdeutsche Text zur „Livländischen Reimchronik“ der Uebersetzung von E. Meyer (Reval, 1848) entnommen ist,

wobei ich allerdings einzelne allzu frei übertragene Stellen dem Wortlaute des Originals näher gebracht habe.

An die alte Wahrheit von der Unvollkommenheit alles Irdischen brauche ich wohl kaum zu erinnern. Ich glaube, ich könnte selbst über das „Baltische Dichterbuch“ eine ziemlich scharfe Kritik schreiben. Anlässe zu einer solchen bietet mein Werk gewiß. Aber — worüber ließe sich keine „scharfe Kritik“ schreiben?

Den Vorwurf einer gewissen Ungleichmäßigkeit in der Behandlung der einzelnen Dichter werde ich wohl über mich ergehen lassen müssen, nur hoffe ich, daß man weder die Gedichte des einen ziffermäßig gegen die des andern abschätzen, noch auch im kritisch-biographischen Theile das Metermaß in Anwendung bringen wird. Nicht nur fließen die Quellen sehr ungleich, auch die Eigenart der einzelnen Dichter bedingt zuweilen räumliche Unterschiede in der Behandlung, die in der absoluten Bedeutung der Dichter neben einander keine Begründung finden. Zur Charakteristik des einen bedarf es mehrerer Seiten; der andere, ihm ebenbürtige, läßt sich mit wenigen kritischen Sätzen kennzeichnen.

Wenn einige beachtenswerthe Dichter übergangen sein sollten, so muß ich mich mit dem Bewußtsein trösten, alles mir irgend erreichbare Material zur Prüfung herangezogen zu haben. In meiner Auswahl wird ja gewiß der Eine dieses, der Andere jenes ihm liebgewordene, als der Aufnahme besonders würdig erscheinende Gedicht vermissen. Es wird vielleicht auch nicht an solchen Beurtheilern fehlen, welche ihre eigenen, aus dem einen oder anderen Grunde nicht vertretenen Gedichte für weit schöner halten, als die aufgenommenen. Es Allen Recht zu machen, darauf mußte ich selbstverständlich von vornherein verzichten. Aber ich habe mich bemüht, Diejenigen zufriedenzustellen, welche bei allem berechtigten Verlangen nach Objektivität sich doch darüber klar sind, daß Niemand aus der eigenen in eine fremde Haut schlüpfen kann,

und daß eine „Objektivität“, welche sich über die Grenzen der subjektiven Erkenntniß und Empfindung hinwegsetzt, keine Objektivität ist, sondern nur ein Tappen im Finstern nach ebenso willkürlichen als vagen Muthmaßungen — über die Subjektivität Anderer.

Die Zahl der Bildnisse hätte ich gerne vermehrt, namentlich um die einiger der hervorragendsten Dichter dieses Buchs. Aber es waren mir da feste Grenzen gezogen. Mehrfach ließen sich auch die gewünschten Vorlagen nicht beschaffen. Sollte ja einer der nichtportraitirten Poeten sein Konterfei schmerzlich vermissen, so möge er Trost und Frieden in dem Gedanken suchen, daß ich — von mir selbst auch keines gebracht habe und dem gegentheiligen Wunsche meines Herrn Verlegers mit stoischer Entsagung begegnet bin. So hoffe ich denn, ein neuer Curtius, den Abgrund der Portraitlosigkeit mit meinem eigenen Leibe ausgefüllt zu haben.

Schließlich bleibt mir noch die angenehme Pflicht, dem Herrn Verleger meine aufrichtige Dankbarkeit und Anerkennung für die große Umsicht und Sorgfalt auszudrücken, welche er der äußeren Gestalt dieses Buches hat angedeihen lassen. Aber nicht dafür allein: auch für das Verständniß, das liebenswürdige und bereitwillige Entgegenkommen, das er mir in allen sachlichen Fragen bewiesen hat. Ebenso schulde ich auch unserem verdienten baltischen Kunsthistoriker, Herrn Dr. W. Neumann, dem Verfasser der trefflichen „Geschichte der bildenden Künste in den baltischen Provinzen Ehst-, Liv- und Kurland“, besonderen Dank für den sinn- und geschmackvollen künstlerischen Entwurf zur Einbanddecke.

So ziehe denn hinaus, Werk einer langen, vielfach unterbrochenen, immer wieder aufgenommenen Arbeit, Frucht vieler einsamen Tage und Nächte, Begleiter durch Jahre voll irdischen Wandels und Wechsels, Jahre der Leiden und mancher freundlicher Augenblicke! Wie Du mich in der Arbeit für ein großes Ganzes, für die Heimath und ihre Ideale,

für die deutsche Dichtung im fernen Osten, so oft das eigene Wohl und Wehe vergessen ließest, so oft über schwere Stunden hinwegtrugst, so wecke auch in anderen Herzen Begeisterung für das Schöne, Liebe für die treuen baltischen Lande, warme Theilnahme für ihr geistiges Ringen und Schaffen!

Zur Orientirung des Lesers diene noch die Bemerkung, daß die älteren Gedichte bis zum 19. Jahrhundert — soweit durchführbar — chronologisch, die Dichter des 19. Jahrhunderts hingegen alphabetisch geordnet sind.

Groß-Lichterfelde bei Berlin.
Im Oktober 1893.

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Zur Geschichte der deutschen Dichtung in den baltischen Provinzen.

Wie die äußeren Schicksale der heutigen russischen Ostseeprovinzen Ehstland, Livland und Kurland, die man bis in das 17. Jahrhundert hinein mit dem Gesammtnamen ‚Livland' zu bezeichnen pflegte, bis zum Untergange des Ordensstaats nur einen Zweig der Geschichte des Deutschen Reiches bilden, so ist auch die Entwickelung der deutschen Dichtung in diesen Marken keine selbständige, sondern vom Mutterlande bedingte. Während sich aber ihre politische Geschichte im 16. Jahrhundert von derjenigen Deutschlands abzweigt, dauern die geistigen und kulturellen Beziehungen zwischen Kolonie und Mutterland auch dann noch unverändert fort. Herüber und hinüber spannen sich, von allem politischen Wandel unberührt, die tönenden Saiten der Dichtung, und alle bemerkenswerthen Strömungen und Ideen der deutschen Nationallitteratur finden auch auf baltischem Boden bis in die neueste Zeit hinein Aufnahme und Vertretung.

Je mehr wir uns bei der Erforschung baltisch-deutscher Dichtung der Gegenwart nähern, in um so festeren und klareren Umrissen tritt uns dieser Antheil an den litterarischen Bestrebungen des Mutterlandes entgegen. Die wenigen bis jetzt bekannten livländischen Litteraturdenkmäler aus dem Zeitraum zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert zeigen uns die Abhängigkeit vom Westen zwar am deutlichsten, insofern bei einer Reihe derselben kaum festzustellen ist, wie groß der gestaltende Antheil Livlands an ihnen und wie weit sie nicht lediglich aus Deutschland übernommen sind. Aber eine organische Entwicklung läßt sich aus ihnen nicht erkennen. Unvermittelt liegen hier ganze Perioden nebeneinander: das Minnelied neben dem Volksliede, die Novelle neben dem Fastnachtsspiel, die allegorische neben der epischen Dichtung u. s. w. Mit dem 16. Jahrhundert wird das Bild wesentlich übersichtlicher. Klar und deutlich heben sich die einzelnen Litteraturperioden von einander ab, Zug um Zug läßt sich der organische Entwicklungsgang der Nationallitteratur auch aus dem Schriftthum der baltischen Lande nachweisen.

Die Geschicke Altlivlands waren der Pflege der Dichtung nicht eben hold. Die ersten Jahrhunderte vergehen mit der Christianisirung und Eroberung des Landes durch den schon im Jahre 1237 mit dem Deutschen Orden vereinigten Schwertbrüderorden und mit der Bildung von mehr oder weniger selbständigen Staaten. Neben

dem Orden entsteht zunächst eine Reihe von Bisthümern; die Grundlage des livländischen Gesammtstaats ist also eine geistliche. Erst im 14. Jahrhundert entwickelt sich aus der Vasallenschaft des Ordens und der Bisthümer der landsässige Adel als besonderer Stand, schon früher gewinnt das Bürgerthum der Städte Bedeutung und Macht. Sie alle erkennen den deutschen Kaiser als weltliches, den Papst als geistliches Oberhaupt an und beschicken zur Erledigung gemeinsamer Geschäfte einen Landtag. Aber der Orden, ursprünglich zum Schutze des Bisthums, späteren Erzbisthums Riga gegründet und Vasall desselben, empört sich nicht nur bald gegen dieses Abhängigkeitsverhältniß, sondern erringt auch nach unendlichen blutigen Kämpfen die Oberhoheit über den Erzbischof und die Stadt Riga. Die ganze Geschichte Livlands bis zum Untergange seiner Selbständigkeit ist von unablässigen inneren Streitigkeiten angefüllt. Hält sie nicht der äußere Feind im Zaum, dann zerfleischen sich die livländischen Machthaber untereinander: der Orden wendet sich gegen die Bischöfe, der Adel gegen die Städte und umgekehrt. Schon unterwühlen die Fluthen der Reformation den Grund, auf welchem das livländische Staatengebäude errichtet ist; schon streckt der erstarkende Nachbar im Osten, der Zar, seine Hand nach dem Besitze der Ostseeküste aus, da ersteht dem alten Livland — zum letzten Mal! — ein Retter: Walther von Plettenberg. Dieser, ein ebenso gewaltiger Kriegsherr, als weiser und frommer Regent, wehrt nicht nur die äußeren Feinde ab, sondern stiftet auch im Innern Ruhe und Frieden.

Und wer waren, woher kamen die kühnen, verwegenen Helden, die sich in den Urwäldern Livlands mit barbarischen Völkerschaften herumschlugen, Kirchen bauten und Städte gründeten, zur Ehre der Jungfrau und um zeitlicher und ewiger Güter willen sich Gefahren aussetzten, unter welchen der Tod zu den geringeren gehörte? Seiner Lage entsprechend wurde Livland zum weitaus größten Theile von Niederdeutschland kolonisirt. Es waren meist Ritter aus Westphalen und vom Niederrhein, Bürger aus den norddeutschen Handelsplätzen, knorrig und zäh, wie die Eichen der rothen Erde, trutzig, wie die Mauern ihrer Städte, die das unendlich mühevolle Werk auf ihre breiten Schultern luden, sich hundertmal niederwerfen ließen, um hundertmal wieder aufzustehen und weiter zu erobern, zu bauen, zu taufen und — dazubleiben!

Man hat aus den Stammeseigenthümlichkeiten dieser Einwanderer auf poetische Unempfänglichkeit und Unfruchtbarkeit bei den Livländern schließen zu müssen geglaubt, und doch „ist es urkundlich belegt, daß der Stolz der deutschen Dichtung, der deutsche Heldengesang, in ganz Niederdeutschland hell und voll erklungen ist.“ (W. Seelmann, Gerhard von Minden). Die funkensprühende Entzündbarkeit des Süddeutschen ist ja dem Niederdeutschen nicht eigen; ihm aber den poetischen Sinn einfach abzusprechen, das wäre eine unhaltbare Abstraktion und eine Verkennung aller echtgermanischen Eigenart.

Die vorwiegend niederdeutsche Kolonisation Livlands erklärt zur Genüge, daß nicht nur die Umgangssprache des Landadels und Bürgerthums in den baltischen Provinzen bis tief in das 18. Jahrhundert hinein niederdeutsch war, sondern daß auch die meisten der uns bekannten Denkmäler altlivländischer Dichtung in niederdeutscher

Sprache erhalten sind. In den Ordenskreisen war dagegen, — wahrscheinlich in Folge des überwiegenden Einflusses fränkischer Elemente — ebenso wie in Preußen, das Mittelhochdeutsche herrschend, und so ist auch diejenige Dichtung, welche uns an den Eingang der baltischen Geschichte zurückversetzt und, muthmaßlich von einem Angehörigen des Ordens verfaßt, die Kämpfe desselben mit den eingeborenen und benachbarten Völkerschaften, die Eroberung und Christianisirung des Landes durch die Deutschen, schildert, in mittelhochdeutscher Sprache geschrieben.

Es ist das die sogenannte Livländische Reimchronik, einer der im 13. Jahrhundert vielfach auftauchenden Versuche, wirkliche Geschichte in poetischer Form darzustellen. Obwohl streng historisch gehalten, besitzt das Gedicht, eine späte Blüthe des höfischen Epos, doch auch poetischen Werth. Schon der Geist der Zeit mit seinem Wunderglauben, seinem mystischen Marienkultus, seiner übersinnlichen Auffassung von Welt und Leben mußte der Chronik die poetische Färbung verleihen. Für den naiv gläubigen Dichter sind die von ihm geschilderten blutigen Kämpfe nur fromme Thaten zur höheren Ehre des Gottessohnes und der ‚lieben müter sin.‘ Gilt es doch, die Heiden von der ewigen Verdammniß zu retten, und was sind gegen diese alle zeitlichen Wunden, die mit der Schärfe des Schwertes geschlagen werden! Wo die Kreuzfahne in offener Feldschlacht weht, wo die Schwerter klingen und Speere sausen, da geht ein feuriger Pulsschlag durch die Dichtung, und sie erhebt sich zu markiger, von innerer Anschauung getragener Kraft. Man geht aber entschieden zu weit, wenn man aus der Lebhaftigkeit solcher Schilderungen allein auf den Verfasser zurückschließt, als ob er selbst an den Kämpfen theilgenommen haben und Ordensritter gewesen sein müsse. Ganz ähnliche Beschreibungen finden sich, abgesehen von der Kaiserchronik, deren theilweise sehr nahe Verwandtschaft mit der unsrigen nachgewiesen ist, schon im Alexanderliede und im Annoliede, mit welchem, wie mit anderen ähnlichen Epen, das unsrige auch die Eigenthümlichkeit theilt, daß es, wie diese, mit der Erschaffung der Welt beginnt. Es ist nicht ohne Interesse, die betreffenden Stellen mit einander zu vergleichen. So heißt es z. B. in unserer Chronik:

Man sah manchen rothen Schweiß
Durch die Panzer dringen,
Man hörte Schwerter da klingen,
Man sah Helme zerschroten
Und auf beiden Seiten die Todten
Niedersinken auf den Plan:
Mancher neigte sich zu Thal,
Der seiner Sinne gar vergaß
Und auf der Erde niedersaß.

Im Annoliede:

Hui, wie die Waffen klangen,
Da die Rosse zusammensprangen . . . .

Da lag da manche bereite Schaar,
Mit Blut beronnen gar.
Da mochte man sehen sterben,
Durch ihre Helme zerhauen,
Des reichen Pompejus Mannen . . . .

Und im Alexanderliede:

Der Sturm war grimmig und hart,
Mancher Helm da schartig ward
Und mancher Panzer durchstochen,
Daß dadurch kam geflossen
Das Blut vom Leibe hinab.
Man sah da auf der Wahlstatt
Manchen Schild verhauen.

Die innere Verwandtschaft dieser Schilderungen läßt vermuthen, daß die älteren Epen dem Verfasser des unsrigen nicht unbekannt waren oder daß sie Alle aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben. Jedenfalls beweist sie, was übrigens schon in der Eigenart dichterischen Schaffens einbegriffen ist: daß treffliche poetische Schlachtgemälde nicht nothwendig kriegerischen Beruf und persönliche Theilnahme an den dargestellten Kämpfen voraussetzen. Denn der Verfasser des Annoliedes war aller Wahrscheinlichkeit nach, der des Alexanderliedes notorisch ein Mönch, und die geschilderten Begebenheiten lagen in längst vergangenen Zeiten.

Die Unterschrift auf unserer Chronik: „geschriben in der kumentur zu Rewel durch den Ditleb von Alnpeke im MCCLXXXXVI jar“ nöthigte zu der Annahme, daß ein Ritter dieses Namens der Dichter sei, erwies sich aber später als Fälschung. Die Frage nach dem wirklichen Verfasser ist von Professor C. Schirren (in den Mittheilungen a. d. Gesch. Liv-, Ehst- und Kurl., 1855, VIII) dahin beantwortet worden, daß es ein Cistercienermönch, vielleicht der am Ausgange der Chronik erwähnte Wiebolt Dosel, gewesen. Demgegenüber wird von anderer Seite an der ritterlichen Herkunft des Dichters festgehalten. Gegen die Autorschaft eines Mönchs wäre freilich u. A. eine Stelle anzuführen, in der sich der Dichter über die Pfaffen verächtlich dahin ausspricht, daß sie das Davonlaufen als der Tapferkeit besseren Theil erachteten.

Neben dieser Reimchronik und der Prosabearbeitung einer solchen von Bartholomäus Hoeneken, einem Priesterbruder auf dem Ordensschlosse Weißenstein, hat sich uns aus den ersten Jahrhunderten der baltischen Geschichte nur noch eine Dichtung erhalten, deren livländischer Charakter genau festzustellen ist: das aus dem 14. Jahrhundert stammende mittelniederdeutsche Schachgedicht des Meisters Stephan (herausg. v. Schlüter, Verhandl. d. gelehrten estn. Gesellsch., XI. u. XIV. Bd.). Auch dieses ist keine Originalschöpfung, sondern eine Bearbeitung des lateinischen Schachgedichts des Jacobus de Cessolis. Stephan war Schulmeister unter dem Bischof von Dorpat Johan von Fyffhusen, dem er als seinem „lieben, werthen Herrn“ auch sein Gedicht gewidmet hat. Es nennt sich selbst „ein Buch der Sitte“ und

will unter allegorischer Anwendung des Schachspiels auf das Menschenleben und Heranziehung von Beispielen aus Sage und Geschichte zu einem moralischen Lebenswandel anleiten.

Bei der zwischen Kolonie und Mutterland hin- und herströmenden Ein- und Auswanderung und dem dadurch bedingten regen Gedankenaustausche läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die beliebtesten deutschen Dichtungen jener Zeit auch in Livland Eingang gefunden haben. Je lebhafter aber der Verkehr, je mehr Livland erst im Werden und in der Bildung begriffen ist und je weniger sich in seinen Anfängen eine spezifisch livländische Eigenart erkennen läßt, um so schwerer ist auch die Grenze zu ziehen zwischen dem Gemeingute der Nationallitteratur und dem, was in eine Geschichte des baltischen Provinzialschriftthums hineinzuziehen ist. Eine solche wird sich für diesen Zeitraum darauf beschränken müssen, den Hauptströmungen zu folgen, welche sich nachweislich vom Mutterlande über die Kolonie ergossen und ihr geistiges Leben beherrscht und befruchtet haben, dann aber diejenigen Denkmäler hervorzusuchen, welche auf livländischem Boden erhalten, oder in ihrer vorliegenden Gestalt in der einen oder anderen Weise durch livländische Einflüsse bedingt sind. Da waren es denn ohne Zweifel in erster Linie das religiöse und das Minnelied, die das poetische Bedürfniß Altlivland's befriedigen mußten. Besteht doch zwischen beiden nicht nur kein Gegensatz, sondern eine innige Verwandtschaft, deren richtige Würdigung allein uns das tiefste Seelenleben des Mittelalters aufschließt. Ihm galt als Ideal und höchster Preis die „wahre Minne“, ein Mysterium, das wir Modernen kaum mit vollem warmem Verständniß zu erfassen vermögen. Altgermanische Frauenverehrung und christliche Metaphysik haben sich hier mit der Liebe der Geschlechter zu einem Ganzen verschmolzen, dessen einzelne Elemente sich zwar abstrahiren, nicht aber von einander trennen lassen. Aller Blüthenstaub holder Weiblichkeit wird auf die Jungfrau Maria und von dieser wieder auf die Erwählte des Herzens übertragen, welche dadurch aus der Sphäre gewöhnlicher Menschlichkeit in eine höhere, ideale, emporgehoben wird, und auf deren Haupt ein Schimmer des heiligen Glanzes der Gottesmutter zurückstrahlt. So war denn Maria nicht nur die Königin des ganzen ritterlichen Mittelalters, sondern auch insbesondere Livlands, und während der livländische Meister die Schulter des neuaufgenommenen Ordensbruders mit dem Schwerte berührte, nahm er ihn mit den Worten in Pflicht:

Dies Schwert empfang von meiner Hand,
Zu schützen Gottes- und Marienland!

Drei religiöse Lieder dieser Richtung neben anderen, unten zu besprechenden weltlichen, hat der verstorbene, um die ältere baltische Litteratur sehr verdiente Oberlehrer Ed. Pabst im Revaler Rathsarchiv entdeckt. Sie sind nur in seiner Abschrift erhalten — die Handschrift selbst scheint verloren — und von Th. von Riekhoff im Jahresbericht der Felliner litterarischen Gesellschaft (1888) veröffentlicht worden.

In dem Mühlenliede begegnen wir einem beliebten, vielfach bearbeiteten Motive, in welchem die Mühle als das Reich Gottes auf Erden allegorisirt wird.

Der Dichter will eine Mühle bauen und sieht sich nach Helfern um. Moses möge den untersten Stein legen, den alten Bund; auf ihn gründet sich der obere Stein, das neue Testament. Die zwölf Apostel setzen die Mühle in Gang, Maria aber, die reine Jungfrau, bringt das Säcklein mit Weizen. Und Maria, die „Rose roth", wird auch in dem „Tageliede von der heiligen Passion" mit leidenschaftlicher Inbrunst angerufen, als 1386 furchtbare Seuchen wüthen und ein großes Sterben durch die deutschen Lande geht. Dunkel-mystisch, wie verhaltenes Schluchzen, mit mittelalterlich asketischer Wollust in den eigenen und den Wunden des Heilands wühlend, tönt es aus diesem Liede zum Throne des Höchsten empor. Aber auch die Mutter der heiligen Jungfrau ist Gegenstand frommer Verehrung, und in dem Gedichte „An St. Annen" wird sie als „Selbdritte", als die „Wurzel unserer Seligkeit" gepriesen.

Von eigentlichen Minneliedern hat sich nur die niederdeutsche Uebersetzung eines Liebesliedes von Barthel Regenbogen in der sogenannten livländischen Sammlung erhalten. Es darf aber als sicher angenommen werden, daß auch das höfische Liebeslied in Livland eine Stätte gefunden hat, wie denn auch ein namhafter Minnesinger der späteren Zeit, Oswald von Wolkenstein, auf seinen weiten Fahrten Livland durchzogen hat. Freilich, die Blüthe des Minneliedes war bereits im Welken. Orden, Adel und Geistlichkeit verwilderten, und das Bürgerthum trat ihre geistige Erbschaft an, ohne indessen der Poesie jene ideale Hingabe entgegenzubringen, durch welche das Ritterthum in seinen besten Zeiten geglänzt hatte. Schon Bartholomäus Regenbogen vertritt das bürgerliche Element in der Dichtung, denn er war seines Zeichens ein Schmied, und die künstlichen Töne, die er Heinrich Frauenlob und anderen ritterbürtigen Dichtern nachzusingen versucht, gelingen ihm keineswegs am Besten. Auf ihren weiten kaufmännischen Reisen durch aller Herren Länder, oder wo ihnen sonst ein Lied besonders gefallen mochte, zeichneten es die bürgerlichen Freunde der Poesie in eigens dazu angelegte Bücher, um es später vor einem Kreise gespannt lauschender Zuhörer zum Besten zu geben. So mag wohl auch die, im Besitze der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindliche, sogenannte „Livländische Sammlung" entstanden sein, die sich selbst durch mehrfache Einzeichnungen als aus dem Jahre 1431 und von einem „Johannes in Livonia" herrührend bezeichnet. Außer dem schon erwähnten Liede enthält sie noch sechs andere Dichtungen, theils episch-novellistischen, theils lyrisch-allegorischen Charakters. Immer ist es die süße Minne, deren Seligkeiten und Qualen der Dichter schildert. Aber sie hat ihren reinen Schimmer vielfach schon eingebüßt, und nur eine köstliche Naivetät ist zuweilen im Stande, uns mit manchen bedenklichen Ausartungen zu versöhnen.

Ist es z. B. nicht eine wahrhaft rührende Einfalt, wenn in der Novelle „Studentenglück" die treue Magd, welche durch den improvisirten Brand einer Scheune das verbotene Liebesglück ihrer Herrin vor der Entdeckung und gerechten Bestrafung durch den Gatten bewahrt, am Schluß als höchst würdiges Muster aufgestellt wird und der liebe Gott und die Jungfrau Maria inbrünstiglich angerufen werden, sie möchten uns am jüngsten Tage ebenso treu befinden, wie jene Frau

ihre nur allzu treue Magd?! Und wie harmlos und bieder ist der Ehrenmann in dem Gedicht „Die Frauentreue", welcher den Ritter, der von Minne zu seiner, des Bürgers, Gattin gequält wird, auffordert, sein Gast zu sein, ja, nachdem der Ritter in einem Turnier zu ihren Ehren schwer verwundet ist, sie zu ihm schickt, damit sie ihm in seinen Schmerzen „einigen Trost" geben möge! Die Frau weigert sich anfangs standhaft, denn sie „weiß nicht, was sie da thun soll", aber der gute Mann läßt nicht nach, bis sie sich endlich „auf die Fährte hebt." Das erste Gedicht ist im Geiste von Boccaccios Novellen gehalten, läßt aber keine bestimmte Vorlage erkennen; das andere ist die Bearbeitung einer hochdeutschen Erzählung und führt auf französische Quellen zurück — eine eigenthümliche Mischung altritterlicher Minne mit bürgerlicher Hausbackenheit und der sinnlichen Sentimentalität einer späteren Zeit.

An französische Vorbilder erinnert auch die niederdeutsche Bearbeitung der Sage von Flos und Blankflos in der genannten Sammlung. Der ursprünglich morgenländische Stoff wurde durch die Kreuzzüge im westlichen Europa verbreitet und nach einem französischen Roman Ruprecht's von Orbent von dem schwäbischen (oder schweizerischen?) Dichter Konrad von Fleck zu seinem Epos „Flore und Blanscheflur" benutzt. Flos und Blankflos, Rose und Lilie, heißen die beiden Fürstenkinder, die einander „viel zu lieb" hatten, deren Liebe aber kein „Wasser zu tief", keine Gefahr und kein Hinderniß zu groß war. Beide werden zu gleicher Zeit geboren: Flos als der Sohn einer heidnischen Königin, Blankflos als die Tochter ihrer Sklavin, einer kriegsgefangenen fränkischen Gräfin. Schon in frühester Kindheit hegen sie innige Neigung zu einander. Vergeblich sind die Anstalten des Königs, diese Liebe zu brechen. Nachdem alle früheren Versuche gescheitert, wird Blankflos in die Fremde verkauft und gelangt in den Besitz des Königs von Babylon, der sie in einen Thurm sperrt und dort bewachen läßt. Voll trostloser Sehnsucht nach dem Geliebten trauert sie der erzwungenen Vermählung mit dem Tyrannen entgegen. Aber Flos, der ihre Spur entdeckt hat, eilt ihr nach und läßt sich in einem Korbe voll Rosen heimlich in ihr Gemächer tragen, wo die Vereinigten, von tausend Gefahren umdroht, selige Stunden des Wiedersehens feiern. Doch nur zu bald werden sie aus ihren Himmeln gerissen! Verrathen und vor den ergrimmten König geführt, sollen sie beide des Todes sterben. Da aber will Keiner den Anderen preisgeben, Jeder der alleinige Schuldige sein, Jeder für den Anderen mit Freuden den Tod erleiden. Der wundersamen Beredtsamkeit selbstloser Liebe, welche sich in diesem Wetteifer der Aufopferung ausspricht, kann selbst des Königs hartes Herz nicht widerstehen. Besiegt von so viel Treue, begnadigt er das Liebespaar, deren Ehe eine Tochter entsprießt, welche Gemahlin Pipin's und Mutter Karl's des Großen wird.

Es funkelt noch der Morgenthau echter Minnepoesie auf dieser Dichtung, deren einheitlicher Aufbau uns aus der knapperen niederdeutschen Fassung besonders anschaulich entgegentritt und von Heinrich Kurz mit Recht gerühmt wird. Was derselbe Litterarhistoriker über das Epos Konrad's von Fleck bemerkt, gilt auch von unserem Gedicht: „Man fühlt leicht, daß die schöne Liebesgeschichte von Flore und Blanscheflur nicht nur in der lebendigen Volkssage sich gebildet,

sondern sich auch ihren bedeutsamsten Verhältnissen nach in dieser fortentwickelt hat . . ."

Unter den allegorischen Dichtungen der livländischen Sammlung muß der kürzesten der Preis zuerkannt werden. Kann innige und keusche Jungfräulichkeit mit welt- und sinnenlustiger Koketterie wirksamer und poetischer verglichen werden, als es in dem Bilde mit den beiden Rosen geschieht, deren eine sich behutsam allen schädlichen Einwirkungen verschließt, während die andere, „allezeit aufgeschlossen", dem Wurme und dem Verderben anheimfällt?

Durch Einfachheit und Anmuth ist auch das „Gespräch über Glück und Unglück in der Liebe" ausgezeichnet. Die beiden Frauen, deren Unterredung der Dichter belauscht, sind allegorische Personen, die der Liebe Lust und Leid im besten Sinne des Wortes — verkörpern. Wohl hat ihm die wonnereiche den Weg gewiesen, der ihn nirgend in die Irre führen würde, aber — hat sie denn auch Recht behalten? Da sie von ihm Abschied genommen hat, sind seine Zweifel auf's Neue erwacht, und echt lyrisch klingt das Gedicht aus:

Daß mir das Scheiden je ward kund,
Das klage ich Gott, ich armer Mann,
Weil ich noch allezeit muß irregan!

Weit künstlicher und ausspruchsvoller, aber auch weit blasser wird die Allegorie in „Des Minners Anklagen" und der „Farbendeutung", den beiden noch übrigen Gedichten der livländischen Sammlung, durchgeführt. Hier haben Schönheit und Liebe des Dichters Leid verschuldet, die er um deswillen anklagt; dort wird er von verschiedenen Frauen, die je nach der Farbe ihrer Kleidung benannt und charakterisirt werden, über die rechte Art des Minnedienstes belehrt. Stellt sich „Des Minners Anklagen" dem Anschein nach als selbständige Dichtung dar, so liegt der „Farbendeutung" ein im späteren Mittelalter weit bekannter und vielfach bearbeiteter Stoff zu Grunde. Beide ziemlich weitläufige Dichtungen sind im Einzelnen reich an poetischen Schönheiten, verlieren sich aber in der Eintönigkeit lang ausgesponnener, schleppender Gespräche, denen es an der wirkungsvollen Betonung scharf hervorstechender leitender Grundgedanken fehlt. In diesen und ähnlichen Ergüssen einer gekünstelten und gesuchten Liebespoesie ist wenig von der Macht und Gemüthstiefe der alten Minne zu spüren. Mehr oder weniger sind es virtuosenhafte Spielereien mit Liebesgefühlen, Ausflüsse einer Schwärmerei, die schon manchen Zeitgenossen zu einem „lebhaften Schütteln des Kopfes" veranlaßt haben mag. Es hat denn auch schon damals nicht an naturalistisch veranlagten Seelen gefehlt, die sich ein grausames Vergnügen daraus machten, das süße Getändel der verliebten Sänger durch Erinnerung an die krasseste Prosa des materiellen Lebens schnöde zu entweihen. So theilt Gervinus aus einer alten Handschrift eine Stelle mit, wo insbesondere den allzu heftig schwärmenden Minnesingern die Kehrseite der Medaille zu Gemüthe geführt wird: „Es sei eine gar harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — nichts zu essen habe. Im wonniglichen Gespräch meint die Traute, ihr rother Mund müsse dem Geliebten jede Stunde versüßen können,

er aber denkt doch unter diesen Süßigkeiten an seine versetzten Nothpfänder. Sie will ihm diese Gedanken ausreden: ihr rother Mund habe der Freuden viel über alles Gut, — wer es zu schätzen wisse. Das will er auch nicht verreden, aber alle Freude wäre doch, meint er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude dabei wäre." —

Die Ziergärten der höfischen Dichtung veröden. Die Poesie ist nicht mehr „an wenige stolze Namen gebannt:

Ausgestreuet ist ihr Samen
Ueber alles deutsche Land."

Im Wald und auf der Haide sprießt sie empor, von keinem anderen Gärtner gepflegt, als von Regen und Sonnenschein, Wind und Wetter, von den Naturkräften des menschlichen Gemüths: das Volkslied erblüht.

Es ist selbstverständlich, daß deutsche Volkslieder auch in Livland gesungen wurden; kann aber von einem einheimischen livländischen Volksliede die Rede sein? Hat denn das historische Livland jemals überhaupt ein Volk besessen? Im gewöhnlichen Sinne nicht, denn das eigentliche Volk, die an Zahl das deutsche Element weit überwiegende Urbevölkerung, war ja nicht deutsch, sondern lettisch und ehstnisch. Dennoch hat es auch in Livland ein „Volk" gegeben, das deutsche Volkslieder nicht nur singen, sondern auch schaffen konnte. Das Bürgerthum der Städte hatte auf seinen Fahrten poetische Anregung genug; viel reisiges Volk aus Deutschland zog im Lande umher; Handwerksburschen, Kaufgesellen, Landsknechte führten zur See und auf dem Lande ein Wanderleben, das eben so abenteuerlich, ebenso reich an Eindrücken, ebenso poetisch befruchtend war, wie das ihrer Genossen in Deutschland. Und wenn das Wenige, was wir von ihren Liedern überkommen haben, theilweise den reichsdeutschen Ursprung verräth, so haben sich doch einige erhalten, die in Livland selbst entstanden sind und uns den Beweis liefern, daß das volksthümliche deutsche Leben dort immerhin kräftig und fruchtbar genug war, um Volkslieder auch aus sich selbst heraus zu schaffen.

Von den von E. Pabst gleichzeitig mit den erwähnten geistlichen Gesängen entdeckten weltlichen Dichtungen ist die „Liebesklage" („Die Sonne steht im Osten") eine eigenthümliche Verschmelzung von zwei verschiedenen Liedern. Während die dritte Strophe einem sogenannten „Bergreigen", d. h. einem von Bergleuten zum Reigen gesungenen Liede entlehnt ist, liegt den beiden ersten ein sehr beliebt gewesenes „Tagelied" zu Grunde, eine jener Dichtungen, die mit dem Namen auch das Motiv: das Scheiden der Liebenden, nachdem der Wächter auf der Thurmzinne den Tagesanbruch verkündet hat, der höfischen Poesie entlehnt, später aber unter Beibehaltung der Bezeichnung „Tagelieder" den ursprünglichen Inhalt derselben vielfach gewechselt haben. In herbstlich-winterlicher Landschaft irrt der Liebende sehnsuchtsvoll umher. Wohin soll er sich kehren, um sein Schönslieb zu sehn? Der Mond ist untergegangen, und die Sonne steht schon im Osten; er aber harrt noch immer in Regen und Reif. Warum? —

Wer sich heimlicher Buhlschaft rühmet,
Der hat weder Preis noch Ehr'!

Das Gedicht „Frauenliebe“ („Ich will mich selber trösten“) stammt noch aus den guten Tagen des Volksliedes, dagegen läßt ein anderes, welches die Liebe als Seuche darstellt („Die Liebeskur“), schon aus zahlreichen Fremdwörtern, sowie aus der geschmacklosen Genauigkeit, mit welcher die verschiedenen, mit der Liebeskrankheit in Beziehung gebrachten Kräuter und Ingredienzen aufgezählt werden, auf eine spätere Entstehungszeit schließen.

Neben dem Volksliede war es in Deutschland vornehmlich der Meistergesang, von welchem die höfische Poesie abgelöst wurde. Nun hat es in Livland allem Anschein nach keine Meistersänger gegeben, wenigstens ist uns kein Denkmal oder sonstiges Zeugniß erhalten, auf Grund dessen wir das Vorhandensein dieser Dichtungsart in Livland annehmen könnten. Es wäre das eine einigermaßen auffallende Thatsache, wenn wir nicht wüßten, daß die eigentlichen Pflegestätten des Meistergesanges Süd- und Mitteldeutschland waren. Verbreitete sich derselbe späterhin auch nach Norden und Osten, gab es selbst in Danzig und Görlitz Meistersängerschulen, so hat sich diesem rein äußerlichen Spiele mit der Poesie das nur starken und tiefen Eindrücken zugängliche Gemüth des Niederdeutschen niemals recht zu erschließen vermocht. Der Meistergesang ist in Niederdeutschland immer eine fremde Pflanze geblieben, und wie wenig mochte er erst zu der eigenartigen, breitspurigen Lebenshaltung der livländischen Städter passen! Was sollte ihnen, die alle Zeit auf der Wacht stehen mußten, deren Dichten und Trachten von einem ewigen Kampfe um das politische Dasein ganz in Anspruch genommen wurde, ein Spiel mit Worten, und Reimen, das zu oberflächlich war, um Geist und Gemüth zu packen, zu nüchtern, um das Vergnügungsbedürfniß eines in Ernst und Scherz gleich wuchtigen Menschenschlages zu befriedigen? Da gaben sie sich doch in ihren Mußestunden weit lieber ausgelassener Fröhlichkeit beim Zechgelage hin, oder erprobten ihre Kräfte, trotz den Rittern und häufig auch im Verein mit diesen, im muskelstählenden Turnier, oder ergötzten sich an derben Schwänken und dramatischen Aufführungen, wie sie namentlich in den später so beliebt gewordenen Fastnachtsspielen zur Schau gebracht wurden.

Während der zahlreichen Festlichkeiten, welche der Fastnachtswoche vorausgingen und in sie hinüberreichten, gehörte allerhand lustiger Mummenschanz zu den beliebtesten Unterhaltungen. Waren nun auch die meisten der dabei üblichen Gespräche und scenischen Schaustellungen scherzhaften Characters, so schloß das doch keineswegs aus, daß auch dem ernsteren und namentlich dem religiösen Bedürfniß Rechnung getragen wurde. Die älteste Spur dramatischer Aufführungen läßt sich schon im Jahre 1204 entdecken. Damals wurde auf dem Markte zu Riga eines jener geistlichen Spiele, Mysterien oder Misterien (vom lat. ministerium, d. h. geistliche Handlung), zur Schau gebracht, in welchen biblische Personen auftraten und u. A. auch die Schlachten Gideons und Davids dargestellt wurden. Durch derartige Schaustellungen hoffte man in Riga, das Bekehrungswerk an den heidnischen Liven wirksam zu unterstützen. Aber die Wirkung war zu groß! Als die Philister unter Simson's mächtig geschwungenen Streichen mit dem Eselskinnbacken wie gemähtes Gras zur Erde sanken, da glaubten die Heiden, daß nun auch sie bald an die

Reihe kommen müßten und nahmen schleunigst Reißaus. Aus den folgenden Jahrhunderten bis zum sechzehnten besitzen wir keinen Beleg für derartige oder ähnliche Vorstellungen, wenn wir einen solchen nicht etwa in einem kurzen Gedicht aus dem 15. Jahrhundert finden wollen.

In Lübeck brachte die adelige Korporation der „Zirkelbrüder“ 1441 ein dramatisches Spiel „Das Glücksrad“ (Dat luckeradt) zur Aufführung. Nun ist auf einem Revaler Briefentwurf vom 13. Juni 1430 ein Gedicht entdeckt worden, das den gleichen Stoff behandelt. Es ist die alte Wahrheit von der Wandelbarkeit irdischen Glückes, die hier in schlichten, aber eindringlich-mahnenden Worten zum Ausdruck gelangt. In vier verschiedenen Phasen lernt der Sterbliche die Launen der Fortuna kennen. Aus seiner Niedrigkeit wird er von den Speichen des Glücksrades in die Höhe emporgehoben, auf dem Gipfel angelangt, rühmt er sich vermessen seiner Hoheit. Aber der ewige Kreislauf reißt ihn wieder hinunter, und, unter dem Rade liegend, stöhnt er verzweifelt:

Hier liege ich armer Mann unten,
Zum Spotte und zum Wunder,
Von aller Welt geschmäht,
Weil das Glücksrad nicht wieder umgeht!

Dieses Gedicht soll nach Scherer u. A. gleichfalls dramatischen Zwecken gedient haben. Bestätigt sich diese Annahme, so müßten wir in unserem „Glücksrad“ das älteste aller erhaltenen Fastnachtsspiele erblicken. Es ist aber kaum wahrscheinlich, daß man um der wenigen Strophen willen ein Publikum zusammenrief und die sonstigen Vorbereitungen traf, die, mögen sie auch verhältnißmäßig nur unbedeutend gewesen sein, doch die Voraussetzung einer jeden scenischen Aufführung bilden. Glaubwürdiger erscheint die Annahme W. Seelmann's („Mittelndd. Fastnachtssp.“, Norden, 1885, S. XLVI.), daß die Strophen ursprünglich Bildersprüche zu einem großen, das Glücksrad darstellenden Wand- oder Deckengemälde waren. Auch zu unserem Gedicht gehört eine Zeichnung: eine Scheibe, deren Centrum durch zwei Kreislinien gebildet wird und die Worte „De vrowe secht“ enthält, ist in neun, durch je zwei geschweifte Linien von einander getrennte Felder eingetheilt, welche man sich durch die neun Strophen des Gedichts ebenso ausgefüllt denken muß, wie das Centrum durch die Gestalt der Glücksgöttin.

Noch bei einem anderen hervorragenden Denkmal altlivländischer Kunst begegnen wir einer solchen Vereinigung von Poesie und Malerei. In der Nicolaikirche zu Reval befindet sich ein Oelgemälde, das auf einer Leinwand von etwa $1^1/_2$ Meter Höhe und 7 Meter Länge in einer Reihe von Paaren den Tod darstellt, wie er seine eisige, vernichtende Hand an die Großen dieser Erde legt und sie zum letzten schrecklichen Reigen auffordert. Am Anfang des Bildes sitzt der Tod, mit vergnügtem Grinsen auf einem Dudelsacke zum Tanze aufspielend. Weiterhin folgt je eine Todesgestalt mit einem der irdischen Machthaber. Der Papst, dem der Tod den Grabstein voranträgt, eröffnet als „der Höchste an Macht“ den Reigen. Es folgen mit betrübten Gesichtern der Kaiser, die Kaiserin, der Kardinal und der König, ein Jeder in Begleitung des furchtbaren Tänzers. Während der Hinter-

grund von einer freundlichen Landschaft gebildet wird, aus der einige Gebäude hervorschimmern, windet sich zu den Füßen der Tanzenden ein weißes Band, auf welchem sich in mittelniederdeutschen Versen der Text zu dem Bilde befindet. Da das Gemälde lange Zeit unbemerkt im Thurme der Kirche den Einflüssen der Witterung preisgegeben war, so ist auch der Text stellenweise unleserlich geworden. Immerhin ist es verdienten heimathlichen Forschern (Rußwurm im „Inland", 1838, Nr. 31, G. v. Hansen, „Die Kirchen u. ehem. Klöster Revals", Reval, 1885) gelungen, ihn zum größten Theil zu entziffern und damit der Wissenschaft wichtige Anhaltspunkte zu weiteren Schlüssen zu liefern.

Text und Bild des Revaler Totentanzes sind nach einem Gemälde in der Marienkirche zu Lübeck angefertigt. Zwar ist das Lübecker Original im Jahre 1701 durch eine Nachbildung und der niederdeutsche Text durch hochdeutsche Verse ersetzt worden. Hat aber das alte Bild in dem neuen eine im Wesentlichen treue Wiedergabe gefunden, so ist uns auch der größere Theil des ehemaligen Textes in einer alten Handschrift erhalten. Diese stimmt nun mit der Revaler Dichtung, von einigen geringfügigen Aenderungen vielleicht abgesehen, vollkommen überein, nur mit dem Unterschiede, daß der Todesreigen in Reval mit der Gestalt des Königs abschließt, während er in Lübeck im Ganzen 24 Paare in Bewegung setzt. Auf die vier Wände einer Kapelle vertheilt, maß das Lübecker Gemälde an 100 Fuß in die Länge und 7 Fuß in die Höhe, ein schon durch seine Größenverhältnisse imposant wirkendes Kunstwerk. Da folgen nach dem König noch Bischof und Herzog, Abt und Ritter, Karthäuser und Edelmann, alle Stände, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Jung und Alt. Sie alle müssen nach des Todes „Pfeife springen", und nicht einmal des unmündigen Kindleins verschont er, das denn auch in die rührende, durch ihre Antithese wahrhaft klassisch wirkende Klage ausbricht:

O dot, wo schal ick dat vorstan?
Ick schal dantsen unde kan nicht gan!

Das Totentanzmotiv erfreute sich im Mittelalter nicht nur in Deutschland, sondern auch in den meisten anderen Ländern Europa's der größten Beliebtheit. Häufiger als wir Modernen gedachten unsere Vorfahren des Todes, häufiger wurden sie auch an ihn erinnert durch furchtbare Seuchen, unendlich lange Kriege, u. s. w. Zahlreich waren die Kirchen, welche ihre Wände mit einem derartigen Memento mori schmückten. Und in der That —: Konnte es eine wirksamere Mahnung an die Großen dieser Erde, einen besseren Trost für die Armen und Bedrückten, — eine eindringlichere Erinnerung an die Macht der katholischen Kirche geben, als diese Darstellung des über Alle gleichmäßig erhabenen Todes, dieses großen Demokraten, der alle Standesunterschiede auslöscht, den Fürsten den Purpur von den Schultern reißt, die Armen aber von dem Elende und den Mühsalen dieses Lebens erlöst, um sie in ein besseres Jenseits zu geleiten? Wurden die Reichen und Mächtigen durch den Anblick des Bildes zur Demuth gebeugt, so fanden die Elenden und Bedrückten in der Alles ausgleichenden Gerechtigkeit des Todes oftmals den einzigen Gedanken, der sie mit ihrem herben Loose, mit all' „dem Uebermuth der Aemter und der Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist", zu versöhnen vermochte.

Mit tiefinnerer Genugthuung mag so mancher von ihnen sich an dem Schauspiel gelabt haben, wie die Mächtigen der Erde, angethan und behangen mit allem Prunk ihrer vergänglichen Würden, mit Armesündermienen den schrecklichen Reigen treten müssen! Sie alle aber, ob Reich oder Arm, ob Hoch oder Niedrig, mußten sich beim Anblick der Vergänglichkeit des Irdischen im Tiefsten bewußt werden, wie nothwendig es sei, unvergängliche Güter anzuhäufen und für das ewige Heil zu sorgen, das doch wieder einzig und allein, trotz alledem und alledem, nur durch Vermittlung der Kirche zu erlangen war. Daran wurde auch nichts durch die Thatsache geändert, daß die Würdenträger der Kirche sich scheinbar selbst erniedrigten, daß auch der heilige Vater sich vor den Augen der Gläubigen zum letzten Gange anschickte. Es liegt eine stolze Demuth darin, daß der Papst den Reigen des Todes eröffnet, er, der „an Gottes Stelle gestanden" und dessen „Lösen und Binden" doch „fest" war, Jemehr sich die Würdenträger der Kirche selbst demüthigten, umsomehr mußte die Kirche als solche in den Augen des Volkes erhöht werden. So hat sie, die sammt ihrem Oberhaupte seit jeher mit mehr als einem Tropfen demokratischen Oels gesalbt war, es verstanden, auch den erhabensten demokratischen Gedanken, den Todesgedanken, in ihren Dienst zu stellen.

Ursprünglich freilich war der Totentanz nicht für profane Augen berechnet. — So überaus reichhaltig auch die Litteratur über diesen Gegenstand ist, so wenig feststehende Ergebnisse hatten die bisherigen Forschungen über Ursprung und Alter der verschiedenen Totentänze, ihr Verhältniß zu einander und das des Textes zum Bilde geliefert. Es blieb Dr. W. Seelmann vorbehalten, Licht in diese Fragen zu bringen. In einer ebenso geistvollen als scharfsinnigen, nach Form und Inhalt gleich meisterhaften Untersuchung („Die Totentänze des Mittelalters", Norden, 1893) hat dieser ausgezeichnete Gelehrte nicht nur festgestellt, daß der Lübisch-Reval'sche Totentanz der älteste aller erhaltenen Totentänze ist, sondern auch den Beweis erbracht, daß er auf dem Wege über die Niederlande aus Frankreich nach Lübeck und von dort nach Reval gelangt ist. Noch interessanter ist das Ergebniß der Seelmann'schen Untersuchung, daß der Text älter ist als das Bild, und daß der altfranzösische Totentanz, aus welchem jener sich entwickelt hat, von Hause aus ein Schauspiel für Geistliche gewesen ist. Dadurch löst sich auch in völlig ungezwungener Weise der Widerspruch auf, der zwischen Bild und Text insofern besteht, als in diesem nur von einem Tode die Rede ist, während jenes eine ganze Anzahl von Todesgestalten auftreten läßt. Der Maler, der zu dem Texte die Illustration liefern sollte, konnte eben mit dem Nacheinander, der Handlung, des Dichters nichts anfangen. Er mußte sie in ein Nebeneinander verwandeln und, um sich verständlich zu machen, jeder Person einen besonderen, ihren eigenen Tod beigesellen. Auch die ganze Anordnung des Gemäldes stimmt mit der Erklärung, daß der Totentanz ursprünglich ein vor Geistlichen aufgeführtes Schauspiel gewesen; vortrefflich überein. Der Prediger auf der Kanzel wendet sich an die versammelten Zuschauer. Daß diese Geistliche sind, darauf weist die Mahnung hin, sie möchten die ihnen anvertrauten „Schäflein" nicht in die Irre führen, sondern „gute Beispiele für sie anhäufen"; daß von einer zu erwartenden Vorstellung die Rede ist, wird durch

den Hinweis auf „dat spectel“ angedeutet, ein Wort, das noch aus der altfranzösischen Fassung in die niederdeutsche mit hinübergenommen worden und dem französischen „spectacle“ entspricht, welches doch nichts anderes bedeutet, als eben „Schauspiel“. Nun fordert der Darsteller des Todes zum Reigen auf. In gemessenem Tanzschritt, während dessen der Papst als erstes Opfer seine Klage durch Gesang oder Recitativ ertönen läßt, entfernt sich allmählich und verschwindet mit ihm der Tod in einem Grabe oder hinter einer anderen entsprechenden Vorrichtung, um sodann denselben Tanz der Reihe nach mit den übrigen Personen auszuführen. Es ist hier nicht der Ort, auf alle interessanten Einzelheiten der Seelmann'schen Untersuchung näher einzugehen, die als Beleg dafür gelten mag, welche trefflichen Ergebnisse das freie Spiel combinirender Phantasie aus einem wirren Haufen von Thatsachen herauszufinden vermag, wenn diese durch das feine Sieb strengster Logik und wissenschaftlicher Methode gelassen werden.

Das Lübecker Kunstwerk stammt aus dem Jahre 1436; die Zeit, in welcher die Stadt Reval ihren Totentanz erhielt, muß die Wende des 15. Jahrhunderts gewesen sein. Sie war nicht schlecht gewählt! Wohl hätte auch das alte Livland in der langen Friedensperiode, die es seinem großen Meister Walther von Plettenberg verdankte, Muße und Ursache genug gehabt, der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit irdischen Glücks nachzusinnen und bleibende Güter zu sammeln. Aber gerade während des langen, an 50 Jahre währenden Friedens war das Verderben gereift. Der emporblühende Reichthum des Landes, der im krassesten Gegensatze zu dem Elend der Eingebornen stand, hatte schwelgerisches Wohlleben, sträflichen Leichtsinn und Verweichlichung der Sitten geschaffen. Adel und Bürgerthum wetteiferten mit einander in unerhörter Prachtentfaltung und materiellen Genüssen. Am Tiefsten aber mußte der Orden sinken. Eine so eigenartige Schöpfung, wie diese, konnte sich nur in der fortwährenden Ausübung ihres Berufs, in unausgesetzter Anspannung aller Kräfte erhalten. Was sollten die geistlichen Ritter, denen der Eintritt in ein geordnetes Familienleben verschlossen blieb, deren eigentliches Heim das Feldlager bildete, im Frieden beginnen? Und wo waren die Ideale, wo war die schwärmerische Begeisterung für die „reine Jungfrau“ geblieben, welche den Orden einstmals in die Schlacht geleitet hatten? Alles das war dahin! Die Reformation hatte allmählich das ganze Land erobert und dem geistlichen Staatengebilde die Existenzberechtigung genommen, den Boden unter den Füßen weggezogen, die Seele ausgesogen und nur die tote Form übrig gelassen. Und auch diese mußte naturgemäß bald zusammenbrechen! Kaum war der greise Plettenburg fromm, wie er gelebt, in der Ordenskirche zu Wenden in's Jenseits hinübergeschlummert, als auch Altlivland schon in allen Fugen zu krachen begann. Tatarische Horden brachen in das Land, überschwemmten, verwüsteten es, kein Alter, kein Geschlecht mit ihrer bestialischen Grausamkeit verschonend. Dänen, Polen, Schweden, Russen rissen sich auf dem Boden Livlands um Livlands Trümmer. Und nirgends ein energischer, gemeinsamer Widerstand, — Entsetzen und wahnsinnige Flucht überall, ein Jeder in schmählichster Selbstsucht nur auf seine eigene Rettung bedacht — ja, sogar Verräther gebiert das entartete Geschlecht! Der alte Fürstenberg, der abgedankte vorletzte

Ordensmeister wird mit seinen Dienern gefangen genommen und in den Straßen von Moskau, einem wilden Thiere gleich, dem Pöbel gezeigt. Und inmitten dieses namenlosen Schreckens, dieser jammervollen Ohnmacht, erscheint und verschwindet, wie ein Blitz, der das ganze Elend nur um so greller beleuchtet, das Gaukelbild eines „Königs von Livland“, der Dänenprinz Magnus, dem der Zar diesen Titel verliehen hatte, um die livländischen Patrioten in seine Arme zu führen. Der eitle, thörichte Knabe! Er sank in sein Nichts zurück, nachdem der Zar die mächtige Hand von ihm abgezogen hatte.

Das war das Ende Altlivlands. Als es nach der langen, traurigen Nacht wieder zu tagen begann, als das graue politische Chaos wieder festere Umrisse gewonnen hatte, da war Ehstland schwedische, Livland polnische Provinz, Kurland aber unter Gotthard Kettler, dem letzten Ordensmeister als erstem Herzoge, erbliches Lehnsherzogthum der Krone Polen geworden. Das Deutsche Reich und der Deutsche Kaiser hatten sich damit begnügt, den Zaren schriftlich von der Eroberung Livland's abzumahnen und die Könige von England, Schweden, Dänemark und — Spanien durch Briefe zum Schutze der unglücklichen Reichslande aufzufordern!

So ward das Band zerrissen, welches die drei baltischen Marken zu einem Ganzen vereinigt hatte. Die politische Selbständigkeit war für immer verloren. Nun galt es, die geistige und kulturelle zu erhalten, in Kapitulationen und Verträgen mit den fremden Mächten das Erbtheil der Väter, die zeitlichen Rechte und die ewigen Ideale zu wahren. Die Reformation hatte den alten Lebensinhalt Livlands erschöpft, die Reformation sollte es auch wieder mit neuem erfüllen. In der Zeit tiefsten Verfalles, unsäglicher Zerrissenheit, da grünte bereits die junge Saat jener schlichten, kraftvollen treuen evangelischen Gesinnung, der es beschieden war, die verwüsteten Fluren des Vaterlandes dereinst noch mit goldenen Aehrenfeldern zu bedecken. Aus dem gereinigten Borne religiösen Lebens entsprang das evangelische Kirchenlied, das bald zum stolzen, beherrschenden Strome anschwoll und in seinen lauteren Fluthen das tiefste und innigste Gemüthsleben der Zeit widerspiegelt. Hier ist es neben Andreas Knopken, dem Reformator Riga's, dessen Sohn 1561 das erste deutsche Gesangbuch der Ostseeprovinzen herausgab, einer der reichstbegabten und vielseitigsten Dichter seines Jahrhunderts, der das litterarische Leben Livlands gleichsam in einem Brennpunkte vereinigt: Burchard Waldis, der treffliche Humorist, der geniale Fabeldichter, der fromme Sänger schöner evangelischer Kirchenlieder. Aber der Geist der Reformation hatte auch solche Kreise ergriffen, die äußerlich mit der alten Kirche noch nicht brechen konnten oder mochten, und selbst der greise Fürstenberg sucht in der Verbannung Trost in Liedern voll tiefer Empfindung und echt evangelischen Geistes. Wie früher die Jungfrau Maria als der Mittelpunkt alles Denkens und Dichtens erschien, so erhalten in diesem Zeitraume alle Geschehnisse Bezug auf die „reine Lehre.“ Der ungeheure, kaum jemals für möglich gehaltene Umschwung, welcher sich überall, wie in den Gemüthern, so auch in den öffentlichen Verhältnissen vollzog, brachte Viele geradezu zu dem Glauben, daß der jüngste Tag nahe bevorstehen müsse. Aus einer derartigen Auffassung ist auch der „Lüfländische Totengesang“ (durch Hermann Wartmann, Burggraf,

den 19. Mai 1584 aus Gebharten von Nalten Mund nachgeschrieben, Uhlands Volkslieder S. 943.) hervorgegangen. Hier lassen selbst die Geister der Abgeschiedenen das Glaubenslied der evangelischen Kirche in unterirdischem Gesange ertönen:

„Ein feste Burg ist unser Gott!"

Die Reformation hatte die alten Maßstäbe christlicher Werthschätzung wieder hervorgeholt und vom Staube und Rost der Jahrhunderte gereinigt; sie säumte nicht, diese Maßstäbe an alle Zustände und Personen des socialen und politischen Lebens anzulegen. Sie hatte aber auch den breiteren Schichten des Volkes das Recht zurückgegeben, eine politische Meinung zu haben und sie zu äußern. Nicht mehr sind es ausschließlich die Großen und Mächtigen, die sich mit praktischer Politik befassen. Das ganze Volk ist mündig geworden, spricht mit, politisirt und ergreift Partei. Sogar das zarte Geschlecht bleibt nicht zurück, wie das poetische Bruchstück eines politischen Stimmungsbildes aus dem Revaler Rathsprotokoll beweist (Th. Schiemann, „Altlivl. Dichtg." in den „Mitthlg. a. d. livl. Gesch." XIII. Bd. IV. Heft). Der Verfasser berichtet darin, wie er mit Anderen „im Gelage gesessen, doselbest getruncken unde gessen" und wie die Unterhaltung dabei auch auf die Politik, insbesondere die augenblicklich aktuellste Frage, die Belagerung Reval's durch den Herzog Magnus, gekommen sei. Nachdem er die verschiedenen Meinungen wiedergegeben, erzählt er auch

Von den unsinnigen bösen Weyben,
Die sich understehen, auch Krieg zu treiben.
Mich duncket aber, wann sie bei sinnen,
Sie sollten daheim den wacken spinnen
Undt daß krigen lassen bleiben
Undt sunst die hausarbeit forttreiben.
Die erste sagt: „Nun wollt ich gern
Den tag erleben, daß diese Herrn
In grundt wurden vertragen und geschlicht."
Die ander sprach: „Daß wollt' ich furwahr nicht!
Denn ihr sollt gar bald werden innen,
Daß hertzog Magnus die stadt wird gewinnen;
Er hat sie schon zum sturm beschossen,
Sie werden darinnen des kriegs vertrossen."

Wohl lebt in einem anderen poetischen Bruchstücke, dem plattdeutschen Landsknechtsliede auf den im Jahre 1556 zwischen Erzbischof und Herrmeister geführten Krieg (Ed. Pabst, „Vier polit. Ged." u. s. w. in Bunge's „Archiv f. d. Gesch. Liv-, Ehst- u. Kurl.", Bd. III, Heft II.) noch patriotischer Geist und treue Anhänglichkeit an die alte livländische Obrigkeit, aber auch hier schon muß sich diese mit ungeschminkten Worten an ihre christlichen Pflichten erinnern lassen. Zu ätzendem Hohn und schonungsloser Satyre steigert sich die Kritik in dem Spottliede auf den deutschen Orden in Livland vom Jahre 1558 (Pabst, a. a. O.), dessen Verfasser den Verfall des Ordens nicht nur im Allgemeinen schildert, sondern auch die einzelnen Gebietiger poetische Spießruthen laufen läßt und diesem Bilde trostloser

Verkommenheit den Ruhm und Glanz der alten Zeit gegenüberstellt. Ist aber auch noch dieses Lied im Grunde einer biederdeutschen Gesinnung entsprungen, der man bei aller Leichtfertigkeit des Landsknechtswesens auch dessen tüchtige Eigenschaften und den Schmerz um entschwundene Größe und Herrlichkeit nachfühlt, so hat das 16. Jahrhundert zahlreiche Pamphlete gezeitigt, welche ihren Ursprung theils der Leidenschaft der Parteien, theils aber auch gehässiger, wenn nicht gar unlauterer Gesinnung verdanken. Meist freilich enthalten auch diese poetischen Ergüsse nur zu viel des Wahren, weil eben die öffentlichen Zustände und Persönlichkeiten so viele Angriffspunkte boten, daß man gar nicht fehlen konnte! So wird in einem Pamphlet auf den Hofprediger und politischen Berather des Herzogs Magnus, Adam Schrapfer (Schiemann, a. a. O.), diesem vorgeworfen, daß er aus Habsucht und Ehrgeiz seinen geistlichen Stand geschändet, sich unberufener Weise in die weltlichen Händel eingemischt, dadurch aber viel Noth und Elend heraufbeschworen habe!

Du Ruhmest dich auch ein Kriegßmann —
Lieber, wo wolldestdu es gelernet han?
„Pax vobis!" Solldestu ehr wissen zu singen,
Denn ein Regiment Knecht In die Ordtnung Bringen!
Darum dunket mich noch, eß wehre fein,
Du weresst geblieben Bey dem Beruffe Dein
Undt Dich Allso nicht Eingedrengt
In das welltliche Regiment.
So wehre viel unglück Nachgeblieben,
Darzu du hast groß ursach geben
Mit deinen dollen, unzeitlichenn Rath!

„Eine beklagynge van deme hermester Gotharth Kettler genameth kegen eynem guden ffrunde in heymlycket vortruwen" (Schiemann, a. a. O.) läßt diesen seine angeblichen Schandthaten selbst erzählen, obwohl es doch feststehen dürfte, daß gerade Kettler — man mag über seine politische Rolle denken, wie man will — persönlich sich von den Lastern der Ordensbrüder frei zu halten gewußt hat. Aus trübster Quelle geflossen ist aber die Spottgeschichte des deutschen Ordens, in Reimen beschrieben von Hans von Taube, vom Jahre 1565 (Pabst a. a. O.). Die beiden livländischen Edelleute Eilert Kruse und Hans von Taube waren in russische Dienste getreten und wirkten als Unterhändler des Zaren gegen den Orden, um sich später in die Arme Polens zu werfen und ihren russischen Gönner ebenso zu verrathen, wie das eigene Vaterland. Jene Spottgeschichte aus der intriguanten Feder Taube's trifft nun sicherlich mehr als einen wunden Punkt. Aber gehörte denn zu jener Zeit soviel Muth und patriotische Gesinnung dazu, die trostlosen Blößen des Ordens vollends zu enthüllen und die vorhandenen Wunden vor aller Welt noch weiter aufzureißen? Nicht der Schmerz um den Untergang derjenigen Macht, welche so manches Jahrhundert hindurch den Eckpfeiler Livland's gebildet hatte, spricht aus dem Gedichte, sondern die gemeine Schadenfreude des Ueberläufers, der die Schmach des eigenen Vaterlandes zum Vorwande nimmt, es zu verrathen, statt alle Kräfte in seinen Dienst zu stellen —: es ist der Fußtritt, der dem todten Löwen ertheilt wird.

Die mehr als zweideutige Thätigkeit der beiden Genossen beleuchtet auch ein „Kurtzweilich Gesprech von Herr Johann Tauben und Ellert Krausen widerkunfft aus der Moschkaw eines Postreutters und Pasquillen“ (Pabst a. a. O.). Postreuter und Pasquillus begegnen sich von ungefähr auf der Reise, gerathen in's Gespräch und gehen dann nach alter deutscher Sitte einträchtiglich — in's Wirthshaus, wo sie sich „frolich machen und reden von des Landessachen.“ Da wird denn auch erzählt, daß Kruse und Taube nach Livland zurückgekehrt und auf dem Wege nach Polen seien. Daran werden nun allerlei Vermuthungen geknüpft. Pasquillus wundert sich darüber, daß der Zar seine Günstlinge gerade in einem für ihn kritischen Augenblicke beurlaubt habe und meint bedenklich:

Nur wenn nicht, wie ich furchte sehr,
Reinicken Fuchs darhinder wehr!
Postreutter:
Behutte Gott, das wehr nicht guth!
Si sein Ja beid vonn deutschem Bluth.
Es wer auch immer ewig schandt,
Das sie ir eigen Vatterlandt
Fueren solten zu mehren schaden,
Das sonst mit ungluck gnug beladen.
Jr sinn unnd gemuth steht also nicht,
Es ist vilmehr dahin gericht,
Wie sie das landt mochten befreyen,
Das es kehm wider zu gedeihen
Unnd allenthalben wurde frey
Aus vorstehennder Tiranney.
Darumb steht ir Hertz, muth und sinn
Jetzt eilendts zu dem Konig (von Polen) hin,
Seiner Mt. den grund zu sagenn,
Auch alle Mittel vorzuschlagen,
Wie man das arme geplagte Landt
Mocht bringen in ein guten standt. . .

Im weiteren Gespräch berichtet der Postreuter über die gescheiterten Pläne des Zaren mit dem Herzog Magnus und die Theilnahme der beiden Livländer an diesen Händeln, Pasquillus aber sagt:

Gott geb, wie gut ir sach auch sey,
Helt mans doch fur Verretherei,
Unnd ist den Deutschen kleine ehr!
Niemand wird inn nit trauen mehr.
So weis man auch wohl daneben,
Das sich der Kraus hatt willig geben
Zum Reussen gahr an alle noth;
Jst ihm kein ehr, — ein grotzer spoth!
Das er wider fellt von Jm ab,

Und furt mit sich ein grosse hab,
Left seine Aydes Pflicht dahindenn, —
Wer will im davon loes enthbinden?
Niemand, dann der Bapst zu Rom!
Es ist alles gar wieder den Strom.
Die Duna, dartzu auch der Rein,
Die doch zwei Starcker Wasser sein,
Werden die farb nicht abwaschen!
Es will sich warlich nirgend flaschen (fügen)!

So fließt das Gespräch hin und her, wobei manches charakteristische Streiflicht auf öffentliche Persönlichkeiten und Verhältnisse fällt und u. A. auch die Zustände am polnischen Hofe, die Saumseligkeit und Bestechlichkeit der polnischen Beamten und Würdenträger, sowie die leichtfertige Bequemlichkeit des Königs selbst mit Humor gegeißelt werden:

Der Konig hat ein altes Roß,
Es trabet hart, thut manchen stoß:
Das nennet man „Jutro“ — „kommet morgen!“ —
Dem, der es reith, dem giebts vil sorgen.
Jch bin auch selber darauff gesessen
Und kann das „Jutro“ nicht vergessen!
Jch sas abe und lis es stehen;
Jch wil vil lieber zu fuße gehen,
Dann reithen und nicht komen fort,
Stets immer bleiben an einem orth . . .

Die Anspielung auf eigene unliebsame Erfahrungen in den obigen Versen läßt darauf schließen, daß der Verfasser selbst bei Hofe zu thun gehabt, also zu den höheren und einflußreichen Kreisen gehört hat, während die mehrfach eingeflochtenen lateinischen Ausdrücke und Citate seinen Bildungsgrad beleuchten und die Einflüsse der humanistischen Zeitströmung deutlich genug erkennen lassen.

Mindestens eben so zahlreich, wie die politischen Gedichte dieser Periode, sind die Klagelieder über das Elend des Krieges, die Verwüstung des Landes, die Leiden der Gefangenen, den grausamen Druck des Feindes u. s. w. Schon die Titel dieser Gedichte verrathen deutlich genug den Jnhalt. Da giebt es aus dem Jahre 1565: „Ein nye Leidt von dem Tyrannischen Vyende, dem Muscowiter, wo he dem Könnige uth Palen ynt Landt gefallen ys unde eine Stadt, Polotzko genandt, ynngenommen heft“ (Goedeke, Grundriß, S. 271), „Ein Schön Geistlick liedt der Christen yn Lyffland wedder den Moschowiter“ (Geffken, Gesangbuch, S. 293), aus dem Jahre 1571: „Ein Lied von der Tyranney, so der Moscowiter mit der Stadt Reffel in Liefland getrieben“ (Goedecke, a. a. O., S. 273), aus dem Jahre 1577: „Ein gantz erbarmlike und elende Klage des armen und hardgedrengeden Lyfflandes, Vor etliken woken heruth in Prußen geschickt unnd ytzund rymen wyse in Druck verfertiget. Sampt enem Klagelede der wechgevörden Manner, Frouwen und Kindern.

Dorch Johannem Gravingelium“ (Goedeke a. a. O., S. 271) und gewiß so manches andere, das seiner Erlösung aus dem Dunkel der Archive noch entgegensieht.

Als Repräsentant dieser ganzen Dichtungsart, als die verkörperte Unrast und das verkörperte Elend seines Vaterlandes, erscheint uns Timann Brakel in seinem „Christlich Gesprech von der grawsamen Zerstörung in Lifland durch den Moscowiter vom 58. Jar her geschehenn“ u. s. w. (Th. v. Riekhoff, Jahresber. d. Fell. litter. Gesellsch., 1889). Furchtbar sind die Anklagen, die er gegen Orden und Geistlichkeit, Adel und Städte anhäuft, ergreifend ist aber auch die Schilderung des „Strafgerichts“, der Leiden, welche das arme Livland unter der Geißel des „Muscowiters“ ausstehen mußte. Hier ging eine ganze blühende Kultur zu Grunde. Volkreiche Städte waren zu brandgeschwärzten Trümmerhaufen zusammengesunken, ihre Einwohner oft bis auf den letzten Mann niedergemetzelt und unter unsäglichen Qualen langsam zerfleischt, oder aber in die Gefangenschaft weggeführt. Felder und Fluren lagen verwüstet, und das ohnehin arg verwahrloste Landvolk war in einen geradezu thierischen Zustand versunken! Durch mehrere Jahrhunderte tönt in verschiedenen Varianten, in allen drei Provinzen immer wiederkehrend, bald auf die eine, bald auf die andere gemünzt, ein melancholisch klagendes Lied, das den traurigen Zustand der Urbevölkerung in wenigen, aber tief ergreifenden Worten schildert. Die älteste uns erhaltene Niederschrift stammt aus dem Jahre 1590 und befindet sich in der Chronik des Salomon Henning, Kanzlers des Herzogs Gotthard Kettler. Da diese Fassung aber doch nicht den ursprünglichen Text wiedergeben dürfte und durch einen, offenbar später entstandenen moralisirenden Zusatz die Wirkung des Gedichts nur abschwächt, so mag hier der späteren Aufzeichnung des Olearius vom Jahre 1647 der Vorzug eingeräumt werden (vgl. auch Pabst, „Bunte Bilder“, II, 37 und „Das alte, auf unsere Undeut. ged. Liedl.“, Dorpat, 1848):

Ich bin ein Liffländischer Baur,
Mein Leben wird mir saur,
Ich steige auf den Birckenbaum,
Darvon han ich Sattel und Zaum,
Ich binde meine Schuh mit Baste
Und fülle meinem Junker die Kaste,
Ich gebe dem Pastor die Pflicht
Und weiß von Gott und seinem Worte nicht!

Erst die Reformation mit ihrer Achtung für die lebendigen Landessprachen als die einzigen zuverlässigen Vermittler des Gotteswort begann hier Wandel zu schaffen, und ein späteres Geschlecht hat durch Hochsinn und Opferfreudigkeit ebenso wie durch schwere Leiden eine Schuld der Vorfahren gesühnt, die zwar groß, immerhin aber menschlich und erklärlich erscheint, wenn man erwägt, daß die Lage der Dinge im übrigen Europa keineswegs besser, vielfach aber weit schlimmer war, und daß die beneideten Herren jener armen Bauern oftmals selbst nicht wußten, wo sie ihr müdes Haupt vor den Drangsalen eines ewigen Krieges bergen sollten.

Wäre es auch falsch, anzunehmen, daß obiges Lied von der garnicht deutsch sprechenden Landbevölkerung gesungen worden, so darf es doch in gewissem Sinne

als Volkslied bezeichnet werden, schon deshalb, weil es sich thatsächlich im Munde der deutsch-baltischen Bevölkerung Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Ueberhaupt hat das 16. Jahrhundert neben der politischen und religiösen Dichtung gewiß auch in Livland so manches Volkslied hervorgebracht, das später von den Stürmen der Kriegsfurie in alle Winde verweht worden ist.

Die Städte Riga und Reval boten hinter ihren festen Mauern immerhin auch der Poesie noch ein bescheidenes Asyl, und so lang es Verliebte giebt, so lang hat es auch Dichter gegeben. Anscheinend aus der Mitte des 16. Jahrhundert stammt „Ein liett von eynem freyer auf sein brautt gemaket“ (Schiemann a. a. O.), das in volksthümlicher Sprache ein poetisches Strafgericht über den schnippischen Hochmuth eines „zartten meideleins“ verhängt. „Wen einer thu begehren ein freundtlich dentzelein“, ist ihr der gute, verliebte Gesell „viel zu schlecht:“

Ich weis mir ein hofman wolgemut,
Der ist mir eben recht.

Aber der Dichter weiß sich zu rächen:

Darf sie, ein zartt meidelein.
Kein gesellen vorachten schlecht,
Und der ein gutten Namen hat,
Ist erlich und gerecht.
Halt ir over gutt,
Las mir mein mutt,
Du stolzes meidelein:
Ich weiß mir ein lieb,
Die gern thu, ein zartt jungfrauwelein.
Allhie will ich beschlisen
Dis kleine liedelein,
Obs gleicht thu vordriesen
Die stoltzen meidelein.
Die itztundt thu vorachten
Die arme gesellen schlecht,
Ein mal wirtt sie bezalett fein,
So geschicht ihm eben recht.
Dist soll ein zartt jungfrowelein
Dis lidt mit nemen an:
Ich schenk dem stolzen meidelein
Und las im dist zu lon.

Viel gemüthlicher, kurz und bündig, lauten die Verse auf die Hochzeit eines Rigaer Kaufmanns vom Jahre 1654 (Tielemann, „Livona's Blumenkranz“, 1818, S. 61):

Geff her de schmukke Hand
Der Lev tho enem Pand,
Myn trute, lewe Liesken!

Leve My,
Wie Ick Dy,
Myn Zibbing un myn Ziesken.
(Mein Hühnchen und mein Zeisig.)

Nicht alle, ja nicht einmal die meisten der Liebesgedichte jener Zeit hielten sich in den gesitteten Formen der obigen. Die Chronisten Russow und Kelch erwähnen mit vieler Entrüstung „Buhlenlieder“, welche man bei Festlichkeiten zum Nachtisch zu singen pflegte. „Wer die besten Buhlenlieder quinkiliren konnte“, heißt es bei Kelch, „der wurde vor Anderen lieb und werth gehalten, wie denn zu dieser Zeit die Buhlenlieder aus aller Welt nach Livland geflogen waren, weil Jedermann, Jung und Alt, sich derselben gewaltig befleißigte.“ Von dieser Gattung sind ebensowenig Proben überliefert, wie von den, bei denselben Chronisten erwähnten „Schelmenliedern“; angedeutet wird aber der Charakter der letzteren durch ein Lied, mit welchem ein verwegenes Mitglied der Harrisch-Wirischen (ehstländischen) Ritterschaft die Revaler Bürger auf ihrer eigenen Gildenstube verhöhnte. Nur zwei Verse haben sich in einem Protokoll vom Jahre 1516 erhalten, diese sind aber auch kraß genug:

Wir wollen de borgers op de koppe slan,
Dat blot schal op der straten stan!

Auch Nachrichten über dramatische Schaustellungen beginnen aus diesem Zeitraum wieder aufzutauchen. Ihren Glanzpunkt wird sicherlich die Aufführung von Burchard Waldis religiösem Fastnachtsspiele „Der verlorene Sohn“ in Riga gebildet haben. Diese Stadt hatte sich allmählich eine Ausnahmestellung im ganzen Lande zu erringen gewußt. Wie sie noch 20 Jahre lang nach der Unterwerfung Ehstland's unter Schweden und des livländischen Adels unter Polen ihren Charakter als deutsche Reichsstadt behauptete, so leistete sie später auch den Schweden äußersten Widerstand, nachdem sie einmal dem Polenkönige (Stephan Bathory, 1582) gehuldigt hatte. Noch im Jahre 1601, als der schwedisch-polnische Erbfolgestreit längst entbrannt war, ermahnt ein Rigaer Dichter seine Mitbürger zum treuen Ausharren bei der polnischen Krone:

O Riga klein,
Doch stark und fein,
Halt' fest in Glauben und Treuen,
Es wird dich nicht gereuen!

Aber das Schicksal Polens war bereits besiegelt. Am 16. September 1621 hielt Schwedens siegreicher Heldenkönig Gustav Adolph seinen festlichen Einzug in Riga.

So waren denn Ehstland und Livland unter dem glaubensverwandten schwedischen Scepter vereint, das in der Hand Gustav Adolph's und seiner zwei nächsten Nachfolger milde und segensreich über ihnen waltete. Ihr litterarisches Leben wurzelte freilich im Mutterlande, mußte mit ihm blühen und welken. Es ist die Zeit des 30jährigen Krieges. Das breite Bette, in welchem der poetische Strom der Reformationsperiode dahingerollt war, versandet allmählich in dürrer Gelehrtenpoesie. Wie exotisches Unkraut schießt eine volksfremde lateinische Poesie empor, in welschem

Truge erstickt die deutsche Heldensprache, und die deutsche Muse wird zum Aschenbrödel. Wohl wird sie von Martin Opitz und der ersten schlesischen Dichterschule aus ihrem vergessenen Dunkel wieder hervorgeführt, anerkannt und äußerlich wiederhergestellt, aber sie zu erlösen, dazu waren weder Opitz noch seine Schüler berufen. Das bleibt einem echten Prinzen aus Genieland vorbehalten, dem glänzenden, gemüthstiefen Paul Fleming, der dem Aschenbrödel den verlorenen goldenen Schuh wiederbringt und eine herrliche Hochzeit mit ihm feiert. Und dieses Gestirn geht zwar nicht am baltischen Himmel auf, wohl aber steht es über den baltischen Landen in seinem schönsten und reinsten Glanze. Während das Deutsche Reich von den Stürmen des 30jährigen Krieges zerrissen wird, stimmt die Harfe unseres Dichters im trauten Frieden der alten, meerumrauschten Hansestadt Reval holdselige Lieder zum Preise ihrer Schönen. Im Begriff, die Heimath seines Herzens und seiner seligsten und trübsten Lebenserfahrungen auch zu seinem bürgerlichen Vaterlande zu machen, wird er von einem frühen, plötzlichen Tode dahingerafft, und an seinem Sarge trauert die verwaiste deutsche Poesie.

Hatte Fleming schon in Dorpat mit den Professoren der von Gustav Adolph neu gegründeten Universität anregenden Verkehr gepflogen, so wurde er in Reval der Mittelpunkt eines litterarischen Kreises, aus welchem die Professoren am dortigen Gymnasium, Timotheus Polus und Reiner Brockmann besonders hervorgehoben seien. Jener führte den Titel eines gekrönten kaiserlichen Poeten und hat neben zahlreichen Gedichten in deutscher und lateinischer Sprache auch eine Art Konversationslexicon: „Lustiger Schawplatz“ (Jena, 1639), herausgegeben, das in mehreren Auflagen erschienen ist; dieser hat sich besonders durch seine Bemühungen um die ehstnische Sprache verdient gemacht. Welche an Schwärmerei grenzende Begeisterung er ihr entgegenbrachte, beleuchten auch die folgenden Verse von ihm:

Andre mögen ein Andres treiben,
Ich hab' wollen ehstnisch schreiben.
Ehstnisch redet man im Lande,
Ehstnisch redet man am Strande,
Ehstnisch red't man in den Mauern,
Ehstnisch reden auch die Bauern,
Ehstnisch reden Edelleute,
Die Gelehrten gleichfalls heute,
Ehstnisch reden auch die Damen,
Ehstnisch die aus Deutschland kamen.
Ehstnisch reden Jung' und Alte:
Sieh', was man vom Ehstnisch halte!
Ehstnisch man in Kirchen höret,
Da Gott selber ehstnisch lehret;
Auch die klugen Pierinnen
Jetzt das Ehstnisch lieb gewinnen.
Ich hab' wollen ehstnisch schreiben,
Andre mögen Andres treiben!

Aber nicht nur Professoren und Schüler tummelten eifrig den Pegasus — wer irgend sich im Stande fühlte, zu festlichen oder feierlichen Gelegenheiten einige passende oder unpassende Worte zusammenzureimen, machte sich eifrig an dieses Geschäft, und die Bibliotheken bewahren dicke Stöße livländischer Gelegenheitsgedichte aus damaliger Zeit. Sie sind naturgemäß und nach dem zu urtheilen, was daraus veröffentlicht worden (Th. v. Riekhoff, „Zur livländ. Gelegenheitsdichtg. d. 17. Jahrh.". Schlußber. d. livl. Landesgymn. Fellin, 1892), mehr lehrreichen als erfreulichen Inhalts und geben uns einen Begriff davon, welche ungeheuerlichen Geschmacklosigkeiten mit der unbefangensten und liebenswürdigsten Miene von der Welt verbrochen wurden. So beklagt ein Dichter den Tod der beiden Söhne des Grafen von Horn, wobei er sich aber zu Concessionen herbeiläßt, welche die Leidtragenden nicht gerade angenehm berührt haben können:

Ein Herrchen war zu viel; Nu aber beide scheiden — —!

Und weiter:

Seht an die beiden HERRN, ob Ihnen schon gefehlet
Der volle Witz-Verstand, doch haben sie erwehlet
Das beste Theil für sich u. s. w.

Außerordentlich beliebt sind Wortspiele, Akrosticha, Anagramme und dergleichen, zu welchen die Namen der Besungenen herhalten müssen. Die Vermählung des Pilten'schen Pastors Stephan Derschau mit Margaret Schwarzenberg begeistert den Rektor der Rigaer Domschule Johann Hörnick zu einer nicht ganz ungesuchten Erinnerung an die Schlacht am Weißen Berg:

Weil ich Berg' allein erwehle,
Und des weißen grausamkeit
Manchem Held verschnürt die Kehle
In dem harten Böhmerstreit:
Soll der schwartze mir gefallen
Und bewohnet seyn vor allen.

Aber die Nemesis ereilt auch ihn, und schwer treffen ihn zu seiner eigenen Vermählung die Verse eines flinken Dichtersmanns an die Braut:

Ihr habt auch ein Horn bekommen
Oder ja der Hörnick heißt:
Die Bedeutung leicht genommen
Ist und auß den Nahmen fleust u. s. w.

Zwischen all' dieser Spreu begegnet man nur selten natürlichen Gefühlsergüssen oder poetischen Gedanken, wie sie uns einerseits in dem humoristischen Carmen „Auf die Hochzeit Herrn Melchior Dreilings" von Christianus Brasneken (vgl. a. Pabst, „Bunte Bilder", II, S. 39) andererseits in den zarten Versen Johann Hartmann's auf die frühverblichene Katharina von Flygeln entgegentreten. Aber auch in jenen poetischen Verirrungen offenbart sich nur der innige Zusammenhang mit dem Stammlande. All' die gesuchten Wortspielereien, all' der gräuliche mythologische Kram, mit welchem die Dichter jener Zeit zu prunken liebten, all' die süßliche Schäferei und der überladene Schwulst und Bombast spiegeln uns in ihrem Gesammt-

bilde nur das litterarische Leben Deutschlands wieder. Opitz mit seinem „Büchlein von der deutschen Poeterei", der neuen qualitativen Silbenmessung und dem Alexandriner, die erste schlesische Dichterschule und die verschiedenen Sprachreinigungsgesellschaften machen ihren Einfluß auf baltischem Boden ebenso geltend, wie die Gesellschaft der Pegnitzschäfer mit Harsdörfer und seinem „Poetischen Trichter oder Anweisung, in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen", vulgo „Nürnberger Trichter", und später die zweite schlesische Schule, die Hoffmannswaldau und Lohenstein. Glaubt man doch letztere zu hören, wenn man Verse, wie die eines Goldingen'schen Bürgers liest:

Den ihrer Wangen-Roht und schöner Lippen Glantz
Ist von Carallen-Schein, mit Milch gemenget gantz;
Narcißen Weiß der Halß, das Haar wie Gold und Klee,
Die Augen wie die Sonn', die Brust ist weißer Schnee,
Der Mund wie Sammet ist mit Lilien untersetzt,
Mit Rößlein und Rubin, ist alles auß geetzt
Und künstlich auß staffiert. Auß diesem Seelen-Hauß'
Blikt reinlich Keusche Lieb zu beeden Fenstern auß u. s. w.

Schon die zahlreichen persönlichen Beziehungen mit Deutschland erklären diesen innigen geistigen Zusammenhang. Nicht nur Fleming, auch andere litterarische Berühmtheiten der Zeit haben längeren oder kürzeren Aufenthalt in den baltischen Landen genommen. Joachim Rachel, der bekannte Satyriker, studirte in Dorpat, war Hauslehrer bei einem Herrn von Vietinghoff in Livland und verfaßte hier seine „Centuria epigrammatum in Livonia edita". Aber auch die Freuden der baltischen Geselligkeit hat er in reichem Maße kennen gelernt und in seinem Hochzeitscarmen „Die gefangene und verurtheilte Liebe" gedenkt er mit besonderem Wohlwollen auch des kurischen Biers:

So dann, du Hyppocras, komm her, du Cursches Bier,
Nachbahr, geliebter Freund, dies gläßlein bring ich dir . . .

Robert Robertin, das Mitglied des Königsberger Dichterkreises, war Hauslehrer bei dem Amtshauptmann von Maidel auf Palten in Kurland, und der Begründer der Deutschgesinnten Genossenschaft, Philipp von Zesen, suchte in Reval Schutz vor den Verfolgungen, welche er sich durch seine zahlreichen Pasquille zugezogen hatte, konnte aber auch dort seine boshaften Launen nicht bezähmen. Daß die Revalenser unter Umständen keinen Spaß verstanden, beweist ein Schreiben in den Akten der Fruchtbringenden Gesellschaft, worin berichtet wird, „daß der leichtfertige Vogel, der Zesius, allhier sich bei seiner Excellenz, dem Grafen von Thorn, aufhält und hat es schon mit Pasquillien allhier so gemachet, daß er nicht darf bei einiger Gesellschaft kommen. Er hat allhier auf eines Ratsherrn Tochter, Kord Vegesack seiner Schwester Tochter, ein Pasquill gemacht und dieselbe so grob angegriffen, daß, wenn nicht der Graf ihm das Leben erbeten, würde der Rath von Reval einen andern Tanz mit ihm getanzet und ihm den Kopf haben wegschlagen lassen."

Ebenso wie Dichter und Gelehrte aus Deutschland das geistige Leben Baltenland's durch persönliche Anregung befruchteten, nahmen auch viele Balten an den

Sprachgesellschaften und Dichtervereinen Deutschlands persönlichen Antheil. In den Mitgliederlisten der Fruchtbringenden Gesellschaft figuriren u. A. drei Herren von Drachenfels mit den üblichen schmückenden Beiwörtern: „der Verfechtende", „der Stoßende", „der Ungewisse"; in der Deutschgesinnten Genossenschaft erscheinen Niklas Weiße von Lilienau aus Riga als „der Selbliche", ein Graf Thurn aus Ehstland als „der Siegende" u. s. w. Auch zu der Gilde der Hofdichter haben die Ostseeprovinzen einen der namhaftesten Vertreter geliefert, den Kurländer Johann von Besser, der sich vom schlichten Pastorssohn zum Preußischen Geheimen Rath und Oberceremonienmeister hinaufzudichten und am kurfürstlich-sächsischen Hofe die goldene Krippe wiederzufinden wußte, welche er in Berlin verloren, nachdem ihn der sparsame Friedrich Wilhelm I. mit anderen unnützen Essern abgeschafft hatte.

Einen sympathischen Gegensatz zu Besser, diesem Repräsentanten seines servilen Jahrhunderts, bildet der unerschrockene, tiefreligiöse Gustav von Mengden, Oberster der livländischen Adelsfahne, ein Edelmann von altem Schrot und Korn, demüthig vor Gott, aber furchtlos vor den Großen der Erde. Seine religiösen Dichtungen sind zum großen Theil breit und schwülstig und verrathen den Einfluß der zweiten schlesischen Schule, enthalten aber doch auch manches wackere Lied, das sich jedenfalls neben der übrigen zeitgenössischen Poesie sehen lassen kann. Reicher als sein lyrisches Talent ist Mengden's humoristische Ader, und seine Satyre auf die schwedische Güterreduktion (De fief Düwelskinder. Vgl. a. Gadebuch, Livl. Bibliothek, II, S. 239) ist in ihrer Art vortrefflich. Sie erinnert an die schwere Prüfungszeit, welche nach kurzer Ruhe abermals über die baltischen Lande hereinbrechen sollte.

In dem unglücklichen Kriege gegen Preußen's Großen Kurfürsten war der schwedische Staatsschatz völlig erschöpft worden. Um ihn wieder zu füllen, nahm König Karl XI. seine Zuflucht zu einem verzweifelten Mittel: alle diejenigen Güter, welche zu irgend einer Zeit der schwedischen Krone gehört hatten, sollten derselben wieder anheimfallen und ihren rechtmäßigen Eigenthümern ohne Entschädigung entrissen werden. Diese Maßregel, anfangs nur in Schweden durchgeführt, wurde bald auch auf Livland ausgedehnt. Gewaltthätige schwedische Statthalter bedrückten Land und Leute, und die Gegenvorstellungen der Livländer blieben nicht nur fruchtlos, sondern hatten neue, schärfere Maßnahmen zur Folge. Eine Beschwerdeschrift des livländischen Adels über den tyrannischen schwedischen Generalgouverneur Hastfer an den König veranlaßte diesen, die Verfertiger und Unterzeichner der Schrift zur Verantwortung nach Stockholm zu laden. Dort erschien u. A. auch Johann Reinhold von Patkul. Er hatte jenen livländischen Protest am Eifrigsten betrieben und daher auch das Meiste zu fürchten. In der That war bereits das Todesurtheil über ihn gesprochen, als es ihm gelang, sein Leben durch die Flucht zu retten. Sollte er es später auch, vom Kurfürsten von Sachsen im Frieden von Altranstädt der unmenschlichen Rachsucht Karl's XII. feige ausgeliefert, unter entsetzlichen Qualen am Rade verhauchen, — die Zeit seiner Freiheit hatte gereicht, das Vaterland zu rächen. Patkul war es vornehmlich, der das Bündniß zwischen Rußland, Sachsen und Dänemark zu Stande brachte und so der Befreiung Livlands und Ehstlands vom schwedischen Joche die Wege bahnte. Aber bis zur letzten Entscheidung hatten

die Ostseeprovinzen alle Drangsale und Leiden eines verheerenden Krieges auszustehen, und als Peter der Große den Sieg über Schweden und damit auch die Provinzen Ehstland und Livland (1721, im Frieden von Nystädt. Kurland wurde erst 1795, bei der dritten Theilung Polens mit Rußland vereinigt) endgiltig gewonnen hatte, da waren die Früchte langjähriger Kulturarbeit wieder vernichtet, da galt es, von Neuem zu schaffen und zu ordnen, auf dem festen, heiligen Boden der Väter auszuharren, aber auch den Bedürfnissen einer neuen Zeit Rechnung zu tragen.

Und die anbrechende Zeit war in mehr als einer Hinsicht eine neue: das Jahrhundert der „Menschenrechte" und der großen französischen Revolution; die Zeit Rousseau's und Voltaire's, aber auch die Goethe's und Schiller's, Lessing's und Kant's!

Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts macht sich eine energische Reaction gegen die Auswüchse und die Thorheiten der schlesischen Schulen, gegen die nüchterne Pedanterie und Anmaßung litterarischer Dictatoren geltend. In Hamburg bildet sich ein Kreis niedersächsischer Dichter, die sich freimüthig und entschieden gegen die überlieferte Unnatur in der Poesie erheben. Der Hamburger Rathsherr Brockes übersetzt das Gedicht des Engländers James Thomson „Die Jahreszeiten" und giebt dadurch eine Anregung, welche auch in den baltischen Provinzen nicht spurlos vorübergegangen ist. Karl August Kütner, der zwar nicht als Kurländer geborene, aber sich ganz als solcher fühlende Sänger der kurischen Vorzeit, gesteht selbst, daß er sich in seinem Gedichte „Die Weinlese zu Zabeln" die Thomson'schen „Jahreszeiten" zum Muster genommen habe. Bald lodern auf den Schweizer Bergen die Signale der poetischen Befreiung empor. Die beiden Züricher Bodmer und Breitinger stürzen den dünkelhaften litterarischen Usurpator Gottsched vom kritischen Richterthrone — ein Größerer vollendet ihr Werk. In heißer Geistesschlacht wirft Lessing die Franzosen über den Rhein zurück und legt die für uneinnehmbar gehaltenen Festungen welschen Geisteslebens nieder. Auf ihren Trümmern tummelt sich eine übermüthige, kraftstrotzende deutsche Jugend, eine Schaar himmelstürmender Brauseköpfe, an ihrer Spitze der junge Wolfgang Goethe. Man ist des steifen, unnatürlichen Philisterthums in der deutschen Litteratur müde geworden, die trockene Schulgerechtigkeit wird über den Haufen geworfen, das „Genialische", der „Sturm und Drang", als Losung ausgerufen. Nur beiläufig sei hier erwähnt, daß Derjenige, welcher durch sein Drama der ganzen Richtung den Namen gab, Friedrich Maximilian von Klinger, auch in Livland gewirkt hat und Curator der Dorpater Universität und des Dorpater Lehrbezirks gewesen ist. Weit inniger sind die baltischen Lande durch einen Anderen an dem geistigen Ringen dieser Periode betheiligt. Ein Meteor, taucht der livländische Pastorssohn Jakob Michael Reinhold Lenz am litterarischen Himmel Deutschlands auf. Mit außerordentlichen Gaben, mit einer „unerschöpflichen Produktivität" ausgestattet, scheint er berufen, das Höchste zu leisten, ja, sich mit Goethe, dem er als Dichter, wenn auch nicht als Mensch, vielfach congenial ist, in den Kranz der Unsterblichkeit zu theilen. Im Sturm erobert er sich alle Herzen, um sie ebenso schnell wieder zu verlieren und in Nacht und Nebel, fern von den Stätten seiner glänzenden Tage, unterzugehen — „von

Wenigen betrauert, von Niemandem vermißt!“ Bleibendes hat er wenig geleistet, aber die Litteraturgeschichte bewahrt seinen Namen als denjenigen, in dessen Klange die ganze „Sturm- und Drangperiode“ ihren erschöpfenden Ausdruck gefunden hat. Aber auch die erhabene klassische Dichtung entsendet einen ihrer hervorragendsten Vertreter an das weltentlegene baltische Gestade: Johann Gottfried Herder findet in Riga als Collaborator an der Domschule und Nachmittagsprediger an der vorstädtischen St. Gertrudskirche einen Wirkungskreis, dem er viel gegeben, mehr aber noch zu danken hat. Hier fand er nach seinen eigenen Worten an Hamann „Alles, was Luther in die vierte Bitte faßt, Weib ausgenommen.“ „In Livland“, so äußert er sich bei einer anderen Gelegenheit, „habe ich so frei, so ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt, als ich vielleicht nie mehr im Stande sein werde, zu leben, zu lehren und zu handeln!“ Ein Jüngling noch an Jahren, genoß er des freundschaftlichen Verkehrs mit den bedeutendsten und einflußreichsten Männern der Stadt. Und was waren das für Männer! Da war „der Wecker aller Talente“, wie man ihn genannt hat, der ausgezeichnete Rathsherr Johann Christoph Berens, dessen Haus den Sammelpunkt der hervorragendsten Geister aus Stadt und Land bildete und nach welchem der ganze Kreis seinen Namen erhalten hat. Da waren ferner Johann Georg Hamann, der „Magus des Nordens“, Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser der in Kurland geschriebenen „Lebensläufe“, der Buchhändler Hartknoch, der Verleger Kant's, Hamann's und Herder's, das hochgebildete Brüderpaar Johann Gotthelf und Gottlob Immanuel Lindner, später u. A. der Generalsuperintendent und berühmte Kanzelredner Karl Gottlob Sonntag und in bedeutsamer Verbindung mit ihm der Verfasser der vielberufenen, vielangefeindeten Schrift „Die Letten“, der hervorragendste Vertreter des Rationalismus und der Aufklärerschule in Livland: Helwig Garlieb Merkel.

Sohn eines livländischen Pastors, am 21. Oktober 1769 auf dem Pastorate Loddiger geboren, erhielt Merkel den ersten Unterricht durch seinen Vater. Da dieser Rosseau und Voltaire zu seinen Lieblingsschriftstellern zählte, so konnte es nicht ausbleiben, daß auch des Knaben empfängliche Seele schon frühzeitig in ähnliche Bahnen gelenkt wurde. Nach des Vaters Tode bildete sich Garlieb in dessen Bibliothek ohne fremde Anleitung weiter, wobei ihn besonders die Anmerkungen reizten, welche der Vater in seine Lieblingsbücher eingezeichnet hatte. Dann besuchte er die Domschule zu Riga, verließ sie jedoch bald, weil die langsame und pedantische Lehrmethode seinen fortgeschrittenen Geist nicht befriedigte. Eine untergeordnete Anstellung bei der Behörde gab er ebenfalls bald wieder auf, um sich zuerst durch Ertheilen von Privatstunden, später als Hauslehrer auf dem Lande fortzuhelfen. Bei einem adeligen Gutsbesitzer war es, wo er zum ersten Male von Mißhandlungen der leibeigenen Bauern durch ihre Herren erfuhr. „Aber“, rief er glühend aus, „warum wird das nicht bekannt gemacht? Solche Dinge brauchen nur publik zu werden, um aufzuhören!“ Das harte Loos der Bauern, das kennen zu lernen, er auf dem Lande reichlich Gelegenheit hatte, reifte in ihm den Entschluß, nach Kräften eine Aenderung dieser Zustände anzubahnen. Tagsüber seinen Hauslehrerpflichten obliegend, schrieb er in stillen, einsamen Nächten mit fiebernder Seele sein Buch „Die

Letten“, in welchem er den Zustand der eingeborenen Bevölkerung in den krassesten Farben schilderte, doch aber mit seinem leidenschaftlichen Rufe nach Aufhebung der Leibeigenschaft eine Forderung erhob, die sich nicht länger abweisen ließ. Als er bald darauf die Universität zu Leipzig besuchte, fand er Gelegenheit, das Werk zu veröffentlichen. Der durchschlagende Erfolg desselben, die warme Vertretung, welche sein leitender Gedanke in den betheiligten Kreisen selbst und namentlich bei dem edlen J. R. L. Samson von Himmelstjern gefunden hat, die Aufhebung der Leibeigenschaft durch freiwilligen Landtagsbeschluß der livländischen Ritterschaft im Jahre 1818, bilden eines der glänzendsten Kapitel in der baltischen Kulturgeschichte, können hier aber zur Charakteristik der Zeitströmung nur kurz erwähnt werden. Nach vorübergehendem Aufenthalte in Jena, Weimar und Kopenhagen (als Sekretär des dänischen Ministers Schimmelmann) wandte sich Merkel nach Berlin, wo er nicht nur gegen die romantische Schule eine lebhafte kritische Thätigkeit entwickelte, sondern auch in seiner Zeitschrift „Der Freimüthige“ so nachdrücklich gegen die Napoleonische Fremdherrschaft wirkte, daß er sich nach Livland zurückziehen mußte und auch dort noch von dem Hasse des Korsen verfolgt wurde. Hatte die Königin Luise ihm, „als der letzten Stimme, die es wagte, für Deutschland gegen Napoleon sich zu erheben“, ihren Dank ausgedrückt, so schenkte ihm auch dieser die gebührende Beachtung und sandte im Jahre 1812 nacheinander zwei Streifcorps eigens zu dem Zwecke aus, den unerschrockenen Freiheitskämpfer in seine Hände zu liefern. Aber die Vorsehung meinte es besser mit ihm. Es war ihm vergönnt, hochbetagt und im heimathlichen Frieden seine Augen zu schließen, am 27. April 1850.

Ein Dichter im wahren Sinne des Worts ist Merkel niemals gewesen. Der lebendige Quell der Poesie war und blieb ihm versagt. Dennoch darf sein Name in einer Geschichte der baltischen Dichtung nicht ungenannt, seine Wirksamkeit nicht unberücksichtigt bleiben. Durch seine publicistische und kritische Thätigkeit hat er bedeutenden Einfluß auf seine Zeitgenossen und nicht zuletzt auch auf seine Landsleute geübt. Die verschiedenen, der Reihe nach von ihm begründeten und redigirten Blätter, insbesondere „Der Freimüthige“, „Der Zuschauer“ und das „Provinzialblatt für Liv- und Ehstland“ erfreuten sich weiter Verbreitung, zahlreicher aufmerksamer Leser. Merkel vereinigte in sich, wie wenige Andere, die Vorzüge und Mängel der rationalistischen Schule. Er theilte ihre Begeisterung für die unveräußerlichen Menschenrechte, ihren glühenden Haß gegen alles Obscurantenthum, aber auch ihre Einseitigkeit, ihre unhistorische, rein naturrechtliche Auffassung des Völkerlebens, ihr Unvermögen, sich über den gemeinen Nützlichkeitsstandpunkt zu erheben und das Schöne um seiner selbst willen zu lieben. Charakteristisch für ihn ist eine Rede, die er noch als Jüngling im Freundeskreise gehalten: „Voltaire hat die Ehre des hingerichteten Admirals Bligh und des unglücklichen Calas gerettet, ebenso die Ruhe und den Wohlstand der Familie des letzteren, Leben und Vermögen der Familie Sirven, das Menschenrecht und die Freiheit der fünfzehn aus dem Jura nach Frankreich entflohenen Leibeigenen. — Schiller, meine Herren, — was that doch Schiller?“ Mit solchen Anschauungen konnte er allerdings weder Goethe in seiner Tiefe erfassen, noch auch der romantischen Schule und dem Halle'schen Pietismus gerecht

werden, die bei allen ihren Verkehrtheiten doch eine berechtigte Reaktion des Gemüths gegen die einseitige und verknöcherte Verstandesherrschaft der Aufklärer darstellen.

Eine vorübergehende Episode in Merkel's Leben bildet seine Gemeinschaft mit Kotzebue bei der Redaktion des „Freimüthigen". So verschiedenartige Charaktere, wie diese, konnten nicht lange zusammengehen. War Merkel bei all' seiner Schroffheit und eckigen Einseitigkeit doch eine grundehrliche Natur, so war es Kotzebue zunächst um die Befriedigung seiner persönlichen Eitelkeit zu thun. Gleichwohl ist die baltische Wirksamkeit auch dieses ebenso glänzenden als frivolen Geistes nicht ohne wohlthätige Folgen für die heimische Kunst geblieben. Während seines Aufenthalts in Reval richtete Kotzebue daselbst ein Liebhabertheater ein, welches auch nach seinem Wegzuge bestehen blieb und sich später zu dem gegenwärtigen Revaler Stadttheater entwickelt hat. Um dieselbe Zeit ungefähr begründete der reiche und kunstliebende Geheimrath von Vietinghoff im oberen Stockwerke seines Hauses in der Königstraße den ersten Rigaer Klub, die noch heute bestehende Gesellschaft „Die Muße", in den unteren Räumen aber das Rigaer Stadttheater, das unter seiner Aegide am 15. September 1782 mit Lessings „Emilia Galotti" eröffnet ward. Neben anderen modernen Stücken erwarb Vietinghoff für seine Bühne auch die erste Niederschrift von Schiller's „Don Carlos". Seitdem hat ein günstiger Stern über diesem Theater geleuchtet. Männer wie Karl von Holtei, Richard Wagner und viele andere Größen der Kunst haben an ihm gewirkt und in Riga immer gefunden, was sie häufig bisher vergeblich gesucht hatten: warmes Verständniß und thatkräftige Förderung.

Länger als in anderen Gegenden haften die Eindrücke vergangener Zeiten in den baltischen Provinzen. Die Gelegenheitsdichtung des 17. Jahrhunderts erbte sich bis in das neunzehnte fort und scheint noch in den zwanziger Jahren eine wahre Landplage gewesen zu sein, denn um diese Zeit verfaßte Karl Petersen sein humoristisches Spektakelstück „Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel", worin es in Bezug auf Riga u. A. heißt:

Da schlägt jeder Bäcker und jeder Bader
Sich selber die poetische Ader . . . .
Da fällt kein Sperling vom Rathhausdach,
So schallt ihm eine Nänie nach.
Giebt Hans der Grete die rauhe Hand,
So umflattert sie ein bedrucktes Band,
Und ein Gestöber von weißen Blättern
Ueberschneit sie von Basen, Muhmen und Vettern.

Auch die ererbten Unterhaltungsbücher haben sich in den Ostseeprovinzen, namentlich auf dem Lande, länger erhalten, als in Deutschland. Behauptete aber auch hier die französische Modelektüre lange Zeit hindurch ihre Herrschaft im deutschen Hause, so ist dieses doch niemals so verwälscht gewesen, wie in Deutschland selbst. „An dem deutschen Maßstabe der Zeit gemessen", betont Julius Eckardt mit Recht, („Livland im 18. Jahrh.", Leipzig, 1876, S. 405) „erscheint durchaus beachtenswerth, daß die altväterische Zucht und Sitte und die Pflege der Muttersprache auch in denjenigen Adelsfamilien nicht ganz vernachlässigt wurde, die ihrer Hofbeziehungen wegen in den französischen Bildungskreis gezogen worden waren". Bezeichnend ist die Thatsache, daß Merkel noch in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts „einen würdigen alten Landedelmann damit beschäftigt fand, seiner Gattin den 1666 erschienenen Roman Simplicissimus bei einer Talgkerze vorzulesen". (Eckardt a. a. O., S. 410.)

Es braucht wohl kaum ausgeführt zu werden, daß die klassische deutsche Dichtung der litterarischen Franzosenherrschaft auch in den baltischen Landen den Garaus gemacht, daß sie dort nicht nur ein begeistertes Publikum, sondern auch tüchtige produktive Vertreter gefunden hat. Wie in der übrigen deutschen Dichtung, so läßt sich auch hier der Einfluß Schiller's viel häufiger nachweisen, als der Goethe's. Es ist das eine leicht erklärliche Thatsache. Nach Schiller's Ton können auch Dichter ihre Harfe stimmen, die nichts von Schillers Individualität besitzen; mit Goethe zusammenklingen kann nur die gleichgestimmte Seele, die gleiche natürliche Anlage und Anschauung, die Congenialität. Schiller besitzt im besten Sinne des Worts eine Eigenart, Goethe in demselben Sinne — keine. Seine Eigenart ist die der Natur. Nur der kann ihn nachahmen, der ebenso denkt, schaut und fühlt, wie er. So bewegt sich in Schiller's Bannkreise eine ganze Reihe baltischer Dichter: Karl Gotthard Graß, der persönliche Freund Schiller's, Ulrich von Schlippenbach, Samson von Himmelstjern, August Heinrich von Weyrauch und manche andere. An Goethe erinnern neben Lenz nur zwei Dichter: der Livländer Petersen und der Kurländer Böhlendorff, zwei urwüchsige, glänzende Talente, deren bestes Können ungenützt versargt worden ist. Versprühte der eine seine schönen Gaben in einem Privatfeuerwerk für den engsten Freundeskreis, so ging der andere an seiner eigenen Unraft zu Grunde. Wie viele große Begabungen mögen in den baltischen Provinzen so zu Grabe getragen sein, ohne daß man unter ihrer schlichten Alltagshülle mehr entdeckt hätte, als gelegentlich vielleicht einen weltvergessen heraushängenden Zipfel von dem Purpur des Genies!

Wie der Klassicismus, so spiegeln sich auch die anderen Strömungen des 18. Jahrhunderts in den Werken baltischer Dichter und Schriftsteller: die Halle'sche religiöse Richtung in dem Kirchenliederdichter Neander; die sanfte Schwärmerei der Hainbündler in der edlen Elisa von der Recke und ihrer Freundin Sophie Schwarz, und so fort . . . .

Und das neunzehnte Jahrhundert? Mag es in den folgenden Stücken für sich selbst sprechen! Berühmte Namen hat es freilich wenig aufzuweisen, dafür aber zahlreiche ausgezeichnete Talente, Talente, die sich dreist mit den besten Namen der modernen deutschen Litteratur messen können. Wer von Prosaisten die Werke eines Alexander von Ungern-Sternberg, Theodor Hermann Pantenius, Eugen Klinge (Pseudonym der Gräfin Keyserlingk), von Lyrikern einen Karl von Fircks Alexander von Mengden, Maurice Reinhold von Stern, einer Helene von Engelhardt u. s. w. gelesen hat, der wird wenigstens nicht umhin können, den „Mangel an poetischen Talenten", welchen namentlich das baltische Publikum selbst gewohnheitsmäßig und traditionell seiner Heimath vorzuwerfen pflegt, für eine Fabel zu erklären. Mag nun diese Fabel ihre Erklärung in dem alten Wahrworte von

dem Propheten im eigenen Vaterlande, oder in der geringen Beachtung der baltischen Litteratur seitens der ausländischen und dem Mangel einer einflußreichen einheimischen Kritik, oder in anderen, hier nicht näher zu erörternden Verhältnissen finden, — es genügt, wenn die Fabel als solche erkannt wird. Daß dieses bald geschehen, daß der so arg vernachlässigten baltisch-deutschen Dichtung auch in der Nationallitteratur der ihr gebührende Platz eingeräumt werden möge, das ist der vornehmste Zweck des vorliegenden Werks und der innigste Wunsch seines Herausgebers!

Vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert.

Aus der livländischen Reimchronik.

13. Jahrhundert.

1. Von der Ankunft der Deutschen in Livland.

(Vers 113—258.)

Nû hân ich ûch gesaget
Von Gotes sune und der maget
Marîen, der vrowen min,
Der himelischen kunigin,
Und wie sîn gotlicher rât
Hin und her geteilet hât
Den cristentûm in manich lant.
Nû wil ich machen ûch bekant,
Wie der cristentûm ist komen
Zû Nieflant, als ich hân vernomen
Von alten wisen lûten.
Daz wil ich ûch bedûten
Sô ich allir beste kan.
In Gotes namen hebe ich an:
Kouflûte waren gesezzen,
Riche und vormezzen
An êren und an gûte,
Den quam in ir gemûte,
Daz sie gewinnen wolden gût,
Als noch vil mancher tût.
Got der wisete sie dar an,
Daz sie gewunnen einen man,
Dem vremde lant wâren kunt.
Der brâchte sie zû einer stunt
Mit schiffen ûf die Osterse.
Waz sal ich dâ von sagen mê?
Die Dune ein wazzer ist genant,

Nun hab' ich euch gesagt
Von Gottes Sohne und der Magd
Marie, meiner lieben Frauen,
Der Königin in Himmels Auen,
Und wie sein göttlicher Rath
Hin und her vertheilet hat
Das Christenthum in manches Land.
Nun will ich machen euch bekannt,
Wie das Christenthum ist kommen
Nach Livland, wie ich hab' vernommen
Von alten weisen Leuten.
Das will ich euch bedeuten
Auf's Allerbeste wie ich kann.
In Gottes Namen hebe ich an:
Kaufleute waren gesessen,
Reich und vermessen
An Ehren und an Gute,
Denen kam es in ihren Muth,
Daß sie gewinnen wollten Gut,
Wie noch gar Mancher thut.
Gott, der wies sie an,
Daß sie gewannen einen Mann,
Dem fremde Lande waren kund;
Der brachte sie zu einer Stund'
Mit Schiffen auf die Ostsee her.
Was soll ich davon sagen mehr?
Die Düna ein Wasser ist genannt,

Des vluz gêet von Rûzen lant,
Dar ûffe wâren gesezzen
Heiden gar vormezzen,
Liwen wâren sie genant,
Daz stôzet an der Sêlen lant.
Daz was ein heidenschaft vil sûr,
Sie waren der Rûzen nakebûr,
Dar umme lac vil manich lant,
Die ouch heiden wâren genant.
Die Dûtschen hatten wol vernomen,
Daz man mit sorgen müste komen,
Zû der selben heiden lant;
Doch wurden sie dar hin gesant
Von der starken winde craft
Kegen der selben heidenschaft.
Dâ sie quâmen sô nâhen,
Daz sie die Dune sâhen,
Dô mochtez anders nicht gesîn,
Mit sorgen vûren sie dar în.
Dô man irre kumfte wart gewar,
Dô samete sich vil manche schar;
Mit schiffen und ouch ubir lant
Quam manch heiden zû gerant.
Alsô was ir allir mût,
Daz sie liep und gût
Den cristen wolden haben genomen.
Dô sie hatten daz vernomen,
Menlich quâmen sie zû der were
Snelle kegen der heiden here.
Mit schiezen und mit steinen
Begunden sie die meinen
Wer in quam sô nâhen.
Dô daz die heiden sâhen,
Snelle hatten sie entsaben,
Daz sie ihr mochten nicht gehaben:
Wen ir wart in kurzer stunt
Von schiezen sumelicher wunt.
Dô sprâchen sie umme einen vride
Und lobeten den bie der wide.
Die cristen wurden ouch des vrô:
Mit gelubde sie giengen dô

Des Fluß geht aus der Russen Land;
An diesem waren gesessen
Heiden, gar vermessen,
Liven waren sie genannt,
Die stoßen an der Selen[1]) Land,
Das waren Heiden, gar boshaft,
Sie waren der Russen Nachbarschaft.
Noch wohnten rings in manchem Land,
Die auch Heiden waren genannt.
Die Deutschen hatten wohl vernommen,
Daß man mit Sorgen müßte kommen,
Zu derselben Heiden Land;
Doch wurden sie darhin gesandt
Von der starken Winde Kraft
Zu derselben Heidenschaft.
Da sie kamen so nah,
Daß man die Düna sah,
Da mocht' es anders nicht sein,
Mit Sorgen fuhren sie hinein.
Da man ihre Ankunft ward gewahr,
Da sammelte sich gar manche Schaar,
Mit Schiffen und auch über Land
Kam manch' Heide zugerannt.
Also war ihr aller Muth,
Daß sie Leib und Gut
Den Christen wollten haben genommen.
Da sie hatten das vernommen,
Männlich kamen sie zu der Wehr
Schnelle gegen der Heiden Heer.
Mit Steinen und mit Schießen
Begannen sie zu grüßen,
Die sich wollten nahen.
Da das die Heiden sahen,
Schnelle hatten sie ersehen,
Daß sie dem Feind nicht mochten stehen,
Denn ihrer ward in kurzer Stund'
Vom Schießen gar mancher wund.
Da sprachen sie um Friedensverein,
Den gelobten sie bei Stein und Bein,
Die Christen auch mit frohem Sinn
Gelobten den und gingen hin

[1]) Ausgestorbener Volksstamm im südöstlichen Theile der heutigen Provinz Kurland.

Zû in vrielich ûf daz lant;
Got der hatte sie gesant
Zu der selben heidenschaft.
Sie hatten gûtes grôze craft,
Daz verkôuften sie aldar,
Ein teil baz, denne anderswar;
Des wurden sie von herzen vrô.
Die heiden sprâchen zû in dô,
Daz sie vride nêmen
Und dicke wider quêmen;
Wolde ouch iemant mit in komen,
Der wère in den vride genomen.
Der koufslagen wolde dâ
Lieber denne anderswâ,
Der solde in willekomen sîn.
Beide mete und wîn
Die kouflûte schenketen dô
Den heiden und waren vrô;
Der vride wart bestetiget wol,
Als man mit gelubde sol.
Dô vûren sie zu lande wider
Und quâmen dicke sider
Zû Nieflande mit mancher schar.
Sô man ir kumfte wart gewar,
Sô wurden sie entpfangen wol,
Als man liebe geste sol.
Daz triben sie vil manchen tac,
Daz man koufes mit in pflac.
Dô iz in gienc so wol in hant
Sie vûren in daz selbe lant
Sechs milen vurbaz,
Dâ vil manich heiden saz,
Mit den sie iren kouf triben
Und alsô lange dâ bliben,
Biz sie bûweten ein gemach.
Mit urloube daz geschach,
Bie der Dune ûf einen berc,
Dâ buweten sie ein êrlich werc,
Eine burc sô veste,
Daz dieselben geste
Mit vride wol dar ûffe bliben
Und iren kouf lange triben.
Jekesculle wart iz genant

Zu ihnen sicher auf das Land;
Gott der hatte sie gesandt,
Zu denselben Heiden her.
Sie hatten Gut geladen schwer,
Das verkauften sie alldort
Zum Theil bas, als an and'rem Ort;
Deß ward ihr Herz voller Freuden.
Zu ihnen sprachen da die Heiden,
Daß sie Frieden nähmen
Und häufig wieder kämen;
Wollt auch Jemand mit ihnen kommen,
Der wäre in den Frieden genommen.
Der kaufschlagen wollte alldort
Lieber als an anderm Ort,
Der sollte ihnen willkommen sein.
Sowohl Meth als Wein
Die Kaufleute da den Heiden
Ausschenketen voller Freuden;
Der Frieden war bestätiget wohl,
Wie man mit Gelübde soll.
Da ihren Weg nach Haus sie nahmen,
Seitdem auch häufig wieder kamen
Nach Livlande mit mancher Schaar.
So man ihr Kommen ward gewahr,
So wurden sie empfangen wohl,
Wie man liebe Gäste soll.
Das trieben sie gar manchen Tag,
Daß man Kaufs mit ihnen pflag.
Da's ihnen ging so wohl in Hand,
Sie fuhren in dasselbe Land
Sechs Meilen fürbas,
Da gar mancher Heide saß,
Mit dem sie ihren Kauf trieben
Und also lange da blieben,
Bis sie bauten ein Gemach.
Mit Erlaubniß das geschach,
Bei der Düna auf einen Berg,
Da bauten sie ein ehrlich Werk,
Eine Burg so feste,
Daß dieselben Gäste
Mit Frieden wohl darauf verblieben
Und ihren Kauf lange trieben.
Uexkull ward es genannt

Und liet noch in Nieflant.
Die wile sie daz bûweten,
Die heiden nicht entrûweten,
Daz iz solde alsô geschehen,
Als iz sider wart gesehen.
Nû was, als ich hân vernomen,
Ein wiser man mit in komen,
Der in sanc und las,
Wen er ein reiner prister was.
Der hêre hiez Meynhart;
Er was mit zuchten wol bewart
Und was wis und clûg,
Er hatte tugende genûg;
Er kunde sô gebâren,
Daz im die lûte wâren
Beide willic und holt.
Er kunde geben richen solt
Mit lêre und mit râte,
Vil manchen er bekârte,
Daz er die cristen lieb gewan.
Dar undir was vil manich man,
Mochte er die dûtschen hân vertriben,
Ir enwère nimmer kein bliben
In dem lande eine stunt.
Sie rou vil sère der vullemunt,
Der an die burg bekomen was
Zû Jekesculle, als ichz las.
Wen ir angist der was grôz,
Daz in wurde widerstôz
Von der selben cristenheit,
Die wart von tage zu tage breit.
Von dûtschen landen quâmen dar
Starker helde maniche schar,
Die ouch iren kouf triben
Und mit den andern dâ bliben.

Und liegt noch in Livland.
Dieweil sie das erbauten,
Die Heiden nicht durchschauten,
Daß es sollte also geschehn,
Wie es später ward gesehn.
Nun war, wie ich hab' vernommen,
Ein weiser Mann mit ihnen gekommen,
Der ihnen sang und las alldar,
Denn er ein reiner Priester war.
Der Herr hieß Meinhart;
Er war mit Züchten wohl bewahrt
Und war weis' und klug,
Er hatte Tugenden genug;
Er konnte so gebahren,
Daß ihm die Leute waren
Willig sowohl als hold;
Er konnte geben reichen Sold
Mit Rath, und wenn er lehrte,
Gar manchen er bekehrte,
Daß er die Christen lieb gewann.
Darunter war gar mancher Mann,
Hätte er die Deutschen können vertreiben,
So wäre ihrer Keiner länger geblieben
In dem Lande eine Stund.
Sie reute sehr der feste Grund,
Den sie an jener Burg bekamen
Zu Uexkull, wie ich's las, mit Namen.
Denn ihre Angst, die war groß,
Daß ihnen würde Widerstoß
Von derselben Christenheit,
Die ward von Tag zu Tage breit.
Vom deutschen Lande kam alldar
Starker Helden manche Schaar,
Die auch ihren Kauf trieben
Und mit den Andern dablieben.

2. Kampf der Ordensritter mit den Semgallen.[1])

(Vers 10547—10744.)

In der zît der tac ûf brach.
Der meister zû einem boten sprach:
„Ir sollet die brûdere heizen komen."
Dô sîn botschaft wart vernomen,
Sie quâmen zû dem meistere gar,
Waz ir was an der schar.
Er saz mit in an einen rât.
Der meister einen brûder bat,
Daz er die warte lieze besehn,
Man solde ouch vil wol verspehn,
Ob iemant vunde ein vremdez pfat,
Der meister dô besehen bat.
Wartlûte wurden ûz gesant,
Die quâmen wider al zû hant,
Sie sprâchen sô: „die viende komen,
Wir haben sie hie bie vernomen,
Wol geschart mit irre wer;
Sie sint vil nâ bie unseme her."
Der meister an eime râte saz.
Die brûdere alle hôrten daz,
Daz der wartmann sô sprach.
Zû hant, dô die rede geschach,
Dô ensûmeten sie nicht mêr,
Sie ilten snelle zû der wer.
Brûder Bertolt, ein helt,
Der zû dem vane was erwelt,
Er nam den vanen in die hant,
Ûf einen plân quam er zû hant.
Man dorfte der brûdere keinen manen,
Sie quâmen snelle zû dem vanen.
Die burgêre und die pilgerîn
Wolden bie der banier sîn.
Daz lantvolc was noch unbereit,

Zur Zeit, da der Tag anbrach,
Der Meister zu einem Boten sprach:
„Du mußt die Brüder heißen kommen."
Als seine Botschaft ward vernommen,
Sie kamen zu dem Meister gar,
So viel ihrer waren in der Schaar.
Er saß mit ihnen wohl zu Rath
Und einen Bruder auch er bat,
Daß er die Wachen ließe besehen,
Auch solle man gar wohl erspähen,
Ob Jemand fänd' eines Fremden Pfad,
Das zu erkunden der Meister bat.
Wachtleute wurden ausgesandt,
Die kamen wieder allzuhand
Und sprachen so: „Die Feinde kommen,
Wir haben nahe sie vernommen,
Wohl geschaart mit ihrer Wehr;
Unweit wohl sind sie uns'rem Heer."
Der Meister noch zu Rathe saß.
Die Brüder alle hörten das,
Was der Wachtmann so sprach.
Als die Rede gescheh'n, sofort danach
Sie säumten sich nicht mehr
Und eilten schnelle zur Wehr.
Bruder Berthold, ein Held,
Der zur Fahne war auserwählt,
Der nahm die Fahne in die Hand
Und trat auf einen Plan zuhand.
Man brauchte der Brüder keinen zu mahnen,
Sie kamen schnelle zu der Fahnen.
Der Bürger und der Pilger Schaar
Auch um ihr Banner gesammelt war.
Das Landvolk[2]) war noch nicht bereit,

[1]) Ausgestorbener lettisch-littauischer Volksstamm, der den mittleren Theil der heutigen Provinz Kurland bewohnte. Der livländische Ordensmeister, von welchem oben die Rede, ist Willekin von Schauenburg (1283—1287). Er befindet sich zu Anfang unserer Erzählung mit einem Aufgebot von etwa 500 Mann, dem nur 40 Ritter angehören, in einem tiefen Walde, wo er bei der Verfolgung eines zahlreichen Semgallenheeres von der Nacht überrascht worden ist. [2]) Die nichtdeutschen, oder, wie man früher zu sagen pflegte, „undeutschen" Bundesgenossen des Ordens, die, wie man sieht, das Hasenpanier ergreifen und die wenigen Ritter ihrem Schicksal überlassen.

Ez hette sich in den walt geleit:
Ein teil ir quam zû der wer,
Die anderen vlohen von dem her.
Manchem dô alsô geschach,
Daz er der viende nie gesach
Und vlohen kein lande wert;
Sie liezen in dem walde ir pfert.
Dâ was vil manich vromer knecht,
Sie hielden wol der tugende recht,
Man sach sie bie irn hêrren stân.
Dô quam mit schilde manich man
Hovelichen durch den walt.
Von Bernhûsen, ein helt balt,
Brûder Volmâr er hiez,
Sîn manheit in des nicht erliez,
Dô er der viende wart gewar,
Er rante frilich in ir schar,
Im was ûf die viende gâch,
Daz banier drane im vaste nâch.
Er was alleine geriten,
Die anderen dâ zû vûze striten.
Dâ sach man slac und stich,
Die heiden nâmen dô den wich:
Ir lac dâ mêr danne zwenzic tôt,
Die anderen vlohen von der nôt.
Der knechte lac ein teil dar nider.
Brûder Volmâr der quam wider,
Als ein helt zû sînem vanen,
Sîn ros begunde er aber manen
Und rante an die viende wider,
Dâ wart der helt geslagen nider.
Er starb als ein fromer man,
Siner sêle ich gûtes gan.
Der meister rief die brûdere an,
Sie solden kêren ûf den plân;
Er was in doch ein teil zû smal,
Daz sie vor drange ûf dem wal
Mochten sich nicht wol gescharn.
Man sach ein grôze rotte her varn,
Des mochten sie nicht ummegêhn,
Sie mûsten die zû hant bestêhn.
Die brûdere dorfte man nicht manen,
Sie striten wol bie iren vanen.

Sie lagen in dem Wald zerstreut:
Ihrer ein Theil kam zur Wehr,
Die Anderen flohen von dem Heer.
Mit Manchem also es geschah,
Daß gar keinen Feind er sah,
Floh eiligen Laufes zu Lande
Und verließ sein Roß mit Schande.
Da war auch mancher fromme Knecht,
Der that, was tugendlich war und recht,
Steht bei seinem Herrn, so viel er kann.
Auch kam mit dem Schilde mancher Mann
Ritterlich durch den Wald, wie ein Held.
Von Bernhusen, der Ritter auserwählt,
Bruder Volmar er hieß;
Vor Mannheit er's nicht unterließ,
Als er der Feinde ward' gewahr,
Rannte verwegen er an ihre Schaar,
Auf den Feind er stürzt' ohne Weilen.
Das Banner drängt nach ihm mit Eilen.
Er kam alleine geritten,
Die Andern zu Fuße da stritten.
Da sah man vor Hieben und Streichen
Die Heiden dort entweichen:
Ihrer lagen mehr als zwanzig todt,
Die Andern flohen aus der Noth.
Der Knechte lag ein Theil danieder.
Bruder Volmar, der kam wieder
Als ein Held zu seiner Fahnen,
Da begann sein Roß er aber zu mahnen
Und rannte an die Feinde wieder,
Da ward der Held geschlagen nieder.
Er starb als ein gar frommer Mann,
Seiner Seel' ich Gutes wünschen kann.
Der Meister rief die Brüder an,
Sie sollten wieder kehren auf den Plan;
Der war zu schmal ihnen doch zur Zeit,
Und um hier anzuheben den Streit,
Sie konnten nicht aufstellen die Schaaren.
Da sah eine Rotte herzu man fahren,
Man mochte sie nicht umgeh'n,
Die mußten alsbald sie besteh'n.
Die Brüder nicht braucht' man zu mahnen
Sie stritten wohl bei ihrer Fahnen,

Die knechte wâren willic gar.
Nû quam dort her ein andere schar
Zwischen brûdere unde pfert,
Den was zû dem roube wert.
Die brûdere wurden der gewar:
Sie kârten mit irem banier dar.
Die pfert wurden nicht erwert,
Noch vor den Semegallen irnert,
Wen ir macht was in zû grôz.
Daz lantvolle sêre des verdrôz,
Mancher sich zû vlihene bôt.
Die brûdere bliben in der nôt,
Wol virzic was ir an der zal
Und vumfzic dûtschen uber al,
Die wurden ummeringet gar
Von der Semegallen schar.
Der anderen vlôch ein teil enwec,
Sie sûchten brucke noch den stec.
Ir wart ein teil gevangen sider,
Sumelicher wart geslagen nider.
Manich poneiz dort geschach,
Dâ man den meister striten sach.
Die brûdere dâ zû vûze striten,
Der Semegallen was nicht geriten.
Ir wart beider sîten heiz:
Man sach manchen rôten sweiz
Durch die brunjen dringen,
Man hôrte swert dô clingen,
Man sach helme schrôten;
An beider sit die tôten
Vielen nider ûf daz wal.
Mancher neigete sich zû tal,
Daz er der sinne gar vergaz
Und nider ûf die erde saz!
Von slegen und von stichen
Die heiden dicke wichen
Von den brûderen in den walt,
Sie verlorn manchen helt balt
An beider sit von strites nôt.
Drie und drizec brûdere tôt
Bliben ûf derselben stat,
Die anderen wûrden strites mat.
Sechsen ez alsô ergienc:

Die Knechte auch sind willig gar.
Da kommt daher noch eine Schaar
Zwischen die Brüder und ihre Pferd',
Die wurden von ihnen zum Raube begehrt.
Deß wurden die Brüder gewahr
Und kamen mit ihrem Banner dar,
Nicht retten man konnte die Mären,
Noch der Semgallen sich erwehren, —
Denn ihre Macht war ihnen zu groß.
Das Landvolk sehre das verdroß,
Gar mancher macht' die Beine lang.
Die Brüder blieben in dem Drang,
Wohl vierzig waren ihrer an der Zahl
Und fünfzig Deutsche überall,
Die wurden hier umringet gar
Von der Semegallen Schaar.
Der Anderen floh ein Theil hinweg,
Die suchten Brücken da und Steg.
Ihrer ein Theil ward gefangen danach,
Andere tödtet' der Schwerterschlag,
Manches Rennen da geschah,
Wo man den Meister streiten sah.
Die Brüder da zu Fuße stritten,
Der Semgallen war keiner beritten.
Ihnen ward von beiden Seiten heiß:
Man sah manchen rothen Schweiß
Durch die Panzer dringen,
Man hörte Schwerter da klingen,
Man sah Helme zerschroten
Und auf beiden Seiten die Todten
Niedersinken auf den Plan.
Mancher neigte sich zu Thal,
Daß er der Sinne ganz vergaß
Und nieder auf der Erde saß!
Vor den Schlägen und Streichen
Die Heiden oft entweichen
In den Wald vor der Brüder Zorn,
Gar manchen kühnen Held sie verlor'n
Auf beiden Seiten in Streites Noth.
Drei und dreißig Brüder todt
Blieben auf derselben Statt,
Die Andern vom Streite wurden matt.
Sechsen es also erging:

Sie wâren wunt, dô man sie vienc.
Ein brûder hieb sich durch die schar.
Manch Semegalle wart es gewar,
Der daz mit sînen ougen sach,
Der sint die wârheit dâ von sprach.
Einen man er in abe slûc,
Des pfert in hin zû lande trûc;
Mit wurfen er geséret was,
Der wunden er vil wol genas.
Meister Willekin wart dô geslagen,
Man mochte in wol von schulden clagen!
Er hette gerâten, daz ist wâr,
In deme lande vumf jâr
Und vumf mânde mêre;
Er starb an gotes êre
Bie siner lieben mûter vanen.
Nû sulle wir unse vrowe manen,
Daz sie in allen genêdic sie,
Wan ir ist sô vil tugende bie,
Daz sie ez willeclichen tût:
Sie guzzen durch ir kint ir blût.
Die walstat was von blûte rôt,
Wer von dem strite quam mit nôt,
Dem was kein der Rige gâch.
Die Semegallen in jageten nâch.
Sie vunden ir vil manchen sider
Und vûrten sie gevangen wider.
Die rennere wider quâmen.
Dô sie daz vernâmen.
Daz ir sô vil was geslagen,
Sie begunden sêre ir vrûnt clagen,
Die in dem strite wâren tôt.
Ouch was der Semegallen nôt,
Daz ir houbtman was verlorn.
In wart ûf die brûdere zorn,
Die man in dem strite vienc.
Einem ez alsô ergienc:
Er wart zû dem stunden
Ûf ein ros gebunden;
Sulche marter man im bôt,
Mit klupfeln wurfen sie in tôt.
Dô er gestarb, dar nâch zû hant
Ein ander brûder wart gebrant.

Sie waren wund, da man sie fing.
Ein Bruder hieb sich durch die Schaar.
Mancher Semgalle ward es gewahr,
Der, was mit Augen er sah, danach
In Wahrheit kündet' und davon sprach.
Einen Mann ihnen aus dem Sattel er schlug,
Dessen Pferd ihn hin zu Lande trug;
Von Würfen er verletzet war,
Der Wunden doch genas er gar.
Meister Willekin auch da ward erschlagen,
Man mocht' ihn wohl mit Recht beklagen!
Gewaltet hatte er, das ist wahr,
In dem Lande fünf Jahr'
Und fünf Monde mehr;
Er starb zu Gottes Ehr'
Bei seiner lieben Mutter Fahnen.
Nun mögen wir uns're Fraue mahnen,
Daß ihnen Allen sie gnädig sei,
Denn ihr wohnt so viel Tugend bei,
Daß sie es williglich auch thut:
Um ihren Sohn vergossen sie ihr Blut.
Die Wahlstatt war vom Blute roth,
Und wer dem Streit entkam mit Noth,
Der fuhr nach Riga ohne Weilen;
Die Semgallen jagten ihm nach mit Eilen.
Gar Manchen, den sie funden,
Den führten davon sie gebunden.
Nur die Allerschnellsten entkamen:
Als aber sie das vernahmen,
Daß ihrer so viele erschlagen,
Begannen sie sehr ihre Freunde zu klagen,
Die in dem Streite gelegen todt.
Auch die Semgallen litten Noth,
Denn ihr Hauptmann war verlor'n,
Deß hatten sie auf die Brüder Zorn.
Die man in dem Streite fing.
Deren Einem also es erging:
Er ward zur selben Stunden
Auf ein Roß gebunden;
Und solche Marter man ihm bot,
Daß sie ihn warfen mit Keulen todt.
Als er gestorben war zuhand,
Ein andrer Bruder ward verbrannt,

Sie satzten in ûf einen rôst,
Des lebens wart er sô irlôst.
Dâ wâren ir vumf und drizec tôt,
Viere genâsen dâ mit nôt,
Sie wâren doch gevangen.
Sus was der strit irgangen.
Die Semegallen wâren vrô,
Daz ez in was ergangen sô.
Sie sageten iren goten danc,
Daz in der strît sô wol gelanc.
Sie nâmen wâpen und pfert
Dâ, vil mancher marke wert,
Und kârten wider al zû hant
Mit iren gevangen in ir lant.
Sie gâben sie zû lôsen sider:
Wer nicht enstarb, der quam wider,
Daz er wart sêliclich getrôst
Und von der heidenschaft gelôst.
Man hôrte in dem lande clagen,
Daz meister Willekin was geslagen,
Vogete und kummentûre gar,
Wer mit im was an der schar.
Vierzic was der brûdere zal
In der reise uber al:
Der wâren vumf und drîzic tôt;
Viere genâsen mit nôt,
Dô man sie in dem strîte vienc.
Dem vumften ez alsô irgienc;
Er quam abe mit wernder hant,
Als ûch hie vor ist bekant.
Waz im leides dô geschach,
Mit gotes hulfe er daz wol rach:
Er tet in sider manich leit,
Mit here er dicke ûf sie reit
Und half verwûsten ire lant,
Als ûch hir nâch wirt bekant.

Auf ein Rost ihn setzten sie,
So ward er erlöst von des Lebens Müh'.
Fünf und dreißig ihrer waren todt,
Viere genasen noch mit Noth,
Allein' sie waren gefangen.
So war der Streit ergangen.
Die Semgallen waren froh,
Daß es ihnen war ergangen so,
Und sageten ihren Göttern Dank,
Daß ihnen der Streit so wohl gelang.
Sie nahmen Waffen da und Pferd',
Gar mancher Mark werth,
Und kehrten wieder allzuhand
Mit ihren Gefangenen in ihr Land.
Doch später konnte man aus sie lösen,
Und wieder kam, wer nur genesen,
Und herzlich mochten sich trösten
Die aus der Heidenschaft Erlösten.
Da konnt' man im Lande hören klagen,
Daß Meister Willekin war erschlagen,
Vögte und Commenture alle gar,
So viel ihrer waren in der Schaar.
Vierzig war der Brüder Zahl
Auf dem Zuge im Ganzen,
Derer waren fünf und dreißig todt,
Viere kamen davon mit Noth,
Da man sie in dem Kampfe fing.
Dem Fünften also es erging:
Er kam davon mit fechtender Hand,
Wie Euch zuvor ich machte bekannt,
Und was ihm Leides dort geschah,
Mit Gott man es ihn rächen sah:
Er fügt' ihnen zu gar viel Beschwer',
Ritt wider sie häufig mit dem Heer
Und half verwüsten wohl ihr Land,
Wie nachdem Euch wird gemacht bekannt.

Meister Stephan.

Aus dem „Schachbuch".

14. Jahrhundert.

(Vers 1—96.)

Dyt ys dat schakspil to dude,
Dar hebbet na vraget vele lude.
De dat wil leren spelen unde then,
De schal dyt boek aver seen.
De ghude sunte Paulus
Schrift uns — unde Boetius —:
Wylle wi ieneghe dinge maken
Mit synne unde mit wysen saken,
Wylle wy in den werken bestan,
So schole wy ersten ropen an
Gade sunder valsche lyst,
De aller dynge en fundament is,
Dat he uns helpe vullen brynghen
Alle ghude beghunde dynghe,
Dat ne mach nicht werden vullen bracht
Sunder de gotlyken macht.
Des hebbe yk my ghans voreynet
Unde mynen syn dar tho ghereynet,
Dat yk tho dude schrywe een boek,
Dar ynne de heren werden kloek,
Wo see vordryven moghen myt spele
Unghemack unde sorgen vele,
Dar se dycke ynne olden,
Wanner se de sorghe to hope volden

Und liden yn sorghen arbeyt
Dorch eres landes salyhcheyt.
Schacktafelen is dat spyl ghenant,
Ridderen, vrouwen wol bekant,
Papen, leyen unde menghen heren,
De dat mit eren moghen hanteren
Unde nach des speles manere
Setten ere lant to rechter kere.

Dies ist das Schachspiel auf deutsch,
Darnach haben gefragt viele Leute.
Wer es will lernen spielen und ziehn[1]),
Der soll sich dieses Buch durchsehn. —
Der gute heilige Paulus
Schreibt uns — und auch Boetius —:
Wollen wir irgend welche Dinge machen
Mit Sinne und mit weisen Sachen,
Wollen wir in den Werken bestehn,
So sollen wir erst rufen an
Gott ohne falsche List,
Der aller Dinge ein Fundament ist.
Daß er uns helfe vollbringen
Alle guten begonnenen Dinge,
Daß nichts möge werden vollbracht
Ohne die göttliche Macht.
Dazu habe ich mich ganz vereinigt[2])
Und meinen Sinn dazu gereinigt,
Daß ich auf deutsch schriebe ein Buch,
Darin die Herren würden klug,
Wie sie vertreiben mögen mit Spiele
Ungemach und Sorgen viele,
Darin sie häufig altern,
Wenn die Sorgen zu Hauf ihnen bringen
Falten,[3])
Und leiden in Sorgen Arbeit
Durch ihres Landes Seligkeit.
Schachtafeln[4]) ist das Spiel genannt,
Rittern und Frauen wohlbekannt,
Priestern, Laien und manchen Herren,
Die es mit Ehren mögen hantieren
Und nach des Spieles Manier
Regieren ihr Land in rechter Weise.

[1]) Die Figuren auf den Feldern des Schachbretts hin- und herziehen. [2]) gesammelt. [3]) eigentlich: ‚wenn die Sorgen zu Hauf sie falten'. [4]) Zeitwort.

Dat boek schal wesen en boek der sede
Unde ok der guden werke mede.
Den eddelen luden dat wol mach temen,
Dat spyl, unde dar by merke nemen,
Wo dat se schicken unde raden laten
Mit wysheit ere undersaten.
To deme ersten male, lovet des my,
So wil ik berichten dy,
Under welken koninghe sy ghevunden
Dat sulve spil ten ersten stunden.
Dar na so wil ik vorebas
Schriven, we de vinder was.
Dar na bedudet mit der vart,
Worumme dyt spil ghevunden wart. —
Under allen werken ist
En bosheyt, des bysteyt uns Crist:
Swanne en dorch sine missedaet
Ane vruchten Gode vorsmaet
Unde dorch sine uneddelcheyt
Nicht ne vruchtet de rechticheyt
De(r) lude, de mit eren sinnen
Doeghet unde ere mit vlite minnen,
Mer alle daghe mit valsche dencken:
Wo se den ghenen wedder krencken,
De se myt truwen dat beste leret
Unde van den unweghen keret.
De mach Neronem wesen ghelik,
De sinen meyster dogheden rik,
Senecam, gaff in den doet,
De eme doghet unde ere boet.

Das Buch soll sein ein Buch der Sitte
Und auch der guten Werke mit.
Den edlen Leuten mag es wohl ziemen,
Das Spiel, und dabei Acht zu nehmen,
Wie sie thaten und rathen lassen
Mit Weisheit ihre Untersassen.
Zum ersten Male — glaubet das mir —
Will ich berichten Dir,
Unter welchem Könige sei erfunden
Dasselbe Spiel zum ersten Male.
Darnach will ich weiterhin
Schreiben, wer der Erfinder war,
Darnach wird gedeutet sofort,
Warum dieses Spiel erfunden ward. —
Unter allen Werken ist
Eine Bosheit, darum uns Christus angreift:
Wenn Jemand durch seine Missethat
Ohne Furcht Gott verschmäht
Und durch seine Niedrigkeit
Nicht fürchtet die Gerechtigkeit
Der Leute, die mit ihren Sinnen
Tugend und Ehre mit Fleiße minnen,
Nur alle Tage mit Falschheit sinnt:
Wie er den könnte wieder kränken,
Der ihn mit Treuen das Beste lehret
Und von den Irrwegen abhält.
Der mag sein dem Nero gleich,
Der seinen Meister, an Tugenden reich,
Seneca, gab in den Tod,
Der ihn Tugend und Ehre lehrte.

Va dem ambeghinne desses bokes.

Dit is des bokes ambeghin.
God gheve my al sulken syn,
Dat ik my sulven also dwinghe,
Dat ik dyt boek vullenbringhe
Beyde to loven unde to eren
Mime leven, werden heren,
Van Darpte dem vorsten, her Johanne,
Enem bisschoppe unde enem manne
Van wysheyt unde van dogheden rike.
Also dat betueghet al ghelike
Sin name, de Johannes ist,

Von dem Anbeginne dieses Buchs.

Dies ist des Buches Anbeginn.
Gott gebe mir gar solchen Sinn,
Daß ich mich selber also zwinge,
Daß ich dieses Buch vollbringe
Zu Lobe sowohl, als zu Ehren
Meinem lieben, werthen Herren,
Von Dorpat dem Fürsten, Herrn Johannes,
Einem Bischof und einem Manne
An Weisheit und an Tugend reich.
Also bezeuget schon gleich
Sein Name, der Johannes ist

Godes Gnade al sunder list,
Van Vyfthusen al dar by,
Dat he vullenkomen sy.
De vyff huse sint vyff sinne,
Dar vele doghede schulen inne:
Vornuft unde sachtmodicheyt,
Dult unde othmodicheyt,
Dar to do ik de warheyt.
Desse vyve de gheven eyn cleyt
Der hillicheyt unde der eren
Den vorsten, de sik dar an keren. —
Nun wil ik myne worde breken.
Van syme love wyl yk nycht spreken
Mer, wente dat unnutte were,
Dat yk de synne yn dummer bere
Wolde alle den luden wysen,
Beyde den junghen unde den grysen,
De doch sulven wol beseen,
Wor see yn deme lande theen,
Ere doget unde eren schyn,
Dat se ys lutter unde fyn.
De slychte tunghe, de vele lavet,
Dar by dat herte myt valscheyt davet,
De mote hebben dat beleet,
Dat Judas hadde, de Gade vorreet,
Unde mote komen yn den hamen
Des duvels. Unde spreket alle amen!

Gottes Gnade ganz ohne List,
Von Fyfthusen auch dabei,
Daß er vollkommen sei.
Die „fünf Hüsen" sind fünf Sinne,
Wo viele Tugenden sich bergen drinnen
Vernunft und Sanftmüthigkeit,
Geduld und Demüthigkeit,
Dazu thu ich die Wahrheit.
Diese fünf, die geben ein Kleid
Der Heiligkeit und der Ehren
Den Fürsten, die sich daran kehren. —:
Nun will ich meine Worte unterbrechen.
Von seinem Lobe will ich nicht sprechen
Mehr, weil es unnütz wäre,
Daß ich die Sinne in dummer Geberde[1])
Wollte alle den Leuten weisen,
Den Jungen sowohl, als auch den Greisen,
Die doch selbst wohl sehen,
Wo sie in dem Lande sind,
Ihre Tugend und ihren Schein,
Daß sie lauter ist und fein.
Die schlechte Zunge, die viel lobet,
Dabei das Herz mit Falschheit tobet,
Die müßte haben das Ende,
Das Judas hatte, der Gott verrieth
Und mußte kommen in den Hamen[2])
Des Teufels. Und sprechet alle Amen!

Tagelied von der heiligen Passion.

14. Jahrhundert.

Dar lach en sunder und slep,
Went dat em en hyllych engel to rep:
„Wol up, sunder! Et ys tyt,
Unde dychte van Gade en dagelet!"

Da lag ein Sünder und schlief,
Bis daß ihm ein heiliger Engel zurief:
„Wohl auf Sünder! Es ist Zeit,
Und dichtet von Gott ein Tagelied!"

[1]) Daß ich mich so dumm geberde, die Sinne, Eigenschaften, den Leuten nachzuweisen. [2]) Ein Netz.

Nu stercke uns Got
Ut alle unszer not,
Lat uns dessen dach myt gnaden over schynen!
Dyner Namen dre
Bevele ick, leve here Got, my.
In welken noden, dar ick ane sye,
Des anses kraft sta hude vor alle myne pyn.
Dat swert, dar her Symeon to voren aff sprack,
Dat Marya dor er reyne herte dorstack,
Do se ansach,
Dat χρσ stunt gescrycht,
Dat swert sta hude an myner hant.
Behode uns, leve here, vor hovetsunden bant,
Gar ungeschant,
Wor syck unse levent henne keret.
Marya, du bloyende garde,
Dyn stam is van Yesse,
Theophelus syck dy ernalede;
In junckfruwelycker geber
Treth, fruwe, vor unse schulde.
Vorwerff uns Godes hulde,
O mater gracya!
Dat crutsze was bret,
Dar Got den dot ane leth,
Dar em syn werde hylge lycham antoreth!
Der negel weren dre: sper, crutsze un ock de krone,
Der bessem swanck,
Der gallen dranck —
De dot syck na der mynscheyt ranck.
Wo lude dat got rep ut der barmlycken not:
Help, help, lama zabathany!
Myn got, myn here, nu hesstu vorlaten my!
An jamer schyr ys dar to dyn hylg merter swere.

Nun stärke uns Gott
Aus aller unserer Noth,
Laß diesen Tag mit Gnade uns überscheinen!
Deiner Namen drei
Befehle ich, lieber Herrgott, mich.
In welchen Nöthen ich auch sei,
Des Kreuzes Kraft steh' heute vor aller meiner Pein.
Das Schwert, davon Simeon[1]) zuvor sprach,
Das Maria durch ihr reines Herze stach,
Als sie ansah,
Daß Christus stand bejammert,
Das Schwert steh heute in meiner Hand.
Behüte uns, lieber Herr, vor der Fessel der Hauptsünden.
(Daß wir) nicht in Unehre gebracht (würden),
Wohin auch sich unser Leben kehrt.
Maria, du blühende Gerte,
Dein Stamm ist von Jesse,
Theophilus[2]) näherte sich dir;
In jungfräulicher Geberde
Tritt, Frau, vor unsere Schuld.
Verschaff' uns Gottes Huld,
O mater Gracia!
Das Kreuz war breit[3]),
Daran Gott den Tod litt,
Daran ihm sein werther heiliger Leichnam zerriß!
Der Nägel waren drei, Speer, Kreuz und auch die Krone. —
Die Rutenstreiche,
Der Gallentrank —
Der Tod nach der Menschheit rang.
Wie laut rief Gott aus erbärmlicher Noth:
Hilf, hilf, lama asabthani!
Mein Gott, mein Herr, warum hast du mich verlassen!
In Jammer schier ist dazu deine heilige Marter schwer.

[1]) „Und es wird ein Schwert durch seine Seele dringen, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden" (Lucas 2, 35). [2]) Sagenhafte Persönlichkeit des Mittelalters, Vorläufer des Faust, verschrieb sich dem Teufel, wurde aber als reuiger Sünder von Maria begnadigt. [3]) ‚Breit' bildlich ‚berühmt'. Oder ‚umfassend', insofern als das Kreuz die ganze Welt entsündigt?

De marter sta uns huden vor alle unsze myssedat,
Dat wy vor hovetsunde, scande un laster syn bewart.
To uns sy gekert
Dynes hylgen gestes lere,
Myt dynes hylgen gestes vure
Vorluchte, leve here got, my.
Lat uns nicht werden dure
Dyn gotlycke angesychte.
Help, Got, dat wy nummer sterben,
Lat uns dyne hulde vorwerven,
Des bydde ick, leve here Got, dy.
Help, mylder cryste!
Gyf my de lyst
Unde lat my geneten, dat dy, leve here, wol kundych ys.
Dat ick dy kenne levendych yn enem brode.
Do beth by my,
Als ick by dy,
Dynes hemmels crone vorlene, leve here Got, my,
Wente ick rope to dy in barmhertygen noden,
Du, hochgelovede vorste van dem hogen hemmelrycke,
Vormiddelst dynen dot vorbarme, leve here Got, aver my
Unde gyf my eyn swych.
Dyn torne is my szo swar,
Wes myner sunde eyn fleyenth aftychvlot,
Vorbarme dy, leve here Got,
Aver uns unde wes uns gut
Dorch dyner hoch geloveden moder ere.
Mynes levendes enen guden ende.
Szo vorlene, leve here Got, my.
Lat uns nycht vorslynden,
De duvel ys szo ghyr!
Myt dynen hylgen V wunden,
Szo afwasche, here, unse sunde,
Up dat wy beholden szyn.

Die Marter steh uns heute vor aller unserer Missethat,
Daß wir vor Hauptsünde, Schande und Laster sein bewahrt.
Zu uns sei gekehrt
Deines heiligen Geistes Lehre,
Mit deines heiligen Geistes Feuer
Erleuchte, lieber Herrgott, mich.
Laß uns nicht entbehren
Dein göttlich Angesicht,
Hilf Gott, daß wir nimmer sterben,
Laß uns deine Huld erwerben,
Darum bitte ich, lieber Herrgott, dich.
Hilf, milder Christe,
Gieb mir die Weisheit
Und laß mich genießen, was dir, lieber Herr, wohl kund ist,
Daß ich dich kenne lebendig in einem Brote.
Thue besser an mir,
Als ich an dir,
Deines Himmels Krone verleihe, lieber Herrgott, mir,
Denn ich rufe zu dir in barmherzigen Nöten.
Du hochgelobter Fürst vom hohen Himmelreich,
Mittels deines Todes erbarme dich, lieber Herrgott, über mich
Und gieb mir ein Schweigen[1]).
Dein Zorn ist mir so schwer,
Sei meiner Sünde ein schneller Abzugsfluß,
Erbarme dich, lieber Herregott,
Über uns und sei uns gut
Durch deiner hochgelobten Mutter Ehre.
Meines Lebens ein gutes Ende
Verleihe, lieber Herrgott mir,
Laß uns nicht verschlingen,
Der Teufel ist so gierig!
Mit deinen heiligen fünf Wunden,
So wasche ab, Herr, unsere Sünde,
Auf daß wir bewahret seien.

[1]) Erhörung. Der Beter ‚schweigt', sobald er erhört ist.

Marya, du hemelsche konyckynne,
Do uns dyner hulpe schyn
Dorch dynes leven kyndes wylle!
Lat uns dyn deners syn,
Lat uns borge geneten,
Do uns den hemel opsluten
Unde nim uns to dy da yn!
De sulve maget reyne,
Dede Got heft uterkoren, —
En dede se alleyne,
Szo weren wy alle vorloren.
Nu rope wy alle gelycke:
Help, got van hemmelrycke!
Marya, du rosze rot,
Help uns ut alle unszer not. Amen.

Maria, du himmlische Königin,
Zeig uns deiner Hilfe Schein
Um deines lieben Kindes willen!
Laß uns deine Diener sein,
Laß uns Bürgen[1]) genießen,
Thu uns den Himmel aufschließen
Und nimm uns zu dir dahinein!
Dieselbe reine Magd,
Die da Gott hat auserkoren, —
Bewirkte sie allein es nicht,
So wären wir alle verloren.
Nun rufen wir alle zugleich:
Hilf, Gott vom Himmelreich!
Maria, du Rose roth,
Hilf uns aus aller unsrer Noth! Amen.

An St. Annen.

14. Jahrhundert.

Anna, du entfencklycke, byst
Eyn wortel unszer salycheyt,
Dar um ut dy gewassen yst
Eyn twych in aller reynycheyt.
Dar ut entsprot
Jhesus, unsze mot
Gar szote und myldychlycken.
Um fruntlyck byt
Help my, sulf drudde,
Anna, gnedychlycken!

Anna, du eddel trosterinne
Aller bedroveden herten,
To dy ropen wy alle hy,
Dattu woldest loszen ut smerten
Szel und lyf
To rechter tyt

Anna, du Empfängliche, bist
Eine Wurzel unserer Seligkeit,
Drum daß aus dir gewachsen ist
Ein Zweig in aller Reinigkeit.
Daraus entsproß
Jesus, unser Muth
Gar süß und mildiglich.
Um freundliche Bitte
Hilf mir, Selbdritte,
Anna, gnädiglich!

Anna, du edle Trösterin
Aller betrübeten Herzen,
Zu dir rufen wir alle hier,
Daß du wolltest lösen aus Schmerzen
Seele und Leib
Zu rechter Zeit

[1]) Da unsere eigene Würdigkeit nicht ausreicht.

Myt flyth gar stedychlyken.
Um frundlyck byt
Help my, sulff drudde,
Anna, gnedychlycken!

Anna, van konynclicken stam
Bystu szo hoch geboren!
Behut uns vor wertlycker schand,
Dat wy nycht werden vorloren
Um unszer undaet.
Gyff hulp und rat
Mit flyte gar myldichlycken!
Um fruntlycke byt
Help my, sulff drudde,
Anna, gnedychlycken! —

Mit Fleiß gar stetiglich.
Um freundliche Bitte
Hilf mir, Selbdritte,
Anna, gnädiglich.

Anna, von königlichem Stamm
Bist Du so hoch geboren!
Behüte uns vor weltlicher Schand,
Daß wir nicht werden verloren
Um unsre Unthat.
Gieb Hilf und Rath
Mit Fleiß gar mildiglich!
Um freundliche Bitte
Hilf mir, Selbdritte,
Anna, gnädiglich.

Das Mühlenlied.

15. Jahrhundert.

Eyne mole ick buwen wyl.
Her Got, wuste ick, wor mede,
Un hedde ick hant gerede
Un wuste, wor fan,
Her Got, so wolde ick heven an!

To holt wolde ick foren hen;
De wolt en isz nycht ferne,
Holpe so hedde ick gerne,
De wuste, wor fan,
Wo men de hogen bome fellen sal.

De wolt, de het syck Lubanus,
Dar wasset szede ser schyre,
Tepressyen im revere,
Ock palmen stolt,
Alysa, dat nutte holt.

Eine Mühle ich bauen will.
Herr Gott, wüßte ich womit,
Und hätte ich Handgeräthe
Und wüßte, wovon,
Herr Gott, so wollte ich heben an!

Zu Holz wollte ich hinfahren;
Der Wald, der ist nicht ferne,
Hilfe[1]) hätte ich gerne,
Der wüßte, wovon,
Wie man die hohen Bäume fällen soll.

Der Wald, der heißt Libanus,[2])
Da wachsen gar schlanke Cedern,
Cypressen an dem Wasser,
Auch Palmen stolz,
Oliven, das nützliche Holz.

[1]) einen Helfer. [2]) Libanon.

Meyster hoch, van kunsten ryck,
Du machst uns nu wol geven,
Houw(en) un snore(n) gar even

Un sagen et slycht,
So wert de mole wol borycht.

Moyszes, wes du darby!
Den understen sten borychte,
Dat he lygge dychte,
So draget he swar:
De olden e, de mene ick dar.

De nyen e, den oversten sten,
Den legge nu up den olden,
Dat he lope bolde
Na meysters kunst,
Dat isz des hylgen gestes gunst.

Jeronymus, Ambrosyus,
Gregoryus und Augustynus,
Verwart uns de ryvere
Un dat kamerat,
So lopt de mole deste bet.

Nyglys, Tygrysz, Affrates,
Gy fleten alle sere,
Wol up, gy stolten ryvere!
Un gevet waters genoch
Un gevet der molen er gevoch.

Gy twelf apostel, gat her vor,
Brynget uns de molen gande,
Dat se nycht blyve bestande;
Gy synt gesant,
To malen in alle cryften lant.

Eyn junckfru brachte en seckelyn
Myt weyten, wol gebunden.
To den sulften stunden
To der molen quam
En profete dat wol vornam.

Hoher Meister, an Künsten reich,
Du magst uns nun wohl geben,
Passend es zu hauen und mit der Schnur zu messen
Und es recht zu sägen,
So wird die Mühle wohl gerichtet.

Moses, sei du dabei!
Den untersten Stein richte,
Daß er liege fest,
So trägt er schwer:
Den alten Bund, den meine ich da.

Den neuen Bund, als den obersten Stein,
Den lege nun auf den alten,
Daß er laufe bald
Nach Meisters Kunst,
Das ist des heiligen Geistes Gunst.

Hieronymus, Ambrosius,
Gregorius und Augustinus,
Bewahrt uns den Ausfluß
Und das Kammrad,
So läuft die Mühle desto besser.

Niglis[1]), Tigris, Euphrates,
Ihr fließet alle sehr,
Wohl auf, ihr stolzen Flüsse!
Und gebet Wassers genug
Und gebet der Mühle ihren Bedarf.

Ihr zwölf Apostel, geht hervor,
Bringt uns die Mühle in Gang,
Daß sie nicht bleibe stehen;
Ihr seid gesandt,
Zu mahlen in aller Christen Land.

Eine Jungfrau brachte ein Säcklein
Mit Weizen, wohl gebunden.
Zu derselben Stunde
Zu der Mühle kam
Ein Prophet, der es wohl vernahm.

[1]) corrumpiert.

Der profeten yſz ſzo fel!
Se hebben den ſanck geſungen,
Und iſz gar wol gelungen.
Dat ys fullenbracht,
Dat ſchach an ener oſter nacht.

Jſayas lange tovoren
Hedde unſz dar van geſchreven,
Wo uns jſz gegeſen
Eyn junckfruw wert,
De uns en ſzon gebert.

Deſz yſz ſyn name Got myt uns.
Den wyne wy alle lovenn;
Gnedychlycken van boven
He to uns quam,
Deſz frouwet ſych alle, fruwen unde man.

De ſyner lange vorbeydet hedden,
De repen alle wynachten:
Wy magen hyr wol up trachten,
Wy ſynt des wyſz,
Dat Godes ſone geboren js.

Do de nacht de korte nam,
De dach entfynck de lenge,
De(r) duſterniſſe dreng(e)
Jn en ende nam.
Her, de(s) du ſyſt lavesam!

Gy ewengelyſten alle fer,
Gy mogen hyr wol up trachten
Un wo gy wol vorwachten
Dat ſeckelyn,
Dat brochte en reyne junckfruwelyn.

Matteus, nu loſz up den ſack!
Get up yn Godes namen!
Un leret uns allen ſzamen;
Gy ſynt gelert,
Wo Godes ſzo(n) mynſche wort.

Marcus, ſtarcke lowelyn,
Gut up de molen, lat wryven!

Der Propheten iſt ſo viel!
Sie haben den Sang geſungen,
Und er iſt gar wohl gelungen.
Das iſt vollbracht,
Das geſchah in einer Oſternacht.

Jeſaias lange zuvor
Hat uns davon geſchrieben,
Wie uns iſt gegeben
Eine Jungfrau werth,
Die uns einen Sohn geboren.

Deſſen Name iſt Gott mit uns.
Den wollen wir alle loben;
Gnädiglich von oben
Er zu uns kam,
Deß freuen ſich alle, Frau und Mann.

Die ſein lange erwartet hatten,
Die riefen alle zu Weihnachten:
Wir mögen hierauf wohl achten,
Wir ſind des gewiß,
Daß Gottes Sohn geboren iſt.

Da die Nacht die Kürze nahm,
Der Tag empfing die Länge,
Der Finſterniß Bedrängniß
Ja ein Ende nahm.
Herr, deß ſeiſt du lobeſam!

Ihr Evangeliſten alle vier,
Ihr möget hier wohl drauf achten
Und wie ihr wohl bewachet
Das Säcklein,
Welches brachte ein reines Jungfräulein.

Matthäus, nun löſ' auf den Sack!
Schütte auf in Gottes Namen!
Und lehret uns alle zuſammen;
Ihr ſeid gelehrt,
Wie Gottes Sohn Menſch ward.

Markus, ſtarker Löwe,
Schütte auf die Mühle, laſſe reiben!

Du machſt uns wol boſchryven
Dat opper grot,
Dar na ſo let Got den byttern dot.

Luckas, ryt den ſack yntwey!
Gut up de molen, lat ſcroden,
Wo Got ſtunt up vam dode,
Wu dat geſchach
An ener hyllygen oſternacht.

Jehannes, en arne ut hoger flucht,
Du machſt uns dar wol aff leren
De hemelfart unſzes heren
Al openbar.
Got helpe uns, dat wy alle komen dar!

De mole geyt, yſz wolbereyt,
Unde we dar up wyl malen,
De ſal ſo balde her halen
Syn kornelyn ren,
So wert et em gemalen klen.

Pawes, keyſer, predeker,
Helpet uns de molen ſcheppen!
Unde wo ſe uns mach geven
Mel un molt,
Dar fan ſo hebbe wy rycken ſolt.

De ſyne ſzele nu ſpyſen wyl,
De ſal ſyck her geſzellen
To deſſer mollen ſnellen;
He ys des wyſz,
Sze malet unde ſze mattet nycht.

De deſſze mole gedychtet heft,
Den mote got geleyden,
Wanner wy ſcholen ſcheydenn,
Lyck engels wyſz,
Got help uns yn dat paredyſz. Amen.

Du magſt uns wohl beſchreiben
Das Opfer groß,
Darnach Gott litt den bittern Tod.

Lucas, reiß den Sack entzwei!
Schütte auf die Mühle, laſſe ſchroten,
Wie Gott ſtund auf vom Tode,
Wie das geſchah
Zu einer heiligen Oſternacht.

Johannes, ein Adler aus hohem Flug,
Du magſt uns davon wohl lehren,
Die Himmelsfahrt unſeres Herrn
Ganz offenbar.
Gott helfe uns, daß wir alle kommen dahin!

Die Mühle geht, iſt wohl bereit,
Und wer darauf will mahlen,
Der ſoll bald herholen
Sein Körnlein rein,
So wird es ihm gemahlen klein.

Papſt, Kaiſer, Prediger,
Helft uns die Mühle ſchaffen!
Und daß ſie uns mag geben
Mehl und Malz,
Davon wir haben reichen Lohn.

Der ſeine Seele neu ſpeiſen will,
Der ſoll ſich hergeſellen
Zu dieſer Mühle ſchnell;
Er iſt gewiß,
Sie mahlet und ſie metzet nicht [1]).

Der dieſe Mühle gedichtet hat,
Den möge Gott geleiten,
Wann wir ſollen ſcheiden,
Nach Engels Weis',
Gott helf' uns in das Paradeis. Amen.

[1]) ‚Matten' heißt ein gewiſſes Maß, die ‚matte' = ‚Metze', von dem zu mahlenden Korn als Mahllohn nehmen. ‚Sze mattet nicht' bedeutet hier alſo, daß die Mühle unentgeltlich, ohne Abzug, für die Chriſtenheit arbeitet.

Gespräch über Glück und Unglück in der Liebe.

15. Jahrhundert.

Jch was aynes dages also vrye,
Dat yck myner vrauden amye
Und mynem leyde orloff gaff
Und bede my alles trorens aff.
Twar to der sulven tyd
Beyde vere und wyt,
Myn gemute was tostrowet.
Doch hadde yk my gevrowet
Des jares, dat tokomende was.
Jn deme jare vorbas
Quam yk uff eynen schonen plan,
Dar sach yk eyne linden stan,
Dat yk by alle myne tyde
Ene lynden nu so wyde
Hedde geseyn, noch so grot.
Unter der linden eyn borne vlot,
Dar over sat eyne vrauwe kluch,
Ore hende se uth deme borne twoch;
De wern or wit und kleyne.
To or eyn ander vrauwe reyne
To dem sulven borne ging,
Ene de andern schone entffing.
Do se syk beyde hadden twagen,
Begunde ene de andern to vragen,
Myd kortewyle se de tyt verdreven
Und by eyn ander in vrauden bleven.
„Yk hebbe eyn leyff", sprack de eyne,
„Wan yk dat an see, so ys kleyne
Myn leyt und myn ungemack."
To hant de ander vrauwe sprack:
„„Bistu eyn, de der leyff hat,
So saltu yo an disser stat
My elenden weten lan —
Went yk nu neyn leyff gewan —
Ysst ane leyff myr
Beth sy, ydder myt leve dyr.""
Do sprack weder de leves gert:

Ich war eines Tages also sorgenfrei,
Daß ich meiner Freuden Genossin
Und meinem Leide Urlaub gab,
Und that von mir alles Trauern ab.
Wahrlich zu derselben Zeit,
Fern sowohl als weit,
War mein Gemüth [1]) zerstreut.
Doch hatte ich mich gefreut
Des Jahres, das kommen würde. [2])
Jn dem Jahre fürbaß
Kam ich auf einen schönen Plan,
Da sah ich eine Linde stehn,
Daß ich in all' meiner Lebenszeit
Keine Linde so breit
Gesehen hatte, noch so groß.
Unter der Linde eine Quelle floß,
Daran saß eine kluge Frau,
Jhre Hände sie in der Quelle wusch;
Sie waren weiß und klein.
Zu ihr eine andere Fraue rein
Zu derselben Quelle ging,
Eine die andere schön empfing.
Als sie sich beide hatten gewaschen,
Begann die eine die andre zu fragen,
Mit Kurzweil sie sich die Zeit vertrieben
Und bei einander in Freuden blieben.
„Ich habe ein Lieb", sprach die eine,
„Wenn ich es ansehe, so ist klein
Mein Leid und mein Ungemach."
Sogleich die andere Frau sprach:
„„Bist du eine, die einen Liebsten hat,
So sollst du an dieser Statt
Mich Elende wissen lassen —
Da ich keinen Liebsten gewann —
Ob ohne Liebe mir,
Oder mit Liebe besser sei dir.""
Da sprach wieder, die der Liebe begehrt:

[1]) Jn der hochdeutschen Fassung: meine Gedanken. [2]) des anbrechenden Frühlings.

„Mynem leve bin yk so wert,
Dat yk ome geve hogen mud,
So ys dat herte sin so vrot,
Dat he pris und ere begeyt
Und let syk seyn im wapen kleyt.
Durch mynen willen he dar na ringet,
Dat he my yo klenade bringet,
Dat he myd ritterliker dat
Jn mynem denste yrworven hat.
Se, wat vraude yk denne han,
Wan yk se dene vor my stan,
De my ys leyff und yk ome alsamen
Und de ok in mynen namen
Stete in hogen mote levet
Und syk des nummer schemet.
Wor men denet vrauwen ffin,
Dar wil he jummer de ene sin.
Se, der vraude bistu vorlan,
Wultu leves wesen an;
So mostu des yrwegen dy."
De ane leyff sprack: „„Hore my!
Yk hebbe stete vrauden vil,
Mer, wen yk dy sagen wil,
Und vrage na nenem dinge,
Wen dat yk na vrauden ringe
Und will an my der gemenne began.

Durch wat solde yk enen leyff han
Mer, wen den andern dar by?
Yk hebbe mer vraude, dat yk bin vry.
Wen yk enen to leve kore
Und de sulve denne van my vore,
So were myn leyff to leyde worden,
Clagen und sorgen were myn orden.
Ys dat ick leves nicht enhan,
So bin yk ok leydes vorlan
Und leve in vrauden to aller tyt.
Dat levent my mer vraude gyt,
Wen dat yk leves mangil.
Wer uff der leven angel
Behafft, der wert leves hart,

„Meinem Lieb bin ich so werth,
Daß ich ihm gebe hohen Muth,
Deß ist sein Herz so wohlgemuth,
Daß er um Preis und Ehre streitet
Und läßt sich sehen im Wappenkleide.
Durch meinen Willen er danach ringt,
Daß er mir stets Kleinode bringt,
Die er mit ritterlicher That
Jn meinem Dienste erworben hat.
Sieh, welche Freude habe ich dann,
Wenn ich den vor mir sehe stehn,
Der mir lieb ist, und ich ihm auch,
Und der auch in meinem Namen
Stets hohen Muthes lebet
Und sich dessen nimmer schämet.
Wo man dienet den Frauen fein,
Dort will er immer der Eine sein.
Sieh' die Freude läßt dich allein,
So du ohne Liebe willst sein;
Deß mußt du wohl begeben dich".
Die ohne Lieb sprach: „„Höre mich!
Jch habe stets der Freuden viel,
Mehr, als ich dir sagen will.
Und frage nach keinem Dinge,
Als daß ich nach Freuden ringe,
Und will mit mir selbst Gemeinschaft pflegen. (?)
Warum sollte ich Einen lieb haben,
Mehr, als den Anderen daneben?
Jch habe mehr Freude, wenn ich bin frei!
Wenn ich einen zur Liebe küre
Und derselbe dann von mir führe,
So wäre meine Liebe zu Leide geworden,
Klagen und Sorgen wären meine Orden. [1])
Habe ich nichts Liebes,
So habe ich auch kein Leid
Und lebe in Freuden zu jeder Zeit.
Das Leben giebt mir mehr der Freud',
Als daß ich der Liebe ermangel'. [2])
Wer auf der Liebe Angel
Haftet, dem wird die Liebe hart,

[1]) mein Loos. [2]) Die Liebe vermisse.

Wen he myd leve leydes wart;
De halm wert ome ok vorgetogen.
Worde he den noch nicht betrogen,
Dat mochte he gerne hebben vor gut;
Wente leve ys also genud,
Dat se manigem gnade vorseyt,
De durch se hefft not und arbeyt
Geleden twar to maniger stund,
Und wert ome nicht ore hulpe kund.
So mud he syk lones irwegen,
Wat vraude mochte he denne plegen?
Went juwe levent ist also:
Ene wile trovich, ene wile vro,
So bin yk stete vrauden rick.
Twar, unse levent ys ungelick!
Wes ane leyff, dat ys myn rat!""
Do sprack weder, de dar leyff hat:
„Twar, dine synne sin dy crang!
Dat ys de beste anevang
Aller vraude, we leves pleget;
Alle ding he geringe weget.
Wo mochte sin herte mud han,
De nu herte leyff gewan?
Wen reynes wives gute
Gevat eyn hoch gemute!
Wo mochte my jummer beth gesin,
Wen so yk see dat leyff myn,
Dat mynem herten wol behaget
Und my sinen kummer claget
Und yk ome weder al myn leyt
Und wij dat don myt stetichеyt?
So wert unse vraude gros,
Dat wij werden sorgelos,
Und manich vruntlik wort
Wert van uns gehort,

Wenn er mit der Liebe Leiden gewahrt;
Der Halm [1]) wird ihm vorgezogen.
Daß er nicht würde betrogen,
Das möchte er wohl gern haben;
Denn die Liebe ist so gemuthet,
Daß sie manchem Gnade versagt,
Der durch sie gelitten hat Noth und Plage
Und Leiden wahrlich zu mancher Stund',
Und wird ihm nicht ihre Hülfe kund.
Und muß er sich so des Lohnes begeben,
Welcher Freude sollte er denn pflegen?
Ist euer Leben nun also:
Eine Weile traurig, eine Weile froh,
So bin ich stets an Freuden reich.
Fürwahr, unser Leben ist ungleich!
Sei ohne Lieb, das ist mein Rath!""
Da sprach wieder, die einen Liebsten hatt':
„Wahrlich, deine Sinne sind krank!
Aller Freuden besten Anfang
Hat, wer der Liebe pfleget;
Alle Dinge gering er wäget.
Wie möchte sein Herz wohl haben Muth,
Der kein Herze lieb gewann?
Denn reinen Weibes Güte
Bewirkt ein hohes Gemüthe!
Wie möchte mir denn besser sein,
Als wenn ich sehe den Liebsten mein,
Der meinem Herzen wohl behagt
Und mir seinen Kummer klagt,
Und ich ihm wieder all' mein Leid,
Und wir es thun mit Stetigkeit?
Also wird unsere Freude groß,
Daß wir werden sorgenlos,
Und manch freundliches Wort
Wird von uns gehört,

[1]) Er zieht den Kürzeren. Redensart, die von dem Spiele herrührt, bei welchem eine Person der andern zwei Halme von verschiedener Länge hinhält, so zwar, daß letztere durch die Handfläche bedeckt wird. Dieses Spiels geschieht auch in mittelhochdeutschen Liedern Erwähnung, so z. B. in dem Fragment „Der Traum" (Laßbergs Liedersaal, I, 145):

Ich sprach: so ziech wir zwai graesalin,
So wird licht och ain frage myn . . . .
Ich mach ains kurtz, daz ander lanck; —
Weders wil nu ziechen an
Daz lenger, sol gewunnen han.

Dat anders nemant kan gedenken,
Men sut blicken uth ogen schencken.

Alsulker vrauden bistu eyn gast,
Wen du neynen leyff hast.
Dattu krygest weder my,
Dar an bedregestu sulven dy.
Du salt vorbat din krigent lan!"
De ane leyff sprac: „„Nu hore an:
Du hest vil vraude, dat ys war,
Dat ys over selden int jar.
Wen du eyne wile by ome bist
Und dy aller levest yst,
So schut van ju eyn scheyden,
Dar van ju ok beyden
Wert jamer, not und sende clage
Hute und og alle dage.
Eyn ytlick herte syk so geenet,
Alsmen dat vor hefft gewenet!
So ys my allet bat,
Wen yk my genogen lat
Und bin van nichte vro.
Myn gemute steyt also:
Stete vro in ener achte,
Wen yk anders nicht betrachte,
Den wo yk vraude yrkennen moge,
De mynem herten wal tovoge.
So wert dy we tohant,
Wen dy din herte vormant
Dines leves, und denckest dar hin.
Dar din herte und ok din sin
Tomale licht vorborgen,
So mostu ok besorgen,
Din leyff, war yd in deme lande vert.
Wenich du weyst, wo yd vertert
Sin levent in leve ydder in leyde:
So leve gy in sorgen beyde.
He besorget dy und du one weder,
Also licht inwer beyder vraude neder,
Und sint to allen tyden sorgen rick.

Daß Niemand anders kann denken,
Man sieht die Blicke aus den Augen schänken.[1])

All' solcher Freuden bist du ein Gast,[2])
Wenn du keine Liebe hast!
Daß du streitest wider mich,
Damit betrügst du nur selber dich.
Du solltest besser dein Streiten lassen!"
Die ohne Lieb' sprach: „„Nun höre an:
Du hast viel Freude, das ist wahr!
Das ist aber nur selten im Jahr.
Wenn du eine Weile bei ihm bist
Und dir am allerliebsten ist,
So geschieht von euch ein Scheiden,
Davon euch beiden
Wird Jammer, Noth und sehnende Klage
Heute und auch alle Tage.
Ein jegliches Herz ist so vereinsamt,
Als man das vorher war gewöhnt!
So ist mir denn allezeit besser zu Muthe,
Wenn ich mir genügen lasse
Und bin von nichts froh.
Mein Gemüth steht so:
Stets froh mit gleichem Sinne,
Weil ich auf nichts anderes achte,
Als worin ich Freude erkennen mag,
Die meinem Herzen Wohl zufüge.
Es wird dir Weh zuhand,
Wenn dich dein Herz ermahnt
An deine Liebe, und denkst dahin.
Da dein Herz und auch dein Sinn
Zumal liegt verborgen,
So mußt du auch besorgen,
Wohin dein Lieb in dem Lande fährt.
Wenig weißt du, wie es verzehrt
Sein Leben in Liebe oder in Leide:
So lebt ihr in Sorgen beide.
Er sorgt um dich und du um ihn wieder,
Also liegt euer beider Freude darnieder,
Und seid jederzeit an Sorgen reich.

[1]) bildlich: Man sieht die Blicke sich in einander ergießen. [2]) alle solche Freuden sind dir fremd.

Twar, uns levent yst ungelick!
So bin yk vro dat gantze yar,
So mostu den troren dar
Na dinem leve myd groter pin.““
De leves plach, sprac: „Nu lat sin
Dinen krich weder mich,
Wente he ys unvrüntlich.
Yk sege dy warlich dat:
My ys eynes dages bat,
Wen dy in enem gantzen jare sy.
Ok sege yk dy dar by:
Wen yk mynes hertzen leyff an see,
Dat helpet my van allem wee;
Ok vorgete yk aller nod,
Und al myn troren dat ys dot.
Miner sorgen verlete yk,
Hute so vorgete yk
Aller myner sorgen swere.
Alle myn troren dat yst vere,
Dat yk lange gehavet han,
Wen yk myn leves leyff se an.
So hestu my geseyt,
Du hebbest wer leyff ydder leyt:
Yk wolde twar leydes plegen,
Er yk my leves wolde vorwegen!
Yk spreke und rade in mynen mud:
Men sal teyne ovelle lyden umme eyn gud.
Des sulle wy unse krygent lan,
Went yk nicht rechte weten kan,
Welker levent beter sy.
Des ys leyff myn hogeste vry,
Wente an myn ende stetelick
Myd enander vorenet syk.“
Do stund yk, dat my orer neyn ensach.
To mynes sulves herten yk do sprach:
Rat my, wat yk do.
Dat reyt my, dat yk ginge hyn to,
Yk worde licht myner sorgen an.
Yk grotte se, yk dummer man.
Se dankeden my gar sunder spot.
Yk dachte: Twar, dy hefft God
Her gesant uff disse heyden.
Se do begunden syk to scheyden.

Fürwahr, unser Leben ist wohl ungleich:
Bin ich fröhlich das ganze Jahr,
So mußt du trauern fürwahr
Um deine Liebe mit großer Pein!““
Die der Liebe pflegte, sprach: „Nun laß sein
Deinen Streit gegen mich,
Denn er ist unfreundlich!
Ich sage wahrlich dieses dir:
An einem Tage ist besser mir,
Als dir im ganzen Jahr.
Auch sage ich dir hierbei:
Wenn ich mein Herzenslieb anseh',
So hilft es mir aus allem Weh;
Auch vergesse ich alle Noth,
Und all mein Trauern ist dann todt.
Meiner Sorgen entschlage ich mich,
Heute vergesse ich
Alle meine Sorgen schwer.
All' mein Trauern ist fern,
Das ich lange getragen hab',
Wenn ich mein liebes Lieb seh' an.
Und hast du mir gesagt,
Du habest weder Liebes noch Leides,
So wollte ich wahrlich Leid ertragen,
Eh' ich meiner Liebe wollte entsagen!
Ich spreche und rathe in meinem Muth:
Man soll zehn Uebel erleiden um ein Gut!
Deshalb sollten wir unser Streiten lassen,
Weil ich doch nicht recht wissen kann,
Welcher Leben besser sei.
Mir ist die Liebe meine höchste Freiheit,
Weil bis an mein Ende stetiglich
Wir einander sind vereint!“ (?)
Da stand ich so, daß keine von ihnen mich sah.
Zu meinem eigenen Herzen sprach ich dann:
Rath' mir, was ich thu!
Das rieth mir, daß ich ginge hinzu,
Ich würde leicht meiner Sorgen frei.
Ich grüßte sie, ich thörichter Mann.
Sie dankten mir ganz ohne Spott.
Ich dachte: Fürwahr, dich hat Gott
Hergesandt auf diese Haide.
Sie begannen dann von einander zu scheiden.

Leyfflich myd ores herten gir
De eyne vrauwe sprack to myr:
„Wat sochstu, vil dummer knape, hyr?“
„„Gnade, vrauwe! Yk wil ju geyn vil schir:
Eynes dages, als yk vor synne,
Durch myner vrauwen mynne
Bin yk komen hir her.““
Do sprack to my de wunnenber:
„Nu ga eyn wenich vorbat,
So kumstu uppe eyne strat;
Der volge, se treyt de nergant aff.“
Gar togentliken se my gaff
Orloff to der sulven stund. —
Dat my dat scheyden ju ward kund,
Dat clage yk gode, yk arme man,
Want yk noch alle tyd mud erre gan.

Lieblich mit ihres Herzens Begier
Sprach die eine Frau zu mir:
„Was suchst du, thörichter Knabe, hier?“
„„Gnade, Frau! Ich will's Euch bald sagen:
Eines Tages, wie ich mich entsinne,
Durch meiner Frau Minne,
Bin ich hierher gekommen.““
Da sprach zu mir die Wonnenreiche:
Nun geh ein wenig fürbaß,
So kommst du auf eine Straße;
Ihr folge, sie führt dich nirgend ab.“[1])
Gar tugendlich sie mir gab
Urlaub zu derselben Stund'. —
Daß mir das Scheiden je ward kund,
Das klage ich Gott, ich armer Mann,
Weil ich noch allezeit muß irregehn!

Frauentreue[2]).

15. Jahrhundert.

Dat was ein ritter und ein degen,
Des lives was he gar vorwegen.
He vorwarff durch vrauwen minne
Vil manige blutrynne
Und vil manige bittircheit.
To vrauwendenste was he ju bereyt
Und dede yo dat beste,
Wat he to vrauwendenste wiste.
De sulve ritter quam gereden
Uff eventure nach sinen zeden
In eyne vromde stad,
Dar one nemant heyme enbat,
Und was dar unbekant.
Eynen borger, den he vant,
Ome duchte, he hedde ene er geseyn.

Es war ein Ritter und ein Degen,
Mit seinem Leibe war er gar verwegen.
Er empfing um Frauenminne
Manche blutige Wunde
Und manches bittere Leid.
Zu Frauendienst war er immer bereit
Und that ja das Beste,
Was er zum Dienste der Frauen wußte.
Derselbe Ritter kam geritten
Auf Abenteuer nach seiner Sitte
In eine fremde Stadt,
Wo ihn Niemand in sein Haus bat,
Und er war dort unbekannt.
Einen Bürger, den er fand,
Dünkte ihn, schon früher gesehen zu haben.

[1]) sie führt dich nirgend in die Irre. [2]) die einleitenden 13 Verse des Gedichts sind ihrer corrumpierten Fassung wegen theilweise ohne rechten Sinn und daher hier fortgelassen.

To dem borger begunde he syk theyn
Und rekende myd om de kunde,
Und ome rad geve, wor he vunde
De alderschonsten vrauwen.
De borger spract: „Wille gy de schauwen,
Dat ys morne eyn hillich dach,
Als yd wal wesen mach;
So kan yk ok myd wincken
Und myd ogen blincken
(Wisen) gar in korter vrist
Uff de alderschonsten, de dar yst.“
Do he de rede also vornam,
Do wart he gar eyn vrolick man.
Do dat an den andern dach quam,
He ging rechte vor de dore stan,
Dar de papen sungen
Und de vrauwen to der dore indrungen.
Eyne vrauwen he dar sach,
Sin herte do vil vraude plach,
Und hadde geseyn nu bilde also clar.
De ritter nam der vrauwen war,
Siner synne hadde se one berovet,
Vorwar, des gelovet!
Se druch har uff dem hovede golde gelik,
Dar uppe eyne binden erentrik.
Ore mund de stund in rosen var,
Rechte sam de rosen dar
Gestrowet weren in rode, —
Dat brachte den helt in node.
To den syden smal, to mate lang, —
Se hedde eynen weydeliken gang.
De borger spract deme ritter to:
„Eya, welker duncket ju nu
De alderschonste vrauwe
Wesen by rechter trauwe?
Gy muten my der warheyt geyn!
Yk weyt dat wal, gy hebt geseyn
Hir so manich tzartze liff.“
De ritter tugede uff des borgers wiff.
Ok bat one de borger mere,
Dat he sin gast were.

An den Bürger begann er sich zu wenden
Und erneuerte mit ihm die Bekanntschaft,[1])
Und er möchte ihm Rath ertheilen, wo er fände
Die allerschönste Frau.
Der Bürger sprach: „wollt ihr die schauen,
Morgen ist ein so heiliger Tag,
Als er wohl überhaupt sein mag;
Da kann ich auch mit Winken
Und mit Augenblinken
Weisen in ganz kurzer Frist
Auf die Allerschönste, die da ist.“
Da er so die Rede vernahm,
Ward er ein gar fröhlicher Mann.
Da nun der nächste Tag begann,
Stellte er sich gerade vor die Thür,
Wo die Pfaffen sangen
Und die Frauen durch die Thüre eindrangen.
Eine Frau er da sah,
Ueber die sein Herz zu viel Freude empfand,
Nie hatte er geseh'n ein Gebilde so klar.
Der Ritter achtete auf die Frau,
Seiner Sinne hatte sie ihn beraubt,
Fürwahr, das glaub't!
Sie trug Haar auf dem Haupte, Golde gleich,
Darüber eine Binde[2]) ehrenreich.
Ihr Mund stand in Rosenfarbe,
Als ob die Rosen dort
Gestreuet wären in Roth, —
Das brachte den Helden in Noth.
An den Seiten schmal, an Wuchse schlank, —
Sie hatte einen herrlichen Gang.
Der Bürger sprach zu dem Ritter:
„Ei, welche dünket Euch nun
Die allerschönste Frau
Zu sein auf Eure Treu'?
Ihr müßt mir die Wahrheit sagen!
Ich weiß es wohl, Ihr habt geseh'n
Hier so manchen zarten Leib.“
Der Ritter zeigte auf des Bürgers Weib.
Auch bat ihn der Bürger weiter,
Daß er sein Gast wäre.

[1]) eigentlich: rechnete mit ihm die Bekanntschaft aus. [2]) Kopfschmuck.

Dat vorsede ome de helt,
Wente sin herte was gequelt
Nach der vrauwen nacht und dach,
Went dat de elende man
Herberge wan
Alder nogest by der vrauwen,
Uffe dat he se mochte schauwen
Vru ydder spede,
Wor se in deme Wege trede,
Uff dat se one grotte
Und ome sine swere botte.
De ritter reyp uth over all,
Dat yd in der stat schal,
Offt one yement durste bestane
In vullem wapene ydder ane;
Myd deme wolde he to velde komen
In zyden hemden, hebbe ik vornomen.
Dat vorhorde eyn dummer,
De brachte den helt in kummer.
Myd torne dat he uff one stack,
Dat ome dat sper in der syden aff brack,
Do wart he bleyk, de vor was roth!
Up hoff man den ritter vor dot.
Dar quam to ome vil manich man,
Sines herten trud dar nicht enquam.
De borger spract der vrauwen to
„Wultu dat durch mynen willen don
Und gan to deme manne, de dar ys gewunt“?
De vrauwe spract: „„He ys my unkund,
Yk weyt nicht, wat ik dar don sal;
He dut ane myne hulpe wal.““
De borger spract: „Yk en weyt in disser stad
Nemande, de dar mach bat
Ome geven yenigen trost,
Dar mede he moge werden gelost,
Ane van dy, vrauwe here.
See, dyt ys myne lere,
Yk wils van dy nicht entbern,
Du salt my dysse bede wern.“

Das versprach ihm der Held,
Denn sein Herz war gequält
Nach der Frau Tag und Nacht,
Bis daß der elende Mann
Herberge gewann
Am nächsten bei der Frau
Damit er sie könnte schauen
Früh oder späte,
Welchen Weg sie auch beträte,
Auf daß sie ihn grüße
Und ihm sein Leiden büße.
Der Ritter rief aus überall,[1])
Daß es durch die Stadt erscholl,
Ob ihn Jemand möchte besteh'n[2])
Mit oder ohne Rüstung;
Mit diesem wollte er zu Felde kommen,
Im Seidenhemde, so hab' ich's vernommen.
Das hörte ein Dummer,
Der brachte den Helden in Kummer.
Mit Zorn er auf ihn stach,
Daß ihm der Speer in der Seite abbrach.
Da ward er bleich, der vorher war roth!
Man hob den Ritter auf für todt.
Da kam zu ihm mancher Mann,
Seine Herzenstraute aber nicht kam.
Der Bürger sprach zur Frau:
„Willst du es um meinetwillen thun
Und gehn zu dem Mann, der da verwundet?“
Die Frau sprach: „„Er ist mir unbekannt,
Ich weiß nicht, was ich da thun soll;
Ihm wird auch ohne meine Hilfe wohl.““
Der Bürger sprach: „Ich weiß in dieser Stadt
Niemand, der besser möchte
Ihm geben einigen Trost,
Durch welchen er möge werden erlöst,
Als dich, hehre Frau.[3])
Sieh', das ist meine Lehre,
Ich will's von dir nicht entbehren,
Du sollst mir diese Bitte gewähren.“

[1]) eigentlich: Ueber alle hin, sodaß es alle hören mußten. [2]) ob jemand den Kampf mit ihm bestehen möchte. [3]) eigentlich: ohne von dir.

De vrauwe syk nicht mer werde,
Se hoff syk uppe de verde.
Do se aldar quam,
De ritter was eyn vro man.
Do he se sach in sulker wise,
Ome duchte, he were in dem paradise.
De ritter de vrauwen schone emffing
Und de maget, de myd ore ging,
Und spract, dat se neder seten.
De vrauwe begunde sweten,
Dat quam van orer gute,
Yfft se were in eyner groten glute.
Se spract: „Leve here, gy sint sere gewunt,

Gy weren my vil lever gesund,
Dat weyt christ, de alder reyne!
De hefft de gewalt alleyne,
De mach ju helpen bat,
Wen yk arme vrauwe. Nu wetet dat!"
He spract: „„Yk bin disse stund
Durch eyn werde wiff gewund;
Let my de vorderven,
So wille yk gerne sterven.
Yk mud in yamer scryen!
Wylle gy my van deme dode vryen,
So deyt my dat yserne uth der syden myn,
Ydder yk mud des dodes sin!"
De vrauwe werde syk harte,
De ritter und de vil tzarte,
De stund van swete nat.
De maget spract: „Wat schadet ju dat?"
Se brochte se dar an myd groter nod.
De hant se ome to der syden bot
Und toch ome uth dat ysern,
Des wil yk se jummer prysen.
Deme ritter men eynen arsten wan,
Eynen vil guten man,
De makede one in korter stund
Myd salven heyl und wal gesund.
Dar na warde dat nicht lang,
Dat one de leve sere dwang
Myd gedancken also vorwegen.
To enem venster quam he ingestegen,

Die Frau sich nicht mehr wehrte,
Sie machte sich auf die Fährte.
Da sie dorthin gekommen war,
Der Ritter ward ein froher Mann.
Als er sie sah in solcher Weis',
Ihm däuchte, er wäre im Paradeis.
Der Ritter die Frau schön empfing
Und die Magd, die mit ihr ging,
Und sprach, daß sie niedersäßen.
Der Frau begann heiß zu werden,
Das kam von ihrer Güte,
Als wäre sie in einer großen Gluth.
Sie sprach: „Lieber Herr, ihr seid schwer verwundet,
Ihr wäret mir viel lieber gesund,
Das weiß Christ, der Allreine!
Der hat die Gewalt alleine,
Der mag euch besser helfen,
Als ich arme Frau, das wisset nun!"
Er sprach: „„Ich bin zu dieser Stund'
Durch ein liebes Weib verwund't;
Läßt mich die verderben,
So will ich gerne sterben.
Ich muß in Jammer schreien!
Wollt ihr mich vom Tode befreien,
So zieht das Eisen aus der Seite mein,
Oder ich muß des Todes sein.""
Die Frau sträubte sich sehr,
Der Ritter und die Vielzarte,
Sie stand(en) von Gluthen naß.
Die Magd sprach: „Was schadet euch das?"
Sie brachte sie heran mit großer Noth.
Die Hand führte sie (die Frau) an seine Seite
Und zog ihm heraus das Eisen,
Drob will ich sie immer preisen.
Für den Ritter man einen Arzt gewann,
Einen vielguten Mann,
Der machte ihn in kurzer Stund'
Mit Salben heil und wohl gesund.
Danach währte es nicht lang,
Daß ihn die Liebe sehr bezwang
Mit Gedanken gar verwegen.
Durch's Fenster kam er zu ihr gestiegen,

Dor de vrauwe by orme werde lach
Und sleyp; se vil sere yrscrach.
He grep uff se vil linde.
De wert un sin gesinde
Wern entslapen vaste,
Dat was leyff deme gaste.
Se spract: „We bistu,
De my nu will tu?"
„„Dat bin yk, edele vrauwe tzart,
De durch ju vorwundet wart.""
De vrauwe des vil sere yrscrach,
Rechte, sam eyn donreslach.
Van leyde se syk roffte,
Eyn syden hemede se an sloffte
Und ging uth deme betde
Und wolde den wert nicht wecken,
Went dat se den vromeden man
Brocht hedde weder van dan.
Myd armen se one umme veng,
Wo dat God an or vorheng,
Und myd armen one umme slot.
Or leyde weren sere grot.
Dat was eyne grote nod:
De ritter vel neder und was dot,
Dat spreke yk by mynem eyde!
Der vrauwen wart gar leyde,
Se kunde one van dannen nicht getragen,
Ok dorfte se des nemande sagen.
Yodoch, so spreken de wysen,
Nod brecket ysen.
Eyn bret se uth der want gewan,
Dar up lede se den doden man
Und brachte one in sin bedde weder.
Dar na lede se syk neder,
Dat des neymant wart enwar
In deme hus, al ane var,
Wen de maget, de myd ore was. —
Als man uns in deme boke las,
Dat geschach des morgens vro. —
De knechte sproken orem heren to,

Wo die Frau bei ihrem Wirthe lag
Und schlief; sie da gar sehr erschrak.
Er berührte sie gar linde.
Der Wirth und sein Gesinde
Waren entschlafen fest,
Das war lieb dem Gast.
Sie sprach: „Wer bist du,
Der du nun zu mir willst?"
„„Ich bin es, edle Fraue zart,
Der durch euch verwundet ward.""
Die Frau darüber sehr erschrak,
Recht, wie durch einen Donnerschlag.
Vom Leide sie sich aufraffte
Und in ein seidenes Hemde schlüpfte
Und stieg aus dem Bette
Und wollte den Wirth nicht wecken,
Bis daß sie den fremden Mann
Gebracht hätte wieder von dannen.
Mit den Armen sie ihn umfing,
Wie das Gott über sie verhing,
Und mit den Armen sie ihn umschloß.
Ihr Leid war sehr groß.
Es war eine große Noth:
Der Ritter fiel nieder und war todt,
Das sage ich bei meinem Eid!
Der Frau ward ganz leid,
Sie konnte ihn von dannen nicht tragen,
Auch durfte sie es Niemandem sagen.
Jedoch, so sprechen die Weisen:
Noth bricht Eisen.
Ein Brett sie aus der Wand gewann,
Darauf legte sie den todten Mann
Und brachte ihn in sein Bette wieder[1]).
Danach legte sie sich nieder,
Daß es Niemand ward gewahr
In dem Hause, ganz ohne Gefahr,
Außer der Magd, die bei ihr war. —
Wie man uns aus dem Buche vorlas,
Geschah das des Morgens früh. —
Die Knechte sprachen ihren Herrn an,

[1]) Der Vorgang ist wohl so zu verstehen: Sie löste ein Bret aus der — jedenfalls getäfelten — Wand, lud den Ritter darauf, ließ ihn durch das Fenster, durch welches er zu ihr gekommen war, wieder hinabgleiten und brachte ihn dann in sein Bett.

Und de kamer lude reyp —:
Den langen slap he leyder sleyp!
Do des de werdinne wart enwar,
Eyn tept leyt se bringen dar.
Sine besten knechte
Hoven ene up myd rechte
Und drugen one in de kerken seder
Und setten one dar neder.
Myd lesen und myd singen
Und ok myd guten dingen
De vrauwe syk des an nam . . .

Und der Kämmerer laut rief —:
Den langen Schlaf er leider schlief!
Da deß die Wirthin ward gewahr,
Einen Teppich ließ sie bringen da.
Seine besten Knechte
Hoben ihn auf nach Rechte
Und trugen ihn darauf in die Kirche
Und setzten ihn dort nieder.
Mit Lesen und mit Singen
Und auch mit guten Dingen
Sich die Frau seiner annahm . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Hiermit schließt die niederdeutsche Bearbeitung des Gedichts. Die hochdeutsche Fassung (Laßbergs Liedersaal, I, 117 ff.) berichtet, daß die Frau dem Ritter ein Stück ihres Anzugs nach dem andern opfert, bis sie, von Scham, Schmerz und Liebe überwältigt, todt über der Leiche hinsinkt. Beide finden ein gemeinsames Grab.

Die beiden Rosen.

15. Jahrhundert.

Jch sach in enem wortehove,
De na wunsche und na love
Myd blomen was durchstreyt
Suverlich, uff mynen eyt,
Dat yk ny schoner frucht han vernomen,
De von der erden mahte komen: —
Dar sach yk enen poten,
Dar was uth gesproten
Eyn rose, de was fin,
Dat neyn schoner mochte sin.
Vorwar, yk dat wol spreken mach:
Dat de sune ydder de dach
Ny schoner vrucht beluchte.
Do yk se sach, so my duchte
Se was schone und fin,
Wan se vornam der sunnen schin.

Jch sah in einem Garten,
Der nach Wunsch und zu Lobe
Mit Blumen war durchstreut
Zierlich, bei meinem Eid,
Daß ich nie schönere Frucht sah,
Die von der Erde mochte kommen: —
Dort sah ich ein junges Bäumchen,
Daraus war entsprossen
Eine Rose, die war fein,
Daß keine schöner konnte sein.
Fürwahr, ich das wohl aussprechen mag:
Daß die Sonne oder der Tag
Keine schönere Frucht beleuchtete.
Da ich sie sah, mir däuchte,
Sie wäre schön und fein,
Da sie wahrnahm den Sonnenschein.

So stunt se uff deme poten
Wunnichliken upgesloten,
Dat he syk moste vrauwen,
De se mochte schauwen.
Wen se der sunnen schin vorlos,
To hant se syk weder toslos,
Dat se noch regen ydder storm,
Noch vogel ydder worm
Nergen mochte schaden
In stele ydder in bladen.
Uppe enem andern twyge sas
An ander rose, de ok schone was.
Se was mudich, unvordroten
Und stund alle tyd upgesloten;
Se syk nicht tosluten wolde,
So se to rechte solde.
Dar na en bose dau, als yk sagen wil,
Vormyddest yn de rosen vil;
Dar wossen van maden
To erme groten schaden.
Des hedde or neyn nod gedan,
Hedde se totgesloten stan.

So stand sie auf dem Bäumchen
Wonniglich aufgeschlossen,
Daß der sich freuen mußte,
Der sie erschauen mochte.
Wenn sie den Sonnenschein verlor,
Schloß sie sich sogleich wieder zu,
Damit ihr weder Regen noch Sturm,
Nicht Vogel noch Wurm
Jrgend mochte schaden
Am Stengel oder an den Blättern.
Auf einem andern Zweige saß
Eine andere Rose, die auch schön war.
Sie war lebenslustig, unverdrossen,
Und stand allezeit aufgeschlossen;
Sie sich nicht zuschließen wollte,
Wie sie doch eigentlich sollte.
Danach ein boser Thau, als ich sagen will,
Mitten in die Rose fiel;
Davon wuchsen Maden
Zu ihrem großen Schaden.
Davon hätte ihr keine Noth gethan,
Wäre sie zugeschlossen gestanden.

Liebesklage.

15. Jahrhundert.

De sunne steyt jn dat osten,
De man heft syck umme gedan.
Jk lyde grote smerte
To dessen wynter kalt,
Van ryme unde regen
Unde van kolden sne —:
Ryker Got, wor schal yck my henne keren,
Dat jck myn schon lef sze?

De schonste wyl my leren,
Wo dat jck er dener sal syn;
Yn tuchten unde jn eren

Die Sonne steht im Osten,
Der Mond hat sich untergethan.
Jch leide große Schmerzen
Von diesem Winter kalt,
Vom Reif und von dem Regen
Und vom kalten Schnee —:
Reicher Gott, wo soll ich mich hinkehren,
Daß ich mein schön's Lieb seh'?

Die Schönste will mich lehren,
Wie ich ihr Diener soll sein;
Jn Züchten und in Ehren

Dat beste, dat se wet:
Wat hemlyck bolschop jn brynget.
Wer syck hemlicher bolschop beromet,
He heft wedder pryſz noch er.

Jn meynes bolen garten
Dar sten III bomelyn;
De eyne de dreget nusschatenblomen,
De ander negelkyn,
De drutte en vorget myner nycht.
Her Got, lege ick yn schone leſes armen,

Wo möchte my beter geschen!

Das Beste, was sie weiß:
Was heimliche Buhlschaft einbringt.
Wer sich heimlicher Buhlschaft rühmet,
Der hat weder Preis noch Ehr'.

In meines Buhlen Garten,
Da stehn drei Bäumelein;
Das eine trägt Muskaten, [1])
Das andere Nelkelein,
Das dritte ein Vergißnichtmein.
Herr Gott, läge ich in Schönsliebchens Armen,

Wie möchte mir besser sein!

Frauenliebe.

15. Jahrhundert.

Jck wyl my sulven trosten
Unde weszenn wol gemeyt:
Dar jck to jar de leveſte waſz,
Dar byn jck worden leyt.
Dat macket er untruwe herte!
Alſe men manyge fruwe fynt,
De jn der leve swevet,
Recht szo de kolde wynt.

Wen ungelucke wyl krenckenn,
Wol kan des wedderſtan?
Er nuck het ſe my bowyſet,
Se het ſych balde umme dan!
Dat wyl jck er vorgeſen,
Dat ys myn egen schult,
Noch wyl jck et er vorgeſen
Unde weszen er van herten holt.

[1]) Muskatblume. [2]) schwanket.

Ich will mich selber trösten
Und sein gar wohlgemuth:
Der ich vorm Jahr der Liebste war,
Der bin ich worden leid.
Das macht ihr untreu Herze!
Also manche Frau man find't,
Die in der Liebe schwebet, [2])
Recht wie der kalte Wind.

Wen Ungelück will kränken,
Wer kann dem widerstehn?
Ihre Tück hat sie mir bewiesen,
Hat bald sich umgewend't.
Das will ich ihr vergeben,
Das ist mein' eig'ne Schuld,
Will's gerne ihr vergeben
Und bleiben ihr von Herzen hold.

Das Glücksrad. [1])

1430.

„Jk bin dat blinde wilde eventure,
Na deme ſuten geve ik dat ſure;
Nemant ſii to blide umme myne gyffte,
Wente men vorluſt it harde dichte."

„„Dat eventur hebbe dank unde loff;
Jk riſe jo mer boven in den hoff.
De my myslude edder mysdade, —
Mochte ik leven, id ſolde em ſchaden!""

„To mer eren, to beteren dingen
Mach di dat eventur bringen,
Men wat er di ſchut,
Gode jo dank unde lof but."

„„Jk bin alſo rike en man,
Dat my nicht en breken kan.
De my myslude edder misdede,
He nemes war up der ſulven ſtede!""

„Merket unde ſeet hiir wunder,
Wat it eventur werket hir under:
De nu weldich is unde ryk,
Jt mach em vallen wunderlik!"

„„Hus, lant unde erve
Vorleſe ik unde bederve

Ich bin das blinde, wilde Abenteuer,
Nach dem Süßen gebe ich das Saure;
Niemand ſei zu froh über meine Gabe,
Denn man verliert ſie ſehr häufig."

„„Das Abenteuer habe Dank und Lob;
Ich ſteige immer mehr auf in die Höhe.
Der mir Uebeles ſagte oder übel thäte, —
Bleibe ich leben, es ſollte ihm ſchaden!""

„Zu mehr Ehren, zu beſſeren Dingen
Mag dich das Abenteuer bringen,
Aber was an Ehre dir geſchieht,
Gott ja Dank und Lob biete."

„„Ich bin ein ſo mächtiger Mann,
Daß mir nichts gebrechen kann.
Der mir übel ſpräche oder übel thäte,
Er ſollte es gewahr werden auf derſelben Stätte!""

„Merket und ſehet hier Wunder,
Was das Abenteuer wirket inzwiſchen:
Der jetzt gewaltig iſt und mächtig,
Es kann ihm wunderlich ergehn!"

„„Haus, Land und Erbe
Verliere ich und (ich) verderbe

[1]) Zur Veranſchaulichung dieſes, auf der Rückſeite eines Revaler Briefentwurfs vom 13. Mai 1430 erhaltenen Gedichts hat man ſich ein Bild zu denken, welches ein Rad darſtellt, deſſen Speichen von der Glücksgöttin (‚dat eventure', ‚das Abenteuer' = Fortuna) in Umdrehung geſetzt werden. An das Rad ſelbſt klammert ſich links ein Mann, der vom Glücke zunächſt höher hinauf gehoben wird, dann, der Drehung des Rades entſprechend auf der Höhe der Peripherie desſelben erſcheint, weiterhin wieder abwärts getragen wird, bis er endlich ganz unten angelangt iſt. Durch derartige allegoriſche bildliche Darſtellungen wurde im Mittelalter häufig die Wandelbarkeit, der Kreislauf, des irdiſchen Glücks verſinnbildlicht. Auch zu dem vorliegenden Gedicht gehört eine rohe Zeichnung, der die oben angedeutete wenigſtens zu Grunde liegt. — Die einzelnen Strophen ſind hier zum beſſeren Verſtändniß der Leſer durch Anführungszeichen als Rede (Fortuna) und Gegenrede (der Menſch) kenntlich gemacht. Der Einfachheit wegen ſind hier auch die Strophen 3, 5, 7, 9 der Fortuna in den Mund gelegt. Sie können aber auch, je nach der litterar-hiſtoriſchen Deutung, welche man dem Gedichte geben will, moraliſirende Sentenzen des Dichters ſein, oder, wenn hier wirklich, wie Scherer annimmt, ein zur damatiſchen Aufführung gelangtes Faſtnachtsſpiel vorliegen ſollte, dem Erläuterer desſelben angehören. (Vgl. Einleitung. Auch W. Seelmann, Mittelniederdeutſche Faſtnachtsſpiele, Norden, D. Soltau, 1885, XLIV ff.)

Unde mot in mynen olden dagen
Grote armode leren dragen.““

„It was dy gelent unde nicht gegeven;
Hedde it din geweſt, it hadde din gebleven.
De dem eventure to vele betruwet.
Me zut dicke, dat it em ruwet!“

„„Hiir ligge ik arman under
To ſpotte unde to wunder
Vor all der werlt vorſmaet,
Dat it luckerat nicht wedder ummegat!““

„All biſtu d(ar oc)k under gevallen, —
Du biſt de ſekerſte van en allen.
Wes duldich in dime armode,
It is de wech to dem ewigen gode.“

Und muß in meinen alten Tagen
Große Armuth lernen tragen.““

„Es war Dir geliehen und nicht gegeben;
Wäre es Dein geweſen, es wäre Dein geblieben.
Der dem Abenteuer zu viel vertrauet,
Man ſieht oft, daß es ihn reuet.““

„„Hier liege ich armer Mann unten
Zum Spotte und zum Wunder,
Von aller Welt geſchmäht,
Daß das Glücksrad nicht wieder umgeht!““

„Biſt Du gleich herunter gefallen, —
Du biſt der Sicherſte von ihnen allen.
Sei geduldig in Deiner Armuth,
Sie iſt der Weg zu dem ewigen Gut.“

Der Revaler Todtentanz.

Verſe unter einem Oelgemälde der Nicolai-Kirche zu Reval.

15. Jahrhundert.

1. Der Prediger auf der Kanzel.

Och redelike creatuer, ſy arm ofte ryke,
Seet hyr dat ſpectel, junck unde olden,
Unde dencket hyr aen ok elkerlike,
Dat ſik hyr nemant kan ontholden,
Wanneer de doet kumpt, als gy hyr ſeen!
Hebbe wi den vele gudes ghedaen,
So moghe wi weſen myt Gode een:
Wy moten van allen loen untfaen.
Unde, lieven kynder, ik wil ju raden,
Dat gi juwe ſcapeken verleiden nicht,
Men gude exempel en opladen,
Eer ju de doet ſus ſnelle bilicht.

Ach, vernünftige Kreatur, ſei arm oder reich,
Seht hier das Schauſpiel, Junge und Alte,
Und denket ein Jeglicher hier von Euch,
Daß ſich hier Niemand kann enthalten,
Wann der Tod kommt, wie ihr hier ſeht!
Haben wir dann viel Gutes gethan,
So mögen wir ſein mit Gotte eins
Wir müſſen von allem Lohn empfahn.
Und, liebe Kinder, ich will euch rathen,
Daß ihr eure Schäfchen verleitet nicht,
Sondern gute Beiſpiele für ſie anhäuft,
Eh' euch der Tod ſo ſchnell erfaßt.

2. Der Tod an Alle.

To deſſem danſſe rope ick alghemene:
Pawes, keiſer unde alle creaturen,
Arme, ryke, grote unde klene, —
Tredet vort, wente nu en helpet nen truren!
Men dencket wol in aller tyd,
Dat gy gude Werke myt ju bringen
Unde juwer ſunden werden quyd,
Went gy moten na myner pypen ſpringen.

Zu dieſem Tanze rufe ich alleſammt:
Papſt, Kaiſer und alle Kreaturen,
Arme, Reiche, Große und Kleine, —
Tretet fort, denn nun hilft kein Trauern!
Aber denket recht in aller Zeit,
Daß ihr gute Werke mit euch bringet
Und eurer Sünden werdet quitt,
Denn ihr müßt nach meiner Pfeife ſpringen.

3. Tod zum Papſte.

Her pawes, du byſt hogeſt nu,
Dantſe wie voer, ik unde du!
Al hevеſtu in godes ſtete ſtaen,
Een erdeſch vader, ere unde werdicheit untfaen
Van al der werlt, du moſt my
Volghen unde werden als ik ſy.
Dyn loſent unde bindent dat was vaſt,
Der hoecheit werſtu nu een gaſt.

Herr Papſt, du biſt der Höchſte nun,
Tanzen wir vor, ich und du!
Haſt du gleich an Gottes Stelle geſtanden,
Ein irdiſcher Vater, Ehre und Würde empfangen
Von aller Welt, du mußt mir
Folgen und werden gleich wie ich.
Dein Löſen und Binden, das war feſt,
Der Hoheit wirſt du nun ein Gaſt.

4. Papſt.

Och, here Got, wat is min bate,
Al was ik hoch geweſen in ſtate,
Unde ik altohant moet werden,
Gelik als du, een ſlim der erden?
Mi en mach hocheit noch rickheit baten,
Wente al dink mot ik nalaten.
Nemet hir exempel, de na mi ſiet
Pawes, alſe ik was mine tit!

Ach, Herr Gott, was iſt mein Gewinn,
Bin ich gleich hochgeſtiegen im Stande,
Und ich allzuhand muß werden,
Gleich wie Du, ein Schleim der Erden?
Mir mag keine Hoheit noch Reichthum nützen,
Denn alle Dinge muß ich verlaſſen.
Nehmt hier ein Beiſpiel, die (ihr) nach mir ſeid
Päpſte, wie ich war meine Zeit.

5. Tod zum Kaiſer. [1])

Her keiſer, wi moten danſen!

Herr Kaiſer, wir müſſen tanzen!

6. Kaiſer.

O dot, dyn letlike figure
Vorandert my alle myne natture.
Ik was mechtich unde rike,
Hogeſt van machte ſunder gelike;
Koninge, vorſten unde heren

O Tod, deine gräuliche Figur
Verändert mir meine ganze Natur.
Ich war mächtig und reich,
Höchſter an Macht ſonder gleichen;
Könige, Fürſten und Herren

[1]) die zwiſchen dem vorhergehenden und nachfolgenden fehlenden Verſe ſind nicht erhalten.

Mosten my nigen unde eren, —
Nu kumstu, vreselike forme,
Van mi to maken spise der worme!

Mußten (sich) mir neigen und (mich) ehren, —
Nun kommst du, schreckliche Gestalt,
Aus mir zu machen Speise der Würmer!

7. Tod.

Du werst gekoren, — wil dat vroden! —
To beschermen unde to behoden
De hilgen kerken der kerstenheit
Myt deme swerde der rechticheit.
Men hovardie heft di vorblent,
Du hefst di sulven nicht gekent,
Mine kumste was nicht in dinem sinne.
(zur Kaiserin)
Du ker nu her, frou keiserinne!

Du warst erkoren — wolle das bedenken! —
Zu beschirmen und zu behüten
Die heilige Kirche der Christenheit
Mit dem Schwerte der Gerechtigkeit.
Aber Hoffahrt hat dich verblendet,
Du hast dich selber nicht gekannt,
Mein Kommen war nicht in deinem Sinn.
(zur Kaiserin)
Du kehr' nun her, Frau Kaiserin!

8. Kaiserin.

Ick wet, my ment de doet!
Was ick ny vorvert so grot!
Ik mende, he si nicht al bi sinne,
Bin ik doch junck und ok eine keiserinne.
Ik mende, ik hedde vele macht,
Up em hebbe ik ny gedacht,
Ofte dat jemant dede tegen mi.
Och, lat mi noch leuen, des bidde ik di!

Ich weiß, mich meint der Tod!
Wär' ich nicht so sehr erschreckt!
Ich meinte, er sei nicht ganz bei Sinn,
Bin ich doch jung und auch eine Kaiserin.
Ich meinte, ich hätte viele Macht,
An ihn habe ich nicht gedacht,
Oder daß Jemand thäte etwas gegen mich.
Ach, laß mich noch leben, das bitte ich dich!

9. Tod.

Keiserinne hoch vormeten,
My duncket, du hest myner vorgheten.
Tred hyr an! Ik is nu de tyt.
Du mendest, ik solde di schelden quit —
Nen! Al werstu noch se vele,
Du most myt to dessem spele
Unde gi anderen alto male!
(zum Kardinal)
Holt an! volge my, her kardenale!

Kaiserin hoch vermessen,
Mich dünkt, du hast meiner vergessen.
Tritt hier an! Es ist nun Zeit.
Du meintest, ich sollte dich frei erklären —
Nein! Und wärst du noch so viel,
Du mußt mit zu diesem Spiel
Und ihr anderen allzumal!
(zum Kardinal)
Halt an! folge mir, Herr Kardinal!

10. Kardinal.

Ontfarme myner, here, salt schen,
Ik kan di niegensins entflen.
Se ik vore efte achter my,
Ik vole den dot my alle tyt by.
Wat mach de hoge staet my baten,
Den ik besat? Ik mot en laten
Unde werden unwerdiger ter stunt,
Wen eine unreyne, stinckende hunt.

Erbarme (dich) meiner, Herr, soll's geschehn,
Ich kann dir keineswegs entgehn.
Seh' ich vor oder hinter mich,
Ich fühle den Tod allezeit bei mir.
Was mag der hohe Stand mir frommen,
Den ich besaß? Ich muß ihn lassen
Und werden unwürdiger zur Stund
Als ein unreiner, stinkender Hund.

11. Tod.

Du weres van state gelike
En apostel Godes up ertryke,
Umme den kersten loven to sterken
Myt worden unde anderen dogendsammen werken.
Men du hest mit groter hovardichit
Up dinen hogen perden reden.
Des mustu sorgen nu de mere!
(zum König)
Nu tret ok vort her, koningck here!

Du warest durch deinen Stand gleich
(Wie) ein Apostel Gottes auf dem Erdreich,
Um den Christenglauben zu stärken
Mit Worten und andern tugendsamen Werken.
Aber du hast mit großer Hoffahrt
Auf deinem hohen Pferde geritten.
Drob mußt du sorgen nun desto mehr!
(zum König)
Nun tritt auch herfür, Herr König!

12. König.

O dot, dyne sprake heft my vorvert:
Dussen dans en hebbik nicht gelert!
Hertogen, rydder unde knechte
Dagen vor my durbar gerichte,
Unde juwelik hodde sik de worde
To sprekende, de ik node horde.
Nu komstu unvorsenlik
Unde beroves my all myn ryk!

O Tod, deine Sprache hat mich erschreckt:
Diesen Tanz habe ich nicht gelernt!
Herzöge, Ritter und Knechte
Tagten für mich (in) vornehme(n) Gerichte(n)
Und Jeder hütete sich, die Worte
Zu sprechen, die ich ungern hörte.
Nun kommst du unversehens
Und beraubest mich all' meines Reichs!

13. Tod.

Al dyne danken hestu geleyt
Na werlyker herlicheyt.
Wat batet? Du most in den slik,
Werden geschapen myn gelik.
Recht gevent unde vorkeren
Hestu under dy laten reigeren,
Den armen niegene leed want.
(zum Bischof)
Her bischop, nu holt an de hant!

All' deine Gedanken hast du gerichtet
Auf weltliche Herrlichkeit.
Was frommt's? Du mußt zu Schlamm
Gewandelt werden als meinesgleichen.
Recht geben und verkehren,
Hast du unter dir lassen regieren,
Den Armen niemals Leid gewandt.
(zum Bischof)
Herr Bischof, nun halt an die Hand!

Das sechzehnte Jahrhundert.

Andreas Knöpken.

Wohl dem, der recht sein Wandern läßt.

Der 1. Psalm.

Wol dem, de recht syn wanderent leth[1])
Ym rade der godtlosen,
Noch up den wech der sünder tredt,
Noch sittet dar spotters kosen,[2])
Sunder hefft syn lust gemein
Yn des Heren gesett allein,
Redet darvan dach unde nacht,

So ein boem wert he geplantet syn
By guten waterbeken,
Welker frucht bringet thor tidt syn,
Syn bladt wert sick nicht sweken.[3])
Wat he ansenget wert lücklick stan,
So de godtlosen möthen[4]) ghan
Gelick dat kaff[5]) vor dem winde.

De Godtlosen yn dem gerichte
Werden nicht bestande bliven,[6])
Noch de sunder by dem gerechten nicht,
De se syck sulven vordriven.[7])
Wente[8]) Godt kendt der gerechten weg,
Overst[9]) alle der godtlosen steg[10])
Wert durch syne gewalt umme kamen.

[1]) sein Wandern läßt. [2]) reden. [3]) schwächen = welken. [4]) müssen. [5]) gleich der Spreu. [6]) bestehen bleiben. [7]) die da sich selbst vertreiben. [8]) denn. [9]) aber. [10]) Metonymie: Alle, die auf dem Wege der Gottlosen wandeln.

Hilf Gott, wie geht das immer zu.

Der 2. Psalm.

Help Godt, wie gheit dat yummer tho,
Dat alle volck so grimmet?
Vörsten unde köning all gemein
Mit eins sint se gesinnet,
  Wedder tho streven dyner handt
  Unde Christo, den du hefst gesandt,
  Der gantzen werlt[1]) tho helpen.

Se willen ungestraffet syn
Unde leven na erem sinne,
Unde werpen van sick dynen radt
Unde wat du leres darynne,
  Unde gahn na eres herten waen
  Ein yeder man op syner baen
  Unde laten en[2]) nicht weren.

Du overst[3]) yn dem hemmel hoch,
O Godt, werst se belachen,
Bespotten eren besten radt,
Er anslege vorachten.
  Du werst mit torn se spreken an,
  Straffen, wat se hebben gedan,
  Mit grim werden se srecken![4])

De Here hefft thom köninge gesettet
Christum, den gy vorklenen,[5])
Up Zion, synen hilligen berch:
Dat is aver syne gemene,
  Dat he schal[6]) kunde don aver all
  Des Vaders sinn und wolgefal
  Unde leren syn gesette.

He sprack tho em: Du bist myn son,
Huden[7]) hebb ick dy getelt,[8])
Van den doden erweckt schon
Unde yn dy utherwelt
  Vor erven unde vor kinder myn
  De geloven an den namen dyn,
  Dat se all durch dy leven.

De Heiden wil ick schenken dy,
Myn kindt, tho einem erve,
Dat du mit dynem worde ynn en
Des flesches lust vorderves;
  Ein nye volck schaltu[9]) richten an,
  Dat mynen namen prisen kan
  An allem ordt up erden.

Darum, gy köninge, mercket an:
Gy scholt juw laten leren
Unde dessem köninck hören tho,
Syn wort holden yn eeren,
  Dat gy Godt leren fruchten wol
  Unde wo ein hert em truwen schal,
  Dat heth recht wol Godt denen.

Nemet up de straffe willichlik,
Dat sick nicht vortörn[10]) de Here;
Holdet en vor ogen stedichlik
Unde levet na syner lere!
  Wenn syn torn alse ein vur opgheit:
  Wol ys denn, de vor em besteit?
  Dat sint de up en truwen.

[1]) Welt. [2]) ihnen = sich. [3]) aber. [4]) erschreckt werden. In der hd. Fassung: Mit Grimm wirst du sie schrecken. [5]) verkleinert. [6]) soll. [7]) heute. [8]) gezeugt. [9]) sollst du. [10]) erzürne.

Burchard Waldis.

Wann ich in Angst und Nöthen bin.

Der 121. Psalm.

Wann ich in angst und nöten bin,
Und all mein trost ist gar dahin,
So heb ich auf mein augen hoch
Zum Herrn umb hülf und denck im nach
Und wart, biß mir geholfen werd
Von dem Gott himels und der erd.

Er helt mich auf der rechten ban
Und wirt meinn fuß nicht gleiten lan.
Der Herr ists, der mich selbst behut,
Obgleich der Feind trutzt, tobt und wut:
Der Israel schutzt und vertrit,
Der wacht allzeit und schlummert nit.

Ob dich des tags die sonne sticht,
Der kalte mon des nachts ansicht,
Doch kompt des Herren hulf zu hand,
Helt uber deiner rechten hand
Mit seinem schatten hulf und hut,
Daß dir kein unglück schaden thut.

Zum schutz ist stets der Herr bereit
Vor allem übel alle zeit,
Den trost verzeucht er nicht zu lang,
Behut deinen außgang und eingang,
Hilft dir zuletzt aus allem leid
Von nun an bis in ewigkeit.

Gottlob, daß uns jetzt wird verkünd't.

Der 29. Psalm.

Gott lob, daß uns ietz wirt verkunt
Die evangelisch lehre!
Himel und erd mit vollem mund
Erzelen Gottes ere
Bei tag und nacht mit großem pracht
An allem ort auff erden.
Ein jede sprach gibts selber nach,[1])
Daß mög gepredigt werden
On hindern und geferden.

Die apostolisch leer her bricht,
Reicht bis an der welt ende;
Jr richtschnur hats dahin gericht,
Lauft wie die sonn behende,
Die sich entprennt in orient
Und geht den abend nieder,
Mit irem Glanz erleuchtet ganz,
Jr hiz erfreuets wider,
Machts fromb, gerecht und bider.

[1]) jede Sprache giebt es wieder, sagt es.

So thut das Evangeli auch,
Wanns die Seelen erquicket:
Wo sein zeugniß geht recht im brauch,
Und man sich fein drein schicket,
Machts weis und klug mit gutem fug
Die albern und elenden,
Erfreut das herz und brengts fürwertz,[1])
Erleucht an allen enden
All, die sich zu im wenden.

Dann wer recht hat des Herren forcht,
Der wird wol ewig bleiben,
Und seinem heilgen wort gehorcht,
Welchs er im läszt fürschreiben.
Das han wir hold besser dann gold,
Gar süsz wie honig schmecket,
Macht all sein knecht fromb und gerecht.
Auch von dem tod erwecket,
Mit gnad all sünd bedecket.

Der Menschen fehl sind mannigfalt,
Die wölst uns, Herr, verzeihen!
Uns an der rechten leer erhalt,
Und gnad darzu verleihen,
Von falschem rat und missetat
Unschuldig mögen leben!
Lasz gfallen dir wort, werk und bgir,
Deinn segen da zu geben,
Dasz wir dich hoch erheben!

Wir danken dir, Got vater wert,
Und wölln dich immer loben,
Der du uns armen hie auf erd
Gar reichlich thust begaben
Durch Jesum Christ, der selber ist
Für unser sünd gestorben
Und durch sein blut uns alln zu gut
Den himel hat erworben,
Sunst wern wir all verdorben.

Von einer römischen Reise.

Einsmals gedacht zu werden from
Und zoh aus Deutschland hin nach Rom;
Doch ward ich auf der reis nit bider,
Trug zwibeln hin, bracht knobloch wider.
Denn das ist je ein alte weis,
Wie jeder solches selb wol weiß —
Wer da gewest, darf mans nit sagen —:
Zu Rom holt man ein bösen magen,
Ein leren seckel, bös gewissen
Und wird gar oft umbs gelt be — trogen.
Da gieng ich in das deutsche haus
Und fordert den patron heraus.
Ein jung gesell kam ausher gan[2])
Und sahe mich an der türen stan,
Grüßt mich und bald fragen begunt,
Wie es in deutschen landen stunt.
Ich tet im bricht von allen Sachen,
Und gunten[3]) weiter kundschaft machen.
Zuletzt gab sich zurkennen mir,
Wie daß er einr von Honstein wer.
Waren beid alte schulgesellen,
Da tet er sich zwar freundlich stellen.
Wie ich mein sach het ausgericht,
Sprach er: „Heut wölln wir scheiden nicht."
Fürt mich und mein geselln nit fern
Am Campoflor in ein tabern
Umb zeigers acht am morgen fruh.
Ongfer kam noch ein gsell dazu,

[1]) vorwärts. [2]) kam herausgegangen. [3]) begannen.

Ein Preuß, so ich mich recht bedenk,
Der hieß Achaci von der Trenk.
Er ließ bald speis und brot auftragen
Und nach dem besten cursa[1]) fragen.
Wir setzten uns; ich schmeckt den wein.
Bald kamen auch zwen mönch herein
Und sprachen: „Bon profatz, missier![2])
Möchtn wir ein juli[3]) oder vier
Verzeren in eur companei?"
Achaci sprach: „Setzt euch herbei!"
Zwei weiber folgten auch den beiden,
Welche die mönch hetten bescheiden[4]);
Die setztens bei sich an die seiten,
Wie sichs gebürt eelichen leuten.
Das gmach war offen, breit und weit,
Saßen umbher mancherlei leut.
Zuletzt gunt sie der wein bewegen;
Der alte Adam wolt sich regen,
Und sahe so vil der groben bossen,
Daß ich zuletzt ward gar verdrossen,
Gedacht: Es ist allhie zu Rom,
Da solten je die leut sein from;
Dazu sein diß geistlich person,
Die solten je dasselb nit ton,
Han vor den leuten keine scheu.
Und sprach: „Nun wil ich auf mein treu
Hingen und lassens so geschehen;
Ich mag die schand nit leng ansehen,
An ihrer sünd kein teil nit han."
Da antwort mir der edelmann,
Der mich daselben het geladen,
Sprach: „Sitzt, es ist euch one schaden.
Wo ir wolt bleiben lang zu Rom,
Müßt euch nit stellen allzu from,
Und euer er so ser nit schonen;
Ir müßt des landes weis gewonen.[5])
Habt ir eur tag von Rom nie ghort?
Wie man sagt im gmeinen sprichwort,
Daß eim zu Rom kein sünd nit schad,
Allein, so er kein gelt mer hat?
Das ist die allergröste sünd,
Welch nit der bapst vergeben künt."

Hie magstu merken, wie gar fein,
Wie schon, wie züchtig, keusch und rein
Izt zu Rom der papisten leben:
Schlangen möcht man damit vergeben.
Noch dörfen sie sich Gottes rümen
Und mit der schrift ihr sach verblümen.
Ich hort ein mal vom Parasell,[6])
Ein grosser hans und kluger gsell,
Da man sagt von göttlichen sachen,
Daß ers gar hönisch tet belachen
Und sprach: Sint[7]) der zeit und den stunden,
Daß die geistlichen han erfunden
Das himmelreich und die hellen,
Vexiern uns leien, wie sie wölln,
Dichten ein leben nach dem tot,
Wenn doch all Ding ein ende hat.
Wern Petrus, Paulus hieher nit komen,
Rom het so ser nit abgenomen.
Fart mit eurm himel, wo ir wolt, hin,
Ich geb vor als nicht ein quatrin.[8])
Drumb auch das sprichwort warhaft ist:
Je neher Rom, je böser christ.

[1]) Wein von Corsica. [2]) Prosit, ihr Herren. [3]) römische Silbermünze. [4]) beschieden, hinbestellt. [5]) gewohnt werden. [6]) Paracelsus. [7]) seit. [8]) Kupfermünze von Pfenniggröße.

Von einer Frauen und dem Arzte.

Als ein weib krank war an irm gsicht,
Daß sie beinahe kunt sehen nicht,
Sie kriegt ein arzt, dem tet sie loben,[1])
Wenn er ir hülf, geschenk und gaben;
Jedoch bedinget sie daneben,
Wenn er ir nit hülf, wolt sie nit geben.
Der arzt het wol ir list vernommen,
Gedacht, demselben für zu kommen.
So oft er zu ir gieng ins haus,
Nam etwas mit und trugs heraus.
Darnach die Frau auch sehend ward:
Der arzt fordert sein lon so fort.
Die frau im den zu geben weigert,
Drumb er sie vor gerichte steigert.[2])
Die frau im da gestendig war,
Daß sie im het verheißen, bar
Zu geben ein bestimte summen,
Wenn sie ihr gsundheit het bekummen;
Daß er aber sprach unbedacht,
Wie er sie het gsund gemacht,
Gestund sie im in keinem weg,
Denn sie jetzund weniger sech[3])
Im haus von all irm hausgerät,
Denn da sie noch den gbrechen het.

Es komt wol oft, daß die gesellen,
Die sich mit lügen decken wöllen,
Werden in ihrem strick gefangen,
In irem eignen netz behangen.

Von einem Schneider.

Ein schneider kauft ein tuch von Lunden,
Nams undern arm zun selben stunden;
War schon geschorn und zubereit,
Draus im[4]) selb machen wolt ein kleit.
Trugs heim, auf seinen tisch legts nider,
Maß, überschlugs, legts hin und wider
Und richtet zu, den rock zu schneiden,
Nam el und maß, zeichnets mit kreiden
Und legts dreifach zum vorder gern,[5])
Der doch nur zwen von nöten wern,
Ergriff gar bald ein scharpfe scher
Und schnit daselben fluchs durchher.
Da wurden aus drei gleiche stück,
Eins warf er hinter sich zurück,
Daß man dasselb solt sehen nit,
Hub auf und sang dazu ein liet.
Das sahe sein knecht, der bei im saß,
Sprach: „Meister, warumb tut ir das?
Habt euch versehen in dem messen,
Oder seit ir sonst so vergessen?
Ists doch eur eign, habts selber kauft.
Ist, daß euch etwas überlauft?[6])
Vor wem wolt ir dasselb verhelen,
Daß ir eur eigen gut wolt stelen?“
Er sprach: „Gott geb dem brauch die ritt![7])
Was tut die lang gewonheit nit!“

[1]) geloben. [2]) verklagt. [3]) sehe. [4]) sich. [5]) Gewand, Kleid, Rockschoß. [6]) mehr als nöthig ist. [7]) die Ritte, das Fieber: Fluchformel.

Wer sich sein selber nicht kann massen,[1])
Von böser gwohnheit abelassen,
Den muß man in ein kloster globen,[2])
Zun dörren brüdern[3]) hoch dort oben,
Da man mit leitern steigt ins chor.
Darumb sehe sich ein jeder vor
Und sich für böser gwonheit hüten,
Sonst wirds im meister Hans[4]) verbieten.

Vom Schiffman und einem Diebe.

Einsmals, da ich zu Lübeck war,
Gdacht nach Riga mit meiner war
Zur seewarts auf eim schiff zu farn,
Auf daß ich möcht damit ersparn
Zu land den langen bösen weg,
Der mich oft gemacht hat faul und treg,
Bedinget[5]) mich auf ein cravel.[6])
Daselben kamen unser vil
Zusamen, mancher mutter kind,
Wie mans denn da gemeinlich findt,
Als man im gmeinen sprichwort redt:
Die schiffleut fürn dieb in die städt
Und manchen frummen man zu haus;
Der henker fürt sie wider draus.
Wir furen hin im selben schif,
Bis an den zehnden tag herlief,
Ein großer sturm hub sich bei Gotland
Und nahm auch plötzlich überhand
Und dreuet uns so mechtig ser:
Wurfen vil güter naus ins mer.
Zuletst wolts besser werden nit,
Der schiffer blies ins sibilit[7]),
Sprach: „Fründ, all die mit mir sein hie,
Ein jeder fall auf seine knie
Und ruf zu Gott in seim gebet,
Daß er uns aus der not errett.“
Da kam uns all groß schrecken an,
Wie ein jeder abnehmen kann;
Wir waren allesam erlegen[8])
Hetten des lebens uns erwegen.[9])
Da macht die angst und große forcht,
Daß jedermann dem schiffherrn horcht[10]);
Er tröst das volk und gieng umbher:
Da fand er ein on als gefer[11]),
Ein jungen übergeben gesellen;
Der tet sich zwar nit traurig stellen,
Er het ein kandel[12]) für und trank,
War frölich, bei im selber sang.
Sobald der schiffherr sein ward innen,
Gedacht, er wer nit wol bei sinnen,
Fragt in, sprach: „Was bist vor ein han?
Lest dir diß nit zu herzen gan,
Und sihst vor augen hie den tot?“
Er sprach: „Es hat mit mir kein not!
Wenn gleich das schiff zu grund wurd sinken,
So werd ich dennoch nicht ertrinken,
Denn ich zu hangen bin geborn;
Im wasser werd ich nit verlorn,
Es gieng denn übern galgen hoch:
Derhalben frag ich hie nit nach.
Ich hab mich all mein tag ernert
Der dieberei, nit anderst glert,
Und hab mein curs also gericht:
Wer hangen sol, ertrinket nicht.“

[1]) sich mäßigen, sich enthalten. [2]) geloben. [3]) humoristische Bezeichnung für den Galgen. [4]) der Henker. [5]) miethete mich ein. [6]) Caravele, Kauffahrteischiff. [7]) Bootsmannspfeife. [8]) lagen darnieder. [9]) verzichteten auf unser Leben. [10]) gehorcht. [11]) von ungefähr. [12]) Kanne.

Die gselln, die so irn datum setzen[1])
Und all morgen ir messer wetzen,
Damit sie zwiefach riemen schneiden,
Ob sie denn auch am galgen leiden,
Des sol man kein mitleiden hon,
Solch arbeit fordert solchen lon;
Auf solcher kirchweih, solchem gottshaus
Teilt man kein andern ablaß aus.

Vom Fuchs und vom Hanen.

Vom fuchs man oft gesaget mir,
Wie er sei ein gar listig tier
Und pflegt die andern tier betriegen,
Umb eigen nutz in oft fürliegen.
Solchs er am hanen hat ereigt,[2])
Wie dise folgend fabel zeigt.
Einsmals, da er het lang geloffen
Und durch vil dicker hecken gschloffen,[3])
Daß im sein bauch war worden ler,
Zohe in eim holen weg daher.
Vom dorf nit weit an einem fluß,
Ungeferlich zwen armbrustschüß,
Da saß ein han auf einem baum
Hoch, daß ern kunt absehen kaum,
Mit dreien hübschen, feißten hennen,
Die sich gemestet in der tennen,
Und sassen hoch auf einer eichen,
Daß sie der fuchs nicht mocht erreichen.
Er dacht: Was sol ich immer tun?
Ich iß so gern einst von eim hun!
Da het ein baur ein große buchen
Nider gefellt; da gunt er suchen
Und fand ein weissen span viereckt,
Doch ein wenig lenglecht gestreckt,
Nam in ins maul und trollt sich hin
Auf künftig beut und guten gwinn,
Zohe langsam underm baum daher,
Als ob ers tet on als gefer.
Wie in der han von oben sicht,
Kräet laut, leßt sich erschrecken nicht.
Der fuchs legt nider seinen span
Und hebt weislich zu reden an
Und sprach: „Botz, lieber ohm, herr Henning,
Ich hett verwett ein alten pfenning,
Daß ich euch hie nit finden solt.
Jedoch, wenn ir mich hören wolt,
Wil euch erzelen seltzam gschicht,
Die nit aus meinem ghirn ertcht,
Auch nit aus meinen gedenk[4]) besunnen
Oder aus eim toten roskopf gspunnen,[5])
Sondern sind uns vom himel geben,
Daß darnach alle tier solln leben;
Ernstlich wils han gehalten Gott
Haben gleich wie die zehen gebot,
Denn es kein lecherliche bossen,
Sondern mit solchem ernst beschlossen,
Mit Brief und sigel stark befest,
Daß mans wol ununbgstoßen leßt."
Da sprach der han: „Nun sag doch her!"
Er sprach: „Es sind gar gute mer.
Und weil ich euch so lang hab kennt,
Stets für mein lieben Ohm genennt,
Halt ich, daß ir des wol seit wert,
Für andern tieren zum ersten beschert,
Daß ir solt sein der erste fründ,
Dem ich solch heilsam red verkünd."

[1]) zur Lebensaufgabe machen. [2]) ereigen, eräugen, mhd. erougen, sehen lassen, zeigen. [3]) geschlüpft. [4]) Gedächtniß, Erinnerung. [5]) durch Beschwörung in Erfahrung gebracht.

Er nahet sich zum baume baß
Und setzt sich nider in das gras.
Er leckt das Maul und ruspert sich
Und sprach: „Herr Henning, hört doch mich,
Hört zu mit euren schwestern fleißig,
In diesem jar sieben und dreißig
Hat der bapst in Italia
In der schönen stadt Mantua
Ein gemein concili betracht,[1])
Vil herren da zusamen bracht,
Cardinäl, patriarchen, bischof
Versamlet gar an seinen hof,
Dabei auch ander herrn legaten,
Gschickt von weltlichen potentaten
Als commissari, oratorn,
Die von der herrn wegen da warn,
Und haben all eintrechtiglich
Beschlossen, das sol ewiglich
Ratum, decretum firmiter
Et irrefragabiliter[2])."
Der han sprach: „Herr Reinhart, sagt her,
Was sein die wunderlichen mer,
Da ir so hoch und groß von rümen,
Mit so vil worten schon verblümen?
Ir gebt ein guten predicanten,
Ja, für die hüner, gäns und anten.
Ir könt latin und alle sprach,
Muß jedermann euch geben nach.
Wer gnug, ir het die sophistri
Studiert in der schul zu Pavi;
Das doctorat stünd euch wol an:
Ir seit der schrift ein glerter man."
Er sprach: „Die sach ists gar wol wert,
Daß man mit vielen worten ert.
Diß aber habens decerniert,
Mit brief und sigel confirmiert:
Nach dem vor vilen alten zeiten
Kein gewonheit war bei den leuten,
Daß sie pflagen fleisch zu essen,
Und dorft sich des niemand vermessen,
Biß daß bei Noha nach der sintflut
Von Gott ward angesehn für gut,
Den menschen fleisch erlaubet hat.
Daraus erfolgt großer unrat,[3])
Denn davon leid und mort ist kommen;
Vil tier daraus ursach genommen,
Daß sie einander han gefressen
Und aller zucht und er vergessen
Und sprachen: Ist den menschen frei,
Warumb soll uns verbotten sei?
Daraus ist kommen müe und klag.
Nun muß, bis vor dem jüngsten tag
Und noch in disen letsten tagen,
Die sach gestillt wird und vertragen,
All neid und haß auf dieser erdn
Bei allen tieren vergessen werdn;
Drumb hat der bapst on allen hel,
Vielleicht aus göttlichem befelh,
Mit weisem rat und klugem sin
Endlich die sachen bracht dahin:
Ein jedes tier sich solches massen,
Das ander ungefressen lassen.
Laub und gras sollen sie genießen
Und damit iren hunger büßen;
Allein der fisch im wasser sei
Menschen und tiern zu essen frei
Und sind derhalben frei gegeben.
Denn da all tier verlorn das leben
In der sintflut, wies stet geschrieben,
Da sein die fisch lebendig blieben,
Darumb hats Gott also verschafft,[4])
Daß sie auch wurden einst gestraft.
Und ist diß herrlich neu edict
Reichlich begiftet und gespickt,
Mit brief und sigel stark muniert,
Mit privilegen hoch geziert,
Mag billig gnennet werden zwar
Das rechte gülden jubeljar.
Ist auch schriftlich in Druck gestellt,
Darnach ein jedes tier sich helt,
All punct verfaßt in ein receß,
Ward jetzt zu Frankfurt in der meß

[1]) beschlossen, in Erwägung gezogen. [2]) ohne Widerspruch. [3]) Schaden. [4]) angeordnet.

Vorn römer gschlagen an die tür;
Da hiengen achtzehn sigel für,
Da stunden kammerboten bei.
Des ich [1]) ein warhaftig copei,
Wie solchs zugangen und beschehn,
Als hie vor augen ist zu sehn"
(Und zeigt im da den weißen span,
Meint, er sollt im dran gnügen lan.)
„So ists nun allenthalben fried;
Drumb steigt herab und förcht euch nit.
Nim deine schwestern all mit dir:
Dörft euch besorgen nit vor mir.
Den brief wölln wir im wirtshaus lesen
Und haben da ein frölich wesen.
Hab hie noch einen gülden rot,
Den mein mutter nit gsehen hot,
Den wölln wir samtlich da verzern
Und uns hinfurder freundlich nern."
Da sprach der han: „Es nimt mich wunder
Solch gschwind verenderung jetzunder,
Die ich jetzt hör aus deiner sag:
Es muß nahe sein dem jüngsten tag.
Drumb wil ich glauben deinem wort:
Herr, ich kom jetzund alsofort."
Der fuchs war froh und sprach: „Nun kum!"
Da macht der han den hals so krum
Und strecket weit aus seinen kragen,
Sahe hin ins felt. Der fuchs gunt fragen
Und sprach: „Sag an, wonach sichstu?
Kom, ich bleib sonst nicht lenger nu."

Der han sprach: „Wil dirs wol verkunden:
Dort komt ein jäger mit zwen hunden,
Den man den brief auch lesen soll,
Sie sein beid frum, ich kenn sie wol,
Daß sie auch wissen von den sachen
Und gleich mit uns sich fröhlich machen."
Da fragt der fuchs: „Sein sie noch fer?" [2])
„Nein", sprach der han, „sie ziehen daher."
Da sprach der fuchs: „Ich gee davon;
Wiltu folgen, das magstu tun."
Da sprach der han: „Wie so? Ists fried,
So hastu dich zu bsorgen nit."
Er sprach: „Ob sies noch nit vernommen,
Ließen mich nit zur antwort kommen
Und mich so eilend überfielen;
Wil lieber des gewissen spielen
Und mich hin durch die hecken drengen:
Ein ander mag in zeitung brengen."

Es ist mancher so gar verschlagen,
Meint etwas damit aufzujagen
Und denkt, er sei so klug allein,
So findt er doch zu zeiten ein,
Der auch geschickt und gegenklug
Kan trug vergelten mit betrug,
Zu dem man sichs gar nicht versicht,
Wie vom hanen dem fuchs geschicht.
Wer einen schalk mit schalk wil letzen,
Der muß ein auf die schiltwacht setzen.

[1]) zu ergänzen: habe. [2]) fern.

Wilhelm von Fürstenberg.

Ach Gott, woll' mich erhören.

Ich God, wyl my erhören,
Ick rope van hertenledt!
De szünd yn my sick röget,
Wercket torn und groth vordreth.
Tho dy darumb ick rope,
Du byst myn trost alleyn,
Up dy steyt all myn hopen:
Make my dyner gnaden gemeyn.

De düvel ump my swevet
Mit gewalt und argelyst;
Wol kan em wedderstreven,
So du nit helpen wilt?
In szünden holt he my gefangen,
Bedecket mit flesches lust,
Mit werlde prael behangen, —
Syn ernst was my unbewust!

Dat gesett nu ock my drouwet,
De Helle vor ogen steyt,
Myn szünd my hertlick ruwet;
Bekenne nu und ys my leydt.
Noch moth ick, Herr, vortzagen
In dyner gerechticheyt,
So du nicht uth bloter gnade
Bedeckest myne swackheyt.

Wol dem, de op dy buwet,
O Christe, der gnaden tron,
Und dynem worde gelovet,
De ys gehyllget schon:
„Kamet her, de gy synt beladen,
Bekennet yuwer szünde nodt,
Ick wyl yuw all begnaden,
Dat gy nicht wercken den dodt.

Ich Gott, woll' mich erhören,
Ich rufe vor Herzeleid!
Die Sünd' in mir sich reget,
Wirket Zorn und groß' Verdruß.
Zu dir darum ich rufe,
Du bist mein Trost allein,
Auf dir steht all' mein Hoffen:
Mach' mich deiner Gnade gemein.

Der Teufel um mich schwebet
Mit Gewalt und arger List;
Wer kann ihm widerstreben,
Wenn du nicht helfen willst?
Hält mich in Sünden gefangen,
Bedeckt mit Fleischeslust,
Mit Prunk der Welt behangen, —
Sein Ernst war mir unbewußt!

Das Gesetz mir auch nun dräuet,
Die Hölle vor Augen steht,
Mein' Sünd' mich herzlich reuet;
Bekenne sie und ist mir leid.
Noch muß ich, Herr, verzagen
Vor deiner Gerechtigkeit,
Wenn du nicht aus bloßer Gnade
Bedeckest meine Schwachheit.

Wohl dem, der auf dich bauet,
O Christe, Gnadenthron,
Und deinem Worte glaubet,
Der ist geheiligt schon:
„Kommt her, die ihr seid beladen,
Bekennt eurer Sünden Noth,
Ich will euch all' begnaden,
Daß ihr nicht verwirket den Tod.

Mynen geyst wyl ick ock schenken,
De yuw regeren schal,
Den olden Adam tho dempen,
Dar yck frysch aver all.
Herte, moth, syn und wylle
Reger na myner leer:
Holdt hir ym geloven stylle,
So bystu gebaren wer.

Myne ware truwe tho gedenken,
Dar ick mede leve dy,
Holt du myne Sacramenten,
Dat du vast truwest op my;
Leresst de szünd affsterven,
Tonemen yn gerechticheyt:
So ys dy gnade erworven,
Dat du levest yn ewicheyt."

Myne sele dy hir vor priset,
God Vader, yn ewicheyt,
God Son, de du my wyset
Den wech thor salicheyt.
Dorch den hillgen Geyst erholde
Jm rechten worde dyn,
Dat ick nicht yn leve erkolde
Jegen dy und den negesten myn.

Meinen Geist will ich euch schenken
Der euch regieren soll,
Den alten Adam zu dämpfen,
Erneuern euch überall.
Herz, Muth, Sinn und Wille
Regier' nach meiner Lehr':
Halt hier im Glauben stille,
So bist du wieder gebor'n.

Meiner wahren Treu' zu gedenken,
Damit ich liebe dich,
Halt du meine Sakramente,
Daß fest du traust auf mich;
Lernest der Sünd' absterben,
Zunehmen in Gerechtigkeit:
So ist dir Gnad' erworben,
Daß du lebest in Ewigkeit."

Meine Seel' dich hier schon preiset,
Gott Vater, in Ewigkeit,
Gott Sohn, der du mir weiset
Den Weg zur Seligkeit.
Durch den heil'gen Geist mich erhalte
Jm rechten Worte dein,
Daß ich nicht in Liebe erkalte
Gegen dich und den Nächsten mein.

Lied

auf den Krieg zwischen dem Herrmeister Wilhelm von Fürstenberg und dem Erzbischof von Riga, Wilhelm Markgraf von Brandenburg.

1556.

(Bruchstück.)

Datt scholden se byllycken betrachtet han,
De leven heren, tho sforren ann,
Er se dat spyll begonnen:
Dat nycht hemmelich vorborgen lycht,
Et kumptt doch an de sunne.

Das sollten sie billig betrachtet haben,
Die lieben Herren, schon zuvor,
Eh sie das Spiel begannen:
Daß nichts heimlich verborgen liegt,
Es kommt doch an die Sonnen.

Eynn postbade wardth balde uth gesandt
Vann Kockenhusenn na Prussenlanth
Mytt breve, selsam geschrevenn,
De doch dorch sunderlynge schyckynge Godt's
Ynn Lyfflandt synth geblevenn.

Ein Postbote ward bald ausgesandt
Von Kokenhusen nach Preußenland
Mit Briefen, seltsam geschrieben,
Die durch sonderliche Schickung Gottes
Jn Livland sind geblieben.

Doe der hermeyster de hesst bekamen,
Gar balde dar uth hesst vernamen,
Wye truwelych de lande gemendth,
Dar up vorschreven enen heren dach,
Dar se syck hebbenn vorenychgett;

Da der Herrmeister die hatte bekommen,
Gar bald hat er daraus vernommen,
Wie treulich man es mit den Landen meint,
Darauf verschrieben einen Herrentag,
Wo sie sich haben vereint;

Enen hovetman erwelett tho den krych
Unnde vann Godth gebeden umme den segen
Unnde enen veltheren uth erkarenn.
Unnde scholde me lenger geharret haenn,
So weren de lande vorlaren.

Einen Hauptmann erwählet für den Krieg
Und Gott gebeten um den Segen
Und einen Feldherrn auserkoren.
Und sollte man länger gewartet haben,
So wären die Lande verloren.

Her Wylm van Forstenberch ys he genanth,
Koadjutor thum herenmeyster ampt,
De ys en krygeshere
Unnde vorett enes fryen forsten moeth,
Godth geve eme gelucke unnde ere!

Herr Wilhelm von Fürstenberg ist er genannt,
Koadjutor zum Herrmeister-Amt,
Der ist ein Kriegesherre
Und führt eines freien Fürsten Muth,
Gott gebe ihm Glück und Ehre!

Ronnenborch hesst he thum ersten berandth
Unnde enen an datt sloth gesandth:
Esst se syck wolden ergevenn?
So wolde me enn na kryges gebruck
Frysten er lyff unnde levenn.

Ronneburg hat er zum Ersten berannt
Und einen an das Schloß gesandt:
Ob sie sich wollten ergeben?
So wollte man ihnen nach Krieges Gebrauch
Fristen ihr Leib und Leben.

Des hebben se syck nycht recht bedacht,
Dem baden enn spytych antworth gesacht:
Yth wer enn nycht gelegenn,
Dat se scholden enes forsten huys
We me appel unnde beren vergevenn.

Deß haben sie sich nicht recht bedacht,
Dem Boten eine spöttische Antwort gesagt:
Es wäre ihnen nicht gelegen,
Daß sie sollten eines Fürsten Haus
Wie Aepfel und Beeren vergeben.

Datt hakellwarck hesst me gestyckett ann
Unnde dar up ytlycken schate gedaen —
Do werdt de schymt gerouwenn,
Unnde ergeven syck balde de konen helde,
Des bysschops levenn getruwenn.

Das Hakelwerk hat man gestecket an
Und darauf etliche Schüsse gethan —
Da wird das Spiel gereuen,
Und ergeben sich schnell die kühnen Helden,
Des Bischofs liebe Getreuen.

Na Kokenhusenn us men vorrycket,
Dar henn vell gudes geschuttes geschyckett,

Nach Kokenhusen ist man vorgerückt,
Dahin viel guten Geschützes geschickt,

Datt horde dapper krachgen.
Der artzbyſſchop gedacht enen fryen moeth:
De ſchympt wart ſyck maken!

Do yr nu hadde ganßlyck vormarkett,
Woe ſyck Lyfflanth ſo dapper ſterkett
Unnde, datt ſe hedden erfaren
Alle ſynne vorhavenn unnde anſlege geſwynth,
Gedachte, es were vorlarenn!

De thoſage, de enn weren gedaen,
De wolde(n) ſyck nycht erwerten laenn.
Enen handell dede er begeren:
Den ſtenden er ſyck ergevenn haenn
Myth ſampt dem jungen herenn.

Inn furſtlychge vorwarynge ſynth ſe genamen,
Bett menn hath tum wyder handell gekamen.
Des hefft er ſyck vorſprakenn,
Dem lande enen gewyſſen frede tho erbuwen,
Dat ydth bleve ungerakenn.

So wyll me enn by ſynen levende
Eynes furſten underholdynge geſſenn. —
Ach, hoch gebarener here!
Unnde wer ydt nycht vell beter geweſt,
Datt duth fur betrachtett were?

Vann durchluchtychgen ſtam byſtu gebaren
Unnde tho unſen groten heren gekaren, —
Haddeſtu dy dar anne laten genogen
Unnde nycht van falſchen unde boſenn rath
So ſchentlykenn laten bedregen!

Das hörte man tapfer krachen.
Der Erzbiſchof dachte mit freiem Muth:
Das Spiel wird ſich luſtig machen!

Da er nun hatte gänzlich vermerket,
Wie ſich Livland ſo tapfer ſtärket
Und, daß ſie hätten erfahren
Alle ſeine Vorhaben und Anſchläge geſchwind,
Gedacht er, es wäre verloren!

Die Zuſagen, die ihm waren gethan,
Die wollten ſich nicht erwarten laſſen,[1])
Eine Unterhandlung thät er begehren:
Den Ständen er ſich ergeben hat
Mit ſammt dem jungen Herren.[2])

In fürſtliche Verwahrung ſind ſie genommen,
Bis man wäre zum weiteren Handel gekommen.
Deß hatte er verſprochen,
Dem Lande einen gewiſſen Frieden zu erbaun,
Daß es bliebe ungerochen.

So[3]) will man ihm bei ſeinem Leben
Eines Fürſten Unterhalt geben. —
Ach, hochgeborener Herre!
Und wäre es nicht viel beſſer geweſen,
Daß dies zuvor betrachtet wäre?

Von durchlauchtigem Stamm biſt du geboren
Und zu unſerem großen Herren erkoren, —
Hätteſt du dir daran laſſen genügen
Und nicht von falſchem und böſem Rath
So ſchändlich (dich) laſſen betrügen!

[1]) Herzog Albrecht von Preußen und König Sigismund II. Auguſt von Polen machten Anſtalten, dem Erzbiſchof zu Hilfe zu kommen. Derſelbe gerieth aber ſchon vorher in die Gefangenſchaft. Später wurde er durch die Dazwiſchenkunft des Königs von Polen befreit und ſein Gegner zu einem ſchimpflichen Frieden (bei Poswohl, 1557) gezwungen. Unſer Lied iſt alſo in der erſten, etwas voreiligen Siegesfreude gedichtet. [2]) Chriſtoph von Mecklenburg, Coadjutor des Erzbiſchofs. [3]) unter dieſen Bedingungen.

Idtzundes moethſtu inn denn ſchaden ſtaen,
Ock werden ſe er loen entffaen,
De dy dar tho hebben gehetzet
Unde hebbenn dar durch de arme lande
Ane noth ynn geffar geſettet.

Gy heren unnde yder mann,
Nu ſeth doch dyth exempell ann
Unnde nemett ydth woll tho herten!
Lath yn ann yuer eſchynge genogen
Unnde dryveth mytt godth geen ſchertz!

Woe rymett ydt ſyck doch tho ſamen,
Dat gy wyllen voren enes kryſten namen
Unnde wylt dar nycht na leven?
Hefft ane orſake unnde alle noth
Unnder yn eynen krych erheven?!

Dar doch der Turke unnde kryſtenfyenth
So gruſam vell vorhanden ſynth,
De ſych dagelyck tho dwengen.
Wenn gy den jo wyllen krygeslude ſynn,
Dar ſcholde gy yn tegenn latenn vyndenn!

Idt ys dem lande enn groth quaeth
Unnde, dar de heren horenn boſenn rath.
Weren de nycht geweſenn vorhandenn,
De marckgrave unnde Kaſper van Monſter
Weren noch woll inn erem lande.

Laveth Godth vor ſyne grote genade,
De he uns fur erſten ertoget haeth:
Dat he datt grote elende,
So duſſem lande gedrouweth wardt,
So genedych hefft aff gewendett.

Denn wyllen wy wyder bydden mer,
Datt he uns, woe unſe vadder unnde here,
Unns forder wolde beſchermen,
Erholden inn frede unnde reyner ler
Den rykenn ſampt den armen.

Jetzund mußt du in dem Schaden ſtehn,
Auch werden ſie ihren Lohn empfahn,
Die dich dazu haben gehetzet
Und haben dadurch das arme Land
Ohne Noth in Gefahr geſetzet.

Ihr Herren und jeder Mann,
Nun ſeht doch dies Exempel an
Und nehmet es wohl zu Herzen!
Laßt euch an eurer Berufung genügen
Und treibet mit Gott kein Scherzen!

Wie reimet es ſich doch zuſammen,
Daß ihr wollt führen eines Chriſten Namen
Und wollt nicht darnach leben,
Ganz ohne Urſache und alle Noth,
Unter euch einen Krieg erheben?!

Da doch der Türken und Chriſtenfeind'
So grauſam viel vorhanden ſind,
Die ſich dazu täglich drängen.
Wenn ihr denn ja wollt Kriegsleute ſein,
Dagegen ſolltet ihr euch laſſen finden!

Dies iſt dem Lande ein großes Uebel
Und, daß die Herren hören böſen Rath.
Wären dieſe[1]) nicht geweſen vorhanden,
Der Markgraf und Kaſpar von Münſter[2])
Wären wohl noch in ihrem Lande.

Lobet Gott für ſeine große Gnade,
Die er uns für's Erſte erzeiget hat:
Daß er das große Elend,
Das dieſem Lande gedräuet ward,
So gnädig hat abgewendet.

Dann wollen wir weiter bitten mehr,
Daß er uns, wie unſer Vater und Herr,
Fürder wolle beſchirmen,
Erhalten in Friede und reiner Lehr'
Den Reichen ſammt den Armen.

[1]) die böſen Räthe. [2]) war vorher vom Erzbiſchof, der nun ſelbſt gefangen gehalten wurde an den König von Polen geſandt worden.

De uns dyth leth hefft nye gesungen,
Enn hefft geen moeth edder haeth dar tho gedrongen,
Sunder Godt tho synen eren
Unnde alle lyfflantscher averychheyth,
Averst synderlyngen synen heren.

Der uns dies Lied hat neu gesungen,
Ihn hat kein Muth oder Haß dazu gedrungen,
Sondern Gott zu seinen Ehren
Und aller livländischen Obrigkeit,
Aber sonderlich seinem Herren.

Spottlied

auf den deutschen Orden in Livland.

1558.

Ein hoher Muth thut nimmer gut,
Gott kann kein Hoffarth leiden,
Er schweigt ein Weil und sieht wohl zu,
Borgt auch wohl auf die Kreiden,
Bis daß die Hoffarth hoch her reit
Und Gott ersieht die Stund und Zeit,
So muß sie herunter fallen mit Schalle.

Das spürt man wohl zu dieser Frist,
Sieht es bei unsern Tagen.
Der Orden, so in Eyffland[1]) ist,
Als uns die Alten sagen,
Sollen sein Mariae Brüder rein,
Ihr Orden ist der Christen Gemein'
Zu Jerusalem ersprossen.

Einen weißen Mantel sollen sie tragen
Rein keusch vor andern Leuten,
Ein schwarz Kreuz an der Brust daran haben,
Soll christlich Demuth bedeuten;
Das Schwert in der rechten Hand,
Damit beschirmen der Christen Land:
Das haben sie geschworen, geschworen.

Nu hat sich's aber umgekehrt
In diesen letzten Tagen;
Als ihr recht hab(t)[2]) abgemerkt,
So sei es hoch zu beklagen,
Daß Ehrbarkeit nicht wird geacht,
Viel weniger geschworener Eide bedacht,
Das muß Gott selber strafen.

Die Keuschheit, die sie sollen han,
Ist bei den H . . . . verdorben,
Das Zeugniß muß hinter ihn'n gan,
Mit Sünd und Schand erworben;
Damit ihr Reinigkeit approbiren,
Mit Spuriis confirmiren[3]) —
Gott läßt's nicht ungerochen;

[1]) alte Form für ‚Lyffland' vielleicht durch Verwechselung der Schriftzüge L und E entstanden. [2]) im Original: ‚Als Ihr Recht hab abgemerckt', was aber keinen Sinn ergiebt. [3]) ironisch: Mit diesem übeln Zeugniß, das hinter ihnen gehen muß, können sie ihre Reinheit bestätigen, mit ihrem unkeuschen Lebenswandel bekräftigen.

Die Demuth ist verloschen gar,
Groß Hoffarth ist gemein,
Man sieht ihr keine im Orden gan,
Sie wollen regieren allein[1])
Und thun doch Niemand Gleich noch Recht,
Das beklagt sich leider Ritter, Bürger und Knecht.
Man spürts aus allen ihren Sachen:
Bald Feierabend wollen sie machen!

Im Feld zu liegen, wider den Reußen zu kriegen,
Das haben sie gar vergessen,
Thun sich und die ganzen Lande betrügen
Mit ihrem großen Vermessen.
Das Schwert hangen sie an die Wand,
Die Klapkannen nehmen sie in die Hand,
Thun ritterlich umher fechten, ja fechten!

Und wer wohl saufen und buchen[2]) kann,
Den thun sie höchlich preisen;
Ihres Ordens Oberster muß er sein,
Sie halten ihn für ein Meister;
Sie sitzen vor Andern gern oben an —
Blotz blog[3]), Bruder, der ist der Mann,
Der die Russen wird verjagen, erschlagen!

Und wenn es an ein Treffen geht,
Daß man Ritterschaft soll spüren,
Großmächtigkeit beweisen sollen,
Wie sie in ihrem Titel führen,
So kiset ein jeder sein Hausgemach[4]).
Da kömmt der Ruß und ehret das Gelag'
Mit Morden, Rauben, Brennen,
Jungfrauen und Frauen Schänden.

Jämmerlich Krieg richten sie an,
Ihre Nachbarn zu verjagen,
Und Alles, was Unrecht ist gethan,
Das soll man von ihn'n nicht sagen.
Sie schämen sich, was sie ausgericht',
Und sprechen, es sei von ihn'n[5]) erdicht';
Die Wahrheit können sie nicht leiden, ja leiden.

Blotz, lieber Herr! Gott wohl bekannt,
Vermehrt ist sein Gebiet und Land
Vom seligen Meister Recke.[6])
Wann sie die Russen kommen hören,
So können sie sich nicht wehren,
Thun ihr eigen Häuser anstecken,
Verbrennen eigene Dörfer und Flecken.

Der Vogt von Jerven hat die Tugend,
Er hat nicht viel gebuhlet (in) der Jugend —
Im Alter muß er's treiben!
Darum kiset[7]) er sein Hausgemach,
Wenn er vernimmt der Russen Anschlag;
Sein Gebiet thut er verlassen,
Fleucht über alle Straßen.

Der Komthur von Goloingen wohlgemuth,
Der Sonderlichs nichts bei der Sache thut,
Hat er sich doch beflissen, als andre seinesgleichen haben gethan;
Im Feld konnt er nicht länger stan,
Da sie alle thäten weichen
Und aus dem Felde streichen.

Der Komthur zu Rewel thut sacht gebahren,
Er ist des Kriegs nit viel erfahren,
Ist unschuldig dazu kommen.
Da er kein Trost noch Hilf' vernahm,
Ließ er das Haus zu Revel stan,
Uebergabs dem rechten Herrn.

[1]) man sieht ihrer keine, ... die nicht regieren wollen. [2]) prahlen, renommiren. [3]) Ausruf. [4]) häusliche Bequemlichkeit. [5]) nämlich von Denjenigen, welche es ihnen, den Ordensbrüdern, vorwerfen. [6]) Gott wohlbekannt und vom Meister Recke vermehrt ist sein, des Ordens, Gebiet. [7]) im Original: ‚Kusset'; der Vers entspricht aber dem 5. der 9. Strophe.

Der Komthur von der Margenburg,[1])
Der trägt für seine Seel groß Sorg,
Das steht ihm nicht zu verdenken;
Er ist gelernt in der Heiligen Schrift
Und sagt: Der Orden ist vom Teufel gestift!
In reinem, gutem Gewissen
Will er des Ehstands genießen.

Dunneburg,[2]) der ist ziemlich gelehrt,
Wo er in fremden Landen umfährt,
Läßt er sich gnädigen Herrn thun nennen.
(Ein Bischof von Derpt, versteht mich recht,
So ehren ihn sein Diener und Knecht.)
Es hat ihm aber mißlungen,
Ein Andrer hat ihn verdrungen.

Der Komthur von der Pernau ganz ungeheuer
Flucht dem Russen Sant Tonius Feuer,[3])
Dabei da läßt ers bleiben.
Der Mund ist ihm nimmer still,
Mit Buchen hält er kein Maß noch Ziel,
Thut Jedermann viel klagen,
Von seinem Träumen sagen.

Sonneburg, ein frommer Held und Lai,
Hat wenig Worte, kein groß Geschrei,
Und meint die Sach mit Treuen.
Hätten alle seine Brüder desgleichen gethan,
Es sollt um Livland besser stan,
Das muß ich frei bekennen,
Wenn ich sein Namen hör nennen.

Der Vogt von der Narwe ist alt und greis,
Der fürdert[4]) sich mit allem Fleiß,
Wie er davon mochte kommen.
Er fing den Lermen[5]) erstlich an,
Sein Gebiet ließ er an der Truppen[6]) stan,
Denn er hat wohl vernummen,
Daß die Russen würden kummen.

Wesenberg, ein groß einäugig Held,
Beklagt sich sehr, er hab kein Geld;
Das macht: Es ist ihm genommen.
Daß er entwichen, muß man nit sagen;
Das macht: Hat sich mit seinem Obersten vertragen
Mit Gift, Gaben und Geschenken;
Der will sein im Besten gedenken.

Doctor Gilsen,[7]) der ist hochgelehrt;
Im Rechten, da man die Kannen umkehrt,
Hat er fast wohl gelesen.[8])
Und was Recht ist, das macht er krumm,
Daß mannich Mann umkolpelt[9]) um und um.
Ein Stalbruder[10]) ist er geworden
Bei dem ritterlichen Orden.

Er dünkt sich weiß und hochgelehrt,
Wie er die armen Landsknecht bekehrt,
Ihr Ehr und Eide zu vergessen.
Von Andern singt und sagt er viel,
Wie er aber hab getrieben das Spiel,
Soll man ihm billig lohnen
Mit wohl geklopften Bonen.[11])

Das thäten aber die Alten nicht,
Als mich die Chronica hat bericht,
Darin ich hab' gelesen;
Sie stritten mit ritterlicher Hand,
Beschirmeten der armen Christen Land.
Dies Lob ist gar vergangen
Durch übermüthig Prangen.

[1]) Marienburg. [2]) Dünaburg. Hier und in den Strophen 18 und 20 werden die Namen der Ordensschlösser an Stelle derjenigen ihrer Gebietiger genannt. [3]) Sankt Antonius Feuer = die Pest. [4]) ‚fördert sich' = sputet sich. [5]) Trommelschlag (hier zum Rückzuge), ital.: ‚all arme', franz.: ‚allarme', [6]) in der Traufe. [7]) Dr. Geilsheim oder Gildsheim, ein in jener Zeit vielgenannter Unterhändler. [8]) studirt. [9]) kopfüber stürzt. [10]) Kumpan. [11]) körperliche Züchtigung gemeint?

Das macht allein groß Uebermuth,
Gott kann die Hoffarth strafen!
Die Dressell[1]) nicht(s) zur Sachen thut,
Darauf all Mann thut hoffen.
Die groß Tasch hat gewunnen ein Loch,
Wiewohl sie rufen und klagen hoch,
Man thu von ihnen weichen,
So sie selbst vorstreichen.

Hierbei sollen wirs bleiben lon
Und weiter singen und bitten Gott im höchsten Thron,
Herr vor allen Dingen, daß er uns sende ein Gethon,[2])
Der bei uns in dem Feld bleib stan
Und laß uns nicht verzagen,
Unsern Feind ritterlich zu schlagen.

Der uns dies Liedlein hat erdacht,
Das hat ein frecher Landsknecht gemacht,
Von Neuem hat er's gesungen.
Er singt es frisch zu aller Zeit,
Er hofft, harret, wart und beit[3])
Eins Herrn, der giebt Geld und Bescheid.

Ein schön geistlick leedt

der Christen in Lyfflandt wedder den Moschowiter.

1567.

Tho dy allein in dusser nodt,
Wy dyne kinder ropen.
Up dy, du gnaden rike Godt,
Steit unse trost und höpen,
Du willest in dem torne dyn
Der gnaden yo indechtich syn,
Und uns nicht ghar vorderven.

De grote hupe dy, Here, voracht,
Sick an dyn wort nicht keren,
Offt wy glick wolden mit unser macht,
Können wy ehn nicht weren.
Sint wy darum in thovorsicht,
Du werdest uns yo laten nicht
Erer bößheit entgelden.

Vull bößheit leider ist düth landt,
Den sünden gantz ergeven,
Dennoch veel frame, dy bekandt,
Na dynem willen leven;
Went du ein kerke an dussem ort
Dy hefft gestifftet dorch dyn wort,
Der wult doch nicht vorgeten.

Mit sünden sint ock wy beswert,
De sint uns leidt, uns armen.
Wy sint de straffe und rode wol wert,
Wulst dy averst erbarmen,
Wechnemen unse missedadt,
De Christ vor uns gedragen hath,
Und vederlick uns tüchten.

[1]) mnd: ‚tresel' = ‚Schatzkammer'. Vgl. thesaurus, trésor. [2]) ? Vielleicht verderbt aus ‚hertoge' = ‚Herzog'. Jedenfalls wohl ein tüchtiger Anführer gemeint? [3]) ‚beiten' = ‚warten'.

Du hefft doch nüe ane hülpe unde trost,
De dynen, Godt, vorlaten;
Jsrael du erreddet hast
Jm meer up dröger straten.
Dar sunst all hülpe vorlaren was,
Durch dy allein dat volck genaß,
De viendt en nicht konde schaden.

Herr Christ, in dusser groten gefhar
Dy bidden wy von herten:
Dyn arme schapeken yo bewar,
Dat se de wolffe nicht freten.
Jn dynen schütt wy seel und lyff,
Huß, hoff und gudt, mit kindt und wiff,
Alleine dy dhon befelenn.

Also ock ytzt kum vns tho stür,
De wy sitten in sorgen,
Dat wy würden vam schwert unde für,
Umbracht hüden edder morgen.
Den yamer, den wy hebben gesehn
An man und wyff, an kynder kleen,
Lath yo nicht wedder kamen!

Unser herschop giff den syn,
Dat se sick recht bekere
Und sick holde na dem worde dyn,
Tho dynem loff und eehre,
Jn dynem fruchten nüchteren syn,
Der unküscheit sick make fry,
Gerichte und rechte erholde.

Dath landt den Düdeschen gegeven ist
Schyr vor veer hundert yaren,
Up dat se dynen namen, Christ,
Den Heiden scholden leren:
Se averst hebben gesocht vele mehr,
Ehre egen nutt, lust und ehr,
Dyner weinich geachtet.

Der underdanen veele dusent sind,
De van dy, Godt, nicht hören:
De lath nicht lenger blyven blindt,
Den wech tho dy se leere,
Dar dyne ehre nicht gefordert wert,
Neen gluck ock dar kan syn beschert,
Dar kan men dy nicht trüwen.

Dat hefftu mit geduld so lange,
Here Godt, konnen vortragen,
Nu wakest du up, makest uns bange,
Dat wy vor angest vortzagen.
Dyn gerichte, Vader, is iümmer recht,
Wy dhon alse Kinder, de men schlecht,
De seggen nicht worümme.

Tho redden uns in desser tidt,
Forsten und heren erwecke.
Giff redt, giff macht, giff dristheit,
Darmit de viendt erschrecke.
Wen wy dar na den frede schon
Dorch dyne hülpe erlanget han,
Ewich wil wy dy dancken.

Vorlangest is vordenet düt lohn,
Bether hefftu geborget;
Dat ydt entlick so wurde tho ghan,
Sick vele hebben besorgeth.
Düth wedder hebben gewicket[1]) veel,
Moth fölen, de nicht glöven wil,
Mit schandt und schaden leren.

Dith leedt van my gesungen ist,
Dy, Here Godt, tho bewegen.
Erbarm dy myner, o Jhesu Christ,
Myn herte tho dy dho negen.
Myn name allein sy dy bekandt,
Myn leven steit yn dyner Handt,
Up Minschen ick nicht buwe.

[1]) prophezeit.

Timan Brakel.

Aus: „Christlich Gespräch von der grausamen Zerstörung in Livland“ ꝛc.

1579.

Christianus:

Mein Namen meldt das Elend groß,
Das ich auf Erden leiden muß,
Bei dieser gar verkehrten Welt,
Die nichts von Recht und Wahrheit hält,
Besonder tracht nach Eitelkeit
Mit Nachtheil ihrer Seligkeit
Nach ihres Herrn, des Teufels, Rath,
Zu großer Schmach dem wahren Gott.
Sie hört den Willen Gottes wohl,
Was sie beid[1]) thun und lassen soll,
Und wie sie sich zu Gott dem Herrn,
Jn Zeit von Sünden soll bekehrn,
Daß sie alhie mög haben gleich
Den Segen und im Himmelreich;
Doch thut sie, wie sie selber will,
Hält immer hin das Widerspiel.
Wer ihr nun solchen bösen Muth
Veracht und treulich rathen thut,
Den hasset sie so viel sie kann:
Also heiß ich recht Christian.
Doch will ich auch bekennen frei,
Daß ich auch eures Standes sei,
Und trag das Joch des Herren Christ,
Wie schwer mirs auch geworden ist.
Meins Lebens fast die beste Zeit
Gewesen ist nur Traurigkeit,
Denn, da ich kaum in Ehstand kam,
Mein Unglück bald ein Anfang nahm,
Daß ich mußt wallen immer fort,
Vom einen zu dem andern Ort,
Ein Fluch der Welt und Schauspiel sein,
Bis ich mit Weib und Kinderlein
Durch Gottes Schutz und starke Hand
Bin her geführt in diese Land,
Nu er durch mich sein Werk und Rath
Jn Lifland ausgerichtet hat,
Da ich nur hab viel Schmerz und Neid
Zu Lohn empfangen lange Zeit,
Ohn daß ich durch des Reussen Schaar,
Da ich zu Dörpt in Dienste war,
Unschuldig und fälschlich verklagt,
Gefangen und wol ausgeplagt
Mit Spott und Leiden mancherlei
Ein Jahr lang und der Monden drei,
Nach ihres Landes Weis und Art.
Doch meiner nicht vergessen ward
Bei meinem Gott im Himmels-Saal,
Der mich errett' aus dieser Qual;
Dem ich dafür mein Leben lang
Will herzlich sagen Lob und Dank.
Drum komm ich nun, mein lieber Herr,
Ein Christen arm und Prediger,
Also in diesem Bilgrams[2]) Stand
Aus Lifland, meinem Vaterland.
Nun kränkt es sehr mein Herz und Sinn
Daß ich hie fremd und elend bin.
Viel mehr: Daß auch die Brüder mein
Und Christen viel in Reußland sein
Betrübt, gefangen und elend.
Ach Gott, den Jammer ein Mal wend!
Laß ja nicht deine Kirch und Schaar
Sein deiner Hülf beraubet gar!

— — — — — — — — —

[1]) sowohl — als auch. [2]) Pilgrims.

Severinus:

Es hat mir fast das Herz gerührt,
Daß ich aus eurer Red gespürt,
Daß Lifland nu zu dieser Frist
In solch Elend gerathen ist,
Verwüstet und fast ausgebrannt.
Ach, ach, das edle, schöne Land,
Das manchem Land und Nation
Viel Nutz und Vortheil hat gethan!
Und sind die Leut auch (wie man sagt)
Hinweggeführt und ausgeplagt,
Die nicht vertilgt durchs Schwert und Feur—
Da ist die Freud gewesen theur!
Doch mocht ich gern den Anfang wissen,
Wie solch ein Jammer eingerissen,
Und was den hocherzürnten Gott
Zu dieser Straf verursacht hat.

Christianus:

Ich kann es euch versagen nicht,
Doch wollt ich, daß ein solch Geschicht
Von andern Leuten wird erzählt,
Damit mein Herz nicht mehr gequält,
Und solcher Noth erinnert würd.
Helf, lieber Gott, welch große Bürd,
Dem hochbetrübten Vaterland!
Mit Schaden beid und großer Schand
Bei aller Welt ist überfallen,
Drum ich und Viel itz(t) müssen wallen. —
Doch, daß ich komm' zur Sachen nun,
Will ichs euch bald berichten thun.
Wie michs ansieht, mein lieber Herr,
Sind dies die Ursach' ungefähr:
Weil Gott der Herr demselben Land
Aus lauter Gnad sein Wort gesandt
In deutscher und undeutscher Sprach,
Damit sie, aus des Teufels Rach'.
Abgötterei und großen Sünden
Gefreiet, ihm gefallen könnten,
Und solch des lieben Gottes Wort
An allen Oertern hie und dort
Durch seine lieben Diener treu
Gelehrt ward ohne alle Scheu,
Und er dafür hatt Schlecht's zu Lohn,
Vom meisten Theil nur Spott und Hohn.
Sein' Diener und Propheten werth,
Die doch mit großer Müh beschwert,
Den großen Herren mußten weichen,
Da sie nicht konnten Pfleumen streichen[1]).
Dagegen man des Papstes Rott,
Von welcher sie groß Schmach und Spott
Erlitten, hielt in großer Acht.
Die römische Kirch mit ihrer Macht,
Den Vorgang hätt, dazu Gewalt
Bei ihrer Bosheit mannigfalt.
Es war auch schier zu finden nicht
Gottseligkeit und recht Gericht,
Auch Mäßigkeit, Lieb, Treu und Ehr
Hat man nicht viel geachtet mehr.
Dagegen Sünd und Uebelthat
Sich allerseits gemehret hat.
Und ob indes wohl Gott, der Herr,
Durch seine treuen Prediger
Der Sünden Folg gezeiget an,
Doch that sich Niemand kehren dran,
Bis Gott den Sünden ihren Sold
Zuletzt einmal bezahlen wollt
Und schmeißen mit der Geißel sein
Den Muskowiter frei hinein.

— — — — — — — — —

Da kam der Reuß mit großen Hauffen,
Da man schrieb Funfzehnhundert Jahr
Und Acht und Funfzig, sag ich wahr,
Und schickt herein Zer Zigalei[2]),
Ein'n gefangnen Herrn aus Tartterei,
Mit mehr denn sechzigtausend Mann.
Da hub sich erst der Jammer an,

[1]) mnd.: ‚plumen striken', die Flaumen d. h. Federchen ablesen oder abstreichen. Bildlich: ‚schmeicheln'. [2]) verderbt aus ‚Zar Schig=Alei', Heerführer des Zaren Joann IV.

Daß vor[1]) desgleichen kaum gehört:
Was nicht verbrannt ward und ermord't,
Gebunden ward ins Feindes Land
Zur Plag und Marter hingesandt.
Die Kindlein und die schwangern Fraun
Fand man zerschlagen und zerhaun,
Wie auch mit Kranken und Steinalten
Ist eben diesem gleich gehalten.
Obwohl der Feind kein Haus noch Stadt
Zu diesem Mal belagert hat,
Weil er vorerst gekommen war
Das Land nur zu erkundigen gar,
Und kein Geschütz hätt mitgebracht,
Das ihm zum Handel dienen mocht,
Das Land zum Theil nur durchgezogen,
Hat er doch Alles niedergeschlagen,
Was er nur lebend für ihm fand,
Auch unvernünftig Thier im Land,
Was nicht zur Last und Sattel tocht[2]),
So viel er's überkommen mocht.
Da er nun diesen Zug vollendt,
Sich wider hat zurückgewendt.
Weil aber die auch in den Städten
Die Ruthe gar wohl verdienet hätten
Und die auf festen Häusern saßen
Der Strafe würdig gleichermaßen,
Verhängt es Gott in seinem Zorn
Dem Feind, den er dazu erkorn,
Daß er bald wiederkommen mußt,
Mit Kriegs Munition gerüst,
Und rächen, brechen, stürmen ein,
Und zahlen ab beid groß und klein,
Die große Sünd und lange Schuld,
Weil Niemand sich bekehren wollt.
Darauf er für die Narff[3]) gekommen,
Die er beschossen und eingenommen,
Das neue Haus[3]) kriegt er auch ein,
Nach diesem ward auch Werbech[3]) sein.
Da rückt er fort mit Heereskraft,
Für Dörpt, da er auch Willen schafft.
Als er nun diese Stadt bekommen,
Hat er alle Häuser eingenommen,
Ringen, Randen und Kawelecht,
Geplündert und gemachet schlecht.
So viel der Andern immer waren,
Ist anders Keinem widerfahren.
Nachdem er aber nun gesehen,
Daß ihm kein Widerstand geschehen,
Un allerseits, was er anfing,
Nur nach seins Herzen Willen ging,
Versucht er weiter sein Gelück
Und zog über die lange Brück,
Belagert auch das Fürsten=Haus
Velin und brannt das Städtlein aus
Und schoß hinein beid Tag und Nacht,
Bis ers auch endlich dahin bracht,
(Weil Wilhelm Fürstenberg[4]) nicht mehr
Zu rathen hatte, der fromme Herr,
Der auf demselben Hause war,
Vom Krieges Volk verlassen gar)
Daß er einkrieg beid Haus und Stadt,
Den Meister auch gefangen hat,
Hin nach dem Muskow weg gesandt,
Da er der Freud gar wenig fand. . . .

[1]) früher, zuvor. [2]) taugte. [3]) Narwa, Neuhausen, Warbeck, ebenso wie die unten aufgezählten: Ordensvesten. [4]) vgl. Biographie Fürstenbergs.

Livländischer Todtengesang.

1584.

Ihr lieben christen, höret an!
Groß wunder will ich singen,
Was Gott der Herr hat geschehen lan
In unerhörten dingen;
Mein herz und gmüt mir darob sicht,
Wann ich gedenke an die gschicht,
O Gott, laß wol gelingen!

In Liefland ist ein schloß genant,
Rosiden ist sein name,
Alldo die Moscowiter hant
Ein kirch zerstört unzame;
Ein lange zeit am selben ort
Hat man gehört kein Gotteswort,
Biß Gott mit wunder kame.

Ein wunder groß ist es fürwar:
Man hört darinnen singen
Mit menschlicher stimme hell und klar,
Auch instrumente klingen,
Und kunt doch niemant wißen nicht,
Durch wen solch singen wurd verricht;
Zu raten sie anfingen.

Man riet, daß man solt schicken hin
Etliche kirchpersonen,
Dieselben solten werden inn
Solch gsang und lieblichs tonen.
Die pastores man do erbat,
Daß sie der sachen teten rat,
Man wolts in wol verlonen.

In Gottes namen tratens ein,
Forchten kein misselingen,
Zu sehen, was für leut es sein,
Die also lieblich singen.

„Heilig, heilig ist unser Gott,
Heilig der Herre Zebaoth!“
Ir stimme so tete klingen.

„Ein veste burg ist unser Gott“,
Mit freuden sie auch sungen.
„Er hilft uns bald ausz aller not,
Es ist uns wol gelungen.“
„Wär Gott nicht mit uns dise zeit“,
Gleichfals sungen mit herzenfreund,
Mit starker stimm ausztrungen[1]).

Vil gräber fundens offen ston,
Und der singenden schare,
Der waren in dreißig person,
Und war in wunderbare:
Sie waren in all wol bekant;
Wurden bald drauf gefragt zu hant,
Was sie so sungen dare[2])?

Antwort des orts sie gaben in
Und teten zu in jehen:[3])
„Es freut sich unser herz und sinn,
Dieweil sich tut her nahen
Der tag des Herrn in kurzer zeit,
Unser erlösung ist nicht weit,
Sie wird gar bald angehen.“

Auf solche red verschwundens all,
Man kund gar kein mer sehen,
Gleichwol man noch hort irren schall
Und kunts gar wol verstehen,
Under der erd mit hellem klang
Wie vor sie hielten ir gesang;
Das ist vor nie geschehen.

[1]) drangen hinaus, nämlich die Gesänge. [2]) da, dort. [3]) sagen.

Die kirch ist zwar übel zerstört,
Als ir vor habt gehöret,
Itzt sichts gar sauber auf der erd,
Als wär sie rein gekeret.
Was solches wunder uns bedeut,
Das wird uns offenbar die zeit,
Wanns nur nicht lange weret!

Wir wöllen bitten Christ, den Herrn,
Daß er ja bald wöll kommen
Zum jüngsten gricht in groszen ern,
Erlösen seine frommen;
Dann es stet übel in der welt,
Gottsforcht und frömkeit gar hinselt,
Bosheit hat zugenommen.

Philipp Crusius (von Krusenstiern).

Herzens-Seufzen.

O starker Zebaoth! Du aller Herzen Kenner,
Du großer Menschen-Freund und aller Guten Gönner,
Woher ach kommt uns dies, daß unser Vaterland
So plötzlich ist gesetzt durch Krieg in vollen Brand?
Das edle, gute Land, das gleich dem schönsten Garten,
Der reich von Bäumen ist und Früchten vieler Arten,
War herrlich angebaut, von Jedermann gepreist,
Und deßen Ueberfluß viel fremde Länder speist!
Ich meine Liefland dich, drin so viel Thurm' und Spitzen
Der festen Städte sind, in deren Mauren sitzen
Die Bürger, in Gewerbe und Kaufmannschaft geübt,
Die in geraumer Zeit kein Unglück hat betrübt,
Und die, wie Tyrus thät, in Wollust und in Springen,
An Herrlichkeit und Pracht gleich den(en) Fürsten gingen,
Weil alles was die Welt erfreut und üppig macht,
Zu Lande über See ward zugebracht.
Ich meine Liefland dich, darinnen man von weiten
Konnt sehen ohne Zahl, mit Lust an allen Seiten,
Der edlen Ritterschaft den hohen Schlößern gleich
Erbaute Höf und Sitz, an allen Vorrath reich,
Umgeben um und um mit Ackern, Dörf und Bauern,
Davon man keinen sieht bei schwerer Arbeit trauern,
Der stets beim Pflug und Saat, beim Schnitt und Dreschen singt
Und Abends seine Garb' erfreut zur Riege bringt.
Und daß ich allermeist hier Liefland muß gedenken
Zu deinem Preis und Ruhm, den keine Zeit wird kränken,
So stunden überall die Kirchen durch das Land,
Die hie, bevor durch Krieg verwüstet und verbrannt,
In vierzig Jahren Zeit theils wieder aufgeführet,
Von neuem theils erbaut, begabet und gezieret.
Dabei das Predigt-Amt, die Canzel und Altar
Und wahre Gottesdienst, der mit gefallen war,
Mit Priestern wohl besetzt, die freudig ausgebreitet
Die unverfälschte Lehr' und eifrig ausgereutet

Das todte Götzenwerk, der alten Heiden Wahn,
Darin verblendet ging der arme Bauers-Mann.
So war auch kein Gebrech noch Mangel zu erspüren
An Schulen klein und groß, die Jugend einzuführen
In wahre Gottes-Furcht und Künste guter Art,
Daraus ein jeder Stand mit Ruhm besetzet ward.
Kurz Liefland hatte Gott für andern hoch erhaben,
Gesegnet und gekrönt mit Leibes- und Seelengaben,
So daß ein Jedermann sein Brod mit Frieden aß
Und ohne Furcht und Angst in stolzer Ruhe saß.
Drum, allerliebster Gott, wie ist es doch geschehen
Und was ist wohl die Schuld, daß, eh' man sichs versehen,
In gar so schneller Eil das liebe, güldne Land,
Drin Milch und Honig floß, theils ist in deßen Hand,
Der es mit großer Macht von allen Ort' und Ecken,
Gleich einer Wasser-Flut, hat müssen überdecken;
Der so viel fester Städt' und Häuser hat berannt,
Belagert, angestürmt, erobert und verbrannt.
Und was er nicht vermocht mit ganzer Macht zu zwingen
Noch, wie er wohl gehofft, in seine Hand zu bringen,
Das lieget rund umher, nach Krieges-Art verheert,
Geschleift, gehauen aus, verödet und verstört.
Und das auch endlich wir uns selber nicht vergessen
In unser Angst und Noth, darin wir gesessen
Hier über Jahresfrist am Wasser der Neglin,
Die mit der Moskow [?] fleußt in die Wolga hin,
So weißt Du großer Gott, dem Niemand vor kann liegen
Noch, ob er gleich nicht spricht, mit Denken Dich betriegen,
Daß der, zu dem Du sprachst: Du solt mein König sein
Und für mein Schweden-Reich stets ziehen aus und ein,
Uns hat hieher gesandt, in Freundschaft zu begrüßen
Der Reussen großen Zaar und mit ihm zu beschließen
Den alten Friedens-Bund, vor vierzig Jahren Zeit
Zu Stolbowa gemacht, auch heilig mit dem Eid
Auf immerdar bestärkt, daß er zu allen Zeiten
Sollt bleiben ungekränckt hinfort an beiden Seiten,
Zu beider großer Reich' und Unterthanen Nutz,
Dem Freunden zum Behag und zu der Feinde Trutz.
Dies war das gute Werk, damit uns als Gesandten
Der König, groß von That, zum Nachbarn unbekannten
Nur fröhlich reisen hieß, versichert von dem Zaar,
Daß wir, so her als hin, für Schimpf, Spott und Gefahr
Bewahret sollten sein, wie solchs mit klaren Worten

Im Frieden war verfaßt, ohn daß auch aller Orten
Gesandten heilig sind, so daß wer sie bespott,
Entheiligt die Natur, der Völker Recht und Gott.
Sieh' aber, was geschieht. Es schicket aus der Höllen
Die Zwietracht für uns her aus ihre Spießgesellen,
Der Jesuwider [1]) Schaar, ein ausgesuchtes Haupt,
Daß uns gleich aus der Hand den edlen Frieden raubt.
Nimmt fix den großen Zaar mit seiner glatten Zungen,
Die diesen Friedens-Bund zu trennen war bedungen,
Den Schweden leget er verwarnungsweise bei,
Doch falsch, wie diesem Volk garnicht zu trauen sei
Und daß sich itzt der Zaar wohl hätte fürzusehen,
Dann sie ihm, eh' er's meint, im Lande würden stehen,
Weil allezeit ihr Gebrauch, wo Zween in Haaren sein,
Daß sie zu ihrem Nutz sich mengten mit darein.
Dagegen spricht er groß von Frieden mit den Polen,
Dadurch der Zaar zugleich könnt Liefland wiederholen,
Sammt was darane hangt und seine star[ke] Hand
Ausstrecken westenwärts, ganz an der Ostsee Strand.
Wormit dann dieser Gast den großen Zaar bewogen,
Daß er mit Kriegesmacht hat Liefland überzogen,
Uns aber aus der Stadt auf diesen Hof geschickt, [2])
Darinnen man uns hält noch diesen Tag verstrickt,
Bewacht uns um und um, läßt niemand zu uns kommen.
Sogar ist alles Recht und Freiheit uns genommen,
Wir müssen wissen nicht der Unsern Angst und Noth
Ob sie noch mügen sein im Leben oder Tod.
Noch minder können sie von hier aus diesen Landen
Erfahren, ob und wie und wo wir sein vorhanden.
Daher so sie als wir uns quälen Tag und Nacht,
Und wird dir edle Zeit mit Seufzen zugebracht,
Weil, wann uns endlich Gott von hinnen möcht entbinden,
Wir theils nicht wissen, wo und wie wir werden finden,
Was hinter uns verblieb in Fried' und unverletzt,
Da alles sieder dem in Unruh' ist gesetzt.
Und dieses ist die Noth, Angst, Jammer, Weh' und Plagen,
Das unerhörte Leid, damit wir sind geschlagen
Und unser Vaterland. Welches uns dermaßen drückt,
Daß Leib und Geist davon erschüttert und erschrickt
Und wir oft fangen an aus Ungeduld zu fragen,

[1]) d. h. Jesuiten. Crusius meint hier den Kaiserlichen Gesandten Allegretti. [2]) das Gefängniß der schwedischen Gesandten befand sich außerhalb der Stadt Moskau.

Wo kommt das Unglück her? Bald wollen wir verklagen
Den Himmel, die Natur, das Glück, bald diese Zeit,
Ob hätten die gebracht dies große Herzeleid.
Verfehlen aber weit. Denn wenn wir nur besehen
Das Land gerade durch, auch selbst in uns gehen,
Wie man wohl insgemein bisher gestellet an
Den Lauf des Lebens, auch was ich und Du gethan,
So klagen uns stracks an die unzählbaren Sünden,
Die Gott nun vierzig Jahr zusammen lassen binden,
Mit Langmuth und Geduld an eine lange Roll,
Bis daß von Missethat das Maß ist worden voll.
Dann da ist weit und breit kein Laster nicht zu nennen,
Das man, erbarm' es Gott, im Lande nicht sollt kennen,
Weil man auch über See, gleich denen Waren bracht
Die Sünden in das Land, von vielen hochgeacht.
Des großen Gottes Furcht war mehrentheils verblichen,
Wie auch des Nächsten Lieb im Herzen ausgestrichen,
Dagegen unerhört bei vielen eingerückt
Die Atheisterei mit Lästerung geschmückt.
Die heilige Justiz würd' aus dem Rath verwiesen,
Das ungerechte Recht an deren Statt gepriesen,
Durch Ehrgeiz, Haß und Neid, verfluchten Eigen-Nutz
Von denen, die man hielt für Städt'- und Länder-Schutz.
Von Balgen hat das Land mit Blute fast geflossen,
Da mancher um ein Wort den andern durchgestossen,
Ganz liederlich, und ward dazu noch wohl gepreist,
Daß als ein Cavalier er tapfer sich erweist.
Die Kleider-Hoffart ist unmüglich zu beschreiben,
Die überflüssig war, weil es nicht mügen bleiben
Bei einer ehrbarn Tracht auch nur ein Viertheil-Jahr.
Doch weiß ich, daß der vor, was nicht französisch war
Sprach: das steht gar nicht wohl, itzund wird traurig sagen:
O war ich nicht ein Narr, daß ich mein Geld getragen
So leicht dem Krämer zu, für Spitzen, Litzen, Koth.
Nun ist er für mir reich, ich aber leide Noth.
Die keusche Frömmigkeit und Zucht war ausgerissen,
Und wollte Niemand fast von Sittsamkeit mehr wissen.
Die Schwelgerei war Lust, das Fluchen Männlichkeit,
Der gottsvergessene Schwur und [1]) Unbedachtsamkeit,
Das Liegen keine Schand. Ein Geizhals, Wuchrer, Schinder,
Ein Jud', ein karger Filz, ein Diebes-Griff-Erfinder,

[1]) Statt ‚und' ist hier wol zu lesen ‚nur'.

Die würden, weil sie reich, gezogen weit herfür,
Die arme Tugend mußt verbleiben bei der Thür.
In Summa: wer kan fast itzt alle Laster nennen,
Zumale es besser ist nicht wissen, als wohl kennen?!
So halt auch Grau[1]) und Scheu die Feder und die Hand,
Daß man nicht allzusehr deck' auf die eigne Schand.
Da haben wir nun recht, darnach wir so sehr fragen,
Was wohl die Ursach sei, daß wir so sind zu schlagen?[2])
Die große Bosheit ist's, und unser eigen Schuld,
Das wir gefallen sein aus Gottes Gnad und Huld.
Die Sünden haben uns gebracht in diese Bande,
Die Sünden haben Gott gereizet, daß unsre Lande
Er zornig heimgesucht mit Feuer, Krieg und Schwert,
Weil wir uns ganz von Ihm zum Bösen abgekehrt.
Gleich Niemand unter uns das kann noch mag verneinen,
Viel minder wieder Gott vermessentlich vermeinen,
Er habe gar zu schnell das Schwert auf uns gezückt
Und unverwarnet uns mit seinem Zorn berückt.
Wie mancher treuer Mann, der von Gott war bestellet
Zum Wächter auf der Hut, hat mir und Dir gestellet
Ein solch Nativität: nicht anders könnt es sein,
Es müßte wie ein Sturm die Strafe brechen ein.
Wie heftig haben stets die Lehrer aller Enden
Gebeten und ermahnt, man sollte sich doch wenden
Von Sünd und Missethat durch wahre Buß und Leid,
Auch Früchte wahrer Reu, dann es wär hohe Zeit!
Die Ruthe wäre schon gebunden, auch gewetzet
Des großen Richters Schwert, der Richter-Stuhl gesetzet.
Es würde folgen der Sünden rechter Lohn
Und mit dem Spruch zugleich die Execution.
Hat nicht zum Ueberfluß Gott selbsten an den Höhen
Des Himmels und der Luft Kometen lassen stehen
Und zwar in unserm Reich, die, wie uns ist bekannt,
Krieg, Teurung, Pestilenz gepredigt manchem Land?
Drum laßt uns murren nicht, laßt uns nicht Zank anheben
Mit dem gerechten Gott, vielmehr auf unser Leben
Den Unmuth schütten aus. Gott bleibt stets gerecht,
Wir aber stehen beschämt als bös', unnütze Knecht'.
Und weil sein grimmer Zorn muß weichen seiner Güte,
Auch ob Er uns gleich straft, Er dennoch im Gemüthe
Viel anders Sinnes ist, als der so brünstig liebt

[1]) Grauen. [2]) Soll wol heißen ‚geschlagen'.

Die Menschen, daß Er sie von Herzen nicht betrübt,
Welches ihm vor Liebe bricht, daß Er sich muß erbarmen
Und in der größten Noth in Gnaden uns umbarmen,
Wann wir mit Reu und Leid um Hülf Ihn rufen an
Und sagen frei heraus: das haben wir gethan!
So laßt uns ingesammt mit wahrer Buße wenden
Zu Ihm und heben auf das Hertze mit den Henden ....

Das siebzehnte Jahrhundert.

Paul Fleming.

Livländische Schneegräfin[1]).

Es war ein schöner Tag im Himmel wie auf Erden,
Zur Zeit, wenn Helius mit seinen Feuerpferden
Steigt allgemach bergan, wenn uns bereift das Haar,
Und für den Hornung dient ein guter Februar;
Zur Zeit, wenn Liefland sich im Schlittenfahren übet
Und auch den Schiffern fast zu Lande nichts nachgiebet,
Indem ein munter Pferd mehr ein Stunde zeucht,
Als manches schnelle Schiff vor vollen Segeln fleucht:

[1]) „auf Herrn Andres Rüttings und Jungfrau Annen von Holten Hochzeit". Reval, Februar 1636.

Da trug sichs eben zu, daß etliche der Ritter,
Die Solthein[1]) ausgesandt und hier das Ungewitter
So lange Zeit hielt auf, sich machten auf das Land,
Um einmal froh zu sein, zu machen sich bekannt.

So bald die Venus dies von Ihrem Sohn erfahren,
Und sonst die Götter meist auch nicht zu Himmel waren,
Hieß sie den Schwanenzeug alsbalde tragen für,
Der stracks ward angeschirrt. „Komm", sprach sie, „Kind, mit mir,
Und wer mir folgen will!" Alsbald ward ein Getümmel
Von ihrer kleinen Schaar durch den saphirnen Himmel.
Voraus ihr ältester Sohn nahm um sich seinen Rock;
Das Pferd, worauf er saß, das war ein Haselstock.
Sie nahmen ihren Weg durch Junons weite Klüfte
Und durch das leere Feld der ausgespannten Lüfte.
Sie fuhren in die Welt und sprachen auf den Schein,
Als käm' es unversehns, bei diesen Rittern ein.
Das ganze Haus ward froh. Alsbalde ward gesessen
Und um den langen Tisch getrunken und gegessen
Bei Scherz und süßer Lust und was sonst mehr steht frei.
War itzo eben kaum der erste Gang vorbei,
Sieh, da kömmt Bacchus her mit seinen zweien Panthern,
Die er ihm jagen läßt weit bei den Garamantern.
Er rückte für das Haus, stieg alsobalden ab
Und nahm in seine Hand den langen Traubenstab.

„Willkommen, liebster Freund", sprach Venus zu Osiren,[2])
„Geht ein, kommt alle her, helft unsre Freude zieren!
Im Fall, ihr habet nur zum Essen mitgebracht,
So dörft ihr zahlen nichts, als was das Trinken macht".
Der Gäste waren viel, die mit Evasten[3]) kamen
Und ihren Abtritt hier bei diesen Rittern nahmen.
Nachdem die Höflichkeit und Alles war gethan
Und nun gegessen ward, hub Komus[4]) also an:
„Wie bin ich doch so froh, daß ich mich zu euch setzen
Und mich auf diesen Tag mit euch soll recht ergetzen!
Wohlan, da habt ihr mich, ihr rechten Deutschen, ihr!
Wer das nicht gläuben will, der setz' uns Wein und Bier
Und nasse Waare vor." Um Kannen Lanzenbrechen,
Turnieren um ein Glas und kalte Schaalen stechen,

[1]) Anagramm von ‚Holstein', dessen Gesandschaft F. angehörte. [2]) hier identisch mit Bacchus; soll den Aegyptern den Weinbau gelehrt haben. [3]) Bacchus. [4]) Gott der Zechgelage und des Scherzens.

Ist unser Ritterspiel. Wer hier am Strengsten läuft,
Den andern übereilt, zu Gottes Boden säuft,
Der ist der beste Mann. Wir reiten in die Schwemme
Und baden Mund und Bauch. Wir führen große Dämme
Von Gläsern vor uns auf. Wir spielen für und für,
Das Kraut ist hier der Wein, das Lot[1]) ein frisches Bier,
Das man das beste heißt. Wir feuern aus den Stücken,
Die uns ein Glaser geußt. Wir bauen gleichsam Brücken,
Bewachen allen Paß, wir rücken an den Feind,
Der feindlich ist in dem, daß er sich nennet Freund.
Um Freundschaft führt man Krieg. Wir machen Nacht zu Tage,
Zu Nachte manchen Tag. Man hört von keiner Klage,
Als wenn man nicht mehr kann. Wir fallen, wie wir stehn,
Wir wollen keinen Schritt aus unsern Gliedern gehn,
Das Kriegern schimpflich ist. Man sieht die Truppen schwingen,
Und machen Karakol.[2]) Wir lachen, jauchzen, singen,
Das Feldspiel dient für uns. Dort zeigt sich ein Squadron,
Hier eine Compagnie und ist gefasset schon,
Daß sie dem Feinde steh'. Es geht zu wie im Kriegen.
Der Anbruch wird gemacht, wir kommen, sehen, siegen,
Das Glücke will uns wohl. Bald sind wir Freund, bald Feind;
Wenn wir am Aergsten thun, so ist es gut gemeint.
Wir fechten ritterlich, vergießen das Geblüte,
Wie wir's getrunken ein. Das durstige Gemüte
Erwünscht ihm stets den Feind, mit dem sich's raufen kann,
Daß beide fallen hin auf den besagten Plan.
Die Gläser loben wir, die einen Schimpf[3]) verstehen
Und wider Tisch und Wand mit unsern Köpfen gehen,
Und fester sind, als sie. Wir schenken ehrlich ein
Und trinken redlich aus. Wenn dann der blanke Wein
Durch das berühmte Glas in lichtem Golde blinket,
Da wächst uns erst der Muth, daß man beherzter trinket.
Wir stiften Brüderschaft; der Trunk macht alle gleich:
Die Feigen werden frisch, die Armen werden reich
Durch das geliebte Glas. Es läßt sich Keiner scherzen,
Wenn's der Gesundheit gilt; er hebt von ganzem Herzen
Und leert die Schale wohl. Er macht es redlich aus,
Und dräng' ihm Schweiß und Bier und alles Andre 'raus,
Es muß geleeret sein! Wir trinken auf viel' Weisen,
Die nicht gemeinsam sind bei schlechter Leute Schmäusen.
Bei Trinken ist auch Kunst und daß man's ja wohl kann

[1]) ‚Kraut' und ‚Lot', ‚Pulver' und ‚Blei'. [2]) franz. ‚caracole', Schwenkung mit dem Pferde. [3]) Scherz.

Besehen, stecken wir für eins zehn Lichter an.
Das Recht erfordert das. Wer sagt nicht, daß wir schießen?
Der rauchende Taback wird dieses zeugen müssen,
Der uns umnebelt ganz. Der aufgefahrne Dampf,
Von vielen Orten her, macht, daß man diesen Kampf
Von fernen nicht erkennt. Der Feind will überlegen,
Der Freund ingleichen sein. Wir greifen nach den Degen,
Die man sonst Röhren heißt. Ein gläsernes Pistol
Tanzt Manchem um den Mund, daß er hinsinken soll.
Das ist ein schöner Tod, der bald nach sieben Stunden
Uns wieder leben läßt. Wir schlagen frische Wunden
Und heilen uns durch sie. Kein Pflaster ist so gut.
Als wenn man Hundeshaar auf diese Schäden thut.
Wir meinen's brüderlich. Ein Jeder gönnt dem andern
Mehr, als er selbsten hat. Die Gläser sind zum Wandern,
Zum Stehen nicht gemacht. Wir wetten auf den Mann,
Der etwan, wie man meint, nicht mehr bestehen kann.
Man singt, man pfeift's ihm ein. Das ist die rechte Katze[1]).
Man brauchet manchen Fund, wie man das Bier 'nein schwatze:
Der bringet einen Schwank, der schneidet einen Fleck,[2])
Den Polyphemus[3]) selbst nicht sollte tragen weg;
Der saget neue Mähr': Der Papst sei luthrisch worden,
Zu, weiß nicht wo, komm' auf ein nagelneuer Orden;
Der giebet Räthsel auf: Worein wohl alles geht?
Was lieget, wenn wir stehn und wenn wir liegen, steht?
Warum man Käse schabt? Was eine bunte Ziege
Wohl habe vor ein Fell? Vor was die Elster fliege?
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Und was der Schnacken mehr. Man lachet, daß man lächset,[4])
Vom tiefsten Bauche auf. Wir springen auf den Tisch,
Wir tanzen um ein Glas, verkaufen unterm Wisch[5]),
Im Fall es Greifens gilt. Das Zehrlein[6]) macht uns kühne,
Ein Jeder ist bemüht, zu haben eine Fine[7]),
Der er zu Diensten steht. Der sonst so keck kaum war,
Daß er sie nüchtern grüßt, umfänget sie itzt gar
Und giebt ein Herzen drein. Uns freudevollen Gästen
Ermangelt keine Lust; wir tönen nach dem Besten
Ein Waldlied aus dem Schein[8]), und sein „Studentenschmaus"

[1]) Lappenberg vermuthet vom ital. ‚caccia', franz. ‚chasse': Die rechte Art zu jagen. [2]) schneidet auf, renommirt. [3]) P., der von Odysseus angelogen wurde. [4]) lechzet. [5]) in Auktion. [6]) Wein. [7]) Finnin, statt Ehstländerin. [8]) Joh. Herm. Schein, Dichter und Komponist, mit F. in Leipzig befreundet.

Muß ganz von vornen an gesungen werden aus.
Wir figuriren wohl. Die schönen Künste steigen
Auch mit dem Trunke stets. Diorben, Flöten, Geigen,
Sind unser täglich's Spiel. Und können wir mehr nicht,
So muß das A. B. C.[1]) auch kommen vor das Licht.
Du schöne Compagnie, Dank habe deiner Ehre,
Daß du mich auch nimmst ein! Wenn was zu wünschen wäre,
So wollt' ich, daß der Tag, da ich euch wohne bei,
Von tausend Jahren nur der allererste sei.
„Ei ja, das wäre frei!" sprach Cyprie mit Lachen.
„Wohlauf, wir wollen uns recht fröhlich heute machen!"
Sprach Bacchus. „Holla, ha! Schenkt ein, schenkt hurtig ein
Das nektarsüße Bier, den Ambrosiner Wein!"

Ich weiß nicht, wie es kam, daß in die Badestuben
Von offner Tafel weg sich diese zwei erhuben,
Die heute sind getraut. Der Venus güldner Sohn
Schlich ihnen heimlich nach; das war ihr rechter Lohn.
Da ward der Kauf gemacht, da ward der Rat geschlossen.
Cupido kam gelacht. „Sind", sprach er, „das nicht Possen?
Ei, Mutter, seht doch her!" Und zog das gute Paar,
Das den Gesichtern nach fast ganz erstorben war,
Für alle Gäste vor. „Was kannst doch du nicht riechen",
Sprach Venus, „lieber Sohn! Wer will sich nun verkriechen,
Weil auch ein solcher Ort nicht sicher ist vor dir,
Auf den man nie gedacht? Was saget aber ihr?"
Die Braut, bald rot, bald blaß, fing endlich an zu reden:
„Wat schal ick arme Kind? Gott wet, wat sy my deden!"
Das ander: „Uks—Kaks—Kol"[2]), hub sie auf undeutsch an.
Das ich noch nicht versteh' und auch kein Gott nicht kann.
„Wohlan", sprach Paphie, „das geht nach meinem Sinne.
Wie schickt sichs doch so wohl! Itzt sei sie Schneegräfinne[3])
Und übermorgen Braut!" Da ward erst laut gelacht,
Da ward die ganze Nacht mit Freuden hingebracht,
Da ging das Scherzen an. Die spielten der fünf Karten,
Die jagten Fuchs in's Loch in dem beschneiten Garten.
Das Kalb ward ausgetheilt. Des Schuchs, der blinden Kuh,
Des Richters ward gespielt, des Königs auch dazu.
Drauf ging das Tanzen an. Der Reihen ward geschwungen

[1]) musikalischer Scherz oder dergl. [2]) ‚üks, kaks, kolm', ehstnisch: ‚eins, zwei, drei'. Der Dichter will nur andeuten, daß irgend welche, ihm unverständliche ehstnische Worte gesprochen wurden. [3]) wohl im Gegensatz zu ‚Maigräfin'. ‚Maigraf und Maigräfin', Volksfest. Vergl. auch das Gedicht „Der Frohntanz" von Carl Worms.

Auf sein gut Polnisch her. Da ward vollauf gesprungen
Nach der, nach jener Art. Das Trara war nicht schlecht,
Der Staat- und Schäfertanz ward auch geführt, wie recht.[1])
Das Beste, was noch kam, das war die bunte Reihe,
Die Venus machen hieß auf einer weichen Streue:
Ein jeder schmiegte sich an seinen Nachbar an,
Die Thüre ward gesperrt, die Lichter ausgethan.
Da ging es recht bunt zu. — Dies lob ich hier zu Lande,
Daß Mancher seinen Wunsch so bringen kann zu Stande.
Der harte Vater schilt, die Mutter ist zu scharf.
Die er sonst in der Stadt nicht kühnlich sprechen darf,
Die legt er neben sich und läßt die guten Alten
Zu Hause, wo sie sind, nach ihren Willen walten.
Er braucht der kurzen Zeit, die Alles bald vergißt:
Das Schlechtste, das er thut, ist, daß er herzt und küßt.

Die volle Morgenzeit begunnte sich zu zeigen
Und Titans güldnes Rad allmählich vorzusteigen.
„Auf, auf!“ Sprach Venus, „auf! Und bringt das Frühstück her!
Es reist sich nüchtern nicht. Um sieben ohngefähr
Muß ich wo anders sein.“ Der Abschied ward genommen,
Sie wollten ingesammt heut' auf die Hochzeit kommen.
Mit diesem schieden sie, des süßen Lebens satt,
Die Götter in die Luft, die Ritter in die Stadt.

Braut, dieses ist der Tag, den Venus angesetzet,
Daß ihr die Jungfrauschaft zuletzte noch ergetzet.
Dies, Bräutgam, ist der Tag, der öffentlich euch giebt,
Was ihr so lange Zeit und heimlich habt geliebt.
Auch heute kommen wir, wie wir euch denn versprochen,
Schließt Küch' und Keller auf, laßt backen, braten, kochen,
Schont keiner Kosten nicht! Der Himmel hat's versehn,[2])
Daß dieses, weil ihr lebt, nur einmal soll geschehn.
Versäumt nicht euch und uns! Der Sonne güldner Wagen
Hat auf die Hälfte schon den Tag von uns getragen.
Wir haben kurze Zeit. Thut die Versehung ja,
Daß uns sonst mangle nichts, als was da nicht ist da!

Eins ist es, das mir hier an Kösten mißgefället,
Daß solche süße Zeit zu bald wird abgestellet.
Was macht doch *ein* Tag froh? Eh' man recht fänget an,

[1]) es ist hier eine Reihe von Gesellschaftsspielen und Tänzen aufgezählt, deren Erklärung über den Rahmen dieses Werks hinausgehen würde. [2]) vorgesehen, bestimmt.

So ist es ganz und gar um alle Lust gethan.
Mein Deutschland hat in dem weit eine bessre Sitte,
Nimmt auf den andern Tag auch noch den dritten mitte.
Der erste macht bekannt, der andre stärkt den Muth,
Daß man den dritten oft wie Braut und Bräutgam thut.
Da wird manch neues Paar. Ist Einer noch nicht müde,
Wohlan, der vierte dient auch noch zu seinem Friede,
Der für die Braut gehört und die ihr aufgedient.[1])
Wer *denn* noch nicht hat satt, der hat sich viel erkühnt!
Was aber soll ich thun in einer fremden Sachen?
Man wird hier Neues nicht um meinetwillen machen.
Ich muß nur lustig sein, es nehmen wie es kömmt;
Zu Frohsein ist der Tag, zu Rechten nicht bestimmt.
Wohlan, ich mache mit. Ihr Jungfern und Gesellen
Und die ihr gerne sitzt vor, bei und in der Hellen,
Nehmt diesen Tag in Acht! Der Tag geht euch auch an.
Seid lustig, wie ihr thut, bis keines nicht mehr kann.
Der Tag zwar endet sich, nicht aber unsre Freude.
Die Nacht ist auch für uns, obgleich die neuen Beide
Uns lieber sehen gehn. Nein, Bräutgam, nein, Braut, nein!
Ihr müßt ein wenig noch bei euren Gästen sein!
Was aber hilft es uns, daß wir euch sollen hindern
Und euch die süße Lust mit unserm Halten mindern?
Geht, Liebste, wie ihr wollt, geht, fangt das Streiten an,
Ohn' welches zwischen euch kein Friede werden kann!
Doch seid nur unverführt, o Braut, daß ich von Kriegen,
Von Streiten was gedacht! Es kömmet doch zum Siegen.
Ich will euch Bürge sein auf Alles, was ihr wollt,
Daß ihr aus dieser Schlacht das Leben bringen sollt.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Geht, Bräut'gam, leget euch in Gottes Namen nieder,
Und wenn ihr morgen denn steht auf, so sagt mir's wieder,
Ob nicht der Liebsten Mund noch zehnmal süßer schmeckt,
Als euer bestes Thun und edelstes Confect?
Zwar wißt ihr's doch vorhin. Das Andre muß ich schweigen,
Das ihr gewißlich thun und keinem werdet zeigen.
Geht, Bräut'gam, mit der Braut, geht, trefft die rechte Thür,
Und, daß euch niemand irrt, so steckt den Pflocken[2]) für!

[1]) aufgewartet. [2]) nd.: Pflock, Riegel.

Der Dichter.

Nehmt meine Schneegrafschaft, ihr frohen Hochzeitsgäste,
Und deutet selbe mir nicht anders, als auf's Beste.
Laßt unterdessen euch die Zeit nicht werden lang,
Bald sollt ihr kommen auch auf meinen Strömlingsfang.[1])

An die baltischen Sirenen.

Auf alle meine Lust und Freud',
Auf alle meine Wonne,
Empfind' ich nun die trübe Zeit,
Daß mir scheint keine Sonne.
Blitz, Regen, Nebel, Sturm und Wind
Sind, mich zu tödten, ganz gesinnt!
Das Wetter schlägt zusammen
Mit Güssen und mit Flammen.

Seit daß ich euer bin beraubt,
Ihr Schönsten auf der Erden,
Ist mir ganz keine Lust erlaubt,
Ich kann nicht fröhlich werden.
Ich weis es, wie und was es sei
Um ewige Melancholei,
Weil nichts in meinem Herzen
Regiert, als bittre Schmerzen.

Leg' ich mich oder steh' ich auf,
Wach' oder schlaf' ich wieder,
So schläget Pein und Angst vollauf
Mein mattes Herze nieder.
Ich schaffe, was ich immer kann,
Bald greif' ich Das, bald Jenes an;
Doch kann ich meiner Plagen
Mich nimmermehr entschlagen.

Habt ihr mich auch recht froh gesehn,
Ihr baltischen Sirenen?
Ist mir von Herzen wohl geschehn
Bei eurer Lust, ihr Schönen?
Zwar eure Gottheit nahm mich ein,
Daß ich euch mußte günstig sein,
Doch war ich nie ohn' Schmerzen
Um meines Herzens Herzen.

Apollo, der du Alles weißt,
Apollo sei mein Zeuge,
Daß mir mein hochbetrübter Geist
Nicht zuläßt, daß ich schweige.
Ich singe meiner Angst Begier
Den Wäldern und den Vögeln für;
Die Vögel und die Wälder,
Die schreien's durch die Felder.

Cythere, Mutter meiner Pein,
Ach, sei doch einmal milde!
Soll allzeit ich entnommen sein
So manchem schönen Bilde?
Ich flehe deinen Wagen an!
Will Jupiter, ich werd' ein Schwan,
Ich werd' ein güldner Regen
Von meiner Liebsten wegen!

[1]) ‚Strömlinge', kleine Fische, die am Revaler Strande viel gefangen werden und eingemacht in den Handel kommen. Der Dichter spielt auf seine bevorstehende Hochzeit, seinen Liebesfang an.

Und du, o Stifter dieser Not,
Kupido, dem ich flehe,
Bist du des Himmels stärkster Gott,
So wehre diesem Wehe!
O Kind, o Knabe groß von Macht,
Nimm deinen Diener doch in Acht,
Der sich erbeut, sein Leben
In deinen Tod zu geben.

Reißt aus, ihr Ströme meiner Qual,
Reißt aus, ihr Thränenbäche,
Befeuchtet meiner Wangen Thal,
Weil ich fast mehr nicht spreche.
Brecht, meine Seufzer, durch die Luft,
Weil ich mich ganz hab' abgeruft,
Sagt's, daß ich bin verloren,
In ihre leisen Ohren.

Leander war ein Glückeskind
Für mir und meinesgleichen:
Ihn hat verschlungen See und Wind
Vor seiner Liebe Zeichen.
Ich walle durch das wilde Meer
Itzt hier, itzt da, bald hin, bald her;
Mein Leitstern, eure Liebe,
Verlöscht mir durch das Trübe.

Laß aber diese Klagen sein,
O mein Geist, o mein Wille!
Auf Regen folget Sonnenschein,
Auf Sturmwind sanfte Stille.
Tritt unter dich, hüll' dich in dich,
Bis daß das Wetter lege sich.
Was man nicht kann vermeiden,
Das muß man tapfer leiden.

Ach, Schönste, die der Himmel liebt
Und was den Himmel kennet,
Erfreut mich, wie ihr mich betrübt,
Löscht, wie ihr mich verbrennet.
Ein einiges Gedenken macht,
Daß dieser Mund auch weinend lacht.
Wollt ihr dem Schaden schaden,
So laßt mich sein in Gnaden.

Merkt, was euch dieser Mund verspricht,
Das schwört sein Herze drinne:
Aus meinem Sinne kommt ihr nicht,
Weil ich mich selbst besinne.
Ihr Büsch', ihr Bäche, höret zu,
Du ungeneigter Himmel du,
Sag' ich es nicht von Herzen,
So dupple mir die Schmerzen.

Klagt mit mir mein Verhängnis an,
Ihr adelichen Damen,
Und weil ich selbst nicht kommen kann,
So nehmet meinen Namen.
Vergießt ihr denn ein Thränlein nur
Um mich verlaßne Kreatur,
Ach, wohl mir, wohl mir Schwachen,
Dies wird mich stärker machen!

Säumt nicht, ihr trüben Zeiten ihr,
Säumt nicht, verlauft geschwinde,
Daß ich der Erden schönste Zier
In ihrer Schönheit finde.
O Menschentrost, o Götterzier,
Ach, Phöbus, scheine balde mir!
Laß mir nach diesen Plagen
Es fröhlich wieder tagen.

Seid tausend, tausendmal gegrüßt,
Ihr Sonnen meiner Freuden!
Seid durch die hohle Luft geküßt,
Ich muß und soll mich scheiden.
Ade, zu guter Nacht, Ade!
Mein Herze bricht mir vor dem Weh,
Ade, ihr Mensch Göttinnen, —
Darmit bin ich von hinnen.

An den Steinbruch zu Reval.

Du Zaum des frechen Belts, dem seine starke Brust
Sich männlich setzet vor, daß sich die Wellen brechen
Und, in sich umgewandt, sich an sich müssen rächen
Und kehr'n den schwachen Zorn in leichten Sand und Wust;

Der du dem Lande Schutz, der Stadt Zier geben mußt,
Der Stadt, so jenseit ist so reich an süßen Bächen,
Hier an gesalzner See, an Höhen und an Flächen,
Darinnen Harris[1]) wohnt, die Seele meiner Lust.

Ich ginge zu dir ein, du Lustberg der Silenen,[2])
Mich meiner Liebesangst ein wenig zu entwöhnen,
So giebst du mir an dir mehr Anlaß noch dazu.

Du bist zwar harte wohl, doch kann dich Eisen zwingen.
So lange müh' ich mich, ihr ist nichts abzuringen:
Ihr festes Herze muß noch härter sein als du!

Vor meiner Reise nach Persien.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsunst.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell's in seine Gunst.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen
Und was mir selig ist.
Ich nehm' es, wie er's giebet;
Was ihm von mir beliebet,
Das hab' auch ich erkiest.

Ich traue seiner Gnaden,
Die mich für allem Schaden
Für allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

[1]) nach der ehstländischen Landschaft ‚Harrie' gebildeter Name für ‚Elsabe Niehusen' in Reval.
[2]) gekürzt aus ‚Basilene', anderer poetischer Name für die Geliebte.

Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld!
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urteil sprechen
Und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Sein Segen wird mir lassen
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,
Und Christus ist bei mir.
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorte so auch hier.

Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her;
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben
Und Alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen
Und wissen fast nicht wie.

Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort.

Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängnis gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
So bald er mir gebeut.
Es sei heut' oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüte
Nicht was Vergeblich's zu,
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh!

Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner sein;
Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein.

So sei nun, Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat!
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

Gottvertrauen.

Laß dich nur nichts dauern
Mit Trauern!
Sei stille!
Wie Gott es fügt,
So sei vergnügt,
Mein Wille!

Was willst du heute sorgen
Auf morgen?
Der Eine
Steht allem für;
Der giebt auch dir
Das Deine.

Sei nur in allem Handel
Ohn' Wandel,
Steh feste!
Was Gott beschleußt,
Das ist und heißt
Das Beste.

Grabschrift,

sich selbst auf dem Sterbebette gesetzt.

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren;
Mein Schall flog überweit: kein Landsmann sang mir gleich.

Von Reisen hochgepreist, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dies Alles wird zerstören:
Dies, deutsche Klarien,[1]) dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst alles ist gethan bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben!

[1]) Musen. ‚Clarius', Beiname des Apollo nach seinem Tempel zu Klaros in Jonien.

Gustav von Mengden.

De fief Düwelskinder.

Plattdeutsche Satyre auf die Güterreduktions-Commission[1]) in Livland.

Fief Düwelskinder syn bescheden
To Roof un Armot aller Schweden.
Olde Vader, lewe Gott,
Watt is dat för enne Rott,
Dhe heer mit tho Kercke geit,
Dhe heer alle Dinge deit,
Dhe dat Krumme macket recht,
Groter Heeren Spadenknecht;[2])
Dhe de Schlötter umme kehrt,
Dhe den Dreck tum Höchsten ehrt,
Dhe de Armen underdrückt,
Dhe den Rieken heßlich plückt,
Dhe der Wedwen Brod upett,
Dhe sick bawenan gesett,
Dhe mit Brillen immer geit,
Dhe se up de Näsen dreit;
Dhe veel Dusend to sick schrapt[3]),
Dhe na grote Gawen gaapt[4]),
Dhe den König macket blind,
Dhe doch gnädig iß gesinnt. —
Heer sitt bawenan een Schwien,
Dhe heet Junker Lovesien.
Dhe iß uth der Maten fett,
Wiel he alles in sick frett;
He iß alltowohl alleen,
He scheert beyde, groot und kleen,
He sitt alltydt bawenan,
He spreckt, wat he will und kann.
He iß Part und Advokat,
He wett allen Saken Rath,
He iß sülvsten President,
Ook Bysitter, Referent;
Wat he spreckt, dat iß gedhan.
Wer darf dissen Düwel schlaen?
Grote Heeren stahn verbaft,[5])
Wen ditt dicke Fercken raft.
Se verschmelten gans to Dreck, —
Lövesien blifft stolt und keck.
Wat he spreckt, hefft Gott gesegt,
Wat he will, dat blifft wohl recht.
Nu, wie laten dissen stahn!
Lath uns dann wat wieder[6]) gahn.
Da iß noch een Düwelskind,
Dhe het Juncker Wallerstät.
By em helpet keen Gebeth,
He brummt als een wilde Baer,
Iß des Düwels ganz und gar,
He hefft eenen frechen Mund,
He bit[7]) van sick als een Hund.
Nemt he gele[8]) Gawen an?
Nee, dat deit nich disse Mann.
Will dhe König, dat he nehm,
So iß disse Gast bequem,
Ditt gefft em de Könnig fry,

[1]) um die erschöpfte Kronkasse zu füllen, hatte König Karl XI. von Schweden ein Enteignungsverfahren eingeschlagen, nach welchem alle Güter in Livland, die zu irgend einer Zeit der schwedischen Krone gehört hatten, eingezogen werden sollten. Diese sog. „Güterreduktion" war mit eine der Ursachen des nordischen Krieges, durch welchen Schweden die Provinzen Livland und Ehstland (im Frieden von Nystädt, 1721) an Rußland verlor. [2]) Spatenknecht; bedeutet hier verächtlich den servilen Enteigner durch einen Schein des Rechtes. Durch Einstechen eines Spatens wurde dem Eigenthümer Land aberkannt. Zeitwort ‚spaden' = nach dem Spatenrecht für verfallen erklären. [3]) kratzt. [4]) gafft, das Maul aufreißt. [5]) ‚verlieren den Kopf', werden unsinnig. [6]) etwas weiter. [7]) beißt. [8]) ‚gel' = ‚gellend', laut, offenkundig, aber auch ‚gelb', ‚golden'.

Datt he van de Bowen[1]) sy,
Dhe mit Mengelmoes umgahn[2])
Un sehr facken[3]) quad[4]) gedahn.
He süpt als een redlick Quant[5]),
Doch süht man, he hefft Verstand.
Wat he will, dat moet wohl gahn:
Gott mag dissen Düwel schlaen!
Alle krupen vor dhe Drach
In dhe Winkel, up de Dach.
Dem he fiendt ist, de iß doed
Oder kümmt in grote Noed.
Grote Heeren syn verbast,
Wenn de dulle Düwel rast.
Jedermann zuckt syeen Hoet,
Wiel he em hoferen moet.
Siene lose Dregerie[6])
Iß in unse Kanzelie.
He hefft Brillen in dhe Tasch,
Maakt en Hupen Mischemasch.
Wat he deit, dat iß gedahn:
Gott mag dissen Düwel schlaen! —
Da iß noch een ander Mann,
De vortreflich recknen kann.
Dat iß een gemäste Borg[7]),
De heth Junker Güldenborg.
Way! Way! Watt kan he my dohn,
För een grot Discretion!
He hefft Ogen als een Falk,
Iß gewiß een mächtig Schalk.
He betahlt man mit Papier,
Datt wert veelen Lüden thür.
He mackt unsen Heeren rieck,
He mackt starke Lüde sieck,
He mackt — dat sick Gott erbarm! —
Riecke Heeren hählick[8]) arm.
Dem he will, dem helpt he up
Un bringt andre in die Sup.
Liquideren kann he braef,
By em steit Lohn, Gunst un Straf.
Dhe watt hebben sall, dhe kricht;
Will he nich, so kricht he nicht.
He wett trefflick god Bescheid,
Wo de rode Penning heth.
He iß een verschlagen Gast,
Dhe up siene Sacken past. –
Dhe verflockte Okermark
Bringt veel Lüde in de Sark.
Datt iß recht een Düwelskind,
Dhe veel dusend Dhaler findt.
He hefft eene spitze Schnuet,
He stackt alle Winkel uth,
He dorchsöckt wol old Papier,
He mackt oft dat Laken dhür[9]).
Veel verdeckte Dewerie[10]),
Veel verborgne Böwerie[11])
Wert von dissem upgedeckt, —
Och, we veel hefft he verschreckt!
He mackt Hupen Mengelmoes,
Von em kümpt keen Düwel los.
Wat he gript, dat hölt he vast;
Wen he eenmal angetast,
Dhe entgeit em nimmermehr:
He druckt em an Goed un Ehr.
Gott bewahr my vor de Quant
Un vor syne böse Hand!
Schrifft he watt, dat blifft bestahn,
Will he watt, dat moet wohl gahn,
Denn he iß des Könnigs Hert;
Da deit veelen Lüden Schmert.
He süht uth als Pavian,
Dhe da will to Kerken gahn.
He föllt immer in de Schlaap,
Recht als Morten,[12]) unse Aap:
Awers disse Bösewicht
Schlöpt un schlummert darum nicht.
Glieck als unse Kater deit,
Wenn he up dat Musen geit:
So deit ock Heer Okermark

[1]) Buben. [2]) mit ‚Mengelmuß umgehn', d. h. unlautere Geschäfte treiben. [3]) häufig. [4]) Böses. [5]) pers.: Taugenichts, Windbeutel. [6]) Betrügerei. [7]) Schwein. [8]) völlig. [9]) macht das Laken theuer, d. h. läßt viel bezahlen. [10]) Dieberei. [11]) Büberei. [12]) ‚Morten unse Aap', ‚unser Aeffchen Martin', das sich schlafend stellt, wenn es irgend eine Dieberei auf dem Gewissen hat. Vielleicht sprichwörtliche Redensart.

Un bringt mancken in dhe Sark.
Dese veer syn schlimme Dew —
Carel hefft se alle lew. —
Awers Tengers Knasterbardt
Iß des olden Düwels Art.
Dat iß gar een olde Dew!
He hefft kenen Minschen lew.
He hefft dusend arm gemackt,
Den de Düwel radebrackt!
Dhe kumt recht int Bödels[1]) Hand,
Denn he iß dhe starke Brand,
Dhe dat olde Schwedenrecht
Uth der Höllen upgesöcht,
Dadörch he dhe Schweden Pracht
Uth dem Wege hefft gebracht.
He hefft ock den Ridder Stand
Un dhe Fryhet umgewandt.
He segt: Carel, griep man to,
Un mackt em dat Hert recht fro.
He stelt sewen Junkers dar:
Dese seggen, dat iß wahr.
Tenger iß een tüchtig Mann,
Nehmt gy synen Rath man an.
Dusend Minschen mögen nicht
Holden gegen em den Stich.
Wat seh gy de Brewe nah?
König Carel: Fathata[2])!
Privilegen, old Pappier!
Döcht nicht better, als int Füer!
Dusend Jahre syn vergahn,
Un keen Schwede hefft verstahn,
Wat de krumme Tenger findt, —
Wo — tom Düwell! — war gy blindt?
Wor waß doch dat olde Book,
Dadörch Tenger blew so klook?
Dumme Düwels, Klippengäst[3]),
Nu sy gy da wohl gewest!
War keen Füer in Schweden mehr,
Dat ditt Book gebraden wär?
Sy gy nich recht Dudendöpp[4]),
Grote Bücke[5]), kleene Köpp?
Tenger moet Praeceptor syn,
Dat kümmt uth der Maten syn.
Yuer groten Hüser Pracht
Ligt nu nedder met Veracht.
Uhlen wahnen in de Sael.
Da tovor waß Pracht un Prael[6]);
Da man soop un panketeert,
Da man danst un kortiseert.
Fründe, denkt man wenig nah,
Wo dat um de Handel stah.
Alles moet nu in de Bank,
Man hört oft den Blecken Klank.
Awers — groter Heeren Goth! —
Seht, wat deit nich Owermoth? —
Will gy weten, wer ick bin?
Ick geh by yu uth un in.
Will gy weten, wer dat segt:
Ick heth olde Spadenknecht.

[1]) Büttel, aber auch Henker. [2]) ‚Fathata', Ausruf, der die souveräne Gleichgültigkeit bezeichnen soll. [3]) von ‚Klippink', in Schweden gebräuchliche Nothmünze, die nicht durch Schlagen, sondern durch Zerschneiden mit der Scheere (‚klippen') gewonnen wurde. [4]) einfältige Tröpfe. [5]) Bäuche. [6]) Prunk.

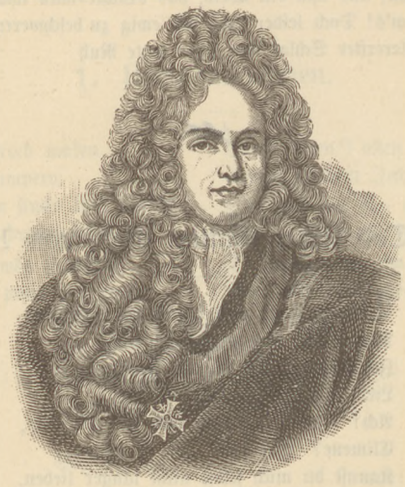
Fest stehet Gottes Stadt gegründet.

Der 87. Psalm.

Fest stehet Gottes Stadt gegründet,
Fest sind die Mauern ihrer Pracht,
Der Herr ists, der die Riegel bindet
Und Zions Thore herrlich macht.
Wohl dir, du Stadt des großen Herren,
Man predigt in dir Gottes Rath,
Und Wunderdinge sind zu hören,
Die seine Hand bewiesen hat.

Ich will, spricht er, von Freudendingen
Ausrufen lassen in der Welt,
Ich will noch zu der Wahrheit bringen,
Was an der Heiden Greuel hält:
Philister, Tyrer sammt den Mohren,
Araber und Chaldäer Brut,
Die werden auf das Neu' geboren
In dir durch des Erlösers Blut.

Man wird zu Zion freudig sagen,
Daß Gott die Stadt in Bau erhält
Und daß daselbst sich wohl vertragen
Gar fremde Völker aus der Welt.
Man wird in allen Sprachen hören
Des Herren Schall, Gesang und Wort,
Und alle Völker werden ehren
Den großen Herrscher fort und fort!



Johann von Besser.

Wider das Frauenzimmer.

Als Gott, das große Werk der Schöpfung zu beschließen,
Den Adam und in ihm sein Ebenbild gemacht,
Stund der beglückte Mensch, aus Nichts hervorgebracht,
Und sah die ganze Welt als Herr zu seinen Füßen.

Was Erd' und Paradies, was Thier und Vogel hießen,
War alles insgesammt auf seine Ruh bedacht;
Er lebt auch höchst vergnügt. Allein, o kurze Pracht!
Sein Glücke war zu groß, es lange zu genießen.

In Meinung, wie man sprach, er wäre ganz allein,
Gab man ihm eine Frau. Konnt' auch was Aergres sein?
Der Arme lag und schlief und konnte sich nicht wehren!

Man schuf aus ihm ein Weib, das brachte man ihm zu:
Er nahm's! Doch leider nur, sich ewig zu beschweren;
Sein allererster Schlaf war seine letzte Ruh

Auf den Tod seiner Gattin, Geb. von Kühlwein.

Climene starb und sprach im Scheiden:
Nun, Lisis, nun verlaß ich dich!
Ich stürbe willig und in Freuden,
Liebt eine dich so sehr, als ich.
Ach! Sprach er, mag dich das betrüben,
Climene? Nur dein Tod ist schwer.
Kannst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr!

Aus der Gelegenheitsdichtung des siebzehnten Jahrhunderts.

1. Hochzeitscarmen.

Sene lange Vörred maken
Acht ick ydel[1]) Lumpery,
Ick will man gan flucks thor Saken,
Mine Meening[2]) seggen fry.
Ghy beide vertruwde Harten[3]),
Ick wünsche juw platt und rund:
Leevet buten[4]) allen Schmarten[5])
Gantze hundert Jahr gesundt.
Hebt juw leef van fryen Stücken,
Alß de Ape leevt syn Kind:
To Dood waer ghy juw nich drücken,
Weer juw Leeve noch so blind.
Alles moet[6]) juw wol gelingen,
Nichtes ungelücklich syn,
Dat ghy alle Jahr mögt singen:
„Nun schlap, min leews Kindelyn
Un doe dyn Ogkens[7]) tho.
So, So, So."

Christian Brasneken.

2. Auf den Tod eines jungen Mädchens.

Da alle Blumen nun in voller Blüthe stehen,
Mußt du, o schönste Blum', in deiner Blüth' vergehen!
Hat dich der Gärtner hier nicht stets mit Fleiß gehegt?
Und dennoch fielst du ab, vom rauhen Wind erlegt!
Nun aber dich der Herr des Himmels hat versetzet
In's schöne Paradies, wirst du nicht mehr verletzet
Vom Winde, Kält' und Frost; besondern blühst allzeit
In immer schöner Lust mit süßer Lieblichkeit!

Johann Hartmann.

[1]) eitel.) [2]) Meinung. [3]) vertraute Herzen. [4]) ohne. [5]) Schmerzen. [6]) muß. [7]) Aeuglein.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Christoph Friedrich Neander.

Vom Tode.

Gern will ich mich ergeben,
Dich zu verlassen, Welt.
Ich geh zum bessern Leben,
So bald es Gott gefällt.
Was wär's, das mich betrübte?
Dort schau ich ewig Den,
Den meine Seele liebte,
Noch eh' ich ihn gesehn.

Er ruft zur Zeit der Schmerzen
Uns voll Erbarmen zu:
Kommt her, beladne Herzen,
Zu mir und findet Ruh.
Dies Wort aus deinem Munde
Laß, Herr, mich zu erfreun,
In meiner letzten Stunde
Mir Geist und Leben sein.

Mit dir muß es mir glücken,
Den Kampf zu überstehn.
In gläubigem Entzücken
Laß meine Seele sehn,
Wie im Gericht für Sünder
Du mit dem Tode rangst
Und wie du, Ueberwinder,
Allmächtig ihn bezwangst.

Der frohe Sieg'sgedanke:
Wo ist dein Stachel, Tod?
Stärk' mich, daß ich nicht wanke
In meiner Todesnoth!
So ist, obgleich ich sterbe,
Doch Sterben mein Gewinn,
Ich bin des Himmels Erbe;
Dein Wort sagt, daß ich's bin.

Du schriebst ins Buch des Lebens
Auch meinen Namen ein,
Dein Blut kann nicht vergebens
Für mich vergossen sein.
Dir trauet meine Seele,
Dich lobt, was in mir ist,
Erlöser meiner Seele,
Der du die Liebe bist.

Osterlied.

Lobsinge, meine Seele,
Dem Welterlöser, bet' ihn an!
Lobsing' ihm und erzähle,
Was dir zum Heil der Herr gethan!
Er hat für dich gerungen,
Durch seine Macht hat er
Des Todes Macht bezwungen,
Gestürzt der Höllen Heer.
Nun liegt ihr Trotz danieder,
Sein Sieg hat uns befreit.
Uns krönet Gott nun wieder
Mit Huld und Seligkeit.

Froh führte seine Sonne
Den festlich hohen Tag herauf,
Da stand er, meine Wonne,
Mein Gott und mein Versöhner auf.
Gedanke, der zu Freuden
Des Himmels mich erhebt,
Gedanke, der im Leiden
Mit reichem Trost belebt!
Des höhern Lebens Quelle!
Mein Schild in jeder Noth!
Wo ist dein Sieg, o Hölle?
Wo ist dein Stachel, Tod?

Der Felsen Grund erbebet,
Die Wächter fliehn, das Grab ist leer.
Der todt war, sieh, er lebet!
Er lebt! Und stirbt hinfort nicht mehr.
Die schwachen Jünger wanken,
Er stärkt die Wankenden;
Sie sehn ihn, freun sich, danken,
Dem Auferstandenen.
Sie sehn empor ihn steigen
Und gehn, wie er gebot,
Mit Freuden hin und zeugen
Von ihm bis in den Tod.

Herr, deine Boten siegen,
Von dir und deinem Geist gelehrt.
Die Götzentempel liegen,
Der Erdkreis wird zu Gott bekehrt.
Ich weiß, an wen ich glaube,
Bin freudevoll ein Christ;
Ihn bet' ich an im Staube,
Ihn, der mein Retter ist.
Ich werd' ihn ewig schauen,
Wenn er auch mich erhebt.
Der Herr ist mein Vertrauen,
Er starb für mich und lebt!

Karl August Kütner.

Die Weinlese zu Zabeln.[1]

Wieder komm' ich zu dir und deinen besonneten Ufern,
Abo, du lieblicher Bach, dem keiner unter den Flüssen
Kurlands gleichet an Reiz und unbescholtener Schöne!
Sei vergessen und unbesungen die schleichende Memel,
Sammt der nebelbrütenden Aa! Sie wälzen die Wasser
Träg' und tückisch hinab in's Meer durch faulige Moore,
Sei vergessen ihr Lauf! Dies Ufer fliehet die Freude.
Schöner, als sie, bist du. Du bist der Hymne nicht unwerth!
Höre, was sonst du warst in deinem prangenden Schmucke,
Wenn zur Lese von Wein und Obst im Herbste die Nachbarn
Deiner gerötheten Hügel dich in die Wette besuchten.
Schäme der Oede dich nicht! Du bist verfallen und nacket;
Wo sonst blühte die Rebe vom Rhein und die goldne Narzisse,
Wieget nun ihr bärtiges Haupt im Winde die Distel,
Und am Busen des lachenden Thals hängt finster und einsam
Statt der gastlichen Burg ein unbeschattetes Strohdach.
Schäme der Oede dich nicht! Du wirst einst herrlicher blühen! —
„Sattelt mir zeitig das Roß und weckt mich frühe vom Schlaf auf,
Wenn mit der Morgenröthe ich nicht erwache!" So sagte
Wolter[2], der fröhliche Greis, als aus dem Saale des Nachtmahls
Seine getreuesten Diener, mit leuchtenden Kerzen in beiden
Händen, ihn zur Ruhe des Schlafs ins Bettgemach führten.
Denn heut hatten, bis tief in die Nacht, in der Veste zu Tukkum
Wacker die Gäste gezecht, sammt ihrem Meister und Herren.
„Morgen will ich", so sprach er weiter, „mit Rupert, dem Waller,[3]
In der Frühe den Vogt am Weinbeerhügel besuchen.
Er hat gestern zur Lese mich eingeladen. Er wird uns
Alle mit Trauben und Obst und jungem Moste bewirthen.
Sattelt mir zeitig das Roß und weckt mich frühe vom Schlaf auf!"
Schnell entstieg dem Meere der Tag. Und Wolter und Rupert
Trabten beide gemächlich mit ihren treuesten Dienern

[1]) es dürfte nicht ganz allgemein bekannt sein, daß auch in Kurland in früheren Zeiten Wein gebaut wurde, doch ist das in der That der Fall gewesen, wie schon aus einem Schreiben des Komthurs zu Windau an den Hochmeister vom Jahre 1417 hervorgeht: Der Komthur würde es „gern sehen", wenn der Hochmeister ihm als Entschädigung für gewisse Auslagen „ein Fäßchen Thorner Wein" übersenden wollte, „besonders da der Wein hier dieses Jahr nicht gerathen ist," (Wente de Wyn yarling hir nich is gedeyen). Giebt es auch für die übrigen Thatsachen der K.'schen Erzählung keine anderen Stützen als die Phantasie des Dichters, so sind erstere doch so geschickt erfunden und gruppirt, daß man billig sagen kann: Und ist es nicht so gewesen, es hätte doch so sein können. [2]) von Plettenberg. [3]) R., Komthur zu Fellin, wallfahrtete nach dem hl. Grabe und erfüllte dadurch ein Gelübde seines Meisters.

Längs dem Abogestad' im Morgenreife gen Zabeln.
Kalt, doch heiter und sanft, erglänzte der herbstliche Morgen.
Tausend Kehlen im Wald und in der Haide Gesträuchen
Sangen ihr Abschiedslied den falben Schatten und prüften
Singend die Fittiche schon zur weiten Reise nach Süden.
Feurig strahlte die Sonne, kein Wölkchen trübte den Morgen,
Kein unfreundlicher Wind verwehte die Wärme des Himmels,
Und die Gebieter erreichten zur Mittagsstunde die Veste;
Zabeln, deine von Bäumen und Reben umschatteten Mauern.
Freudig empfingen am Thore der Burg die Ritter und Edlen
Ihren Meister und Herrn und führten, alle geschäftig
Um den willkommenen Gast, ihn in den glänzenden Prunksaal.
Wolter redete viel mit seinen Freunden im Saale,
Grüßte mit Namen jeden und pries die gefällige Landschaft.
Aber Rupert entschlich aus dem Gedränge zum Garten;
Stieg von Stufe zu Stufe bis an den obersten Hügel,
Der, mit Schlehdorn bekränzt, tief in die Runde sich krümmte.
Rupert stand am Hügel mit weit umschauenden Augen,
Stand und labte sein Herz, versunken in frohes Erstaunen:
Ihn gemahnt' es, als wär' er im Traum in ein Eden entrücket.
Also staunt, von Schauder erfaßt, der nordische Pilger,
Tiefanbetend die große Natur, den göttlichen Rheinfall
In dem Schooße der prächtigen Schweiz mit Wonnegefühl an.
Aber der hohen Scene gewohnt, die nimmer ihn anglüht,
Schielt der Thalmann dem Sturmwinde nach mit kaltem Entsehen.
Ihm stäubt nicht das Silbergewölk, ihm donnert der Strom nicht;
Ihn vergnügt allein der wiederkäuenden Heerde
Lustgebrüll und der Gemse Verkehr an Felsengebirgen.
Rupert starrte die Gegend an mit inniger Wollust,
Und erquickte sein Aug' im Purpurschimmer der Bäume.
Denn schon hatte der Herbst die grünen Zweige geröthet
Und mit fallendem Laube bestreut die Beete des Gartens.
Aber am innigsten hing sein Blick im Grunde der Hügel,
An den Rebengehängen. Sie waren künstlich in Reihen
Alle gezogen und alle mit Nektartrauben belastet.
Malven blühten umher und Sonnenblumen und schlossen,
Eng an einander gepflanzt, mit ihren farbigen Aehren
Ein ein Rasengedeck von sanftem Grün, ins Gevierte
Zugeschnitten und glatt, als ein ausgespanneter Teppich.
Ihm zur Linken erhub ein Wald von Pflaumen und Aepfeln
Ueber die Zinnen der Burg sein Gezweige, köstlicher Frucht voll.
Dieses Rasenrevier war schon im frühesten Lenze,
Wenn das offene Land noch schlief in der Hülle des Winters,

Frisch begrünt. Da sangen im jungen Laube die frommen
Nachtigallen ihr erstes Lied; da weckte die Sonne
Früh zum Erbrechen die Knospe; da blühte das Veilchen im Jänner.
Denn kein schneidender Wind aus Norden oder aus Osten
Stürmte den Hügel hinab. Hier weheten schmeichelnde Lüfte
Mitten im Winter und spät im Herbst und im trockenem Sommer.
Wenn mit der steigenden Frühlingssonne die Wasser des Baches,
Angeschwellt vom zerronnenen Schnee, zur Windau sich wälzten,
Tosend, wie die Woge des Meers, vom Sturme gegeißelt,
Da war Zabelns sonniges Thal schon grün an den Hügeln
Und die Rasen im Garten mit Maienblümchen besäumet.
Jetzt erklang im Hofe zum Mittagsrufe die Glocke,
Und die Ritter und Gäste geleiteten alle den Meister —
Nicht ins Speisegemach, nicht in den Betsaal: sie führten
Ihn durch's östliche Thor bergan in die Gartenbezirke.
Rupert sahe den Zug von fern und schloß an den Zug sich
Unvermerkt, voll Erwartung, an im Gewühle der Menge.
Eilig ward im Schooße der sanft gerundeten Hügel
Tafel an Tafel gedeckt, umringt von herbstlichen Schatten.
Jürgen, der Vogt der Burg, entbot den Meister zur Tafel,
Blößte sein Haupt und red't aus vollem Herzen die Worte:
„Herr und Meister! Hier setze mit uns dich nieder im Freien.
Athme du, Greis, mit uns die belebende Wärme des Mittags.
Still ist Himmel und Land. Laß uns der Sonne genießen
Und der ländlichen Kost, die Bach und Garten uns reichen!"
Wolter setzte mit Rupert sich und den heimischen Gästen
An die Tafel und scherzte beim Mahl im Geklirre der Becher
Mit dem Vogte der Burg und den ritterbürtigen Freunden.
„Wahrlich", sprach er, „es fehlet euch nicht an Schnepfen und Wildpret,
Nicht an zartem Gemüs, und eure Köche sind sinnreich.
Traun! Auch Wenden ist voll von Fischen und wildem Geflügel
Und ohn' Ende mein Tisch mit des Landes Fette bedecket.
Aber ihr habet doch mehr. Euch steht die Kunst zu Gebote,
Die das kleinste Geschenk der Natur zum Genusse verschönert.
Dennoch fehlet uns Eins: Des Gastmahls köstlichste Würze!
Dennoch sind im Ueberflusse wir arme Gesellen!
Jürgen, du lachst! Nicht wahr? Uns fehlt die Würze des Lebens!
Ich bin alt und habe nie mein Gelübde gebrochen;
Doch bekenn' ich euch gern, ihr mögt es alle vernehmen:
Männerfreuden erhebt allein die weibliche Sanftheit!
Jürgen, ist dein Gebiet nicht reich an blühenden Schönen?
Warum hast du mit ihren Müttern und züchtigen Basen
Nicht die geselligsten heut zu deinem Feste beschieden?"

Also sprach er. Der Burgvogt schwieg und winkte verstohlen:
Und den Hügel herab, durch der Bäume röthliche Schatten
Nahte, gleich Feengestalten, im Sonnenlichte des Mittags
Langsam, Schritt vor Schritt, ein Zug holdseliger Jungfraun,
Alle zur Ehre des Tags wie Winzerinnen gekleidet.
Jegliche trug auf ihrem Haupt ein geflochtenes Körbchen,
Voll der Schätze des Herbsts, und im Sammetgürtel die Hippe.
Wolter hub vom Stuhle sich auf und eilte betroffen
Durch die Rebengehänge zur Linken mit Rupert und Jürgen
Und den lauschenden Gästen den Winzerinnen entgegen.
Sittsam trat die schlankste der Abtöchter dem Meister
Näher nun. Sie riß behend vom Haupte das Körbchen,
Und bot Woltern es dar mit liebenswürdiger Anmuth;
Aepfel lagen darin, mit flammichter Röthe gestriemet,
Schmelzende Birnen und Pflaumen von gelbendem Grüne daneben,
Andre, mit blauem Dufte behaucht, zur Hälfte geborsten
Von der Fülle des Safts, und herbe Mispeln am Rande.
Reizend war das Ganze gebaut und mit sanftem Geschmacke,
Wie der Blumengöttin im Lenze gerüstetes Füllhorn.
Mehrere reichten ihm Blumen und Most in zierlichen Schalen,
Hüpften im Reihen um ihn und strichen zur Lese die Sicheln.
Liebreich gab der lächelnde Greis der ersten den Arm itzt,
Kehrte mit ihr zurück zum lustigen Tafelreviere,
Stand und dankte dem Vogt und freute sich seiner Gefährtin.
„Bist du Laura von Grothus nicht, du Schönste?“ So sprach er:
„O! Dich kenn' ich von Tukkum her. Ist Otto dein Vater
Nicht und Schlokenbeck nicht das Erbe des biederen Vaters?
Ihm versetzte mit einem Blicke der sanftesten Schalkheit
Laura, die Rose des Fests, das angebetete Fräulein,
Laura, wie Cynthia keusch, und schön, wie der Huldinnen eine:
„Ja! Die bin ich. Du kennest mich gut und meine Gespielen
Alle. Wir sehen dich heut zum ersten Male nicht, Meister!
Itzt vergönne, daß wir von Rebe zu Rebe dich führen,
Vater! Itzt ärnte mit uns! Wir sind zur Lese geschürzet.“
Lauren färbte die Scham mit Morgenröthe das Antlitz,
Als vom Meister sie schied, im Reihen der jüngern Gespielen.
Nun durchtönte Gesang und Freudengelächter den kleinen
Rebenbezirk, erhellt vom zögernden Blicke der Sonne.
Wolter sahe der Arbeit zu mit wonnigem Herzen,
Wie sich ergötzet ein Vater am Kreiselspiele der Knaben.
Hastig entbogen die Mädchen itzt jeglichem Stabe die Ranken:
Blätter fielen und Trauben, an Bildung und Farbe verschieden;
Einige lockergebeert an dünnen Schößlingen hangend,

Andre zusammengedrängt und von kirschenähnlicher Rundung;
Bräunlich andre, der Eichel gleich, in der Sonne geröstet.
Viele versteckte das Laub. Sie guckten aus den gekerbten
Eppichblättern hervor, umsaust von durstigen Wespen.
Also decket mit Mutterschwingen die sorgsame Glucke
Unter wärmenden Federn im Morgenthaue die Küchlein.
Laura langte gebückt hervor die verborgensten Beeren,
Rüttelte Ranken und Stab und überfüllte das Körbchen,
Das mit Mühe sie trug, bis Traub' auf Traube sich quetschte.
Lachend rief sie den Schwestern, die Kurzweil untereinander
Trieben im fallenden Laube. Sie rief mit silberner Stimme:
„Kommt nun! Ich habe mein Theil zum Ueberflusse gesammelt;
Voll bis über den Rand ist angehäufet mein Körbchen.
Kommt, ihr säumigen Dirnen! Schon wartet unser der Meister
Mit den Herren der Burg; sie könnten euch sehen und hören.“
Folgsam dem Rufe begannen die Mädchen in Eile den Rückzug
Zu der Terrasse, wo Wolter saß mit den Rittern und Edlen,
Hingelagert ins Gras um einen schwärzlichen Birnbaum;
Jeder glühten die Wangen. Sie legten das Opfer des Jahres
Mühsam nieder ins Gras und sangen und schwenkten die Sicheln.
Wolter erhub nebst Rupert sich und dem Vogte der Weinburg
Schnell vom Rasen und sprach mit einem Blicke voll Sanftmuth:
„Töchter, ihr machet euch viel um mich zu schaffen. Ihr habet
Laut in mir die Lust der vergangenen Jahre geweckt,
Meiner Kindheit Taumelgefühl und die Scherze der Jugend.
Denken will ich an Zabeln und an des glücklichen Jahres
Wunderseltenen Herbst, der bis zur Kelter die Traube
Reifte, die Mispel erzwang und Blumen euch brachte zu Kränzen.
Laßt uns ziehen zur Burg! Schon senkt die Sonne sich abwärts.
Schon verlängern die Schatten sich, und der Abend ist nahe.
Laßt uns ziehen zur Burg! Dort ist uns Ruhe bereitet!“
Also Wolter. Und Jürgen, der Vogt, lud alle zur Burg ein.
Jauchzend kehrte durch's östliche Thor die singende Schaar heim, —
Nicht zur Ruhe: zu Schmaus und Tanz und lustigen Spielen.
Aber der Meister erwartete nicht den werdenden Abend:
„Jürgen“, sprach er, „mein Ritt ist lang. Ich danke dir herzlich
Für dein unvergeßliches Fest und die Freuden des Tages!
Du bist reicher, als ich, im paradiesischen Garten
Deiner Hügel. Ich werd' ohn' Ende der Lese gedenken.“
Sprach's. Und ihn begleitete still zur Abo der Burgvogt.
Rupert spornte sein Roß. Da rief dem Vogte der Meister:
„Lebet fröhlich, ihr Lieben! Ich seh' euch wieder in Tukkum!“

Jacob Michael Reinhold Lenz.

An den Geist.

O Geist, Geist, der du in mir lebst,
Woher kamst du, daß du so eilst?
O verzeuch noch, himmlischer Geist!
Deine Hülle vermag's nicht —
All' ihre Bande zittern,
Komm' nicht weiter empor!
Sei nur getrost, bald bist du frei,
Bald wird dir's gelungen sein, Grausamer,
Bald hast du dein steinern, nordisch
Treues Haus über dem Kopfe dir zertrümmert.
Ach, da flehst du wie Simson und wirfst,
Wirfst — strebst, — wirfst's über'n Haufen! —
Weh uns allen, schone noch, schone!
Dieser treuen Hülle Trümmer
Möchten dich sonst unter sich begraben.
Sieh, noch hält sie mit schmeichelnden Banden
Dich zurück, verspricht dir reine,
Tausend reine Himmelsfreuden
Zur Belohnung für deine Müh.
Schone noch, Grausamer, Undankbarer,
Kehre zurück, hefte ihre Gelenke
Wieder mit zarter Selbstlieb' zusammen,
Denn Gott selber baute sie dir
Klein und gebrechlich, wie sie da ist.
Wenn sie ausgedauert, dann breche sie.
Erst wenn der Baum gesaftet, geblüht,
Früchte mehrjährig getragen, verdorret,
Gehe sein Keim in's ewige Leben!
Aber jetzt, heilige, himmlische Flamme,
Jetzt — Erbarmen! — Verzehr' ihn noch nicht!

Bebe, beb' ihr auf zu Füßen.

Bebe, beb' ihr auf zu Füßen,
Frühlingserde, und ein Flor
Junger Veilchen, sie zu grüßen,
Keim' aus deinem Schooß hervor.
Sagt ihr Veilchen eure Wonne,
Daß ihr sie zu sehn gekriegt,
Sagt ihr, daß in eurer Sonne,
Fern von ihr, ein Bruder liegt.

In der Nacht im kalten Winter.

In der Nacht im kalten Winter
Wird's so schwarz und graulich nicht,
Als in meinem armen Herzen
Fern von deinem Angesicht.
Aber wenn es wieder lächelt
In die Seele mir hinein,
Werd' ich jung und neu geboren,
Wie das Feld im Sonnenschein.

Du allein giebst Trost und Freude;
Wärst du nicht in dieser Welt,
Stracks fiel' alle Lust zusammen,
Wie ein Feuerwerk zerfällt.
Wenn die schöne Flamm' erlöschet,
Die das All' gezaubert hat,
Bleiben Rauch und Brände stehen
Von der königlichen Stadt.

Sehnsucht.

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen,
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphirt das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen;
Still überall
Ist Stadt und Feld. Dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.

O komm' zurück! Schon rufen Hirt und Herden
Dich bang herbei.
Komm' bald zurück! Sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Wünsche.

Ach, ihr Wünsche junger Jahre,
Seid zu gut für diese Welt!
Eure schönste Blüthe fällt,
Unser bestes Theil gesellt
Lange vor uns sich zur Bahre.

In Emmendingen.

Ich suche sie umsonst, die heilge Stelle,
Häng' hier umsonst am Sturz des Berges hinüber,
Schau über Bäumen zur Wiese hinab,
Finde sie nicht.
Hier war's, hier war's, wo die Bäume sich küssen,
Sich still und heilig auf ewig umarmen,
Hier war's, wo die unermüdete Quelle
Sanft nach ihr weint — nimm meine Thränen mit!
Hier war's, hier, wo der grausame Himmel
Hinter dem freundlichern Laube verschwindet
Und mein schont. Empfange mich, Erde, —
Daß du mein Grab wärst! — ich soll euch verlassen,
Sie verlassen, von ihr vergessen,
Wie ein vorüber gewehter Windhauch!
Ach, ich beschwör' euch, ihr schöner zu grünen,
Wenn der Frühling sie wieder hieher lockt,
Wenn sie unter Gelächter und Freuden
Und ihrer Kinder Jubelgetümmel
Zu euch kehret, euch blühender macht.
Unglückliche, ihr kömmt nicht zu ihr,
Euer Wehen, eure Seufzer,
Eure Klagen hört sie nicht!
Aber sie wird, wenn sie euch vorbeigeht,
Süßern Schauer empfinden, sie wird euch
Mit ihren Blicken segnen, ihr werdet
Glücklicher sein, als ich!

An †††

Das dich umgiebt, belebest du;
Dein Auge gießt wie Saft der Reben
In todte Adern Geist und Leben
Und führt dem Herzen Feuer zu.

Dem Kranken läuft das Blut geschwinder.
Der alte Mann, die kleinen Kinder,
Warm von dem ungewohnten Glück,
Umhüpfen deinen frohen Blick.

O Phillis, diesen Blick umgiebt
All alles, was man wünscht und liebt.
Ich möchte sonst kein Glück erwerben,
Als voll von diesem Blick zu sterben.

Drum flieg' ich, Räubrin meiner Ruh!
Daß mir dein Aug' den Tod soll geben
Dir täglich voller Sehnsucht zu,
Und täglich schenkt er mir das Leben.

An das Herz.

Kleines Ding, um uns zu quälen,
Hier in diese Brust gelegt!
Ach, wer's vorsäh, was er trägt,
Würde wünschen, thätst ihm fehlen!

Deine Schläge, wie so selten
Mischt sich Lust in sie hinein!
Und wie augenblicks vergelten
Sie ihm jede Lust mit Pein!

Ach! Und weder Lust noch Qualen
Sind ihm schrecklicher, als das:
Kalt und fühllos! O ihr Strahlen,
Schmelzt es lieber mir zu Glas!

Lieben, hassen, fürchten, zittern,
Hoffen, zagen bis in's Mark
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne sie wär's Quark!

Urania.

Du kennst mich nicht,
Wirst nie mich kennen,
Wirst nie mich nennen
Mit Flammen im Gesicht.

Ich kenne dich
Und kann dich missen —
Ach, mein Gewissen,
Was peinigst du mich?

Dich missen? Nein!
Für mich geboren —
Für mich verloren?
Bei Gott! Es kann nicht sein!

Sei hoch dein Freund
Und groß und theuer —
Doch ist er treuer,
Als dieser, der hier weint?

Und dir mißfällt — —
O Nachtgedanken!!
Kenn' ihn, den Kranken,
Sein Herz ist eine Welt!

Pygmalion.

An diesen Lippen, diesen Augen
Die Welt vergessend, hinzuhangen,
Und aus den rosenrothen Wangen
Des Lebens Ueberfluß zu saugen;

An dieses Busens reiner Fülle
Die Schmerzen meiner Brust zu wiegen,
Und auf des Schooßes Fried' und Stille
Mit thränenmüdem Haupt zu liegen:

Das war mein Wunsch, das ist mein Grämen,
Und soll mir doch kein Schicksal nehmen.

An Henriette.

Verzeih' den Kranz, den eines Wilden Hand
Um dein geheiligt Bildniß wand,
Hier, wo er, unbekannt der Welt,
In dunkeln Wäldern, die ihn schützen,
Im Tempel der Natur es heimlich aufgestellt;
Und, wenn er davor niederfällt,
Die Götter selbst auf ihren Flammensitzen
Für eifersüchtig hält.

Aus ihren Augen lacht die Freude.

Aus ihren Augen lacht die Freude,
Auf ihren Lippen blüht die Lust,
Und unterm Amazonenkleide
Hebt Muth und Stolz und Drang die Brust;
Doch unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verräth ein Seitenblick beim Siegen
Den schönen Wunsch: besiegt zu sein!

Ach du, um die die Blumen sich.

Ach du, um die die Blumen sich
Verliebt aus ihren Knospen drängen,
Und mit der frohen Lust um dich
Entzückt auch ihren Weihrauch mengen;
Um die jetzt Flur und Garten lacht,
Weil sie dein Auge blühen macht!

Ach, könnt' ich jetzt ein Vogel sein
Und im verschwiegnen Busch es wagen,
Dir meines Herzens hohe Pein,
Die ohne Beispiel ist, zu klagen!
Empfändest du die Möglichkeit
Von dieser Qualen Trunkenheit,

Vielleicht daß jener Busen sich
Zu einem milden Seufzer hübe,
Der mich bezahlte, daß ich dich
Noch sterbend über alles liebe!

Die Demuth.

Ich wuchs empor, wie Weidenbäume,
Von manchem Nord geschlenkt,
Ihr niedrig Haupt in lichte Wolken heben,
Wenn nun der Frühling lacht.

Ich kroch empor, wie der geschmeidge Epheu
Durch Schutt und Moder Wege findt,
An dürren Stäben hält und, höher
Als sie, zum Schutt an ihren Füßen
Hinunter sieht.

Ich flog empor, wie die Rakete,
Verschlossen und vermacht, die Bande
Zerreißt und schnell, sobald der Funken
Sie angerührt, gen Himmel steigt.

Ich kletterte, wie junge Gemsen,
Die nun zuerst die Federkraft
In Sehn'n und Muskeln fühlen, wenn sie
Die steile Höh' erblicken, empor.

Hier häng' ich itzt aus Dunst und Wolken
Nach dir, furchtbare Tiefe, nieder —
Giebt's Engel hier? O komm' ein Engel
Und rette mich!

O, wenn ich diesen Felsengang stürzte,
Wo wär', ihr Engel Gottes, mein Ende?
Wo wär' ein Ende meiner Thränen
Um dich, um dich, verlorne Demuth?

Dich, der Christen und nur der Christen
Einziger, allerhöchster Segen,
Heiliger Balsam, der die Wunden
Des schwingeversengenden Stolzes heilt.

Einzige Lindrung edler Gemüther,
Wenn in der trostlosen, heißen, öden,
Heißen, öden, verzehrenden Wüste
Eitler Ehre sie sich verirrt;

Wann sie schmachteten und nicht fanden
Wo sie den Durst der Hölle stillten,
Der ihr Gebein verzehrte;

Wenn sie, verzweifelnd um Schatten, wühlten
Wege nach Morgen, nach Mittag, nach Abend
Und nicht fanden, nicht fanden, nicht fanden,
Wo ein Schatten sie kühlete;

Wenn sie auf unmitleidigen Sand hinab sich stürzten und streckten und weinten —
Ach, die Thränen rolleten auf und nieder,
So heiß war der Sand!

Komm', der Christen Erretter und Vater,
Komm', du Gott in verachteter Bildung!
Komm' und zeige der Demuth geheime
Pfade mir an.

Führe mich weit und nieder hinunter
In ihre dunkeln Schattenthale
Voll lebendiger springender Brunnen,
Wo die Einsamkeit oder die Freude
Also lispelt:

Komm', geröfteter Laurentius,
Unglückseliger Sterblicher!
Ruh' von deinem Streben und Unglück,
Ruhe hier aus!

Oder, wenn von glücklicherm Streben
Du zu ruhen, Beruf in dir fühlest,
Wenn deine Flügel sinken,
Wenn deine Federkraft sich zurücksehnt,
Du die Gebeine nur fühlst, der Geister
All entledigt — Gerippe — —
Ruhe hier aus!

Horch! hier singen die Nachtigallen,
Auch Geschöpfe, wie du, und besser,
Denn ein Gott hat sie singen gelehrt,
Und sie dachten doch nie daran, ob sie
Besser sängen, als andre.

Hier, hier, Sterblicher, hier, hier rauschen
Quellen in lieblichen Melodien,
Jede den ihr bezeichneten Weg hin
Ohne Gefahr.

Sieh, hier blühen die Blumen, wie Mädchen
In ihrer ersten Jugendunschuld,
Unverdorbene Lilienmädchen;
Ja, sie blühen und lächeln und buhlen
Ungesehen und unbewundert
Mit den Winden der lauen Luft.

Lerne von ihnen! Für wen blühen sie?
Für den Gott, der sie blühen machte;
All' in ihrer unnachahmlichen
Blumen-Naivetät.

Sieh den Weg an! Irrte hier jemals
Ein animalischer Fuß?
Blühn doch, blühen dem guten Schöpfer,
Der sie gemacht.

Hier, hier, Sterblicher, wo Jesus,
Als er ein Knabe war,
Hier, wo Jesus, dein Jesus geschlummert
Bis ins dreißigste Jahr;

Hier, wo er aus dem Getümmel der tollen
Plumpen Bewundrer sich hergestohlen,
Hier seinen reinen Athem dem Vater,
Seufzend über die Thorheit und Mühe
Menschlicher Grillen, zurückgeschickt hat;

Hier, hier, Sterblicher! Hier, wo Jesus
Von seinen Gottesthaten geruht:
Hier, hier ruhe von den Spielen
Deiner Dir anvertrauten Kindskraft.

Trost.

Nur der bleibende Himmel kennt,
Was er den schwachen Sterblichen gönnt.
All ihr Glück, erstohlen von Qualen;
Hinter Wolken zitternde Strahlen;
Was ihr Herz sich gesteht und verhehlt,
Alles hat Er ihnen zugezählt.
Unerbittlich — all ihre Triebe,
Alle Gestalten und Grad' ihrer Liebe,
Alle Fehler des Augenblicks,
Oft die Räuber ewigen Glücks;
Allen Unverstand, Delikatessen,
Wo sie nicht noth waren, Plumpheit, Vergessen
Seiner selbst, oder dessen, was nie
Gut gemacht wird, der Harmonie,
Die aller Wesen Wohlstand erhält,
Dieses Himmels auf der Welt —:
All das läßt er mit kindischem Schrein
Uns in der Wiege schon prophezein.
Reizt nicht oft schon des Säuglings Stimme
Seinen Zorn zum künftigen Grimme,
Und seiner stillen Thränen Geduld
Seine Gnade zur künftigen Huld?
Ach, womit muß ich's versehen haben,
Daß meine erste Liebe begraben,
Daß meines Herzens Unbestand
Nachher nirgends Ruhe fand,
Daß deine köstlichsten Schätze auf Erden
Mir nur im Fluge gewiesen werden?
Und in dem schwimmenden Augenblick
Des seligen Genusses beb' ich zurück,
Fort in den furchtbaren Strudel des Geschickes,
Fort, fort, ohne Hoffnung des Glückes,
Ohne Wiedererinnrung fort,
Wo mein Leben in Wüsten verdorrt,
Wo Niemand Theil nimmt, Niemand mich kennet,
Niemand mir Theil zu nehmen gönnet,
Und die Natur selbst kälter scheint,
Weil sich Niemand mit ihr befreundt,
O gute Götter! Wie glückliche Stunden,
Wie schrecklich leere sind mir verschwunden!
Ihr zählet sie alle. Bewilligt mir
Nur eine Bitte: Solltet ihr
Noch der glücklichen übrig haben,
Ach, geht sparsam mit euren Gaben!
Hieltet ihr aber doch nicht Haus —
Mir zur Strafe vielleicht — so halt' ich
Wenigstens zu der Sterbestunde
Mir ein Stündchen mit — aus.

Mit schönen Steinen ausgeschmückt.

Mit schönen Steinen ausgeschmückt,
Von frohen Lichtern angeblickt,
Da sitzest du vielleicht anitzt,
Wo doch dein Auge heller blitzt.
Und denkest nicht, daß hier in Nacht
Ein ausgeweintes Auge wacht,
Das überall, wohin es flieht,
Kein Mittel, mich zu retten sieht.

Dies Reißen in der Stirn und Brust,
Der Todesbote, meine Lust,
Auch er, auch er läßt mich allein
Ach, der Betäubung dumpfer Pein.

Wo war ich doch, wer war ich doch? —
Gefühl von Angst — ich lebe noch!
Ich dachte schon, ich läg' in Ruh,
Und Freundeshand, die deckte zu.

Ach, aber Freundeshand bringt mir
Den Kelch des Todes, und von dir,
Von dir, von dir mehr als der Tod,
Was überm Grabe schlimmer droht.

Fern und verachtet und mißkannt,
Wo Niemand weiß, wer mich verbannt!
Ach, wie so glücklich ist der Mann,
Der dir zu Füßen sterben kann!

Ach, wär's auch nur vor deiner Thür
Vor'm Thor der Stadt — nicht aber hier,
Wo ihn der Himmel selbst nicht kennt
Und kaum die Erd' ein Grabmal gönnt!

Abschiedsode.[1]

Schrieb ich vielleicht mir nicht zum Ruhme,
So denkt, sein Schicksal traf ihn hart:
Er blühte noch, als seine Blume
Von einem Blitz getroffen ward.
Sie senkte tief die blassen Wangen
Und Himmelstropfen haben sich
Seither den Blättern angehangen,
Das denkt und dann bedauert mich.

Ich kann auf's Höchste doch nur lächeln,
Mit trüben Augen nur mich freun.
Mein Athem klagt, mein letztes Röcheln
Wird auch noch eine Klage sein.
Wem unter Jünglingen und Schönen
Ich ohne meine Schuld mißfiel,
Der denk': Er spielt die letzten Scenen
Von einem frühen Trauerspiel.

[1]) Aus einem Fragment: „Schauervolle und süß thönende Abschiedsode, bestehend aus einem Allegro, einer Andante und einem Prästo von einem deutschen Dichter." „Lenz hat das Gedicht, als er von Straßburg zu scheiden vor hatte, seinen Freunden in der Salzmann'schen Gesellschaft am Michäustage (10. März) vorgelesen: d. 10. März 1776" (Weinhold, Ged. v. J. M. R. Lenz S. 298).

Sophie Schwarz.

Abschied an Wülferode.[1])

Du süßer Wohnsitz stiller Freuden,
Gehab dich wohl, auf immer wohl!
Mit Thränen muß ich von dir scheiden,
Der Mund verstummt, das Herz ist voll.
Es ruft aus deinen stillen Mauern
Mich Vaterland, Natur und Pflicht;
Ich folge — doch dich nicht bedauern
Und dich vergessen, kann ich nicht.

In diesem uns geweihten Kreise
Stehst du vor Allen, edler Mann!
Durch Jahre nicht, durchs Leben weise;
Hier war's, wo wir zuerst uns sahn.
O Freund, Uraniens Geweihter,
Wie hoch schlug unser ahnend Herz!
Wir standen schweigend da; nur heiter
Sah unser Auge himmelwärts.

Entblößt von allem Kunstgepränge,
Schmückt die Natur dich mütterlich;
Rund um dich her stehn im Gedränge
Die Berge Gottes königlich.
Von ihrem Scheitel steigt der Morgen
Mit süßem Zögern in dein Thal,
Durch das, in Moos und Gras verborgen,
Dein kleiner Bach sich heimlich stahl.

Zum Tempel ward die kleine Hütte,
Des Dankes Altar die Natur.
Urplötzlich trat aus seiner Mitte
Die Göttin selbst in unsre Flur.
Mit ihr trat Heiterkeit und Friede
Zu schwesterlicher Einigkeit:
„Des Reisens", sprach sie, „bin ich müde,
Ich bleibe hier auf Lebenszeit."

Wenn Abenddämm'rung die Gefilde,
Und leicht Gewölk den Mond bezieht,
Die Phantasie in diesem Bilde
Den Sitz der Helden Fingals sieht.
Das rührt die Seele — ach, dann kommen
Gedanken an das nahe Grab,
An Freunde, die der Tod genommen
Und die ein seltnes Glück uns gab.

Du stiller Wohnsitz weiser Freuden,
Die Liebe nur und Tugend giebt,
Auf immer soll ich von dir scheiden,
Bis auch dies Herz in Staub zerstiebt.
Ach, würde doch von meinem Hügel
In einer feierlichen Nacht
Ein Theil von mir auf Windes Flügel
Hierher in deinen Schooß gebracht!

[1]) Göcking's Landhaus, wo Sophie ihren Gatten kennen lernte und sich mit Elisa v. d. Recke eine Zeitlang aufhielt.

Elisa von der Recke.

Leichtsinn und Frohsinn

Du, Leichtsinn, bist der Afterbruder
Des Frohsinns, der das Leben würzt,
Das Herz erfüllt mit Licht und Güte,
Indeß von deinem Sturm die Blüthe
Vom grünen Baum des Lebens stürzt!

Oft blendest du durch süße Reize;
Leicht hüpfest du durch Lust und Scherz;
Vernichtung drohst du jeder Rose,
Und drückst mit falschem Liebgekose
Den Dorn ins unbewachte Herz.

Es ist die Gegenwart dein Götze,
Dein Ziel ist Reiz und Ueberfluß;
Du suchst die Wollust und die Freude
Und tödtest, hast du endlich beide,
Selbst im Genusse den Genuß.

Du gleichst dem giftigen Insecte,
Das durch die Sommerblumen schweift,
An jedem Strauch, an jedem Kranze
Des Frühlings nagt und jede Pflanze
Mit seinem bösen Hauch bestreift.

Der Frohsinn gleicht der kleinen Biene,
Die auf die Blumen niedersinkt,
Und, taumelnd durch die süßen Düfte,
Den Honig nur und nie die Gifte
Aus jungen Blumenkelchen trinkt.

Sie freuet sich der süßen Fülle;
Doch wenn es durch die Wälder stürmt,
Wenn lauter schäumt des Baches Welle,
Dann flüchtet sie zur kleinen Zelle,
Die sie vor kaltem Regen schirmt.

So zieht der sanfte, heitre Frohsinn,
Wenn kalt ein dunkles Mißgeschick
Die Lebensflur um ihn erschüttert,
Daß selbst die feste Eiche zittert,
In seinen Frieden sich zurück.

Aldo's Bild.

Liebes Bild, du hebest
Meinen Geist empor,
Immer, immer schwebest
Du der Seele vor.
Drückt mich stilles Leiden:
O, so ruft dein Blick
Hohe Seelenfreuden
In mein Herz zurück.

Blickt aus dunkler Ferne
Mir die stille Pracht
Feierlicher Sterne
Durch die Mitternacht:
Dann hebt aus der Schranke
Dieser Spanne Zeit
Liebend mein Gedanke
Sich zur Ewigkeit.

Jede Herzensgabe
Theilt mein Geist mit dir,
Selbst am finstern Grabe
Nahst du tröstend mir;
Sprichst: „In allen Fernen
Lieben Seelen fort;
Hinter jenen Sternen
Hält die Liebe Wort.“

Die Abendröthe.

Die Abendröthe färbt die Flur,
Und still und freundlich gatten,
Zum Feierkleide der Natur,
Sich heitres Licht und Schatten.
So sanft verschmelzt in unsrer Brust
Sich leiser Schmerz mit stiller Lust
Zur schönern Lebensmischung.

Das ganze Leben dämmert nur;
Das Licht ward uns verschleiert,
Und fernher strahlt des Lichtes Spur,
Das still im Osten feiert.
Sanft fällt des Tages Auge zu;
Gesä'tes Leben ist die Ruh',
Die zur Vollendung führet.

An den Witz.

Geuß deinen Zauberschimmer,
Du blendendreicher Witz,
Nur aus in edle Seelen,
Die sanft mit deinem Blitz
Auch Zartgefühl vermählen!

Und wenn dein Blitz entflattert,
O Witz, dann binde du
Ihn an Vernunftgesetze,
Daß er die stille Ruh'
Der Unschuld nie verletze!

Wohl darfst du mit der Würde
Des Wahrheitssinn's den Greu'l
Der stolzen Thoren rächen;
Doch nie wirf deinen Pfeil
Nach leis' entschlüpften Schwächen.

Du magst das Laster geißeln,
Das Tugend heucheln will:
Ja, strafe die Verschuldung!
Dem Fehltritt reiche still
Den Schleier sanfter Duldung.

Was trotzt der laute Spötter?
Es braucht zu losem Scherz
Und bitterm Hohngezische
Nur, daß ein kaltes Herz
Mit etwas Geist sich mische.

Des Spötters wilde Laune
Verachtet in dem Chor
Der Lacher Zaum und Zügel:
Dann, Wahrheit, tritt hervor,
Und reich' ihm deinen Spiegel!

Carl Gotthard Graß.

Der Rheinfall.

Wo dich mein Aug' zuerst empfand,
Helvetien — wo aus der Felsenwiege
Ein stolzer Strom zum Wogenkriege
Sich stürzt von hoher Felsen Rand;
Wo nie gefühltes Wonnefeuer
Die Brust durchdrang, die Seele freier
Zu neuen Welten sich entschwang;
Wo jeder Ton auf ihren Saiten
Harmonischer zum andern klang:
Dahin soll mich des Liedes Flug begleiten,
Auf Laufen's jähen Felsenhang!

Hinweg von dieser Zauberstelle,
Ihr Loutherbourge, Hackerte,
Ihr Schütze und ihr Reinhardte!
Ihr malt die Scene nicht! Ihr Könige,
Hervor aus eurer Marmorzelle,
Zu schau'n die Wogenpracht des Königes der Fälle,
Wie sich in silberliches Helle,
Vom Glanz des Wassergott's umstrahlt,
— Versuchts, wer dieses Bild auch malt! —
Von ihrer hohen Felsenschwelle
Herabstürzt diese Wasserhölle!

Umsonst! Des Künstlers Hand erbebt,
Dem kühnern Dichter sinkt die Leier.
Er sieht ein Heer von Kräften hier belebt,
Sieht Leben und Verderben eng verwebt;
Er sieht aus grauem Nebelschleier,
Wie wellend Fluth aus Fluth sich hebt;
Wie tausendmal im Augenblicke,
Sich bauet eine Wasserbrücke
Und in den Abgrund sich begräbt;
Er sieht ein schäumend Ungeheuer,
Das sich zersprengt und wieder schlürft
Und aus dem Schlund im Sternenfeuer
Ein Heer von Strahlenlichtern wirft,
Wie wenn am Fels sich Blitze splittern;
Er sieht, wie Masse Masse schwellt,
Sieht einen Silberberg von Furien erschüttern,
Daß, aufgelöst in eine Tropfenwelt,
Er aufspringt und zusammenfällt.

Welch ein Getös! Welch' weit verworr'nes Sausen!
Gleich Eichen, die der Sturmwind bricht
Gleich der Orkane wildem Brausen,
Das fern den Wanderer mit Grausen
Und nah ihn mit Entsetzen füllt.
Laut eilendes Verderben brüllt
Aus seinem weiten Wogenrachen
Des Bernhard's eisgeborner Sohn.
Bang flüchten sich erschrock'ne Nachen
Vor seines Zornes wildem Droh'n,
Die Ufer dröhnen rings davon,
Zerriss'ne Felsenreste zittern
Vor des Zermalmers Donnerton,
Wie wenn auf seinem Wolkenthron,
Geführt von rollenden Gewittern,
Der Weltgebieter furchtbar naht;
Wie wenn des Zeitenstromes Rad,
Vom Sturz der Jahre umgeschwungen,
Hier wälzte und mit tausend Zungen
Des Lebens Eile predigte.

Ihr Pilger eilt zu heiligen Altären?
Zertrümmert Marmor und Granit!
Sie können sich nicht neu gebären,

Und ihrer Lampen Oel verglüht.
Hier, wo ein ew'ges Feuer sprüht,
Hier lernt den Unbekannten ehren,
Hier ist ein heiliges Gebiet!

Der Abend ist herabgesunken . . .
An dieses Lichtquells hohem Rand,
Am Felsen lieg' ich feuertrunken,
Seh' Berge knien im Nachtgewand
Und seh' sie tiefer hingesunken,
Zu tragen diese Silberwand.
Ringsum ist Ruh' der Kräfte, Stille
Im sanftgekrümmten Felsenthal;
Das Leben schlummert überall.
Aus seiner dunkeln Wolkenhülle
Blickt einsam nur der Nächte Strahl,
Doch rastlos tönet fort des Rheines starke Stimme,
Es wälzt sich immer neu die nie erschöpfte Fluth.
Ob auch von seinem wilden Grimme
Des Sturmes müder Fittich ruht,
Erlahmen nicht der Wellenhydra Flügel.
Ermatten ist der Kräfte Loos,
Nur dieses Bild, der Gottheit Spiegel,
Lebt immer, wirket immer groß.
Nie brach das große Wasserschloß,
Ob schneller auch als Pfeilgeschoß
Die Zeit mit unverhängtem Zügel
Ein Wogenmeer durch diese Felsen goß;
Ob in Jahrhunderten, die hier vorüber wallten,
Auch tausend Stimmen durcheinander schallten,
Ward ihrer keine athemlos.

Was für ein Bild ergreift die bange Seele!
Des Grabes aufgeriss'ne Höhle,
Worin die Vorwelt sich verlor,
Schwebt meinem düstern Blicke vor.
Erbauen sah ich und zerstören,
Geschlechter immer neu entstehn,
Einander drängen und vergehn
Und fortgehn ohne Wiederkehren.
Nicht Heldenruhm, nicht Würdenglanz,
Nicht des Verdienstes Siegeskranz
Entreißt sie dem gewissen Falle:
Im Sturz der Zeiten sanken alle!
Bleibst du allein in ewig gleichem Gleis,
Du weißgelockter Wellengreis?
Ob Felsen unter dir zerbrechen,
Fühlst du doch nicht des Alters Schwächen
Und badest deine Stirn in Eis.
Es hörten deine Wogensprache
Schon Völker, als noch keine Wache,
Auf Felsen keine Hochwacht stand.
Und spät noch lauscht vom steilen Rand,
Die Traubensichel in der Hand,
Der Schweizer deinen Wellenchören;
Hört ferner Waffen dumpfen Klang,
Wie Rauschen von Burgunderspeeren,
Und ihn ergreifet Thatendrang.

Erinnerung an die Heimath.

Dort war's, wo unser Lebensmorgen
Noch einem Traum aus Eden glich,
Wo vor dem Weltgewühl verborgen
Uns Mond und Jahr so still entwich;
Ihr Hügel unsrer Jugendfreuden!
An tausend teuren Plätzchen reich,
Wie fern seid ihr seit unserm Scheiden,
Doch immer kehrt das Herz zu euch.

Dort war's, wo Sorge uns nicht drückte,
Wo Lieb' um Lieb' uns lächelte,
Wo Wald und Flur für uns sich schmückte,
Die Laube Frieden fächelte.
Ward auch ein Schmerz uns zugemessen,
Wie Regenschau'r schwand seine Spur;
Nach kurzer Noth ward er vergessen,
Dann schien die Sonne schöner nur.

Ihr Hügel, wo die Birken wehten,
Du stiller Bach, du Lattensteig,
Ihr Pfade, die wir eingetreten,
Ihr kanntet uns, wir kannten euch!
Du heller See, ihr Ufermatten,
Du hoher Berg, so blumenreich!
Du Wandelgang im Erlenschatten,
Ihr kanntet uns, wir liebten euch!

Ihr Morgen auf dem Hausthürsteige,
Wenn die Zirene Blüthen bot,
Und wenn am tiefgebeugten Zweige
Sich hing der Eibischbeere Rot,
Ihr Abende, wenn durch die Stille
Die Nachtigall uns Wonne sang,
Wohin seid ihr? wohin die Fülle,
Die unsre Herzen einst umschlang?

Du wohntest bei uns, Himmelsfriede!
Das Herz, von keinem Zwang gepreßt,
Ergoß sich gern im frohen Liede
Und wenig brauchte es zum Fest.
Wir fragten nicht nach Seltenheiten,
Weil, was wir hatten, uns gefiel,
Wir waren reich durch Kleinigkeiten,
Denn uns bedeuteten sie viel.

Das erste Blümchen in dem Lenze.
Der Heerde wandelndes Geläut,
Des Faulbaums Blüh'n, des Maies Kränze —
Ach, alles gab uns Fröhlichkeit!
Die Freude herzlichen Besuches
Vertrieb des Winters Schnee und Eis,
Die guten Menschen eines Buches
Gehörten mit zu unserm Kreis.

Wohin seid, ihr geliebten Tage?!
Kaum blieb ein Schatten noch dem Blick;
Doch wiegt er in der Lebenswage
Wohl manches spät're Lebensglück.
Ihr theuren Schatten! bis wir leben,
Entfliehet nimmer unserm Blick;
Geheiligte Gefühle schweben
Aus eurem Dunkel uns zurück.

Verschwunden sei die vor'ge Lage!
Der Jugendhügel und die Flur,
Das Eden unsrer Menschentage
Entblühet aus dem Herzen nur.
Wo Lieb' und Einfalt sich begrüßen,
Wird auch die glatte Mau'r belaubt,
Und Freuden sehn wir neu entsprießen,
Die längst verloren wir geglaubt.

Doch suchen wir dich oft, o Hügel!
Wo uns der Kindheit goldner Wahn
Umfing, als in dem Zauberspiegel
Der Täuschung wir das Leben sahn. —
Bleibt uns geweihet, Flur und Bäume,
Und du, der Freundschaft Wandelgang,
Ihr vor'gen Freuden kehrt als Träume,
Ihr Leiden wecket unsern Dank!

Ulrich Freiherr von Schlippenbach.

Das Rosenblättchen aus geliebter Hand.

Süßer Liebe süßes Zeichen,
Blättchen, das die theure Hand,
Freude mir und Trost zu reichen,
Still und deutend zugesandt:

Du, des Lenzes schönste Blüthe,
Aus dem zarten Kelch entkeimt,
Der wie meine Wange glühte,
Als ich Seligkeit geträumt:

Ha, welch' Zauber dich umschließet,
Rosenblättchen, zart und fein!
Ist es Gluth, die dich umfließet,
Ist's der Liebe Purpurschein?

Welke nicht, du holde Blüthe,
Bleibe, bis ein Myrthenblatt,
Das in deinem Lichte glühte,
Sich mit dir verbunden hat!

Tanzlied.

Melodisch entschwebe
Die liebliche Zeit,
Die hier im Gewebe
Die Tänzer gereiht!
Und wenn mit den Tönen
Sie wieder entflieht,
So hat doch des Schönen
Gefühl uns durchglüht.

Der Töne Erbeben
Weckt Freude und Lust,
Um freudig zu leben
In fühlender Brust.
Es athmen die Klänge
Hier selig und warm
Und halten der Menge
Umschlingenden Arm.

Wenn bald auch entschwunden
Der Wohllaut und Glanz, —
Was hier sich gefunden
Im rhythmischen Tanz,
Es schöpfte Entzücken
Aus eilender Zeit:
Genug zum Beglücken
Für's flüchtige Heut'!

Drum: Innig verschlungen
Im frohen Gewühl!
Wie balde verklungen
Sind Töne und Spiel!
Der Augenblick schwindet,
Sein Scheiden ist nah;
Wer freudig ihn findet,
Nur dem war er da!

Das kurländische Bauernmädchen Sonntags früh.

Das war geschlafen! — Alles ist schon munter;
Die Birke glänzt im hellen Sonnenstrahl,
Die Heerde zieht den Bergeshang hinunter,
Und unser Hirte flötet schon im Thal.

Dir dank' ich, Gott, daß du ihn uns gegeben,
Den lieben Sonntag; — ist ein Freudentag,
Wo unsereins doch auch sein bischen Leben
In froher Lust genießen mag.

Lang ist die Woche, schwere Arbeit scheuchet
Den Schlaf, den sie doch selbst geweckt,
Bis dann der Sonntag kommt und alle Sorge weichet
Und auch der Arme Ruh' und Frieden schmeckt.

Was aber Alles werd' ich heut' beginnen?
Mich schmücken und zur nahen Kirche gehn.
Und das versteht sich; sind mein weißes Linnen,
Mein Tuch und auch das Häubchen doch so schön!

Dort sicher werd' ich meinen Hans wohl finden,
Mit raschem Pferde kommt er angerannt,
Und alles ruft aus Krügen und Gesinden:
Das ist ein Kerl von Kraft und von Verstand!

Am Kirchenthor werd' ich ihn schön empfangen.
Er giebt mir Weißbrod, reicht die Hand mir hin,
Und Mädchen sehn mit neidischem Verlangen,
Wie ich so froh und glücklich bin.

Wenn nun das Aufgebot der Pastor kündet,
So blickt mich Hans bedeutend an.
Gewiß, noch eh' ein volles Jahr entschwindet,
Nennt ihn der Pastor meinen Mann.

Doch bis dahin muß ich noch viel gewinnen,
Viel Handschuh und viel Bänder fehlen mir;
Ich muß den Flachs noch zu den Tüchern spinnen,
Und Arbeitszeit ist jetzt schon vor der Thür.

Drum nach der Kirche nicht, wie's sonst gewesen,
Erschallt Gesang, bis bald der Tag entschwand;
Ich geh' in's Thal, — nicht einmal Beeren lesen,
Nein, gleich mein Strickzeug nehme ich zur Hand.

Und jede Masche, die ich weiter stricke,
Webt sich zum Brautkranz mir heran,
Und schlingt sich meinem ganzen Lebensglücke,
Wie an den Baum die Ranke, an.

Drum, Sonntag, laß den Schlaf nur nicht erscheinen!
Du giebst die Arbeit für die Liebe mir;
Du wirst mich dem Geliebten einst vereinen,
Und meines Daseins Wonne dank' ich dir.

Sonett.

Ich träumte oft, mir sei das Leben
Aus früherm Dasein zugewandt;
Dann schien mich da Bekanntes zu umgeben,
Wo doch mein Auge Fremdes fand.
Erinnerungen wollten mich umschweben
Wie Töne, die das ferne Vaterland
Dem Schweizer vor die Seele heben,
Obgleich ihm längst die Heimath schwand.

Drum, wenn auf meinen Lebenswegen
Ein holdes Bild erscheinen muß,
So tret ich freundlich ihm entgegen
Und gebe gerne Wort und Gruß
Und denke an ein Heimathland,
Wo wir uns lange schon gekannt.

Karl Friedrich Ludwig Petersen.

Die Wiege.

Ein Schwank.

War 'mal ein junger, fester Mann,
Kein Obenaus und Nirgendan,
Wie man sie wohl in Städt' und Flecken
Sieht schaarenweis herum hergecken;
Nein, klar und wahr und biederhaft,
Tüchtig und züchtig in stiller Kraft;
Hatt' Hüll' und Füll' an Gut und Gold,
War guten Schwänken nicht abhold;
Auch war er klug und wohlgelahrt —
Nur kannt' er nicht der Weiber Art
Und meint in seinem schlichten Sinn:
Ein blüh'nder Leib, ein Engel drin.

Den überkam's 'mal wie ein Fieber,
Sprach zu sich selber: Hier, mein Lieber!
Zwar hast du manche wack're Gesellen,
Die dir das Leben heitern und hellen
Mit Schimpf und Ernst, mit Spiel und Spaß —
Aber es fehlt doch immer was! —
Die dralle Maid hier nebenan,
Ich wähn', sie hat dir's angethan;
Hast zweimal ihr in's Aug' gesehn,
Schon ist's um deine Ruh geschehn.
Das wird dir nachgerad' zu kraus;
Ich mein', du gingst auf's Freien aus.
Und wie er saß und wie er sann,
Da kamen die Freunde just heran;
Und als er frank sein Herz entladen,
Sprach einer: „Bruder es möcht' dir schaden;
Die kenn' ich! Glaub' mir festiglich:
Das Fräulein ist kein Weib für dich.
Wiss' nur, ihr steckt ein Hahn im Schlund
Der kreischt und kräht zu jeder Stund;
Und wollt' man ihr den Schädel spalten,
Sie muß das letzte Wort behalten!"
Die andern sagten: „Er spricht wahr;
Sie ist ein weiblicher Husar,
Und trägt's Wahrzeichen der Xantippe,
Ein Bärtchen an der Oberlippe." —
Und alle aus einem Munde riefen:
„Ein zänkisch Weib, ein stetig Triefen!"[1])

Doch er, vor Liebe schier enthirnt,
In allen sieben Sinnen verzwirnt,
Sprach: „So, das will ich ihr vergeben;
Ein kleiner Hader würzt das Leben.
Bei immer Ja und immer Nein
Schlief' man vor langer Weile ein!"
Und so warf er das Warnewort
In'n Winkel hin und rannte fort. —

Und nach sechs Tagen oder acht
Beging er schon mit Pomp und Pracht,
Das Hochzeitsfest. Und Nächt' und Tage
Floh'n lustig hin, ohn' Kieb und Klage.
Sie that so lieb und that so mild,
Als wie ein Muttergottesbild.
Ihm war's, er säh' den Himmel offen,
Und meint': Ich hab's doch gut getroffen!

Ein vierzehn Tage so vergingen,
Da brach Natur mit Saus und Braus
Wie Feuerflamme zum Schornstein 'raus;
Die Adern schwoll'n ihr an der Stirn',

[1]) Sprüchw. Salom. 27, 15.

Sie suchte Hader an Koch und Dirn'.
Da klippert's und klappert's mit Schüsseln und Schlüsseln,
Da gab's ein Sumsen, Grumsen, Hornissein,
Ein Keifen, ein Schnaufen, ein Gellen und Schellen,
Ein Kliffen und Klaffen und Widerbellen;
Scheltworte rasselten ihr vom Munde,
Wie offenem Thor ein Rudel Hunde.

Hu! — Dacht' er — heut schlägt's Wetter ein!
Wird doch nicht alle Tag' so sein?
Doch leider war's zu seiner Plag'
Bei ihr all' Tage Donnerstag.
Heraus nun waren Zapfen und Spund,
Hinpladdert's, wie aus Dachrinnenmund.
Und also ward es offenbar,
Was in ihr und was an ihr war.
Sie war zornkäuig und widerbefzig,
Hirntobig, schiefrig und schnatterlefzig,
Immerdar grantig, protzig und trotzig,
Immerdar belfrig und borstenstrotzig.
Der Eh'mann schnitt ein Dreihellergesicht,
Dacht': Warum traut' ich den Freunden nicht!
Er bat, er fleht, er warnt, er droht, —
Half nichts; es hagelt Schloßen und Schrot,
Und's Stirnlein, sonst voll Glanz und Glätt',
Jetzt runzlich stets wie'n Hackebrett.

Ein's Tages tritt er zu ihr hin,
Spricht: „Gundel, hast 'nen krausen Sinn!
Hätt' ich nur Freundeswort getraut,
Ich hätt' dich nimmermehr gefraut;
Doch wahrlich, es muß besser werden,
Oder ich will nicht leben auf Erden!
Sieh', Schatz! Ich hab' wohl Tag und Nacht
Ob deinem Wesen nachgedacht,
Und wenn mich eben nicht alles trügt,
Hat Mutter dich nicht satt gewiegt.
Ein Kind, das schreit und will nicht schweigen,
Thut man alsbald in die Wiege legen,
Und wiegt und schaukelt und singt dabei,
Und schwichtet so das wüste Geschrei.
Wohlan, bist zwar ein großes Kind,
Doch wer nicht wagt, auch nicht gewinnt.
Deß hat mir 'n Schreiner mit Bedacht
Eine tüchtige, mächtige Wiege gemacht;
Und wenn du nächst mit Toben und Schrei'n
Mir wieder wirst heilstörig sein,
So werd' ich dich mit Wiegen und Singen —
Trau' auf mein Wort! — zu Ruhe bringen!"
Und dabei schaut er fromm und heiter
Ihr in's Gesicht und schritt drauf weiter.
Sie stiert ihm nach mit Grimm und Groll,
Und schrie: „Beim Himmel, der Kerl ist toll!"

Schon Tags darauf, — der Ehemann
Zünd't just sein Morgenpfeifchen an, —
Da hört er sie mit hellem Klingen
Dem Belial die Frühmette singen:
Sie kiff, sie kniff, sie poltert', sie schalt,
Sie schnaubt' und tobt' wie Sturm im Wald.

Doch horch! Was lärmt da auf der Stiege?
Auf geht die Thür, — und eine Wiege
Für Enak's Kind, gar groß und breit,
Wird eingetragen mit Festlichkeit.
Man setzt sie nieder, — und ohne Schonen
Ergreifen zwei rüstige Matronen
Die Sängerin, strecken sie sänftlich nieder,
Umwickeln ihr die zarten Glieder
Mit purpurrothemWindelband —
Nicht regen konnt' sie Fuß noch Hand —
Achten nicht auf ihr Grunzen und Schrei'n
Und legen sie in die Wiege hinein.
Der Eheherr setzt, ganz vergnügt,
Sich neben an und wiegt und wiegt
Und singt:
„Eia, popeia! Wenn Kindlein thut schrein,
Wickelt und windelt man's säuberlich ein,

Legt's in die Wiege und setzt sich dabei,
Wiegt es und schaukelt es, eia, popei!" —
Saht ihr den Luchs mit gefesselten Tatzen?
Er möchte Alles zerreißen, zerkratzen,
(Hab's nie gesehn); er heult und brüllt,
Schießt Funken aus den Augen wild;
Er schäumt vor Grimm, beißt in die Luft,
Ist doch ohnmächtig, der arme Schuft! —
So trieb's ungefähr Frau Kunigund,
Es ging ihr wie schimmlich Brod vom Mund, —
Mit Sprudeln und Geifern, mit Schmäh'n und Schimpfen,
Thut sie den Eheherrn verunglimpfen:
„Du Lump, du Mörder, du Bösewicht!"
Und mehr dergleichen; — ihn kümmert's nicht.
So ging's den ganzen Tag entlang;
Sie wettert' und schmettert', er wiegt und sang:
„Eia popeia! Ich sag's euch fürwahr,
Jung ist mein Kindlein, erst dreimal sechs Jahr! —
Schäme dich, Kindlein! Verständig nun sei!
Selber bald Mütterlein! Eia, popei!"
Doch als zu Ruhe ging der Tag,
Ließ allgemach ihr Wüthen nach.
Wie ihr der Mann mit Blicken schmeichelt,
Ihr sanft die heiße Wange streichelt,
Da brach ihr Herz, da ward sie zahm,
Und weinte still vor Scham und Gram;
Und schluchzend rief sie: „Du süßer Mann!
O nimm mich wieder zu Ehren an!
Hast über mich den Sieg errungen,
Mein wild und wüst Gemüth bezwungen;
Deß hab' ich dich noch eins so lieb. —
Verbannet sei nun Hader und Kieb!
Will nimmermehr wieder schreien und toben,
Das will ich dir vor Gott geloben; —
Will treulich mit dir leben und hegen
In Leid und Freud', denn das bringt Segen".

Der Mann sprach Amen! — Wickelt sie los,
Nimmt sie hochfreudig in den Schoß,
Küsset und herzt sie in trautem Muth:
„Mein Gundel bist mir wieder gut?
O bleib' nur immer lieb und mild,
Du blumenschönes Frauenbild!
Will dich auf treuen Händen tragen,
Dir keinen Herzenswunsch versagen,
Bis wir dereinst zu andern Frommen
In Gottes schönen Himmel kommen!"

So lebten sie fortan in Fried',
Umwandelt war der Frau Gemüth.
Wodurch? — Durch Wiegen zu rechter Frist.
Wenn's euren Weibern daran gebricht,
So thut desgleichen! Daß Euch's glücke,
Das wünscht mit Herz und Mund — der Dicke.[1])

1) P.'s „Spitzname" im Freundeskreise.

St. Peter und der Dreſcher.

Eine Legende.

Und es begab sich, daß aus Judäa
Der Herr einst wandert' gen Idumäa,
(Er pflog nicht eben gern zu reiten)
St. Peter thät ihn dahin begleiten.
Und eh' sie den halben Weg vollbracht,
Da ward es Abend und endlich Nacht.
Es pfiff der Nord, ein kalter Regen
Plätschert den Wanderern stracks entgegen
Und schlottert ihnen in's Gesicht.
Der Herr — ihn kümmert das Wetter nicht —
Geht fürder sinnend nach seiner Art;
St. Peter aber brummt in den Bart:
„Huh! Sind mir das Apostelkleider?
Muß ich doch frieren wie ein Schneider
In dünnem Mantel von Kamlot,
Mir selbst und allen Heiden zum Spott!
Ei daß dich! — Wär' ich der Herrgott oben,
Ich ließe das Wetter nicht so toben,
Ließe nicht barfuß durch Sturm und Schnee
Meinen Sohn hintraben auf der Chaussee,
Mit seinem Apostel hinterdrein,
Wie den jungen Tobias mit'm Hündelein!
Ist mir der Heil'genschein fast gefroren,
Und liegt mir kalt auf beiden Ohren!"
So brummt er leis und will fast weinen;
Da sieht er im Thale Lichtlein scheinen,
Auch hörte er Hundegebell fernher,
Deß freuete sich Petrus sehr,
That rüstig nun die Beine strecken,
Und so erreichten sie bald einen Flecken.
St. Peter tritt vor die erste Thür,
Klopft an und bittet um Nachtquartier;
Doch drinnen schallt's mit rauher Stimme:
„Packt euch, Gesindel!" — St. Peter im Grimme
Geht weiter, pocht an das nächste Haus.
„Wer klopft da?" Schallts zum Fenster hinaus.
„Zwei arme Pilger; wir wollen erfrieren!"
„Dasmögt ihr thun, will euch nicht genieren!"
Und klirrend flog das Fenster zu.
St. Peter knirschte: „Du Belial du!"
So überall gab's schnöde Worte,
Wo er nur anklopft im ganzen Orte:
„Landstreicher! Scheert Euch! — Wer heißt Euch reisen?"
„Fort, oder ich will Euch die Wege weisen!" —
„Geht in den Busch!" — „Kommt morgen früh!" —
St. Peter sank fast in die Knie,
Ihm klappern die Zähne, ihm schlottern die Waden;
So geht er noch an den letzten Laden.
„Wer da?" — „Wir bitten um Nachtquartier!"
„Gleich!" Tönt's zurück, und aufgehtdieThür.
„Willkommen, ihr Wand'rer! — Da ist 'ne Streu;
Aber morgen früh mit dem Schlage drei,
Da müßt ihr 'naus mit mir in die Scheune,
Und helft mir dreschen bis um neune,
Wollt ihr das? — Gut! — Wo nicht — marsch weiter!"
„Ei, Lieber!" rief St. Petrus heiter,
„Von Herzen gerne!" — „Nun schlaft gesund!"
Die Wanderer legten sich nieder zur Stund',
St. Peter vorne, der Herr hint' ein,
Und schliefen flugs und fröhlich ein.

Doch eh' sich noch eine Maus thät regen,
Schlug's eins — zwei — drei mit hellen Schlägen.
Der Bauer springt auf und rüttelt nicht zart
Den heil'gen Peter bei seinem Bart.
„Halloh, halloh! Steht auf, Gesellen!
Ihr sollt mich nicht um die Arbeit prellen!"
„Gleich!" Rief St. Peter, „geht nur zuvor!"

Legt sich danach auf das andere Ohr
Und schläft, aus allen Nüstern schnarchend,
Als wär' er schon Papst und läg' auf Parchent.

Der Bauer spricht draußen: „Wo sie nur bleiben?
Gelt! — Muß ihnen die Nähte reiben,
Und zwar mit Aschen noch ungebrannt."
Nimmt drauf einen tüchtigen Stecken zur Hand
Und spricht: „Willst du nicht dreschen für mich,
Du fauler Geselle, so dresch' ich dich!"
Und Prügel regnet's auf St. Peter,
Der fährt in die Höh' und kreischet Zeter.
„Barmherzigkeit, ich komme gleich! —
Habt mich gedroschen windelweich!"
Der Bauer sprach: „Glaub's gern, nur 'raus!
Sonst —!" Und so ging er wieder hinaus.
Indessen träumte der Heiland süß
Von Himmelsfreuden und Paradies;
Des Vaters Ernst, der Mutter Lächeln,
Wie Engelsfittiche ihn umfächeln;
Und scheuchen von ihm all' Noth und Geschrei
Des armen Apostels auf der Streu. —
St. Peter nun dacht' in seinem Sinn:
Ich leg' mich lieber da hinten hin!
Hier vorn ist — scheint's — die Ehrenstelle,
(Ich spür's an meinem wunden Felle)
Drum lieg' auch billig der Meister hier,
Und kommt der Drescher, das grobe Thier —
O, mag er ihm auch die Knochen schärfen,
So han wir einander nichts vorzuwerfen!
Drauf schritt er über den Heiland weg
Und legte sich hinten in die Eck'.
Und brummte: „Schlafen ist besser denn Dreschen,
Und was nicht brennt, das soll man nicht löschen."
Und damit schlief er fest wieder ein.

Bald trat auch wieder der Bauer herein,
Schwenkt' in der Hand den bösen Stecken,
Und sprach: „Du Schlafsack in der Ecken,
Bist leer ausgegangen, — will dir's gedenken!
Denn borgen, mein guter Freund, ist nicht schenken!"
Und fährt nun wieder mit Hieb und Stoß
Da hinten auf St. Peter los.
Die Hiebe fielen hageldicht,
Denn der sie gab, der knickerte nicht.
St. Peter schrie als wie am Spieße,
Raffte sich auf, sprang auf die Füße,
Und schoß wie'n Bolzen zur Thür hinaus.
„Nein! — Ist mir das ein verwünschtes Haus!
Sind Bauer und Knittel nicht wie versessen,
Nur meinen armen Rücken zu messen?
Die Schläge, die St. Paul bekam,
Sind gegen diese nur Kinderkram.
Zwar kriegt ich sie nicht ganz ohne Schuld,
Will drum sie tragen mit Geduld!"

Der Herr indeß war aufgewacht;
Er trat mit seiner milden Macht
Gar freundlich auf den Drescher zu
Und sprach: „Hab' Dank für Dach und Ruh!"
Der Bauer, von seinem Blick betroffen,
Hält Nas' und Mund und Thüre offen,
Spricht: „B'hüt euch Gott, o Herre mein!"
Und denkt: Nun dresch' ich wohl allein!
Doch als er hinging auf den Plan,
Da hatten's die Englein schon gethan.

So ging der Herr hinaus zum Orte.
St. Peter harrte an der Pforte;
Er wollte fast vor Scham vergehn
Und durft ihm nicht in's Auge sehn.
Stumm ging er hin, den Blick zur Erde.
Da sprach mit gütiger Geberde
Der Herr: „Mein Peter, bist wohlgemuth!
Dein' Schalkheit ward dir vergolten gut,
Drum meist're nicht des Himmels Walten,
Versprich nicht, was du nicht magst halten!
Bring' deine Freunde nicht in Gefahr!
— Vergiß auch den Drescher nimmerdar!"

Casimir Ulrich Böhlendorff.

Aeols Harfe.

Aeols Harfe weht im Winde
Süßer Töne Hauch mir zu,
Sanfte Lispel, leis' und linde,
Wie der Mond zur Abendruh;

Wie bewegte Bäche wallen
Über Rasen, weich und grün;
Wie des Hirten Lieder schallen
Und dem Geist vorüberfliehn.

Und die Wipfel neigen leise
Sich dem Wohllaut meiner Ruh,
Und die wohlbekannte Weise
Tönet meinem Herzen zu.

Ungestilltes Sehnen.

Soll ich immer weiter wandern,
Selten rasten, nimmer ruhn?
Ach! Da komm ich nur zu Andern
Aber nimmer zu den Meinen;
Weiß von Keinen,
Die mit Lust mir Liebes thun.

Zieht der Schwan in goldnen Kreisen
Durch die fernen Himmelshöh'n,
Denk ich: Könnt ich mit Dir reisen!
Liebend findest Du die Lieben;
Mich im trüben
Nebel will kein Herz verstehn!

Heimath ist mir längst entschwunden,
Lieb' und Frieden sucht mein Herz, —
Hat sie nimmer doch gefunden;
Ach! Es sucht bis zum Ermüden
Lieb' und Frieden! —
Werd' nicht müd', mein armes Herz!

Einsamkeit.

Mich treibt ein unerklärlich tiefes Sehnen
Durch's Leben hin;
Ich suche Frieden, ach, und finde Thränen,
Wo ich auch bin!

Kein Weib, kein Kind beschwichtigt meinen Busen
Im Lebensdrang,
Und es versagen selbst die holden Musen
Mir den Gesang.

Mich führt kein Weg zum heimathlichen Herde —
O traurig Loos!
Nimm du mich auf, du heil'ge Mutter Erde,
In deinen Schooß!

Der Kahn.

Fahre, fahre, mein Nachen,
Auf der zürnenden Woge hin!
Nach viel Nächten und Tagen
Hab' ich mich durch die Brandung geschlagen,
Ist wohl kühner und heller mein Sinn.

Warf meinen Kranz in die Fluthen,
Ach! Mein letztes theuerstes Gut,
Welk von den dorrenden Gluten!
Fernab ist's, wo am Gestade wir ruhten —
Ach, nicht mehr dem Herzen genug!

Laß dich nicht irren 'was Trübes! —
Drüben das lockende grüne Gezelt:
Da giebt es 'was Gutes und Liebes.
Frisch mit den Rudern! Raschen Getriebes
Aus der alten zur neuen Welt!

Mit dem Pflüger wach und auf.

Mit dem Pflüger wach und auf,
Walle weiter, thalhinauf,
Walle, Pilger, schau den Pflug,
Schau der tiefen Furchen Zug!
Grabe dich mit Thränen ein,
Endlich wird's ein Grablied sein!

Kämpfe denn nach deiner Pflicht,
Bis der Wanderstab zerbricht,
Der dich so viel Jahre trug,
Der dir keine Wunden schlug;
Bis dich einst der Morgen grüßt,
Wenn du alle Schuld gebüßt.

Singt denn, wenn die Knospe blüht,
Lerchen, mir ein Morgenlied,
Der bei eurem süßen Schlag
Oft verseufzte seinen Tag,
Oefter auf den Bergen stand,
Grünen Stab in seiner Hand!

Karl Bernhard von Trinius.

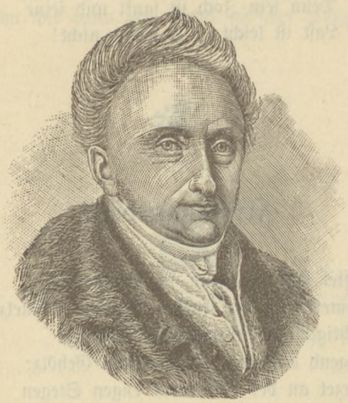
Die Rose.

Im Garten, wo die Zephyrn kosen,
Da breitet sich mit tausend Rosen
Ein Stamm an grauer Lattenwand.
Viel hundert bunte Sylphen schwelgen
Oft tauschend in den Nektarkelchen
Und küssen ihren Purpurrand.
Drum badet unter zartem Flore,
Den sie gelöst mit sanfter Hand,
Ihr schönes Angesicht Aurore.

Nur Eine sonder Kuß und Spiele
Hängt freudenlos am welken Stiele
In ihres Laubes Nacht dahin.
Es zehrt an ihr mit stillen Schmerzen,
In ihrem nie enthüllten Herzen
Verbirgt sich ein verschwiegner Sinn.
Der Zelle, düstrer stets und trüber,
Der klösterlichen Schwärmerin
Zieht kalt die muntre Schaar vorüber.

Der Vater sieht das Kind vergehen
Und haucht sie an mit süßem Wehen
Und küßt den bleichen Mund und spricht:
„Von allen Schwestern du alleine
Entschleierst dem geliebten Scheine
Der Sonne deinen Busen nicht.
Wer löschte deiner Wange Schimmer?
Solch' gramgebleichtem Angesicht
Leiht Hymen seine Fackel nimmer!"

Und Röschen lächelt sanft und schweiget;
Und wie der Abendstern sich neiget,
Entwich die Blüthenseele schon.
Und als sie los den Schleier ringen,
Da liegt mit himmelblauen Schwingen
Des Frühlings schönster Blumensohn.
Entseelt in ihres Busens Falten,
Bis ihr der letzte Hauch entflohn,
Hat sie den Einzigen gehalten.



R. J. L. Samson v. Himmelstjern.

Maria.

Aufgeregt in Schmerz und Wonne
Und gesenkt der Andacht Blick,
Denkst du, heilige Madonne,
Still dein wundervolles Glück.

Wird durch dich im alten Bunde
Des Propheten Wort nicht wahr?
Nicht der Sendung hohe Kunde
Uns im Knäblein offenbar?

Welch' ein Kind! Holdselig lieget
Dir's an jungfräulicher Brust,
Dir, vom Mutterglück besieget!
Seines Gottes sich bewußt!

Sieh', er kommt, ein Friedensbote, —
Heil'ge, wein' in Freuden aus! —
Zu lebend'gen all' das Todte
In des ew'gen Vaters Haus.

Du Mühseliger, o weine —
Du Belad'ner, seufze nicht!
Denn sein Joch ist sanft und seine
Last ist leicht — o weine nicht!

Frühlingsabend.

Sie duftet still, die Flur, im Blüthenregen,
Hellschimmernd in der Farben buntem Schmelz.
Die Nachtigall in liebewarmen Schlägen
Ruft klagend aus dem dämmernden Gehölz;
Hier stürzet an des Wandrers engen Stegen
Des Gießbachs Silberschaum vom schroffen Fels;
Dort leuchtend in der Abendsonne Gluthen
Umschifft der Schwan des Teiches Spiegelfluthen.

Die Sterne flimmern und der Mond. Es schließet
Sich still der Blüthenkelch; allein das Herz
Des Menschen öffnet sich. Ach, liebend fließet
Es über in der Wehmuth Lust und Schmerz!
Bald sinkt es, wenn's der Schöpfung Glück genießet,
Bewältigt nieder, bald steigt's himmelwärts
Und sieht auch in der Nacht geheimstem Schweigen
Des ew'gen Lichtes tiefverborg'ne Zeugen.

So wogt, o Mensch, ein stilles, süßes Leben
Selbst in den tiefsten Adern der Natur!
Doch wir, sei Nacht uns, sei uns Licht gegeben,
Wir schwanken auf des Wechsels flücht'ger Spur.
Ob dort wir sinken, hier empor wir streben,
Es ist des Augenblickes Täuschung nur —
Und doch — o Trost! Des Lebens Truggestalten
Wird herrlich einst die Zukunft uns gestalten.

Ein reicher Strom, ergießt in hundert Armen
Die Wahrheit zwar sich hier vor unsrem Blick;
Hier mag ihr Licht doch nicht den Geist erwarmen,
Wir treten scheu vor ihrem Glanz zurück.
Einst aber, dem unendlichen Erbarmen
Am Busen, einst ach, athmen wir ihr Glück,
Und leicht, auf goldnem Wolkensaum getragen,
Entfliehn wir dann dem Nebel ird'scher Plagen!

August Heinrich von Weyrauch.

Das Unnennbare.

Was ist es, das mit wundervollem Wesen
Vermählt und bindet, was sich nie gekannt?
Es lehrt das Herz im Fluge klar zu lesen,
Was tief verhüllt im andern Herzen stand.
Es herrscht, ein Gott, in nie betret'nen Hallen,
Doch zahlt's mit gleichem Werth den schönen Kauf:
Den eignen Schleier läßt es willig fallen,
Der fremden Gottheit schließt's den Tempel auf.

Es schleicht sich leise fort aus wildem Leben,
Die Stille liebt es und den nächt'gen Traum:
Nach oben blickt's mit sehnsuchtsvollem Streben
Und wiegt sich leicht auf goldner Wolken Saum.
Ein göttliches Geheimniß ist's geboren,
Drum haßt es jede Sprache, jeden Ton:
Auf ewig geht das Himmelsglück verloren,
Sobald des Daseins Zeuge ihm entflohn.

Nur in der gleichgeschaff'nen Seele Spiegel
Malt höher strahlend sich des Urbilds Glanz;
Verbrüderte Gedanken sucht sein Flügel,
Und freudig hascht es sie im luft'gen Tanz.
Zu welchen Sphären die Vereinten irren —
Nie windet sie ein Hauch des Zweifels los;
Wie dürften ihre Bande sich entwirren,
Da ihrer Quellen Paar in Eins zerfloß?

Was ist es, das die dunkle Nacht der Sinne
Zerreißend von des Geistes Klarheit trennt;
Das Tugend nur aus ewigem Gewinne
Und nicht durch stolze Siegerkronen kennt?
Die Frage schallt bis zu den letzten Sternen —
Kein Lüftchen regt sich — alles still und stumm! —
O mag der Staub aus diesem Schweigen lernen,
Zu ehren stiller Götter Heiligthum!

Denn, wie er stets mit frevelndem Vergnügen
Das All mit seinem engen Sinn umschränkt;
Statt kühnen Muths zum Himmel aufzufliegen,
Ihn nur entweiht zu sich hernieder zwängt, —
Will er in einen Laut zusammenpressen
Der Schöpfung ew'ge, große Harmonie:
Wohl nimmer war sein Dünkel so vermessen,
Als da der Liebe er den Namen lieh!

Der sterbende Schwan.

Wie sich des Lebens Morgentraum
Auf dunklem Nachtgrund wiegt;
Wie durch den weiten Himmelsraum
Ein Silberwölkchen fliegt:
So wogt des Schwanes Schneegefieder
In blauen Fluthen auf und nieder.

Sie tragen ihn mit stiller Lust,
Denn er ist fromm und gut;
Doch unter seiner weißen Brust
Wallt ungestüm sein Blut,
Und lügend in der Schönheit Schleier
Birgt er ein tödtlich zehrend Feuer.

An seines Lebens Blüthe nagt
Des herben Grames Zahn,
Und jeder Laut ist ihm versagt,
Der Schmerzen lindern kann.
Geheim muß er sein Leiden tragen
Und darf es nicht den Lüften klagen.

Doch ist sein finstres Ziel erreicht,
So gönnt ihm das Geschick,
Von seinem stillen Harm erweicht,
Das langersehnte Glück;
Und seine Zauberweisen dringen
Gen Himmel auf des Wohllauts Schwingen.

Und an des Todes Athem kühlt
Er nun den heißen Brand.
Was je sein armes Herz gefühlt
Und nimmer Sprache fand:
Ach! All' sein Hoffen, all' sein Sehnen
Zerschmilzt zu schwermuthsvollen Tönen.

O kurze Freude! Nur zu bald
Ist ihm die Kraft gesloh'n,
Und immer leiser, leiser, hallt
Der sanfte Klageton;
Und mit der letzten Klänge Beben
Verhaucht er auch sein müdes Leben.

Erkennst Du, Holde, wohl das Bild?
Auch ich trug still und lang,
Bis meinem Innern, gramerfüllt,
Die Klage sich entrang.
Bald werden meiner Leier Saiten
Auch mich in ew'gen Schlummer läuten.

Der Jünger.

Ahnend steh' ich an der Schwelle,
Die das Heiligthum begrenzt,
Und es hat mit sanfter Helle
Noch kein Lichtstrahl mir geglänzt.
Darf ich's hoffen, darf ich's wagen?
Dring' ich zu der Meister Chor?
Doch mit Beben und mit Zagen
Klopf' ich an das goldne Thor.

Ha! Sie rauschen auf, die Flügel,
Die das Wort zusammenhält,
Und gelöset sind die Siegel
Der geheimsten Geisterwelt!
Und den Strahlenhimmel theilen
Will der nachtgewohnte Blick —
Ach! Von tausend glüh'nden Pfeilen
Fährt getroffen er zurück.

Aber kühlend zieht ein Schleier
Um die heiße Schläfe sich;
Milde glüht das heil'ge Feuer,
Sanfte Hände greifen mich;
Unsichtbare Führer, leiten
Sie mich durch die Zauberwelt,
Bis dem Auge des Geweihten
Einst die letzte Hülle fällt.

Karl Gustav Jochmann.

Stanzen.

Bereuen soll ich jene bess're Stunde,
Den einzigen, den nur zu flücht'gen Tag,
Wo vom Genuß die Bange überwunden
An meiner Brust in süßer Ohnmacht lag?
Warum, ach, ist er mir so rasch entschwunden,
Den ich mir nie zu oft erträumen mag,
Er, den ich mir vor allen, die ich zählte,
Zum einzigen und letzten gern erwählte?

Wie ich mit stürmisch siegendem Entzücken
Die holderröthende Gestalt umfing
Und geizig, mit der Liebe Späherblicken
An jedem reizenden Geheimniß hing:
So soll mich die Vergangenheit beglücken,
Wie ich ihr hoffend einst entgegenging,
Wenn jenes Bild, so wahr als Wirklichkeit,
Mit neuer Gluth die Sehnsucht mir erneut.

Wohl köstlich sind der ersten Liebe Sehnen,
Des Mädchens Furcht, des Jünglings Schüchternheit,
Der räthselhaften Wünsche stille Thränen,
Und aller Reiz, den das Geheimniß leiht;
In jeder nächsten Gunst die höchste wähnen,
Wenn sich an jedes Glück ein neues reiht,
Bis siegend, wo sie überwältigt scheint,
Die Liebe klagt und das Vergnügen weint.

So glänzt am leichten Stamm in weißen Reigen
Ein Blüthenheer, des Frühlings heitre Macht,
Und dichter wölbt das Laub sich an den Zweigen,
Und heimlich glühend ist der Keim erwacht;
Bis sich die reichen Aeste spendend neigen,
Der Baum enthüllt des Herbstes farb'ge Pracht,
Und, von der süßen Fülle angeschwellt,
Dem Lüsternen die Frucht entgegen fällt.

O zügle nicht den Gott, der in dir waltet,
Nun vor dem trunknen Blick der Schleier fiel!
Des Lebens Räthsel hat sich dir entfaltet
In deiner Sinnen wonnevollem Spiel.
Die Blüthe welkt und die Begier erkaltet,
Und an der Jahre schnell erreichtem Ziel
Beut, wie das Glück, nur die Erinnerung
Noch kalte Schatten, nicht Befriedigung.

Mit ihrem Glanze stirbt der Blume Leben;
Des Winters Sturm, er kennt die Lerche nicht,
Und langsam tödtet, was ein Lenz gegeben,
Des bleichen Schnees drückendes Gewicht.
Vergebens will sich noch der Wunsch erheben,
Wenn einst der Jahre Last die Kräfte bricht.
Ach, einsam lebt das Herz, wenn Alles starb,
Was je der Sinn genoß, der Geist erwarb!

Zwar über alle Keime, die entschliefen,
Schwingt bald ein andrer Lenz den Blüthenstab;
Ein Sängerchor, den wärm're Sonnen riefen,
Schwebt auf die heimathliche Flur herab: —
Uns weckt kein Frühling in den dunkeln Tiefen,
Kein Sonnenstrahl erwärmt das kalte Grab.
Wohl jeder sinkt, doch keiner ist erwacht, —
Ist unsre Ewigkeit die ew'ge Nacht?

Eroberst du dem Glücke neue Grenzen,
Du armes Herz, das heut durch Träume schweift?
Ach, aus der Jugend bald verwelkten Kränzen
Ist keine Frucht für deinen Gram gereift!
Du siehst umsonst vergangne Fernen glänzen,
In die dein Wunsch voll Lust und Ohnmacht greift:
Dir, Kind des Staubes und der Dunkelheit,
Gehört nur ein Moment aus aller Zeit!

Johann Jakob Malm.

Die Oberpahl'sche Freundschaft.

1818.

Vart', tenkt' ich mal in meine Sinn,
Willst wahren toch heinmal
Su Wreind nach Oberpahlen in!
Und ging nu in tas Tall.

Und nehmt tas Wuchs[1]) mit lange Wanz[2])
Und pannt tas wor tas Saan[3]);
Tann nehmt' ich meine Mütz und Ans[4])
Und wangt' su jagen an!

[1]) Fuchs. [2]) Schwanz. [3]) Schlitten. [4]) Handschuhe.

Und nu katsait[1] turch Tuchk und Tolm[2]
Ich tuhhat neljad[3] wort,
Und wie tas Vind war üks, kaks, kolm[4]
Ich an tas Tell und Ort.

Vart', tenkt' ich, willst toch machen Paß
Mit oberpahlse Wreind!
Tu willst ihm trehen lange Nas';
Laß sehn, was tas toch meint!

So tenkte ich tenn nu pei mir
Und ging auf Warwad[5] tann
Wor oberpahlse Wreind sein Tier
Und pompste[6] krimmig an.

„Ver ta?" ruft' oberpahlse Wreind. —
„„Busti mene Turak!"" [7])
Ruft' ich und tenkt: Aha! ter meint,
Ich sei ein kroß Russack! —

Nu ruft' mein Wreind auf ruß mir su:
„To tam? ti mne skasi!" [8])
„„Malzi!"" [9]) ruft' ich, „„tebe skasu,
„„Ti dolko mne busti!"" [10])

Kott weiß, woturch tas Wreind es sah,
Ich sei kein russe Mann!
Er ruft: „Was pompst tenn tu, Suchna,
„Tas Tier so krimmig an!

„Tas Tier ist nicht in Sloß! Komm hein,
„Tu teiwels-kroße Nuß! —
„Tu seinst mir so ein Kerl su sein,
„Tas Paslid[11] at an Wuß!" —

Wie Arrakas[12]) so prank ich tann
Auf pahlse Wreind nu su,
Und ruft', ta wix wransches ich kann:
„„Kommang wu portze wu?""

„O mögst tu toch kus kurrad[13]) gehn
„Mit tein wransches Geblarr!
„Man kann ja nicht ein Wort verstehn;
„Tu pist te wahre Narr!"

So prach mein Wreind und nöthigt' mich
Auf Pank su sitzen in;
Tann kriegt' mit kroße Napsklas ich
Ach, brächtig Prostoi win![14])

Und nu ersälten wir alstann
Uns allerlei Gesicht:
Won tas, wie Kassiane-Ann[15])
Won Präutkam Vams[16]) gekriegt;

Und won tas Vurst und won tas Keck,[17])
Was Wreind sein Wrau gemacht,
Und wieviel das gekriegt at Peck
Won Wein, was tas geslacht;

Und won te Wogeln Arrakad,
Was auf tas Kusoks-Paum[18])
Ich hunterwegs gesehen at,
Man konnt sie sählen kaum;

Und won mein Emmis[19]), was ich ab,
Wieviel tas Porsad[20]) at,
Und wie mein Wuchs wix lauft in Drab
Und thut nicht werden matt.

So redten wir tenn unter uns
Mehr nurrige Gesicht; —
Ta wragt tas Wreind: „Trinkst tu auch Puns?" —
„„Tu Narr, warum tenn nicht?""

Mein Wreind nehmt' varme Vasser nu
Und that tas Onig ein
Und koß tas Prostoi win tasu
Und Hessig obentrein.

[1]) gejagt. [2]) Asche und Staub. [3]) mit großer Schnelligkeit. [4]) eins, zwei, drei. [5]) auf den Zehen. [6]) pankte. [7]) laß mich ein, Narr. [8]) wer da, sprich! [9]) schweig'. [10]) ich werde es dir sagen, laß mich erst ein. [11]) Bauerschuhe. [12]) Elster. [13]) zum Teufel. [14]) Branntwein. [15]) Katzenhofs Anne. [16]) Prügel. [17]) Blutkuchen. [18]) Tannenbaum. [19]) Sau. [20]) Ferkel.

Tas war ein kar su brächtig Puns!
At ich's toch alle Tag! —
So branken wir nu unter uns
Und rauchten Karjakak.[1])

Hauseinmal ruft' tas Wreind: „O vart'!
„Was wangen wir toch an? —
„Tu kannst toch pielen auch tas Kart,
„Tamit man pielen kann?"

„„O ja, ich piel so siemlich ips
„„Und pielen auch recht wiel,
„„Tas Kupki, Ausprand, Ninnanips,
„„Pruspart und Turakpiel!"" [2])

„Tu pist ja teiwels-wixes Mann,
„Taß tu tas Karten pielst! —
„So wollen wir tenn wangen an
„Su pielen, wenn tu willst!"

Ich sagt': „„So laß uns pielen su!"" —
Wir nehmten Karten wor
Und pielten in kans kute Ruh;
Toch immer ich werlor!

Ich haber kar nichts Pößes meint'
Und piele ruhig, hals
Hauseinmal seh', tas pahlse Wreind,
Tas pielen krimmig wals!

Nu ruft ich ihm kanz düthend su:
„„Unswat, tu pielen wals!""
„Was?" sagt' er, „tu Alunke, tu!
„Tas lügst tu in tein Als!" —

Nu sagt' ich ihm aus wolle Mund:
„„Tu pettast[3]) Geld mir ab!
„„Tu pist ein Suft, ein Teiwels-Und!
„„Tu tehlst ja wie ein Rab!"" —

Ta prank er inter Tis erwor
Und kab mir mit tas Waust
So krimmig klitz, klatz um tas Hohr,
Taß tas man saust und praust.

„„Werwluchter Kerl!"" so wing nu ich
Auf Teiwels-Art su srein.
„„Tu pielen wals und lagen mich!
„„Tas ist werwlucht gemein!""

Nu kam tas pahlse Wreind su mir
Und nehmt mich pei mein Sopp
Und meißte mich nu aus tas Tier
Recht über Als und Kopp.

Ich gramt mich auf, ging in mein Saan
Und wuhr tawon und weint'
Und tenkt': Tas ast, tu arme Jaan[4])
Won oberpahlse Wreind!

[1]) Bauertabak. [2]) Ehstnische Kartenspiele. [3]) betrügst. [4]) Johann.

1857.

Palt wierzig Jahre sind es er,
Taß ich ersählen that,
Wie oberpahlse Wreind so sehr
Mich krob peleidigt at;

Wie er ta Karten pielte wals,
Taß immer ich werlor,
Und wie ich Suft ihm warf an Als,
Mir klitz, klatz kab an Hohr;

Und wie er packt' han Sopp mich han
Und meißt aus Tier mich haus,
Und wie ich arme Mens halstann
Kanz draurig wuhr nach Auf'.

Su Auf' nu klagt' ich meine Noth
Tenn auch han meine Wrau.
„Und tu", ruft sie, wor Vuth wuchsroth,
„Lugst ihn nicht praun und plau?

„Fui säm' tich! pist hein junge Mann,
„Wie Hochs so kroß und tick!
„Wängt einer tich su auen[1]) an,
„Tu aust ihm nicht surück!

„Pist immer toch hein alte Toß![2])
„Und ast kar kein Kuras
„Und läßt tir danzen Klein und Kroß
„Man immer hauf te Naf'!"

Ich sagt': „„Was sollt' ich machen ier?
„„Er packt' han Sopp mich han;
„„Mein Ände wor, er inter mir,
„„Was konnt' ich thun ihm tann?""

Mit heinmal prang sie su mich her
Und packt' mich han mein Sopp
Und sneit' mit halte kroße Seer
Tas ab mir won te Kopp.

„„Was Teiwel!"" ruft' ich „„machst tu nu?
„„Tas ist toch kanz vertrackt!"" —
„Ich ab gemacht, taß man te Kuh
„An Wanz nicht vieder packt!"

Taß ich werloren meine Sopp
Krämt' ich mich nicht su Tod;
Ein jeder atte klatte Kopp,
Und Sopp war nicht mehr Mod'! —

Wor mehrern Jahren sogen wir
Tenn nu won Lande kanz
Nach Reval her und wohnte ier
In Aus in Katzenwanz[3]);

Toch hals te kroße Krieg wangt' han
Mit Turk und mit Wranzos
Und mit te ticke Hengelsmann,[4])
Ta ging ter Teiwel los!

Und hals nu Napier kommen tat
Mit Siff' und kroß Gesrei:
Er wollte sießen kanze Tadt
In trei Minuth entzwei;

Ta precht' nu kroße Hangst erein!
Wer konnte, sog nu wort;
Hauf Lande und in Weißentein
Sucht' man ein Suwluchtshort. —

Ich tenkte: Katzenwanz ist weit!
Ta kommt kein Pombe in,
Ta ist man wohl in Sichereit:
Trum pleib' ich, wo ich pin!

Toch hals im andern Jahr man sagt'
Won wimmend Patterien
Und Pomben, die man at gemacht,
Tie sechsig Pude wieg'n;

Ta tenkte ich: Tas ist kein Paß!
Nu ist kein Pleiben ier!
Kommt so hein Teiwel mir han Naf',
Tann ist es haus mit mir!

So packten unser Ab und Kut
Wir tann susammen snell,
Und wuhren mit geruhig Muth
Nach Land', hauf alte Stell. —

Ich atte, seit te kroße Treit
Mit pahlse Wreind geschehn,
In tiefe krimmig lange Seit
Ihn nicht mit Aug' gesehn.

Wie ich nu war hauf Lande tann,
Wuhr heinmal ich turch Wald;
Ta wuhr entgegen mir hein Mann,
Pekuckt' mich und ruft': „Alt!"

[1]) hauen, schlagen. [2]) Schwachkopf. [3]) eine Bastion des Revalschen Domes heißt die Katze; darum wird die nach dieser Bastion auslaufende große Straße der Domvorstadt, die Baltischport'sche Straße, gewöhnlich „Katzenschwanz" genannt. [4]) Engländer.

„Was Teiwel!" sagt er „kennst mich kar
„Nicht mehr, so wie es seint!"
Ta öhrt' ich an te Timm': es war
Te oberpahlse Wreind.

Ui, wie at ter geändert sich!
So halt, kahlköppich hauch!
Türr wie ein Und, at nicht vie ich
Ein ipse kroße Pauch! —

Wir prechten nu so allerand,
Hals würden Wreind' wir sein,
Und wie er öhrt', ich leb auf Land,
Lad't er mich su sich hein.

Ich tenkte: Nu, was schad't es tann,
Taß wir getritten uns!
Er war wohl ein halt eklich Mann,
Toch kab er immer Puns!

Tas meckte kut wohl tamals mir,
Jetzt ist's nicht nach meinem Mock[1]);
Weil ich in Katzenwanztrachtir[2])
Pisweilen trunk Klas Krog!

Tas war nu wreilich sehr gemein,
Taß er mir klatzt han Hohr!
Toch anders wo wird's auch so sein,
Tas kommt wohl östers wor!

So wuhr ich tann nach ein'ger Seit
Su ihm, toch wehlt' ein Aaar
Nur noch, taß wieder kroße Treit
Mit uns gekommen war;

Tenn, wie ich immer paßhaft pin,
Ruft' ich; „„Ui, ui mein Satz!
„„Tu siehst mir haus in meine Sinn
„„Wie albkrepirte Katz!""

Und rackrig, wie er sonst kleich war,
Packt' er mich nach te Kopp;
Doch wand er nichts als kurze Aaar
Und nicht mehr meine Sopp.

Ich sagt': „„Tas war ja nichts als Paß
„„Sei toch nicht kleich gemein!""
Er ruft': „Haus Kopp reiß ich tir Naf',
„Tu halte, ticke Swein!"

Ta ich nu merkt', taß swach er war,
War ich wor ihm nicht pang'
Und sagt: „„Tu pleibst mit Aut und Aaar[3])
„„Ein Hochs tein Lebenlang!

„„Was pist tu immer so gemein?
„„Simpfst kleich so viderlich!
„„Wirst du tenn einmal nicht hauch sein
„„Wein und gepild't wie ich?""

Nu, tenkt' ich, slägt tas Tonner ein;
Sog hetwas mich surück:
Kanz konnt' ich toch nicht sicher sein
Taß er mir precht Genick. —

Toch er sah lange lustig tann
Auf mich und sagt' kein Wort;
Wangt kräulich tann su lachen han
Und lacht in einem wort.

Mit ausgetreckte And kam er
Tann lachend su mir nu;
Ich haber sog mich immermehr
Nach Tubentiere su.

„Nu tu Auswurst! was laufst tu nun?
„Was kommt tir tenn toch han?
„Ich werd toch wohl nicht wressen thun
„So'n weingebild'te Mann!

„Geb, tolle Kerl, te And mir nu!
„Woll'n wieder Wreinde sein!
„Plarr mir was wor, taß ich wie tu
„Gepildet werd' und wein!"

Und wie er merkt', ich trau nicht ihn,
Sagt er: „So sein kein Taps!
„Und geh ta pei tas Sranken in,
„Ta ist kut Kümmelnaps!"

[1]) Lippe. [2]) Trachtir = Trakteur = Wirthshaus. [3]) Haut und Haar.

Tann slept' er eiße Vasser han,
That Sucker tarein nu;
Nehmt' inter Pett Puteille tann
Und koß kar Rum tasu.

„„Was Teiwel"", ruft' ich, „„tu ast Rum!
„„Wo ast tu's muggelirt?[1])
„„Und trinkst kar Krog! tas ist nicht tumm!
„„Tu pist kanz siwlischirt!""

Er sagt': „Ich öhrt tas Krieg, tas wär,
„Für Siwlischation;
„Nu tenkt' ich immer in und er[2]):
„Was ist tas für Person?"

„„Person!"" sagt' ich, „„wie tum tu pist!
„„Tas ist man Haustruck ploß;
„„Ich will erklären, was tas ist;
„„So wirst tu's aben los.

„„Siehst tu, altmodis ist noch Ruß,
„„Sießt nicht hauf Weib und Kind;
„„Sießt nur hauf solche Mann sein Suß,
„„Ter in te And at Flint'!

„„Tas haber ist nu nicht mehr Mod',
„„Kanz halt geworden sohn;
„„Jetzt slägt man was ta workommt tod,
„„Tas ist Siwlischation!""

„Ja", sagt' er, „tas ist nu wohl klar,
„Taß tas man Haustruck ist;
„Toch klarer ist, taß kanz und kar
„Answurst tu immer pist!

„Kots Dausend!" ruft er, „ich pin toch
„Tenn lang' sohn siwlischirt!
„Tu warst mein Wreind und weißt wohl noch,
„Wie ich tich ab wrisirt!"

Wie tas nu kräulich mir mißwiel,
Was sagt' der krobe Wicht!
Er at kein Tilf[3]) won Sartgewühl!
Ich that, als öhrt ich's nicht.

Nu att'n wir alles, was man praucht,
Wir lebten unsinirt;
Gekrokt wurd' nun, genapst, geraucht
Und auch bolitisirt.

Er wragt': „Wo ast tas Krimskrams er,
„Was nun thust plarren tu?" —
Tu selbst thust plarren, krobe Pär!
Tacht' ich und sagte nu:

„„In Katzenwanz ist ein Trachtir,
„„At Schock[4]) und Kegelpahn;
„„Tas Schock sreit vie alt kräulich Thier,
„„Wängt man su schocken han.

„„Ta kam oft aus der Tadt hein Mann —
„„Ui, ui, ui, ter war klug!
„„Wenn ter man wangt zu prechen han,
„„So precht' er wie hein Puch!

„„Ter at nu alles mir versählt
„„Und at gemacht mir klar,
„„Wie mit tas Krieg es sich werält
„„Und wie tas kommen war.

„„Siehst tu: Ter Turk nehmt' von te Ruß
„„Te Kirchenlüssel weg,
„„Und at gegeben an Wranzus;
„„Nu ging tas Fried' hum Eck!

„„Wie machen toch hoft vunderlich
„„Te kroße Errn kleich Treit!
„„Und könnten toch wohl elfen sich
„„Turch heine Kleinigkeit;

„„Tenn ätt' man heiner mich gewragt:
„„Was ist su thun tenn nu?
„„So ätt' ich kleich wor Turk gesagt:
„„Mach noch hein Lüssel su!""

„Wie sad' ist", sagt er, „taß tich tann
„Man noch nicht kennen that!
„Geviß, so'n teiwels kluge Mann
„Ätt' man gewragt hum Rath!

[1]) geschmuggelt. [2]) hin und her. [3]) Tropfen. [4]) Schaukel.

„Wie in tas Krieg es wirklich war",
Sagt' er, „freibt Tück für Tück
„An landse Wreinde ips und klar
„Ein revals Koddanik.[1])

„Attst tu tie Prief' gelesen tann,
„Würd'st wissen tu Peseid,
„Und taß tein vunderkluge Mann
„Und tu Answursten seid!"

Ich sagt': „„In hestnisch Prach ist tas!
„„Tas lest ja Pauer ploß,
„„Und nicht hein solche Mann, ter was
„„In seine Kopp at los!""

„Parton!" sagt' er, „ich tenkt nicht tran,
„Taß tu gepildet pist,
„Und taß nur so'n gepild'te Mann
„Wranschös und henglisch liest!"

Nu sind es pald swei Jahre her,
Taß wir uns wieder sahn;
Toch was er war, tas ist noch er:
Ein halte Krobian!

Wenn ich was Kluges sagen thu,
Lacht er mit Maul so preit
Und pricht so pottend Seug dasu,
Hals wär nur er geseit;

Toch weil ich mich penehme wein,
Senirt er hetwas sich,
Nicht so, wie sonst Hochs, Hesel, Swein, —
Answurst nur ruft er mich. —

Nu wahr ich hoftmals su ihm haus;
Toch pöß ist meine Wrau;
Tenn immer komm ich pät nach Aus'
Und manchmal recht kartau.[2])

„Ich wünsch'", sreit tann mein alte Satz
Mir sankend immer wor,
„Taß pahlse Wreind toch wieder klatz
„Recht tüchtig tir um Hohr!

„Was gehst tu mit te Lurgus[3]) um!
„Sein alt Ansnarr pist tu!
„Und merkst tas nicht, sagst, er ist tumm;
„Tu selbst pist tumm wie Kuh!"

„„Ach Wrau!"" sagt' ich, „„tu siehst nicht hein,
„„Was Männersachen sind!
„„Und prichst so in te Tag inein
„„Wie halte, tumme Kind!

„„Ich sag' tir, er ist haniant,
„„Krob, tumm und viderlich!
„„Toch weil sein Krog ist hintersant,
„„Tarum senir ich mich!""

Sie sagt: „So ole Kukuk tich
„Und teine pahlse Wreind!
„Tu pist alt Pruder Liederlich
„Und pleibst es, wie es seint!"

Und wenn mein Wrau auch Weuer puckt,
Ich geh' toch mit ihm um;
Tenn ich ab inter Pett gekuckt,
Ta war genug noch Rum!

[1]) Stadtbewohner. Während des Krieges erschienen in Reval von Zeit zu Zeit kleine Broschüren in ehstnischer Sprache unter dem Titel: „Briefe eines Revalischen Stadtbewohners an seine Freunde auf dem Lande", in welchen auf eine klare, Vaterlandsliebe stark anregende Weise den Ehsten die Begebenheiten des Krieges mitgetheilt wurden. [2]) soll ein mildernder Ausdruck für „betrunken" sein. [3]) Dummkopf.

Wilhelm Smets.

Reval.

Dunkel, geheimnißvoll, wie längst entschwundene Träume,
Stehst du an Finnlands Golf mir vor dem inneren Sinn.
Ist es Erinnerung, ist's nur liebliche Täuschung, zu wähnen,
Daß ich noch deiner gedenk', wo mich die Mutter gebar?
Wo mir in's Auge zuerst einströmte die heitere Bläue
Deines Himmels, so klar leuchtend am herbstlichen Tag;
Wo sich meiner gefreut nach lastendem Schicksal der Vater,
Wo mich die Mutter zuerst drückt' an die schwellende Brust;
Wo mit geweiheter Fluth im Tempel des heiligen Olai
Gläubig der Diener des Herrn netzte mir Scheitel und Stirn.
Kaum noch umwallte Gelock goldfarbig und glänzend das Haupt mir,
Als mich der Schlitten dir schon, früheste Heimath, entführt.
Aber wohin mich auch trug aufwogend die Welle des Lebens,
Zog mich ein dunkles Gefühl sehnend nach dir doch zurück,
Wo ich dem goldenen Licht zuerst entgegen gelächelt,
Wo mir die Thräne zuerst blühende Wangen genetzt. —
Und wohin mich auch fürder, gelangt nun schon zu des Lebens
Mittag, führe mein Loos dunklern und lichteren Pfad,
Immer werd ich nach dir mich sehnen mit kindlicher Neigung,
Reval am finnischen Golf, wo mich die Mutter gebar.

Dankgebet.

Was hab' ich dir, unendlich Gütiger,
Nicht alles zu verdanken! — Alles, Alles!
So sag' ich recht und kniee weinend nieder,
Denn unaussprechlich ist mein heißer Dank.

Hoch schwillt mein Herz und weiß sich nicht zu fassen,
Wenn mir Erinn'rung vor die Seele führt
Die Tag' und Stunden all', die unzählbaren,
Wo deine Liebe mich gesucht, gefunden,

Gestärkt, geschützt, getröstet und genährt;
Wo du der reinen Freuden mir so viele
Bereitet hast, aus mancher Fahr und Noth
Gerettet mich, den Ausweg mir gezeigt,
Wenn sich mein Geist in Dunkelheit verlor.
Wie Manches, drob mein Herz gezittert schon,
Hast du mit güt'ger Hand mir fern gehalten
Und plötzlich, wenn ich keine Hülfe sah,
Mir zugewandt, was Trost und Hülfe gab.
Und als der Tod mir schon an's Herz getreten,
Bar aller Kraft ich ausgestreckt da lag,
Da nahmst du nicht den letzten Lebensodem
Von meinen Lippen weg: Ein Schlummer sank
Von deiner Huld auf mich herab, und wieder
Erhob ich mich zum Leben neu empor.

Unendlich Gütiger, so hab' ich Alles,
Ja, Alles dir zu danken, dir allein!
Ich bleibe weinend auf den Knieen liegen,
Denn unaussprechlich ist mein heißer Dank ....
Es ist ein bodenloses Meer von Güte,
Worein ich schaue, Herr, gedenk' ich dein:
Wie du mich hast geführt so wunderbar,
Wie du mit Freuden hast mein Herz erfüllt,
Daß ich von Leiden kaum zu sagen weiß;
Sie schwinden all' wie unempfunden hin
Vor deiner großen Güte Uebermacht.

Doch dreierlei ist's, Herr, wofür ich dir
Vor Allem danke, wenn ich darf den Werth
Von deiner Güte, du Unendlicher,
Nach Menschenbrauch ermessen, mehr und minder.

Das erste denn, mein Gott und höchster Herr,
Wofür mein Dank so unaussprechlich ist
Vor allem andern, ist die große Gnade,
Daß ich erkenne deiner Offenbarung
Umfang, Inhalt, Verständniß, Trost und Kraft
In deiner Kirche, welche einig, heilig,
Katholisch, apostolisch heißt und ist;
Daß ich ein Mitglied dieser Kirche bin,
Und ewig es zu bleiben heiß verlange.

Das Zweite drauf, mein Gott und höchster Herr,
Wofür mein Dank so unaussprechlich ist
Vor allem Andern, ist der heitre Sinn,
Den du mir, Gütigster, verliehen hast;
Das froh Gemüth, das nimmer mich verläßt,
Das aus dem Auge leuchtet, um den Mund
Mir spielt, die bleiche Wange färbt, die Brust mir hebt,
Das jede Freude doppelt mir bereitet
Und jeden Schmerz nur halb mich treffen heißt.

Das Dritte dann, mein Gott und höchster Herr,
Wofür mein Dank so unaussprechlich ist
Vor allem Andern, ist die Himmelsgabe
Herzinn'ger Freunde, die du auf den Pfaden
Unsteten Lebens mir hast zugeführt.
Es war so manches herrliche Gemüthe,
So manche klare, himmelvolle Seele,
So manches Herz, das mir aufrichtig schlug,
So mancher Biedermann mit Rath und That,
So Viele, Viele, die mit Innigkeit,
Mit lautem Jubel und mit stiller Freude,
Mit reichem Geist und tiefem Ernst des Lebens
Mich liebten, hegten, schützten, warnten, lehrten,
Die mich du Lieber, Bruder, Freund genannt. —

Ja, Alles, Alles, Herr, verdank' ich dir,
Doch meines Dankes innigstes Gebet
Bleibt immer dieses, wenn ich eingedenk
Der drei Geschenke bin, die du, o Vater,
Für mich herabgesandt aus Himmelshöhe,
Den Pilgerpfad mir dreifach zu erleuchten.
Ja, Herr, dies ist's, wofür vor allem Andern
In Thränen ich auf meinen Knien liege,
Von unaussprechlich heißem Dankgefühl
Erbebend in des Herzens tiefsten Tiefen.

Vorspiel.

Sinnend wand'l ich unter Bäumen,
Noch von keinem Laub bedeckt,
Doch die Sonn' aus Winterträumen
Schneller schon die Knospen weckt.

Und des Frühlings süßes Ahnen
Zieht durch Thäler über Höh'n,
Wie am Abend schon die Fahnen
Zu der Morgenfeier weh'n.

Junker Götz.

Zum Schweizerzug gerüstet, hält
Der Kaiser Max vor seinem Zelt,
Im grünen Hut und grünen Rock,
Als gelt's nur einem Gemsenbock,
Und Schaar an Schaar gereihet steht,
Und manches Fähnlein munter weht.

Der Kaiser spricht zum Junker d'rauf:
„Beim Schenk von Limburg stell' dich auf
Und laß empor die Fahne wehn,
Daß All' nach diesem Stande sehn,
Bis daß man trägt aus Constanz Thor
Die Reichsfahn' mit dem Adler vor."

Doch fehlet noch die schönste Zier:
Noch flattert nicht das Reichspanier.
Und längst zu Roß im dichsten Hauf'
Herr Schenk von Limburg wartet d'rauf;
Nach Constanz unverwandt er blickt,
Weil man von dort das Kleinod schickt.

Hei, wie strich da der Junker aus
Gleich Wettersturm und Windgebraus!
Und machte sich auf seinen Stand,
Die Fahne hoch in starker Hand,
Und hielt des Kaisers Wort in Acht,
Bis man des Reichs Panier gebracht.

Der Kaiser merkt's und winkt heran
Den jungen, schmucken Reitersmann,
Der trägt an einem langen Speer
Des Markgraf Friedrich's Fahn' einher,
Erprobt in manchem Kampfe heiß,
Die Farben waren: Schwarz und Weiß.

Und wißt ihr, wer die Fahne trug?
'S war ein Gesell, noch jung genug,
Ward d'rauf der Unterdrückten Hort,
Ein Mann der That von freiem Wort,
Der Götz war's, später nur genannt:
Der Ritter mit der Eisenhand. —

Das Reich zerfiel, sein Banner sank,
Dem Grab entstieg kein Theuerdank;
Doch höher stets in Ehr' und Preis
Die Fahne wehte schwarz und weiß, —
Gieb, Herr, sie wehe immerfort
Für Recht, Gesetz und freies Wort!

Schlummer im Walde.

Es wiegt des Waldes Stille
Ein müdes Herz in Ruh,
Des Laubes schatt'ge Hülle
Weht sanft ihm Kühlung zu.

Und bei der Zweige Rauschen,
Die lind der West bewegt,
Läßt sich's vergnüglich lauschen,
Wie's leis' und leiser schlägt.

Auch süße läßt sich's träumen,
Das Aug' von Schlummer matt,
Wie's unter Kirchhofbäumen
Bald ausgeschlagen hat.

Harald von Brackel.

An meinem Geburtstage.

Ein halbes Säculum entschwunden,
Und ach, wie weniges vollbracht!
In all' den vielbewegten Stunden
Wie kurz der Tag, wie lang die Nacht!
Wie prangte stolz der Baum in Blüthen,
Als Lenz und Jugend ihn durchbebt;
Und jetzt — nach grimmer Stürme Wüthen —
Wie karg die Frucht, die er erstrebt!

Hab' ehrlich doch und treu gerungen;
Hab' ernst gedacht, gestrebt, geschafft,
Hab', wo Sirenensang erklungen,
Gekämpft mit vollster Seelenkraft!
Es hat der Wahrheit hehre Feier
Mit Andacht mir die Brust erfüllt —
Und dennoch oft des Irrthums Schleier
Verlockend Herz und Haupt umhüllt.

Unrecht zu fliehn, war mein Bestreben,
Ich haßte heiß der Willkür Wahn
Und habe doch im langen Leben
Gewiß des Unrechts viel gethan!
Die Quelle rinnt, die Fluren labend,
Der Strom verwüstet Land und Saat:
Ein anderes Gesicht am Abend
Zeigt dir des Morgens rasche That.

Ich hab' geliebt mit treuem Herzen,
Ich hab' geglaubt mit festem Sinn
Und dennoch schuf ich herbe Schmerzen
Dem Engel, dem ich eigen bin,
Und dennoch hat des Zweifels Dunkel
Mir oft den klaren Sinn getrübt,
Trotz Sonnenschein und Sterngefunkel
Die Nacht ein trostlos Recht geübt.

Und jetzt, wo an des Grabes Schwelle
Unsicher schon der Fuß mich trägt,
Wo mahnend jede Zeitenwelle
Wie Todesruf an's Ohr mir schlägt:
Was ist mir nun als Trost geblieben,
Was hat kein Zeitensturm verweht?
Ein heil'ges Glauben, Hoffen, Lieben,
Das hier und drüben nicht vergeht!

Ein Lieben, das mit heil'gen Banden
Mich knüpft an Weib und Kind und Freund;
Ein Hoffen, daß mich Der verstanden,
Deß Licht durch tiefste Nächte scheint;
Und fester, wandelloser Glaube,
Daß nichts vergeht, was einmal war,
Und daß, ob Staub auch sinkt zum Staube,
Der Geist doch fortwirkt immerdar;

Der Glaube, daß der Reue Thränen
Mein Irren vor dem Herrn gesühnt,
Und jedes kindisch-stolze Wähnen,
Deß sich der schwache Staub erkühnt;
Und daß — wenn, von ihm losgerissen,
Der Geist den Körper von sich streift, —
Einst drüben jedes Tröpflein Wissen
Zur Perle der Erkenntnis reift.

Geständnis.

Du gingst von hier, ich sah dir schweigend nach,
Und meine Augen füllten sich mit Thränen. —
O, wüßtest Du, was jede Thräne sprach,
Du würdest mich gewiß nicht glücklich wähnen!
Du hast allein mein Streben ganz verstanden,
Hast meines Herzens Poesie erkannt,
Und wenn der Schwermuth Fesseln mich umwanden,
Durch deinen Geist den Dämon mild gebannt.

Was irgend gut und schön, flocht die Natur
Zum Kranz, ihn auf den Scheitel dir zu drücken,
Wie eine Mutter Blumen raubt der Flur,
Um des geliebten Kindes Haupt zu schmücken.
Du aber trägst demüthig und bescheiden
Das hohe Loos mit magdlich reinem Sinn,
Bezweifelnd das, worum dich andre neiden,
Und bist darum der Frauen Königin.

Der Lyra Saiten darfst du Sprache leih'n,
Begeist'rung weckt ihr wunderbares Tönen;
Und Melodien innig, silberrein,
Beschwingen den Gesang, ihn zu verschönen.
Hoch schwingt sich deines Geistes mächt'ger Flügel,
Trägt dich von niedrer Erde himmelwärts;
Der Genius drückt dir auf die Stirn sein Siegel,
Doch mild und kindlich bleibt dein schönes Herz.

Gedenk' ich noch der holden Wohlgestalt,
Des Zaubers, dem selbst Frauenstolz sich neiget,
Des Auges, voll von magischer Gewalt,
Des leichten Gang's, der kaum die Blumen beuget?
Verleiht mir Worte, um es auszusagen,
Es würdig zu verkünden im Gesang!
Ich darf nicht jubeln und ich will nicht klagen;
Die Harfe schweigt, — wehmüthig stirbt der Klang...

Trinklied.[1])

Mein Mädchen und mein Wein
Erheitern mir das Leben;
Jung muß mein Mädchen sein
Und alt der Sohn der Reben.

Mein Mädchen fein und zart,
Mein Wein voll Kraft und Stärke,
Doch beide deutscher Art
Und deutsch in jedem Werke.

Ich ruh' an ihrer Brust
Vom treuen Arm umschlungen,
Ich trink' und sing' voll Lust
Und red' in fremden Zungen.

Bis mich der alte Freund
In seinen Arm genommen,
Der es so treulich meint,
Zu dem wir alle kommen.

Doch nimmt er nicht allein
Mich in sein Reich hinüber —:
Mein Mädchen folgt, mein Wein
Und werden mir nur lieber.

Jung bleibt mein Mädchen dort,
Der Wein wird immer älter;
Der Durst lebt fort und fort,
Die Lieb' wird niemals kälter.

Mein Mädchen und mein Wein
Erheitern mir das Leben;
Jung muß mein Mädchen sein
Und alt der Sohn der Reben!

[1]) aus einer handschriftlichen Widmung im Nachlasse meines sel. Vaters: „Warnung von J. v. Mosen. Trinklied von Harald von Brackel. Zwei Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte componirt und dem Baron Carl von Grothuß hochachtungsvoll zugeeignet von C. L. Petrick."

Friedrich Glasenapp.

Ihr Zimmer.

Sie ist wohl ausgegangen,
Ihr Zimmer sind' ich leer,
Doch all ihr liebes Leben
Umweht mich rings umher.

Das Körbchen und der Rahmen
Nur eben aufgespannt,
Und Melodien und Lieder,
Die ich ihr zugesandt.

Die Veilchen hier im Glase
So duftig und so grün,
Und dort die Rosen am Fenster,
Wie frisch und voll sie blühn!

Ist alles an seinem Orte
Und alles sauber und nett,
Und jener Schirm behütet
Ihr jungfräuliches Bett.

Die Augen laßt mich schließen,
Mich faßt ein heilig Graun,
Ich mag, ich mag nicht weiter
In diesen Tempel schaun.

Zwei Ghaselen.

I.

Uns schmeichelt nicht wie ein Gedicht die Welt,
Mit Ammenliebe wiegt uns nicht die Welt.

Es giebt der Ernst dem Leben seine Weihe,
Und hält uns fest in heil'ger Pflicht die Welt.

Willst du mit Blüthen deine Schläfe schmücken —
Und ihrer viel zu Kränzen flicht die Welt —

Nach heißem Ringen, mühereichem Streben
Zeigt gerne dir ein froh Gesicht die Welt.

Doch nach dem Höchsten mußt hinauf du schauen,
Da leuchtet in verklärtem Licht die Welt!

Von oben stammt das rein Unwandelbare,
Und alles Andre baut und bricht die Welt!

II.

Mißkenn' das Weiß in deinen Locken nicht,
Das sind des Winters starre Flocken nicht.

Dein Auge glänzt und deine Wange glühet
Und deines Lebens Pulse stocken nicht.

So reich bedacht mit holden Lenzensgaben,
Verschmäh' des Maies Blüthenglocken nicht,

Nicht um dich her das frisch bewegte Leben,
Im duft'gen Hain der Liebe Locken nicht.

Sei froh, du lebst in Jugendmaienfülle
Und vor den Blüthen sei erschrocken nicht.

Ja, wenn auch Lenz und Sommer dir erstarben,
Doch reicht dein Herz dir karge Brocken nicht.

Ich möcht' ein Funke sein.

Ich möcht' ein Funke sein,
Zünden bei Groß und Klein,
Wecken den Liebesbrand
Für unser Ostseeland!
Ich möcht' ein Funke sein,
Zünden bei Groß und Klein,

Ich möcht ein Funke sein,
Zückender Himmelsschein,
Für Recht und Glaubenshort,
Für unser deutsches Wort
Schlagen in Herzen ein,
Ich möcht' ein Funke sein,

Ich möcht' ein Funke sein,
Brause der Sturmwind drein,
Fache bei Weib und Mann,
Heilige Flammen an!
Ich möcht' ein Funke sein,
Schlagen in Herzen ein.

Ich möcht' ein Funke sein,
Wer wollt's nicht mit mir sein?
Halten zu aller Frist
Treulich was unser ist.
Ich möcht ein Funke sein,
Zünden bei Groß und Klein!

Mit dem ersten Grün.

Keine Blumen, keine Blüthen dir zu bringen,
Sollte, Liebchen, deinem Liebsten heute noch gelingen.

Denn sie schlummern süßen Schlummer in der Hülle,
Wie das Kind am Mutterbusen, selig stille.

Ihre Wimper Ahnungsträume nur umschweben,
Und sie schaun mit Liebesaugen Welt und Leben.

Laß sie ruhen, bis zu Liebe, Lust und Schmerzen
Sich erschließen all' die kleinen, stummen Herzen.

Laß sie träumen, laß sie ruh'n, die zarten Blüthen,
Will die frischen, grünen Blättlein nur dir bieten.

Im Herbst.

Ist der trübe Herbst erschienen?
Lenz und Sommer sah ich fliehn,
Sonnenglanz und Blüthenleben,
Alles Schöne ist dahin.

In den Garten will ich gehen,
Doch er ist so fremd, so leer!
In den öden Gängen liegen
Welke Blätter nur umher.

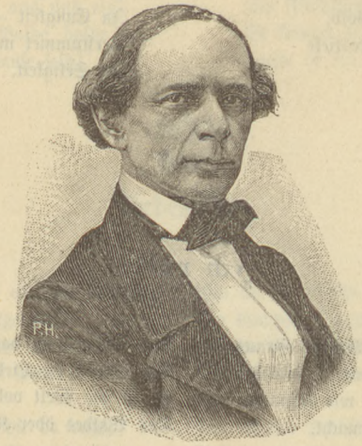
Traurig stehen Ulm' und Linde,
Auch die Eiche steht entlaubt,
Und die letzten Blumen hängen
Kummerschwer das welke Haupt.

Eine Blume noch von Allen
Seh' ich blühen, voll und schön,
Will sie brechen, — ach, da fallen
Ihre Blätter und verwehn!

Lied.

Ein Vöglein sitzt im Bauer, im Bauer so golden blank,
Und singt ein Lied der Trauer, der Trauer wohl Tage lang.
Da draußen der Frühlingshimmel, der Himmel ist rein und blau,
Da füllt ein bunt Gewimmel, Gewimmel so Fels als Au.
Da träumen Blüthenträume die Keime, noch eingehüllt;
Da sind sie so grün die Bäume, die Bäume und das Gefild.
Da wallt es um die Hügel, die Hügel und winkt und ruft:
O schwinge nur die Flügel, die Flügel frisch durch die Luft!
Und Liebchen lockt auch drüben, da drüben so hell und laut —
Dem Vöglein ist geblieben kein Lieben und keine Braut.
Ist All' dahingegangen, gegangen darf nicht hinaus,
Lieb' Vöglein ist gefangen, gefangen im blanken Haus!

Das neunzehnte Jahrhundert.



Alexis Adolphi.

Ein Traum.

Einmal noch im Abendstrahle
Wollt' ich auf dem Berge stehn,
Einmal noch zum grünen Thale
Meinem Lieb entgegensehn.

Ha, wie ich sie da erblickte!
Wie sie leis und linde kam,
Weinend an das Herz mich drückte
Und auf ewig Abschied nahm! — -

Aus dem Schlaf hat mich gerissen,
Herz, dein Klopfen wild und schwer:
Naß von Thränen war mein Kissen,
Tiefe Nacht lag um mich her . . .

Im reichen Erdenschooße.

Im reichen Erdenschooße
Ruht still das Gold,
Lautlos in Meerestiefe
Die Perle hold.

Himmlische Sterne schweigen
In Ewigkeit —
Verstummet meine Lieder
In Seligkeit.

Ich reite.

Ich reite durch des Waldes Graus,
Rings öde, dunkle Nacht!
Es streicht mein Roß wie Flammen aus,
Vom Sporne wild gemacht.

Das wilde Roß, das ist mein Herz,
Der Sporn die Liebe heiß;
Es ist die Welt voll Nacht und Schmerz
Des Waldes öder Kreis.

Tritt in den Weg mir, Lichtgestalt,
Du junges Morgenroth!
Fall' ein mir in die Zügel bald,
Sonst rennt mein Roß sich todt!

Wo ein blaues Flämmchen spielt.

Wo ein blaues Flämmchen spielt
Nächtlich über'm Grund,
Thut es den verborg'nen Schatz
In der Tiefe kund.

Blaue Flamme licht und rein
Dir im Auge lebt:
Glücklich, wer den tiefen Schatz
Deiner Liebe hebt.

Heimath.

Ein Knabe irrt im Walde,
Weiß nicht, wo aus und ein;
Er denkt nur: Balde, balde
Werd' ich zu Hause sein!

Du wirst noch irren, Knabe,
Als Jüngling und als Mann:
Es kommt der Greis am Stabe
Kaum in der Heimath an!

Liebesleben.

Mein Lieb, bin ich ein See fürwahr,
Groß, tief und sturmgehügelt:
Sei du die Sonne, die sich klar
Auf stiller Fluth ihm spiegelt!

Bin ich die dunkle Wetternacht,
Wo dumpfer Donner dröhnet:
Sei du des Regenbogens Pracht,
Der friedlich sie versöhnet!

Bin ich die Muschel, die da ruht,
Vom Meerschlamm trüb umfeuchtet:
Sei du der Perle reine Gluth,
Die ihr im Herzen leuchtet!

Bin ich ein Schifflein fern im Meer,
Fast in ein Nichts verschwommen:
Laß du als Sternbild licht und hehr
Zum Hafen heim mich kommen!

Das erste Veilchen duftig.

Das erste Veilchen duftig,
So fromm und frühlingsrein,
Wollt' länger leben und siehe!
Dein Auge muß es sein.

Des Sommers glühende Rose
Wollt' auch nicht sterben bald;
Nun lebt sie auf Deiner Wange,
Von Anmuth hold umwallt.

Die Kirsche fiel im Herbste
In süßer Purpurgluth,
Auf Deiner schwellenden Lippe
Sie nun so selig ruht.

Dich sah ein Stern am Himmel,
In Liebe zog er aus;
Er fand in Deiner Seele
Wieder sein Heimathhaus.

Livonenlied.

„Wenn die Reben wieder blühen,
Rührt sich ja der Wein im Faß“;
Drum aus dir der Bursch muß ziehen,
Alma universitas!
Musensohn vom Embachstrand,
Schau dein größres Vaterland!

Fern von Ehstlands flachen Säumen,
Bis zur Düna Felsenrand,
Wo des Peipus Wogen schäumen,
Bis zur Ostsee hehrem Strand:
Livland, groß und reich an Zier,
Vaterland, dich grüßen wir!

Burgen, Städte, — die getragen
Geisteslicht in Nordens Nacht, —
Fluren lachen, Wälder ragen,
Saaten stehn in goldner Pracht!
Seen und Ströme rauschen's laut:
Vaterland, so schön und traut!

Und ein Schloß auf Bergesquadern
Hoch in Landesmitte winkt,
Das mit hellen Silberadern
Reicher Quellen Band umschlingt.
Bergschloß über duftgem Thal,
Sei der Wandrer freud'ge Wahl!

Wo die Riesenwipfel rauschen,
Wo die Aa geht, felsgedämpft,
Wo der Väter Geister lauschen,
Die hier todeskühn gekämpft:
Wenden, Perl' in Livlands Kron',
Dir dies Lied vom Musensohn!

Deine altbemoosten Hallen
Heut durchbrause Jugendkraft,
Daß die Thale weithin schallen
Und erdröhn' der Berge Schaft:
Alter Wein und junger Muth!
Kalter Stahl und feurig Blut!

Und wenn's gilt den Kampf für's Hohe,
Leucht' uns Wendens Heldenthat:
Schlag' gen Himmel, heilge Lohe,
Auf der Ehre kühnem Pfad!
Livlands Söhne, stolz und frei,
Vaterland! sei's Feldgeschrei!

Victor von Andrejanoff.

Das Gebet der Welt.

Die Glocken läuten,
Die Orgel braust,
Und durch des Domes hohe Pforte
Wallen die Menschen zu heiligem Werk.
Der goldfrohe Kaufherr,
Im Handeln und Feilschen,
Im Raffen und Scharren,
In Listen geübt,
Wandelt bedächtig und würdig daher;
Klatschfrohe Matronen,
Verliebte Jungfern,
Sonntäglich geschmückt,
Im gleißenden Rahmen
Von Schneiders Hand
Die welken Reize zu zeigen; —
Beamte des Staates,
Gestrenge Herren,
Herzlos wägend
Der Brüder Geschick
In der Waage des Rechtes;
Der biedre Werkmann,
Emsig bemüht,
Das irdische Heil zu erjagen,
Rastlos den Pfennig zum Pfennig zu schlagen,
Und beim Klange der Glocken,
Beim Brausen der Orgel
Mit freudigem Lächeln
Des Abends gedenkend,
Da er im Weinschank und in der Bierstub'
Glas auf Glas mit den lieben Freunden
Leeren wird, weil es Sonntag ist; —
Die vornehmen Herren,
Die seidenumrauschten
Damen vom Adel,
Leere im Herzen,
Kälte im Blick,
Und Wohlgerüche um sich verbreitend —:
Sie alle, alle,
Streng geschieden
Durch Stand und Ansehn,
Durch Reichthum und Bildung,
Die nicht einmal den Gleichgebornen
Als „Bruder“ oder „Schwester“ grüßen,
Sie alle kommen
Zum hohen Dome,
Sie alle beten
Beim Klange der Glocken,
Beim Brausen der Orgel:
„Vater unser, der du bist im Himmel!“

Wer von den Tausenden allen,
Lauschend den Worten des Priesters,
Würde sich selbst entsagen,
Würde alle Thaten,
Die er gethan,
Alle Gedanken,
Die er gedacht,
Für nichts erachten
Und sich als Wurm im Staube fühlend
Nur danach trachten,
Die Gebote
Dessen zu ehren,
Der ihn erschuf?
Wunschlos,
Selbstlos
Nur zu dem emporzublicken,
Dessen Name,
Wie Mythe und Priester künden,
Höher als alle Vernunft?
— Keiner! Keiner! —

Doch alle beten
Beim Klange der Glocken,
Beim Brausen der Orgel:
„Geheiliget werde dein Name!“ —

Wer fragt nach dem Reiche
Gottes auf Erden,
Nach einem Reiche der Lieb' und Unschuld,
Des Allerbarmens?
Der Priester Sendung
Ward gleich den andern
Geschäften der Welt;
Sie stehn im Solde
Der Mitgebornen
Und treiben ihr Handwerk wie jeder Andre.
Aus stillem Gottesreiche
Ward ein streitbarer Staat,
Ewig bereit
Zu listigem Kampf
Mit den Fürsten der Welt,
Strebend wie diese nach Ehr' und Macht
Doch himmelan steigt
Auf Orgelwogen
Die zweite Bitte:
„Zu uns komme dein Reich!“ —

Habt Ihr in Gier und Angst
Nach einem heißersehnten,
Nach einem glänzenden Ziele gerungen
Und hättet nicht geknirscht,
Gelästert, geflucht
Im tiefsten Innern,
Wenn des Geschickes eherne Hand
Eure Hoffnung gestürzt,
Euren Wunsch gelähmt,
Euer Ziel zerschmettert;
Wenn das Thier erwachte
In Eurer Brust,
In Eurem Herzen die Wuth emporstieg,
Wie Lavaströme
Aus Kratertiefen,
Die Wuth der Enttäuschung, der eignen Unkraft? . .
Und dennoch betet
Ihr mit den Andern
Im hohen Dome
Beim Klange der Glocken,
Beim Brausen der Orgel —:
„Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel also auch auf Erden!“

„Gold! Gold!
Flitter und Putz!
Uepp'ge Gelage!
Phrynenbusen!
Bälle! Concerte!
Araberhengste!
Prangende Wagen!“
Also tönt's von den Lippen der Reichen
Und der, so nach Reichthum streben,
Während der Arme,
Keuchend im Schweiße mühsamer Arbeit,
Halb klagend und halb zürnend murrt:
„Nur die wenigen Groschen
Gieb mir, o Schicksal,
Für mich und mein Weib
Und die frierenden, hungernden Kinder; —
Und die Pfennige, die geringen,
Zu einem Erfrischungstrunk
In Aquavit,
Der die gemarterte Seele
Vergessen läßt,
Vergessen Elend, Mühe — und Tod!“
Doch der Reiche und der Arme
Murmeln im Dome,
Gebeugt in Andacht:
„Unser täglich Brot gieb uns heute!“

„Hetzt, hetzt, gegeneinander die Völker! —
Slaven rottet aus die Germanen! —
Biedre Germanen steinigt die Franken! —
Nieder, nieder mit Allen,
Die uns im Wege, die uns verhaßt,
Die uns verschuldet! —

Schlagt an's Kreuz die Narren,
Welche Euch Wahrheit künden!
Lästert die Euch lieben!
Tödtet die Euch strafen!
Keinen Fehltritt vergebt!
Wahret listig den Schein! —“
Also tobt's in lärmender Volksversammlung,
Also flüstert's im eitlen, rohen Herzen! —
Aber im Dome
Betet Jeder
Mit heuchelnder Inbrunst
Beim Klange der Gocken,
Beim Brausen der Orgel:
„Und vergieb uns unsre Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern!“

Rafft zusammen das rothe Gold
Mit fiebernder Hast,
Mit ekler Gier!
Betrügt den Nächsten,
Raubt und plündert,
Verborgen vor Recht und Gesetz!
Fröhnet der Wollust,
Der mächtigsten Göttin,
Prasset und schlemmet!
Leicht wird's ja zu sagen:
„Und führe uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns vom Uebel! —“
Jesus, Jesus,
Herrlicher Liebeshort,
Den uns der ewige,
Tief in der Menschenbrust
Wohnende Gott offenbart, —
Allerbarmer,
Dessen kein Menschenherz
Einst sich erbarmte,
O laß den Dichter,
Der an des Mitleids erlösende Macht
Und an Liebe noch glaubt,
Dein heilig Gebet
Für jene Alle
Als sühnender Priester
Zu Ende beten!
Laß ihn hoffend
Auf künftige Tage,
In denen sich
Erfüllt dein heilig Liebesgebot,
Jauchzend bekennen:

„Dein, o göttliche,
Opfernde Liebe,
Dein ist das Reich
Und die Kraft
Und die Macht
Und die Herrlichkeit!
In Ewigkeit! . . Amen.“

Lebensregel.

Hör', was das Leben spricht:
Das Halbe meide,
Thu' schweigend deine Pflicht
Und schweigend — leide.
In andern suche dich,
In dir die Liebe,
Bewahre frei dein Ich
Vom Weltgetriebe!

Der Welt Genüsse sind
Nur Tändeleien,
Sie fliehen wie der Wind
Und sie — entweihen!

Bewahr' in treuem Sinn
Des Schönen Bildnis
Und gehe ruhig hin
Durch diese Wildnis!

Die Ephemeren.

Gluth und Feuchte einten sich
Im Verborgnen inniglich,
Ihrer Liebesbrunst entsprang
Bunter Wesenschaaren Drang.
In dem goldnen Morgenschein
Reift und wächst, was schwach und klein,
Wenn der Mittag sengt die Flur,
Wandelt's auf der Liebe Spur,

Männchen sucht berauscht das Weibchen,
Leibchen schmiegt sich fest an Leibchen,
Wie Millionen Sonnenstäubchen;
Bis die Abendsonne mild
Glänzt auf's träumende Gefild:
In ihr rothes Strahlengrab
Sinken sterbend sie hinab . . . .

Nachtgesang.

Mild in den dunkelnden,
Träumenden Hain
Grüßen die funkelnden
Sterne herein,
Und an die flimmernde
Welle im Teich
Schmiegt sich der schimmernde
Mondenstrahl weich.

Noch durch die schattenden
Wipfel gelind
Haucht mit ermattenden
Flügeln der Wind,
Und wo das säuselnde
Schilf sich bewegt,
Leis die sich kräuselnde
Welle noch schlägt.

Aber der nächtige
Zauber beginnt,
Fesselt, der mächtige,
Welle und Wind;
Trägt das ermüdete
Ich aus der Zeit
In die umfriedete
Ewigkeit . . . .

Eroica.

Wille,
Geboren aus ewiger Urnacht
Heiligen Tiefen
Zum seligen Licht
Ewigen Tages!
Wille, zu leben,
Zu leiden, zu kämpfen,
Zu lieben, zu hassen!
Wille, ein Mensch zu sein,
Allem Menschlichen
Innig vertraut!
Wille, im drangvollen
Treiben der Vielheit,
Im Marktgetümmel
Lauter Gemeinheit,
Im Hasten und Jagen
Oeder Genußgier
Sein Ich zu bewahren
Machtvoll, vornehm und groß!
Wille, zu herrschen
Ueber den Pöbel,
Weil solcher Wille
Zur Herrschaft berufen,
Niederzuschmettern
Alles, was halb und hohl,
Wenn es ihm gleich sich dünkt;
Sehnsucht nach seliger Zweisamkeit,
Welche den Starken
Aus seiner Bergesgipfeleinsamkeit
Ewig hinabscheucht
Entgegen dem Schwachen,
Zarten, Innigen,
Das er im Weibe
Jubelnd begrüßt.
Wille zur Macht, Wille zur Liebe,
Ewiger Wille zum Leben! . . . .

Willst Du das Große,
Woll' es allein,
Nie kann die Menge
Gefährte Dir sein!
Sahst Du den Adler
Auf einsamer Höh'?
Sahst Du die Kapgans
Auf einsamer See?
Einsam die Sonne,
Die Herrin der Welt,
Einsam der Herrscher,
Einsam der Held!

Willst Du das Große,
Werde zu Stein,
Sarge die Wünsche
Und Hoffnungen ein!
Liebe und Freundschaft
Lege in's Grab,
Senk' auch die Treue
Mit ihnen hinab!
Wenn auf den Friedhof
Ihr Trauerzug wallt,
Wird's um Dich öde,
Weht's um Dich kalt.

Sehnsucht im Herzen,
Nimmer zu stillen,
Ringt mit des Geistes
Mächtigem Willen.
Sehnsucht nach Allem,
Was lange schon todt,
Heißer und heißer
Die Pulse durchloht.
Einsamer wird es,
Einsamer stets,
Und auf der Höhe
Eisiger weht's;
Aber der Himmel
Reiner dort blaut,
Heller die Sonne

In's Auge Dir schaut,
Tiefer versinkt Dir
Der irdische Ball,
Lachender winkt Dir
Das göttliche All,
Glaubst in's Unendliche
Selig zu schweben, —
Aber die Sehnsucht
Flüstert — vom Leben! . . .

Steig' hinab von Deinem Gipfel,
Geh' im Schatten laub'ger Wipfel
Schmalen Pfad entlang!
Gold'ne Sonnenlichter fallen
In die weiten grünen Hallen,
Laut und lauter hörst Du schallen
Hellen Vogelsang.

Tritt hinaus jetzt aus dem Walde
Auf die stille Blumenhalde,
Wo im Sonnenglanz
Leichtbeschwingte Falter gaukeln,
Gold'ne Bienen, bunte Fliegen
Sich auf Gräserspitzen schaukeln,
Sich im Blumenkelche schmiegen
Und sich dreh'n im Tanz.

Horch, ein Jagdhorn! Fröhlich schallt es,
Lockend in die Fern' verhallt es
Hinter Wäldern weit.
Lebenslust im Herzen weckt es
Und empor die Seele schreckt es
Aus der Einsamkeit.

Möchtest unter Menschen gehen,
Ihr bewegtes Leben sehen,
Froh mit ihnen sein!
Möchtest auf den Rasen sinken,
Wo dir Jugendträume winken,
Thau von Rosenlippen trinken,
Dich der Liebe freu'n!

Einsam war es auf der Höhe,
Fern der Lust und fern dem Wehe
Dieser kleinen Welt;
Selig ist's hinabzuschweben
In das grüne Thal, in's Leben,
Selig fühlt sein Herz erbeben
Hier der trotz'ge Held.
Zwischen Thal und Höhe schwanken
Echten Sonnensohns Gedanken.
Glücklich, wessen Geist
Höchste Gipfel frei erflogen,
Tiefste Thäler frei durchzogen,
Sich von Meer- und Aetherwogen
Schäumend sah umkreist . . . .

Dem Helden Heil,
Der allem Menschlichen
In Weh und Wonne
Liebend sich geneigt!
Dem Helden Heil,
Der allem Menschlichen
In ernster Größe
Still sich abgewandt!

Dem Helden Heil,
Der in dem Drang der Welt
Mit schaffend, kämpfend
Nie sein Selbst verlor!
Dem Helden Heil,
Der aus dem Drang der Welt
Sich flüchtete
In hohe Einsamkeit! . . . .

Der Westwind.

Auf dem Schnee der Kordilleren gestern Abend noch ich ruhte
Badend in der Tropensonne duftgetränktem Purpurblute,
Hauchend kühlen Lebensodem in das blüthenreiche, wilde,
Amazonenstrombespülte brasilianische Gefilde.
Aber als die Nacht vom Himmel stieg auf Mondenstrahlensprossen,
Sprang ich auf und kam, auf Blitzen reitend, in das Thal geschossen;
Mit der Sturmesgeißel trieb ich vor mir her die Wetterwolke,
Freude bringend Meer und Erde, Schreck dem armen Menschenvolke,
Ueber Städt' und Dörfer sausend auf dem Roß, dem flammenhellen,
Bis ich niedertauchte brausend in des Oceanes Wellen.
Schmeichelnd hier mit leisem Finger strählte ich der Wogen Locken,
Kränzte mein Gewand mit ihres weißen Schaumes Silberflocken,
Wiegte mich in sel'gen Träumen auf den blauen Spiegelfluthen,
Drin gleich lang' versunk'nen Inseln Mond und Sterne schweigend ruhten.
Mit des Mondes erstem Strahle aber stieg ich aus den Wogen,
Kam im goldnen Wolkenmantel über Berg und Thal gezogen,
Schwang mein nebelschleiertheilend Schwert, das unsichtbare, scharfe,
Schlug mit starker Hand die Saiten auf des Waldes Riesenharfe.

Am Meer.

Roth in das fernhin rollende
Gewog' die Sonne sinkt,
Das Meer, das leise grollende,
Mit ihren Strahlen ringt;
Sie wiegen auf den Wogen sich
Und färben sie mit Gluth,
Um dann in Silberbogen sich
Zu stürzen in die Fluth;
Auf Purpurwölkchen schweben sie
Und senden Pfeile nieder,
Zum Felsenstrande streben sie
Mit funkelndem Gefieder;
Und ob auch wogenthürmend sich
Zur Wehre setzt die See,
Stets glüh'nder nahen stürmend sich
Die Schaaren aus der Höh'.
Dann bricht das nächt'ge Dunkel ein,
Die Fluth liegt still und groß
Und strahlt das Sterngefunkel rein
Zurück aus ihrem Schooß . . . .

Im Garten.

Rosen, die duftigen,
Nelken, Jasmin
Hier in dem luftigen
Garten mir blühn;
Falter, die gaukelnden,
Fliegen um's Haus,
Ruhen auf schaukelnden
Kelchen sich aus.

Fliegen, die summenden,
Schweben im Glanz,
Käfer, die brummenden
Führen den Tanz;
Vöglein im blühenden
Hain überall
Flöten die sprühenden
Weisen zum Ball.

Tief unter hängenden
Zweigen ich ruh',
Schaue der drängenden
Werdelust zu —
Und von dem schreckenden
Räthselbild „Leben"
Wag' ich den deckenden
Schleier zu heben . . . . .

Frau Sehnsucht.

Frau Sehnsucht reitet auf weißem Roß
Durch's Abendroth auf ihr Wolkenschloß.

Ihre goldnen Locken im Winde wehn,
Ihre dunklen Augen zur Erde sehn;

Ihr blauer Schleier wallt weit durch die Luft
Und füllt sie mit süßem, berauschenden Duft.

Der Wand'rer aber im tiefen Thal,
Beglänzt vom zitternden Abendstrahl,

Schaut in der Fern' über Bergen blau
Schweben die schöne, holdselige Frau.

Er lehnt auf seinen Stab sich still,
Das Herz ihm vor Sehnsucht springen will.

Kosmogenie.

Still ziehn ihre Gleise
Um Sterne die Stern';
Ihr Licht wandert leise
Von Ferne zu Fern'.
An dunklen Planeten
Ziehn grüßend vorbei
Goldhaar'ge Kometen
Und dünken sich frei! —
Doch mächtige Sonnen
Enttauchen voll Pracht
Dem grundlosen Bronnen
Der ewigen Nacht
Und bannen die frohen
Durchstreifer des Alls
In's Reich ihres lohen,
Gewaltigen Balls.
Doch dort, wo kein Funkeln,
Kein Flimmern mehr ist,
Wo Räume nur dunkeln,
Die Ahnung ermißt:
Da wogt es und wallt es
Im luftigen Meer,
Da drängt es und ballt es
Zu Formen sich schwer:
Gleich Nebelgespinnsten
Entsteigt es dem Schooß,
Aus glühenden Dünsten
Ringt flammend sich's los.

Vom leuchtenden Kerne
Löst Ring sich um Ring,
Belebend die Ferne,
Die leer ihn umfing.
Und wie sie erkalten,
Gebiert ihre Gluth
Das Reich der Gestalten,
Fels, Erde und Fluth;
Und Blumen erheben
Sich duftig und bunt,
Und Thiere beleben
Den einsamen Grund, —
Bis sehnsuchtbeflügelt
Das Leben zerreißt
Den Bann — und sich spiegelt
Im menschlichen Geist . . . .

So muß aus dem Einen,
Das Alles erfüllt,
Die Vielheit erscheinen,
In Körper gehüllt.
Nach ewigen Normen,
Selbst Zweck sich und Ziel,
Vollzieht sich der Formen
Vergängliches Spiel.
Der Vielheit Gebrechen,
Die Leiden des Ich,
Die Täuschungen brechen
Zusammen in sich,
Wenn endlich zerrissen
Das trügende Netz,
Beseligt wir wissen:
Es herrscht das Gesetz! —

Kunst und Leben.

Ohne Post und Telegraphendraht,
Ohne Dampfkraft, ohne Schienenpfad,
Ohne Buchdruck, ohne Tinte gar
War die Menschenwelt viel tausend Jahr', —
Aber ohne Poesie
Nie!

Mondnacht im Sommer.

Schau, wie silberglänzend
Sich der Mondenschein,
Ferne Hügel kränzend,
Legt auf Flur und Hain!
Lichte Netze webt er
Fort von Zweig zu Zweig
Und im Windhauch bebt er,
Einem Schleier gleich.

Von den Bäumen nieder
Tropft sein bleiches Licht,
Hebt sich zitternd wieder
Zu den Wipfeln dicht, —
Hüpft in tausend Funken
Auf des Baches Fluth,
Die, wie liebetrunken,
Reglos in ihm ruht.

Doch der hellste Schimmer
Und der reinste Strahl,
Ungleich dem Geflimmer
Ueber Berg und Thal,
Dringt mit warmem Scheine
Durch den laub'gen Wall
In's versteckte, kleine
Nest der Nachtigall.

Der fliegende See.

Was nicht wo, nicht wann geschehn
Und doch nimmer kann vergehn,
Wundermär aus alten Tagen
Drängt es mich, Euch anzusagen . . . .

Auf der fetten Weide gehn
Still die schöngehörnten Rinder,
Während braune Hirtenkinder
In dem weichen Grase liegen,
Nach den Schmetterlingen sehn,
Die von Blum' zu Blume fliegen, —
Oder emsig sich bemühn,
Katzenpfötchen, Gänseblümchen
Und Vergißmeinnicht zu finden,
Die am Grabenrande blühn,
Kleine Kränze d'raus zu winden.

Mitten auf der Wiese sitzt,
Von der Sonne überblitzt,
Da ein junges Menschenpaar;
Goldblond er, sie braun von Haar.
Er mit hellen, blauen Augen,
Welche gut zum Schmeicheln taugen,
Sie mit dunklen Feuerblicken,
Die nicht schmeicheln — doch berücken.
Aneinander dicht geschmiegt,
Wang' an Wange brennend liegt,
Hand und Hand verbinden sich,
Lipp' und Lippe finden sich.
Was die Hirtenkinder treiben,
Wo die schönen Rinder bleiben,
Sehen ihre Augen nicht, —
Sehen nur das eigne Licht,
Gras und Himmel ringsumher,
Sonnenglanz — und sonst nichts mehr . . . .

Schwüler wird die Sommerluft,
Stärker wird der Kräuter Duft,
Und die Mittagssonne brennt
Steil herab vom Firmament.
Spricht das Mägdlein zu dem Knaben:
„Schon seit vielen Stunden haben
Wie zwei Ochsen wir gesessen,
Die, ihr Futter wiederkäuend,
Selbst das Brüllen ganz vergessen.
Brüllen zwar geziemt uns nicht,
Aber Singen scheint mir Pflicht
Aechter Hirten! — Laßt uns singen,
Herz und Ohr zugleich erfreuend!" . . . . .
Und im Wechselsange klingen
Ihre Stimmen silberhell
Durch die Einsamkeit — und schnell
Sammeln sich zu ihren Füßen,
Angezogen von der süßen
Weise, all' die andern Kinder,
Die gespielt im Grase rings,
Näher kommen auch die Rinder,
Weiden ruhig rechts und links.
„Perkohn will ein Weib sich holen,
Fährt mit tausend weißen Rossen
Durch die Wolken über's Meer.
Sonne trägt ihm nach den Brautschatz
Und bestreut mit rothem Goldstaub
Alle weißen Wogenkämme." —

Horch! Welch donnerähnlich Brausen,
Welches Pfeifen, welches Sausen! — —
Aufwärts blicken sie erschrocken,
Sehen schwarze Wolkenflocken
Nahn von Osten schnell und schneller;
Werden dunkler bald, bald heller
Gleich wie mächt'ge Wasserwogen,
Von der Luft emporgezogen.

Da ertönt ein Ruf gewaltig:
„Sorgt Euch nicht, Ihr guten Kinder!
Ueber Euch und Eure Rinder
Meine Hände schirmend halt' ich!

Steht ein Greis in ihrer Mitte,
Trägt ein Kleid nach fremder Sitte,
Hält ein Roß an goldnem Zügel,
Und das weiße Roß hat Flügel . . . .

Lauter sauft es, lauter braust es,
Schwarz der Himmel, schwarz die Luft,
Kalt wie eine Todtengruft —
Und den jungen Hirten grauft es.

Wieder redet da die Stimme:
„Mit den Wolken aus der Höh'
Nieder kommt der Sepensee;
Bald in seinem Wogengrimme
Wird er diese grüne Flur
Ueberschwemmen, — Alles tödten,
Was zur Stunde sie betreten.
Retten werdet Ihr Euch nur,
Weil ein Lied Ihr habt gesungen,
Das mir süß an's Ohr geklungen!"

Da mit lauten Donnerschlägen
Niederrauscht ein mächt'ger Regen;
Fische, Muscheln, Frösche, Quallen,
Schilf und Seegras niederfallen,
Und die Wolke aus der Höh'
Senkt sich nieder, — wird zum See.

Doch an's ferne Ufer treiben,
Liegend auf dem grünen Rasen,
D'rauf die Rinder ruhig grasen,
Die erschrocknen Hirten; bleiben
Lange noch in bangem Schweigen,
Wagen kaum den Blick zu heben,
Noch zum See hinabzuneigen
Und umklammern sich mit Beben.
Doch der ihnen ließ das Leben,
War verschwunden wie sein Blitz,
Heimgekehrt zum Göttersitz . . . .

Bischof Meinhard's Tod.

Auf seiner Burg zu Uexkull Herr Meinhard sterbend lag,
Mit hellem Auge grüßend des Lebens letzten Tag.
Von Schrecken frei und Zagen sah er zu Gott empor,
Und seine Sehnsucht pochte an's goldne Himmelsthor.

Es sangen graue Mönche Gebet und Litanei,
Und reis'ge Knechte eilten verstörten Blicks herbei;
Den Führer und den Vater entriß des Todes Hand
Der deutschen Heimat ferne, im wilden, fremden Land.

Wer würde jetzt sie leiten durch Lebens Schuld und Pein?
Wer würde für sie beten, wer ihr Berater sein?
Rings haßbewehrte Heiden, aus finstrer Waldesnacht
Bereit hervorzubrechen zu neuer Todesschlacht! —

Ha! Sind sie schon zur Stelle? Was knarrt das Eisenthor?
Wer schreitet waffenklirrend zur Halle da empor? . . . .
Es nahn die Livenfürsten in ihrer Mannen Hut,
Weil an sein Sterbelager sie Bischof Meinhard lud.

Sie neigen sich nur wenig und stehen grollend fern,
Doch Meinhard grüßt sie freundlich und spricht: „Ihr lieben Herrn,
Schenkt einem müden Greise zum letzten Mal Gehör,
Denn weit ist seine Reise und ohne Wiederkehr!

„Ihr glaubt, ich wär' gekommen aus Gier nach fremdem Gut,
Aus eitler Sucht nach Ehren, aus Durst nach Eurem Blut;
Ihr glaubt, ich sei von Kaiser und Papst hierher gesandt,
Mit List und Macht zu rauben der Liven Gut und Land;

„Ihr seht, ich bin nicht streitbar, bin nicht zu fürchten mehr, —
Noch wen'ge Augenblicke — und dieser Platz ist leer!
Was Euch den Bischof Meinhard so hassenswerth gemacht,
Wird bald in kühler Erde zur ew'gen Ruh gebracht.

„Es war mein Herz, Ihr Stolzen, mein Herz voll Gottvertraun,
Das an dem Tempel Christi hier wollte weiterbau'n!
Es war die heil'ge Liebe, die nicht vermag zu sehn,
Daß ohne Gott und Heiland ein Mensch soll untergehn!

Ich hab' nicht Gold noch Schätze erkämpft in diesem Streit;
Mein Gold, das ist mein Glaube, mein Schatz — dies Priesterkleid;
So tret' ich vor den Höchsten und bet': „Nimm gnädig auf
Auch die, die mich verfolgten auf meinem Erdenlauf!"

„Wohl schmerzt die harte Wahrheit, daß ohne Kampf kein Heil, —
Daß auch die reine Liebe bewehrt mit Axt und Pfeil;
Wir Menschen müssen Alles erringen schwer und bang
Und tausendfältig irren, eh' uns ein Werk gelang!

„Und irrt' auch ich im Streben, das Gott der Herr mir gab,
So wollet mir vergeben, wie ich Euch längst vergab;
Seid glücklich durch den Glauben, seid glücklich durch die Lieb',
Die ich mit schwachem Finger in Eure Herzen schrieb!

„Und nun lebt wohl, lebt einig, theilt Glück und Segen gern —:
Der Live und der Deutsche sind gleich vor Gott dem Herrn!
Lebwohl, mein schwer erkämpftes, mein neues Vaterland, —
Sei gold'ner Zukunft Wiege, du wilder Ostseestrand!" —

Er sprach's und schloß die Augen. Ein morgenrothes Licht
Umspielte, schnell verschwindend, sein bleiches Angesicht.
Da brachen in die Knie, des Trotzes jäh beraubt,
Die stolzen Livenfürsten und senkten stumm das Haupt.

Mit frommen Mönchsgebeten dann gab man das Geleit
Und alten Klageliedern aus grauer Heidenzeit
Dem ersten deutschen Priester, den hier das Grab umfing,
Dem ersten deutschen Helden, der hier zur Ruhe ging! —

Andreas Ascharin.

Dämmerstündchen.

Dämmerstündchen,
Traulich, — düster,
Plaudermündchen,
Leis Geflüster: —
Märchenbunte Kinderzeit!

Kühne Ritter,
Ungeheuer,
Lanzensplitter,
Abenteuer —
Und die schönste Königsmaid!

Hochzeitsfeste,
Jubelklänge
Und der Gäste
Bunt Gedränge: —
Schöner Traum — wie weit, wie weit!

Die Amazone.

Wie sprengest du auf stolzem Roß
Dahin in wildem Jagen!
Weit hinten blieb der ganze Troß
Der Reiter und der Wagen;
Vom Stahlgebiß des Rappen fliegt
Der Schaum in weißen Flocken,
Und um dein glühend Angesicht
Wehn feucht die blonden Locken.

Wem, schöne Amazone, gilt
Dein tollkühn Jagen heute?
Welch flüchtig-scheues Edelwild
Erkorst du dir zur Beute?

Willst du an stürmisch wilder Birsch
Dein stolzes Auge letzen,
Den starken, königlichen Hirsch,
Das Reh zu Tode hetzen?

Doch nein, du bist ja selbst das Wild,
Verletzt vom scharfen Pfeile!
Vergebens fliehst du schreckerfüllt, —
So hemme deine Eile!
Scharf ist der Sporn und schnell das Roß,
Doch nicht dir zum Gewinne,
Denn schneller sendet sein Geschoß
Der kleine Gott der Minne.

Andreas Beck.

Zum Schillerfest in Moskau.

1859.

Wohl stürmt es heut durch Herbstgefilde,
Doch Frühling ist's im deutschen Land;
Hoch steht bei ihres Dichters Bilde
Germania im Festgewand.
Und bis zu uns im tiefen Norden
Tönt es in mächtigen Akkorden
Und ladet uns zur Feier ein;
Und mahnt die Herzen und die Geister,
Zu huldigen dem großen Meister
In freudig innigem Verein. —

Dem Wandrer geht, dem Alpensohne,
Ein tiefes Sehnen durch's Gemüth,
Wenn fern am Horizont die Krone
Des heimathlichen Berges glüht:
So ragt wie eine Alpenfirne
Des Dichters hochgeweihte Stirne
Zum Himmel, dem sein Geist verwandt;
Und zieht aus allen Erdenzonen,
Wo Deutsche wandern, Deutsche wohnen,
Die Blicke nach dem Vaterland.

Denn an des Vielgeliebten Bilde
Erkennt sein Volk sich allermeist:
Die edle Kraft, die zarte Milde,
Das tiefe Herz, den hohen Geist.
Er ist der Sänger deiner Tugend,
Er ist der Priester deiner Jugend,
O Vaterland, und dein Prophet!
Wie auch der Zukunft Loose fallen:
Dein Name bleibet groß vor allen,
So lang noch Schiller dein Poet!

Noch sieht in frischem Lorbeerkranze
Ihn heute ein Jahrhundert stehn;
Es sah in blut'gen Ruhmes Glanze
Ein Weltreich werden und vergehn!
Nicht so des hohen Geistes Thaten:
Des Genius geweihte Saaten,
Sie reifen für die Ewigkeit,
Und Schiller's Name, allbewundert,
Strahlt von Jahrhundert zu Jahrhundert
Am Himmel der Unsterblichkeit!

Lessing.

Von einem Ritter geht die Kunde,
Der zu der Burg, im Wald versteckt,
Sich Bahn bricht und mit keckem Munde
Dornröschen aus dem Schlafe weckt.
Und in des Zauberschlosses Hallen
Wird alles Leben, alles Laut;
Und Dank- und Freudenlieder schallen
Dem Ritter und der holden Braut.

So schlief gebannt die deutsche Muse,
Verschollen wie in Grabesnacht,
Bis sie bei Lessings Zaubergruße
Zum Leben wunderbar erwacht.
Von Aberwitz und fremden Sitten
Zog sich ein Wald um ihre Burg;
Er aber drang mit Heldenschritten
Kühn durch die Nacht des Wahns hindurch.

Und auf der Bahn, die er gebrochen,
Drängt sich ein neu Geschlecht heran,
Und auf das Wort, das er gesprochen,
Wird manch' ein großes Werk gethan.
Die herrlichsten der deutschen Geister,
Die glorreich folgten seiner Spur,
Sie nennen Lessing ihren Meister,
Den Mann der Wahrheit, der Natur.

Wo einst den Urwald er gelichtet
Mit scharfem Hieb, mit blankem Stahl,
Da steht manch' schöner Bau errichtet,
Und Gärten duften überall.
Es steigen deutsche Ruhmeshallen
Auf stolzen Säulen himmelan, —
Wir aber feiern heut vor allen
Den Meister, der das Werk begann.

Hütten.

Wer sagt dir, daß ich glücklich bin
Im weißen Schloß mit kalten Mauern?
Im Marmor wohnt nicht froher Sinn;
Auch in Palästen kann man trauern.
Wie auch die Hallen weit sich dehnen,
Belebt von stolzer Gäste Schaar:
Ich denke stets mit stillem Sehnen,
Daß eine Hütte mich gebar.

Glaub' nicht, daß dieses Glückes Schein,
Daß dieser Glanz mein Auge blende!
Die traute Hütte soll es sein,
Der ich den Preis des Liedes spende.
Mag er auch hoch die Stirne tragen,
Der ahnenreicheste Bojar, —
Ich werd' ihm stolz ins Antlitz sagen,
Daß eine Hütte mich gebar.

Mir mundet nicht der Trank der Lust,
Den sie aus goldnen Schalen nippen:
Natur, an deiner Mutterbrust
Will hängen ich mit heißen Lippen!
Die Lust im flimmernden Geschmeide,
Sie ist nicht frei, sie ist nicht wahr,
Und frei und wahr will ich die Freude,
Weil eine Hütte mich gebar.

Wenn wellenschlagend im Salon
Des Flügels volle Klänge ziehen, —
Ich schaue träumend vom Balkon
Und lausche fernen Melodieen.
Des Landmanns klagende Gesänge,
Sie rühren mich so wunderbar:
Ich hab' ein Herz für solche Klänge,
Weil eine Hütte mich gebar.

Der Sang, der dort herüberschallt,
Stimmt mir das Herz zu stillem Trauern:
Dort lehnt sich an den Fichtenwald
Das arme Dorf des armen Bauern.
Herr Gott! — Leibeigen mit den Seinen
Und aller Menschenrechte bar! —
Ob solchen Hütten möcht' ich weinen,
Weil eine Hütte mich gebar.

Mein Herz hat heimwärts sich gewandt,
Vom fremden zu dem eignen Volke:
Auch über'm deutschen Vaterland
Hängt noch der Trübsal schwere Wolke.
Auch dort muß noch die Hütte leiden:
Noch ist des Volkes Recht nicht wahr.
Für jene Hütten möcht' ich streiten,
Weil eine Hütte mich gebar.

Russisches Bild.

Kalt ist die Nacht und helle,
Und über den weißen Plan
Braust mit gespenstiger Schnelle
Das dampfende Dreigespann.

Die Hufe mit flücht'gen Tritten
Wecken das todte Revier.
In Pelz gehüllt, im Schlitten
Ruht stumm der Passagier.

Des Lenkers Bart vom Eise,
Sein Haar vom Reife starrt;
Er singt eine klagende Weise
Zur nächtlich einsamen Fahrt.

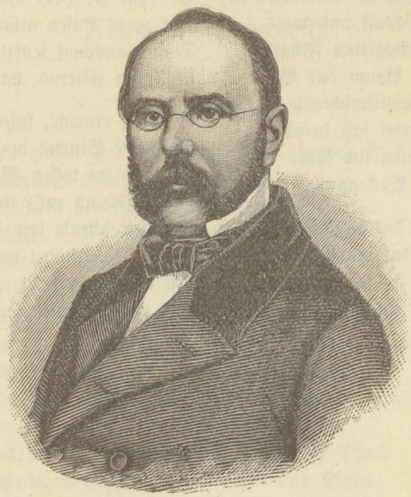
Es fliegen von eisigen Feldern
Die Raben kreischend empor,
Und ferne in Fichtenwäldern
Heulen die Wölfe im Chor. —

Kalt ist die Nacht und helle,
Und über den weißen Plan
Braust mit gespenstiger Schnelle
Das dampfende Dreigespann.

Fischer und Gärtnerin.

Wie schauen die Blumen heiter
Die holde Gärtnerin an!
Wie fürchten im Strom die Fische
Den jungen Fischer im Kahn! —

Die Gärtnerin sah der Fischer,
Den Fischer des Gärtners Kind. —
Was ist's, daß die Blumen so traurig,
Die Fische so lustig sind?



Roman Frhr. v. Budberg-Bönninghausen.

Kühle Erde.

Als mich eine Biene gestochen,
Da schwoll die Hand davon auf:
Die Mutter als linderndes Mittel
Legt' kühle Erde darauf. —

Mein krankes Herz ist gebrochen,
Die Qualen, sie hören nicht auf:
O Mutter, als linderndes Mittel
Leg' kühle Erde darauf!

Meeresstille.

(Aus: „Fata Morgana“.)

Das Schiff liegt still im Meeresspiegel,
Die Segel hängen schlaff und matt,
Wie eines kranken Vögleins Flügel,
Wie am verdorrten Baum das Blatt.
Gepreßt von der Gewitterschwüle,
Senkt sich der Himmel fast herab,
Daß seine heiße Stirn sich kühle
Im frischen, tiefen Wellengrab.

Das Meer, im Arm des Schlaf's gehalten,
Liegt schlummernd da, ein herrlich Weib,
Nur leis umrauscht in weichen Falten
Das Atlaskleid den edlen Leib;
So ruht es, Herz und Sinn befangend,
Der zarte Busen athmet kaum,
Doch manchmal seufzt er auf verlangend,
Wollüstig zitternd, halb im Traum.

Erwach', erwach', spiel auf zum Tanze,
Du kecker Sturm, der trägen Fluth,
Bis daß im tollen Wirbelkranze
Wild glühend rollt ihr kaltes Blut!
Du aber schenke kein Erbarmen,
Wenn sie, ermüdet von der Lust,
Um Schonung fleht mit weißen Armen
Und wogend fesselloser Brust!

Die Boten.

Auferstanden von den Todten
Wähntest, Herz, den Frühling du,
Und du schicktest deine Boten
Nah' und fernen Ländern zu.

Lieb' und Hoffnung, treue Brüder,
Hast du freudig ausgesandt:
Beide kehrten nimmer wieder,
Starben in dem kalten Land.

Nun, so ziehe, stiller Glaube,
Du als dritter Bote aus,
Bringe mir, wie Noah's Taube,
Einen Oelzweig grün nach Haus!

Der liebe Storch.

Zum Kinde sprach die Wärterin:
„Der liebe Storch hat über Nacht
Ein Brüderchen dir mitgebracht,
Das liebe du mit Schwestersinn.“

„O prächtig!“ Ruft mit Jubelton
Und seelenfroh die Kleine aus:
„Doch laßt mich eilig jetzt nach Haus,
Denn weiß es auch die Mutter schon?“

Max Gregor Camberg.

Kleine Geschichten.

1. Sonntag.

„Was giebt's heut da unten auf blühender Au?
Die duftenden Wiesen erstrahlen im Thau,
Die Glöcklein der Heerde, wie läuten sie hell,
Wie hüpfet vom Berge der plätschernde Quell!
Was giebt es denn heute im rauschenden Wald,
Was rufet, was locket mit süßer Gewalt?“
So fragte der Käfer im blühenden Strauß
Und sah in die schimmernde Weite hinaus.
Die Grille im Moose, die regt sich zur Hand,
Sie klettert zum Aste des Käfers gewandt,
Der wecket geschäftig die schlummernde Frau;
Sie decken das Tischchen, sie schlürfen den Thau.
Das Weibchen oft klüger als Grille und Mann:
„Heut“, — spricht sie — „ist Sonntag, die Predigt geht an.
Drum läuten die Glöcklein so lieblich und hell
Und plätschert vom Berge so lustig der Quell;
Drum strahlet so milde der Frühsonnenschein
Und ist es so still auf der Flur und im Hain.“
Der Käfer, sein Weibchen, die Grille vom Ast,
Sie ziehen hinunter zum Thale mit Hast,
Sie setzen sich hin, wo drei Halme noch leer:
Die Büchlein zum Singen trägt's Bienchen umher.
Und alle Geschöpfe von nahe und fern,
Sie sammeln sich still in dem Tempel des Herrn.
Da betet andächtig was lebet und webt,
Bis sich die Lerche laut schmetternd erhebt
Und singet als Kantor den anderen vor,
Die respondiren im vollen Chor;
Und wie es all überall tönet und schallt,
Entzündet die Sonne die Wipfel im Wald,
Der Morgenwind aber, der fromme Mann,
Hebt aus den Zweigen die Predigt an.
Ja, Sonntag ist heute in Wald und Au,

Die Wiesen erstrahlen im schimmernden Thau;
Die Lerche singt Amen, die Kirche ist aus,
Und alles zieht jubelnd in's Weite hinaus.
Der Käfer, sein Weibchen, die Grille vom Ast,
Sie schließen die Bücher mit fröhlicher Hast
Und gehen zum Bache und miethen ein Blatt
Und fahren spazieren im Sonntagsstaat.
Die Grille, der Käfer, sie rudern zu zwei'n,
Die Schnecke im Segelboot schwimmt hinterdrein,
Das Fischlein umspringt sie und plätschert vergnügt,
Daß heftig das Blättchen sich schaukelt und wiegt.
Da taucht aus den Wellen das gastliche Haus,
Beim Schenkwirth zur Wasserros' steigen sie aus.
Hier scherzt man und jubelt und plaudert und trinkt,
Bis hinter die Berge die Sonne sinkt,
Bis leise verglühet das Abendroth;
Da steigen sie wieder in's leichte Boot.
Der Käfer ist lustig, die Grille wankt,
Frau Käf'rin ist schläfrig, das Blättchen schwankt,
Und käm' nicht die Schnecke mit hilfreicher Hand,
Sie litten noch Schiffbruch am heimischen Strand.

---

2. Am See.

Anemonchen duckt im Moose,
Glühwurm trinkt den kühlen Thau,
Aus dem Strauche nickt die Rose,
Eine schöne, stolze Frau. —

Auf dem Birkenzweig, dem schwanken,
Dem die Ros' entgegenblüht,
Sinnt der Kuckuck voll Gedanken
Auf ein neues Frühlingslied.

Und es färben sich die Wogen
Gluthroth in der Sonne Blick;
Von dem klaren Himmelsbogen
Sinkt sie in die Fluth zurück.

Rose aber mit den hellen
Augen zu dem Kuckuck spricht:
„Strömt das Blut in jene Wellen
Aus der Sonne Angesicht?"

Und der Kuckuck flötet leise:
„Willst Du's wissen, horche still,
Wie ich Dir's auf meine Weise
Dichterisch erklären will."

„Was Du siehst in Wellen malen,
Liebes Röschen, ist nicht Blut,
Sind nur ihres Hauptes Strahlen,
Ihres Schmuckes köstlich Gut."

„Die sie in das Wellenkissen
Einsteckt, wenn sie schlafen geht,
Die die Fischlein hüten müssen,
Bis sie auf vom Lager steht."

„Und des Morgens in der Frühe
Lacht ihr Auge hell und klar,
Und die Strahlen sonder Mühe
Steckt sie wieder in das Haar."

„Aber öfters raubt der lose
Sturm den Strahlenschmuck bei Nacht,
Daß die Sonne, liebe Rose,
Ihn vermißt, wenn sie erwacht."

„Hinter finstrer Wolkenmauer
Barg er ihn in schnellem Lauf,
Und die Schöne voller Trauer
Steiget ohne Schmuck herauf."

„Wandelt suchend ob den Wellen,
Klimmet mühsam, schwankt und bebt,
Bis es leid wird dem Gesellen
Und er brausend sich erhebt;"

„Schon bereuend das Verübte,
Von der Wolkenburg zu Thal
Auf das Haupt, das tiefbetrübte,
Niederschleudert Strahl um Strahl;"

„Sie mit neuem Glanze schmücket,
Ebnet ihr die Himmelsbahn —
Und die Schöne, neu beglücket,
Steigt zum hellen Tag hinan." —

Kuckuck sprach noch viel zur Rose,
Die längst tiefer Schlummer wiegt,
Der sich Zephyr jetzt, der lose,
Kosend an den Busen schmiegt.

Anemonchen träumt und lauschet
Auf des klugen Dichters Wort,
Und die klare Welle rauschet
Ueber bunte Steine fort.

---

3. Nachts.

Rauschend treibt das Meer die Wellen
Zu der duft'gen Insel Strand,
Laubbewachs'ne Hügel schwellen
Sanft empor zur Felsenwand.

Um das schattige Gestade
Webt der Sonne letzter Schein,
Ueber dunkle Waldespfade
Zieht die Nacht in's Thal hinein.

Unter wilden Blüthenbäumen
Nickt das Blümlein Tausendschön,
Von der Sonne will es träumen,
Mit der Sonne schlafen gehn.

Fern am Aether zücket golden
Noch ein Strahl in letzter Pracht,
Und die duft'gen Blüthendolden
Wiegt in Schlaf die kühle Nacht.

Glühwurm nur, das kleine Wichtchen,
Schaffet noch im Blätterhaus,
Und es strahlet hell sein Lichtchen
Auf das dunkle Moos hinaus.

Glühwurm sitzt noch spät und säumet
Will so früh nicht schlafen gehn,
Denn er dichtet und er träumet
Von dem Blümlein Tausendschön.

Auf dem Moose in der Stille
Tönet laut ein Wanderlied,
Singet eine junge Grille,
Die noch spät die Straße zieht.

Kleine graue Nebelstreifen
Schrecken Blümchen Tausendschön,
Arge Fledermäuse pfeifen,
Und es will vor Angst vergehn.

Glühwurm tritt aus seinem Häuschen,
Sinnt und summt voll Liebelei,
Bald ein Laubfrosch, bald ein Mäuschen
Huschet schüchtern ihm vorbei.

Aber nichts mag ihn verdrießen,
Ob auch laut die Eule lacht;
Denn sein Liebchen noch zu grüßen,
Zieht er durch die dunkle Nacht.

Hört er es doch leise wimmern,
Wie es ängstlich wispernd spricht;
Sieht er doch die Thränen schimmern
Auf dem Blumenangesicht.

Sanft erhellt mit seinem Lichtchen
Glühwurm schon den grünen Plan,
Mit erröthendem Gesichtchen
Blicket Tausendschön ihn an.

Rose öffnet halb die Blättchen,
Süßer Duft durchzieht den Hain,
Veilchen blickt aus seinem Bettchen
Auf des Lichtes sanften Schein.

Alle Blumen grüßen, nicken,
Glühwurm ist gar wohl bekannt,
Der des bösen Holzwurms Picken
Und die Nebelgeister bannt.

Tausendschön und Glühwurm sitzen
In dem schimmernden Gemach;
Die bethauten Gräser blitzen,
Bunte Pilze sind das Dach.

„Noch ein Weilchen brennt mein Lichtchen" —
Glühwurm zu den Blumen spricht —
„Ich erzähl' euch ein Geschichtchen;
Lauschet, aber schlafet nicht."

Ferne tönt des Meeres Rauschen,
Das am Strand die Woge bricht;
Die erwachten Blumen lauschen,
Während Glühwurm also spricht:

„Sieh, du bist ein banges Kindchen,
Das nun unter Thränen lacht;
Beim Erzählen weicht ein Stündchen,
Und ein Stündchen ist's noch Nacht!"

Und die Blumen drängen traulich
Näher zu dem hellen Licht;
Hinter ihnen spuken graulich
Nebelgeist und Unkenwicht.

Glühwurm spricht von fernen Zeiten,
Wo es nimmer wurde Nacht,
Da der Insel Blumenweiten
Ew'ger Sonnenschein umlacht'.

Wie einst in des Tages Glühen
Dunkler, mächtger Schatten drang,
Wie die Sonne mußte fliehen
Und in's kalte Meer versank;

Wie die Blumen thöricht meinten,
Nie zu schau'n des Himmels Blau
Und die erste Thräne weinten
Mit dem ersten Schmerzensthau;

Wie die Furcht ihr Herz bethörte,
Da die dunkle Nacht gebot,
Bis die Sonne wiederkehrte
Mit dem ersten Morgenroth. —

Glühwurm schweigt, die Rose lächelt
Ob der Furcht, die sie gehegt;
Von dem Morgenwind umfächelt,
Seufzet Tausendschön bewegt.

Glühwurm zieht in süßen Träumen
Heim zum kleinen Blätterhaus;
Da sich hell die Wolken säumen,
Löscht er sein Laternchen aus.

Tausendschön im jungen Glücke
Denkt nicht an des Sängers Qual;
Und schon baut die gold'ne Brücke
Ueber's Meer der Sonne Strahl.

Lang' geträumt.

Spät noch sitz' ich mit dem Liebchen
An dem Fenster, niedrig, klein,
In das alte traute Stübchen
Dringt des Mondes Silberschein.

Irrlicht hüpft zur Geisterstunde,
Wo die Erle einsam steht;
Nebelbild schwankt in dem Grunde
Wo das Mühlrad rauschend geht.

Liebchen fürchtet die Gespenster, —
Birke rauscht im Abendwind,
Klopfet an das lose Fenster,
Schreckt das liebe, bange Kind.

Bunte, schöne Bilder ziehen
Durch der Liebe süßen Traum —
Jahre kommen, Jahre fliehen,
Und wir merken's beide kaum.

Maiennacht im Rosenschimmer
Locket in den kühlen Hain,
Blumenduft und Sterngeflimmer
Ziehn in unsre Hütte ein. —

Wieder sitz' ich in dem Stübchen
An dem Fenster niedrig klein. —
Vor mir sitzt mein treues Liebchen, —
Nun ein altes Mütterlein.

Ist die Zeit so rasch entwichen?
Mich erfaßt ein eigen Weh —
Liebchens Wangen sind erblichen,
Liebchens Haar ist weiß wie Schnee.

Ist es denn so spät, mein Liebchen,
Haben wir so lang' gesäumt?
In dem kleinen, trauten Stübchen
Haben wir so lang' geträumt?

Alberta Dreyersdorff.

Abend auf dem Lande.

Es ist was Eig'nes um die tiefe Ruhe,
Wie sie der Abend bringt zur Sommerzeit;
Kein städtisch' Treiben nimmt den Sinn gefangen,
Und sanftes Grün erstreckt sich weit und breit.

Verschwieg'ne Dämmerung bedeckt die Thäler,
Der Ruderschlag ist auf dem See verhallt;
Es schweigt der Wind, die kleinen Vögel schweigen,
Und schweigend steht am Bergeshang der Wald. —

Es ist was Eig'nes um die Menschenherzen,
Die solche Zaubernacht umfangen hält:
Das eine jauchzt in lebensvollen Schlägen,
Und doppelt schön erscheint ihm jetzt die Welt.

Das and're schweigt. Es hält den Athem nieder,
Vergang'nes Leid scheint neu ihm zu ersteh'n, —
Und sieht es die Natur in solchem Frieden,
Möcht' es auf ewig selbst zur Ruhe geh'n.

Friedrich Oskar.

Treiden.

Elegie.

Still blickt von steilen Bergeshöhen die alte Burg ins Thal hinab,
In Trümmer sank die alte Schöne, Thoreidas Helden deckt das Grab.
Wo seid ihr hin, ihr Ruhmestage? Wo ist der Glanz der alten Zeit?
Wo sind die hellumstrahlten Zinnen, wo deiner Ritter Herrlichkeit?
Noch strömt die Aa im alten Bette, durch ihre Eichen rauscht der Wind,
Sie wundert sich der Grabesstille und flüchtet in das Meer geschwind.
Es spiegelt sich in ihren Fluten ein wehmuthvolles Trümmerbild,
Geschwunden ist das rege Leben, das einst das schöne Thal erfüllt.
Der Landmann zieht dort seine Furche, wo seiner Väter Asche ruht:
Es blüht die Saat, den Acker fruchtet der Ahnen hier vergoss'nes Blut!
Das Bächlein aus der Höhle Tiefen durchrieselt still die Wiesenflur,
An seines Wassers Ufer tönet des Knaben Hirtenliedchen nur. —
Denkst, Bächlein, noch der wilden Tage, da rings um deinen gras'gen Rand
Die Waffen klirrten, Rosse stampften, der Krieger festes Lager stand?
Ihr schönen, grünen Ruhmesberge, was seid ihr doch so stumm und todt!
Es neigen weinend ihre Wipfel die Eichen dort im Abendroth.
Das Echo schweigt, tönt nicht mehr wider der Männer kräftig Schlachtenlied,
Kein Fahrzeug wiegt des Thales Welle, die murmelnd einsam weiter zieht. —
Und Segewold, die stolze Feste, sie winkt so klagend ihren Gruß
Hinüber nach Thoreidas Bergen, hinab zum stillen, blauen Fluß.
Auch ihre Mauern sind gefallen, die Zinnen liegen nun im Staub,
Es schimmern öde Trümmerbogen herüber durch das dichte Laub;
Noch ragt ein rothes Kreuz am Thore, der Schwertgebrüder Ordenszier,
Doch in den öden, wüsten Hallen hat jetzt die Eule ihr Revier. —
Auch so, im ernsten Trauerkleide, den Kranz zerzaust von Sturm und Wind,
Bist du noch schön, ja schön, Thoreida, Livonias holdes, liebstes Kind!
Noch grünen lieblich deine Berge, die Rose schmückt die Felsenwand,
Noch wogen herrlich reiche Saaten an deines Wassers weißem Rand;
Noch strahlt in röthlich goldnem Lichte die Trümmerburg von deinen Höh'n,
Hochragend in die blauen Lüfte sieht man die alten Ulmen stehn.
In roth und grün und weißen Farben ist dir ein schönes Kleid gewebt,
Es ist der Geist von Livlands Helden, der deine Fluren noch belebt! —
Sieh' Treidens Thurm im rothen Scheine, er trägt so ernst den Trümmerkranz,
Es sind verstört die hohen Räume, dahin der Zinnen goldner Glanz.

Doch zwischen längst bemoosten Steinen, hoch auf des Thurmes Schutt und Staub,
Erhebt sich eine junge Birke mit hellem Stamm und grünem Laub.
Die Lebenskraft, die dir geblieben, Ruine alter Herrlichkeit,
Leihst du dem Baum, den du getrieben: die alte nährt die neue Zeit!
Der Väter Stolz, er ist geschwunden, sie ruhen jetzt von ihrer Müh',
Doch in der Kinder sel'gem Frieden erstehen froh von Neuem sie;
Es keimt aus ihren Grabesstätten ein lieblich Leben jung empor,
Es sprießen aus der Väter Thaten nur neue, schönere hervor.
Bald wird die letzte Wand zerfallen von Livlands Burgen stolz und hoch,
Doch in viel edler Söhne Herzen, da lebt die alte Stärke noch;
Ein Bruderbund und Eine Liebe, Ein Sinn im ganzen ein'gen Land:
Dazu, Livonias wahre Söhne, dazu reicht Euch die Bruderhand!

Guido Eckardt.

Lenz und Sommer.

Es blühte die Welt und mein Herz blühte mit,
Der Frühling führte den Reigen;
Er zog über's Feld und mein Herz zog mit,
That Alles vor ihnen sich neigen.
Der Erde Rund wie ein Garten lag
Vor mir in duftigem Weben: —
Immer klarer die Nacht, immer heller der Tag,
Immer reicher und bunter das Leben!

Noch glühet die Welt und mein Herz glüht mit,
Doch hält sie der Sommer umfangen;
Geschnitten das Feld, — und so mancher Schnitt
Ist mitten durch's Herz gegangen!
Noch ruft mich die Liebe zu Freuden wach,
Doch faßt mich mitunter ein Beben: —
Immer kühler die Nacht, immer heißer der Tag,
Immer ernster und stiller das Leben!

Ich wollt', ich wär' der finst're Tod!

Ich wollt', ich wär' der finst're Tod —
Ich spielte dir auf zum Reigen,
Dann endlich gälte nur ein Gebot:
Nur mir wärst du zu eigen!

Ich wollt', ich wär' der blasse Tod —
O wie ich dich herzte und küßte,
Daß die Augen erlöschten, der Wange Rot
Für immer erbleichen müßte!

Ja, wär' ich der mächtige, starre Tod,
Ich hielt' dich mit eisernen Armen
Und lachte der rings aufschreienden Not
Und fühlte nicht Leid noch Erbarmen.

Unser Hochzeitsbette — die Trauerbahr,
Dort ständ' ich mit drohender Hippe —
Hei! Wie zerstöbe der Buhler Schaar
Und der Basen hämische Sippe!

Spätsommer.

Wo schuf ein Künstler Farbentöne,
Wie tief er auch den Pinsel taucht,
So reich, als sie die Zauberschöne
Der späten Sommerlüfte haucht?

Wo strahlen Höh'n im Licht der Sonnen
So märchenhaft und glutumsäumt,
Wie Wolkenberge, dunstumsponnen,
Zu denen hin die Seele träumt?

Und hat der Tag die reichsten Bilder
Im Farbenschimmer uns entrollt,
Tauchst du, o Abend, mild und milder
Die weite Welt in blasses Gold.

In's Dunkel wirfst du matte Lichter,
Und droben wölbt sich — selge Lust! —
Das Wunderland der Träume, Dichter,
Der Sternenhimmel des August!

Durch den Jura zum Genfersee.

Trink nur den goldnen Feuerwein,
Du glückentwöhnte Brust!
Nun geht die Fahrt im Frührotschein
Ins schöne Schweizerland hinein
In Sommersonnenlust!

Das ist ein Schimmern und ein Blühn —
Herz, öffne Thür und Thor!
Der Himmel lacht, die Berge glühn,
Und lichte Silbertropfen sprühn
Aus jedem Fels hervor!

Und immer kühner steigt die Wand
Empor ins lichte Blau;
Wohin die Blicke du gewandt,
Nur immer herrlicher das Land
In Wald und Strom und Au!

Nun soll's hinein ins Waadtland gehn —
Wie bangt mir vor dem Gruß!
Du lieblichster der Schweizerseen,
Wie trag' ich nur das Wiedersehn?
Und doch — ich muß, ich muß!

Dämmerstunden.

I.

Wie öde ist's so still allein
Und ohne dich im Haus,
Als löschte aller Sonnenschein
Und alles Leben aus;

Als senkte dunkel sich herab
Ein schaurig Todeswehn,
Als sähe ich vor offnem Grab
Schon unsre Liebe stehn.

Und Stund' um Stunde schwärzer nur
Der Gram die Träume spinnt —
Da tönt dein Lachen auf dem Flur,
Und aller Spuk zerrinnt.

II.

Nach selig stürmischem Umfangen
Mein Lieb vor mir in müder Ruh';
Schon blaßt das flücht'ge Rot der Wangen,
Und Schlummer drückt die Augen zu.

Und draußen flimmert reifbefroren
Der Garten, bald in Nacht gehüllt —
Ich aber sinne traumverloren,
Ob dich mein Lieben ganz erfüllt.

Mainacht.

Es legt die Nacht sich still und weich
Der Erde an das Herz,
Heut ist die Welt so blüthenreich,
So duftig allerwärts.

Kein Hauch sich in den Bäumen regt,
Verzaubert stehn sie all', —
Und drüber hin in Träumen schlägt
Trunken die Nachtigall.

Sind das der Freude Thränen?

Sind das der Freude Thränen,
Die mir im Auge stehn,
Daß ich im stolzen Glücke
Mag froh zum Himmel sehn?

Ach nein! Die Wangen glühen
Vor Freude nicht — vor Scham,
Daß ich zum vollen Frühling
So leeren Herzens kam!

Julius Eckardt.

Champagnerlied.

Brüder, schwer sind unsre Zeiten,
Viele Arbeit, viel Verdruß,
Selten eine volle Flasche,
Seltner noch ein süßer Kuß.
Selbst die Liebe wird prosaisch,
Alles drängt und schreit nach Geld —
Fort darum aus diesem Leben,
Flüchtet in die Geisterwelt!
Geht zu Bacchi Thoren ein:
Her drum vom Champagnerwein!

Herbst und neblich trüb das Wetter,
Lerch' und Nachtigall sind stumm,
Frech und wild die Manichäer,
Staubig das Collegium.
Hol' der Teufel das Studiren!
Gar zu trocken ist das Jus!
Weg mit Exeges' und Klinik, —
Bacho biet' ich meinen Gruß!
Gegen all den Greu'l zum Damm
Gab er uns den edlen Schlamm.

Her die volle goldne Flasche,
Löst des Geistes Eisenband,
Fort den Lack vom staubgen Halse,
Nehmt den durst'gen Kelch zur Hand!
Donnernd springt der bange Pfropfen,
Lustig schäumt das flüß'ge Gold,
Ha! Wie's durch die trockne Kehle
Zum verstaubten Herzen rollt!
Doch — mein Glas schon wieder leer?
Drum die nächste Flasche her!

Leichter rollt's in meinen Adern,
Flücht'ger kreist das träge Blut —
Füllt die Kelche bis zum Rande —
Teufel, dieser Wein ist gut!
Brüder, jetzt sind wir geborgen
Vor der Angst der Zeitlichkeit:
Pereat das leid'ge Morgen!
Vivat das fidele Heut!
Flüchtig ist des Menschen Sein,
Her drum vom Champagnerwein!

Helene von Engelhardt.

Nordischer Winter.

Sei mir gegrüßt, mein nordischer Winter!
Mehr, als des Südens lodernde Gluthen
Mit üpp'gen Farben,
Mit weichen, erschlaffenden Lüften,
Liebe ich dich
In deiner rauhen, unzähmbaren Kraft!

Nicht naheſt du uns
Wie dein schwächerer Bruder
Den Fluren des Mittags:
Auf luftigen Schwingen,
Die Regenwolke als leichtes Gewand
Um die Knabenglieder gezogen. — Nein!
Ein trotziger Kämpe, ein Riese der Vorzeit,
Erscheinſt du bei uns!

Auf weiten Schneeschuhen kommſt du gebraust,
Das Bärenfell um die mächtigen Schultern,
Im Arm den entwurzelten Tannenbaum.
Auf den wilden Locken,
Den weißbereiften,
Wiegt sich der goldgrüne Mistelzweig. —
Bei deinem Hauche erstarret der See
Und breitet schützend über sich aus
Die Eisesdecke,
Den schimmernden Schild.
Die Aeste der Birken hüllen sich flink
In lichte, versilberte Rüstung;
Und alles funkelt,
Flimmert und blitzt —
Heil dir!
Sei mir gegrüßt, mein nordischer Winter!

In der Spinnstube aber
Beim flackernden Kienspan
Rücken die Mädchen enger zusammen:
Die Spindel surrt —
Sie singen das Lied
Von der wunderschönen Königstochter,
Die im Walde schmachtet
Im einsamen Thurm,
Von allen verlassen,
Und nur der zottige, graue Wolf
Harrt ihr zur Seite getreulich aus.

Oder die Alte erzählt geheimnißvoll
Von den dreißig Rittern der Meerfluth,
Wie sie beim ersten Strahle des Frühroths
Einmal im Jahr mit dem greisen Ohm
Den Wogen entsteigen
Und staunend betrachten
Das wonnige Schauspiel:
Den rosigen Himmel,
Und die weiten grünenden Fluren,
Blitzend im Morgenthau! —

Wenn aber plötzlich —
Mitten im schaurigsüßen Geplauder, —
Der Hütte Gebälk im Froste kracht,
Dann schrecken sie auf und horchen entsetzt,
Ob draußen der Flüchtling der Berge poche,
Der ohne Schwert aus der Schlacht geflohn,
Den Tod des Vaters nicht gerächt,
Von der Mutter verflucht,
Von der Braut verstoßen,
Und nun bis zum Weltenbrand
Umirrt in der eisigen Winternacht
Und mit Todtenfingern an's Fenster pocht
Einlaß, Obdach begehrend.

Ich aber trete hinaus und sehe draußen
Die klare, herrliche Winternacht!
Weißblau dehnt sich der Himmel über mir aus;
Hinter den dunklen Wipfeln der Tannen
Hebt sich der Mond mit geröthetem Antlitz,
Staunend ob all der blinkenden Herrlichkeit;
Tausend glänzendgroße, neugierig verwunderte Augen,
Lauschen die Sterne herab in die taghelle Nacht;
Und wo der Wolf aus dem Dickicht des Waldes tritt,
Da knistert der Schnee und ein Schatten gleitet vorüber.
Du bist es, Winter! Mit mächtigen Schritten
Sauſest du hin über's spiegelnde Eisfeld
Und ich schaue dir nach und rufe mit jauchzender Seele:
Heil dir, mein nordischer Winter!

Thee-Arabesken.

I.

Auf dem Tisch die Theemaschine
Summt und brodelt heimlichtraut,
Und das Feuer im Kamine
Flammt empor und prasselt laut.

Schläfrig liegt der schwarze Pudel,
Hingestreckt im Feuerschein,
Blinzelt in den Funkensprudel
Schlummertrunk'nen Blicks hinein. —

Und du lies't im alten Liede,
Dessen Zauber ewig währt,
Wie Odysseus wandermüde
Von der Irrfahrt heimgekehrt;

Wie der edle Laertiade
Freudig Ithaka erkannt:
Hier den Oelbaum am Gestade,
Dort des Phorkys heil'gen Strand;

Hier den Hain, wo Nymphen wohnen,
Die er opfernd oft geehrt,
Dort Neriton's wald'ge Kronen,
Hell vom Sonnenlicht verklärt;

Wie mit jubelnder Geberde
Er zu Boden sank entzückt
Und der Heimath heil'ge Erde
Weinend küßte, hochbeglückt! — —

Still in Träumerei versunken,
Sinnen wir dem Liede nach; —
Im Kamin verglühn die Funken,
Schweigen lagert im Gemach.

Tiefer Friede! Süß Verstummen!
Hörbar nur ein Tiktak-Laut,
Und der Theemaschine Summen
Surrt und brodelt heimlichtraut!

II.

In dem gemüthlichen Theetisch, vom Lichte der Lampe beschienen,
Lehnt der Pfarrer, der Gast, bequem in den Kissen des Armstuhls;
Rüstiger Siebenziger, mit der fröhlichen Seele des Kindes,
Schmücket das Haar ihm noch braun, wie die Locke der Jugend, den Scheitel.
Jetzo von Herzen vergnügt, beginnt er behaglich zu plaudern:

„Traun! Nichts schöneres weiß ich, als solch' einen Abend im Winter,
Wenn unter wanderndem Fuß bei jeglichem Schritte der Schnee knirscht,
Wenn an die Läden der Fenster mit rüttelnden Fäusten der Wind pocht,
Und das Gebälk des Hauses im Frost kracht, Schüssen vergleichbar!
Doch im behaglich hellen, altväterisch trauten Gemache,

Lächelt beim Scheine der Lampe einladend der blinkende Theetisch,
Riesige Kachelöfen verbreiten gemächliche Wärme;
Vor uns brodelt und summt die Maschine, die glänzend polirte,
Dampft und singet ihr Lied, die tröstende Freundin des Winters;
Und ein Händchen, ein liebes, credenzt uns die bräunliche Labe, —
Auch aromatischen Rum's dazu noch ein Tröpfchen — versteht sich!"

Also bei heiterm Geplauder bereitet der Alte den Trank sich,
Bietet auch Zucker dem Pudel, der artig die Pfote gegeben. —

„Väterchen, sage, wie magst du den köstlichen Thee dir verderben?
Geht doch im Rum fürwahr sein feinstes Aroma verloren!
Rein nur trink' ich den Thee, selbst duft'ge Zitronen verschmäh' ich,
Lege auch Zuckers kein Stäubchen hinein, noch sonstiger Zuthat!"

Freundlich nickt er dazu, der Alte, und lächelt bedächtig:
„Trinkst du den Thee nur rein, verschmähst selbst duft'ge Zitronen,
Legst auch Zuckers kein Stäubchen hinein, noch sonstiger Zuthat, —
Mag dir der Schlaf der Jugend mit seinem erquickenden Segen
Forthelfen über den Fluch, der beigegeben dem Theestrauch.
Sieh', ein buddhistischer Büßer, der that ein Gelübde vor Zeiten,
Ewig zu meiden den Schlaf, um göttlichen Lohn zu erwerben.
Thöricht war das Gelübd' und thöricht der Büßer — versteht sich! —
Aber uns Allem erwuchs aus dem Handel unsterblicher Vortheil:
Denn als einmal der Schlummer ihn doch unversehens bewältigt, —
Zürnend dem Sieg der Natur, in trotzigem Wahne befangen,
Schnitt er die Augenlieder sich ab und warf sie zu Boden;
Sieh', da erwuchs aus ihnen der weithin gepriesene Theestrauch.
Köstliches Göttergeschenk! Genug nicht zu rühmendes Labsal,
Aber mit einstigem Fluch den erquickenden Schlummer gefährdend!
Darum bemäkle mir nicht die vorsichtig mildernde Zuthat.
Necken nicht darf ich den Schlaf; leicht kommt er dem Greise abhanden
Und doch soll er mir lang' noch Erhohlung gewähren und Stärkung,
Denn eine stattliche Reihe von Jahren noch denk' ich zu wandern:
Wenig, mein Kind, taugt der, der hundert Jahr' nicht erlebet!"

Traulich verplaudert sich so der lange, gemüthliche Abend;
Noch ein Glas wird geschenkt und noch eins und wieder ein frisches.
Fröhlich kreist das Gespräch, und der Alte erzählt von der Wolfsjagd,
Wie er, den Athem verhaltend, der Wölfe geharrt auf dem Anstand,
Gänzlich in Weiß gehüllt vom Scheitel herab bis zur Sohle.
Aber an etlichen Plätzen sind Tücher und Mäntel befestigt

Ueber Gestrüpp und Bäumen, die wehen nun flatternd im Winde.
Siehe, der Wolf macht Kehrt vor den Tüchern, Gefahren befürchtend,
Aendert die Richtung und jagt entgegen dem lauernden Jäger,
Der sich im Buschwerk hält, die unfehlbare Büchse im Anschlag:
„Jetzt zehn Sekunden nur noch — jetzt zwei! — jetzt hab' ich ihn schußrecht —
Bautz! Da kracht das Gewehr, und Isegrim wälzt sich am Boden, —
Traun! Nichts schöneres kenn' ich, als solch' eine lustige Wolfsjagd!" —

Wie doch die Stunden entfliehn! — Zehn Schläge schon tönet die Wanduhr.
Hu, wie grimmig der Nord die geschlossenen Läden umrüttelt!
„Väterchen, hülle dich fest in schützende Pelze zum Heimweg,
Wild ja tobet da draußen der Sturm und stark ist der Nachtfrost."
Er aber lacht der Besorgniß: „Nicht brauch' ich die beiden zu fürchten!
Was soll der Sturm mir thun? Zu jung noch bin ich zum Sterben!
Stark ist der Frost? — Gewiß! Wer zweifelt? Doch ich bin noch stärker!
Wenig, du weißt, taugt der, der hundert Jahr' nicht erlebet!" —
Und so tritt er hinaus in die Nacht, erleuchtet vom Schneelicht
Und vom funkelnden Glanz der Gestirne am frostklaren Himmel.
„Bald einmal, Väterchen, kommen wir an, dich zur Schlittfahrt zu holen,
Nächstens bestimm' ich den Tag, — noch währet ja lange der Winter!"

„Lange?" Da hemmt er den Schritt und wendet das lachende Antlitz:
„Lange? Welch' thörichtes Wort! Vier Monde nur laß noch verrinnen,
Siehe, dann grünt hier Alles, und fröhlich sitzen wir wieder
Dort um den steinernen Tisch auf der Moosbank in schattiger Laube.
Traun! Nichts schöneres weiß ich, als solch ein Abend im Lenze:
Wenn das Sonnenroth leis' verglomm ob den waldigen Schluchten,
Dann auf der Insel im See der Nachtigall Schlagen beginnt,
Und aus dem Weidengebüsch am Flüßchen tönt jauchzende Antwort,
Ueber den Spiegel des Sees zieht golden die Straße der Vollmond,
Und Sirenen umrauschen uns leis' im flüsternden Nachthauch! — —
Dann credenze mir, Kind, in duftender Schaale den Maiwein —
Waldmeister hol' ich dir selbst aus den waldigen Schluchten — versteht sich!"

Erste Liebe.

Mit Zaubermacht-Gewalten
Bestrickt sein Antlitz mich fürwahr:
Der Stirne ernste Falten
Und rings das silberweiße Haar;
Ich schau' mit sel'gem Zagen
Sein Auge: blickt es lieb und lind?
Doch scheint es gleich zu fragen:
„Was willst du, thöricht Kind?"

Er hat mich ganz gewonnen,
Der hohe, königliche Greis!
Die Augen, lichte Sonnen,
Sie glänzen hell, sie lodern heiß:
Es hat ihr zündend Feuer
Entflammet und versenget mich —
O Gott, wer liebt denn treuer,
Wer inniger, als ich?

Wenn oft mit Wohlgefallen
Sein Blick voll Liebe auf mir ruht —
Er weiß, er fühlt vor Allen,
Wie wohl das meinem Herzen thut!
Er lächelt dann bedächtig, —
Welch' Lächeln ach, um welchen Mund!
Und niedersinken möcht' ich
Und thun mein Lieben kund:

„O heiß mich mit dir gehen,
Als deine Magd — dein Weib — dein Kind!
Laß in dein Aug' mich sehen,
Und würd' ich auch vom Glanze blind!"
Doch eh' ich's noch gesprochen,
Mahnt streng sein Blick: Wohin? Halt ein!
Und mag mein Herz auch pochen,
Dann muß ich stille sein!

Ich darf von ihm nicht schwärmen,
Die Leute lächeln ja alsbald:
„Willst du um ihn dich härmen,
Du junges Blut, da er so alt?"
Und ob er grau von Haaren,
Ich lieb' ja dennoch ihn allein! —
Konnt' er in jungen Jahren
Denn auch noch schöner sein?!

Sturm-Hymnus.

Es schweift durch die Weiten der Erde so frei,
Es ruft wie aus tausend Kehlen:
Bald tönt es wie klagender Hülfeschrei
Von armen, verlorenen Seelen;
Bald schaurig und ächzend, bald trotzig und wild,
Wie die Kriegsdrommete den Schlachtruf brüllt —
O du Sturmeswehn,
O lehr' mich dein uraltes Lied verstehn!

Ich singe den ewigen Todtengesang
Jahrtausendelang.
Wenn der Herbst, der wilde Geselle, dreist
Der Erde die Blüthen vom Busen reißt,
Wenn die Blättchen, gepflückt von den Zweigen,
Hinfliehend im Taumel verworren sich drehn,
Dann führ' ich den traurigen Reigen,
Dann sing' ich das Lied vom Verblüh'n und Vergehn.

Ich flieh' über's Meer: Wild brauset die Fluth
Und öffnet den gähnenden Rachen,
Auf schleudert das Schifflein der Wogen Wuth,
Die Planken erbeben und krachen,
Der Nothschuß dröhnet, es splittert der Mast,
Und Schifflein und Mannschaft verschlinget in Hast
Die klaffende Gruft —
Und drüberhin sauset mein Lied durch die Luft.

Hin trägt mich durch endlose Wüsten bald
Des Fluges Gewalt:
Es wirbelt der Sand zu den Wolken hinauf,
Es decket ein Grab unabsehbar sich auf.
Du schaudernde Karawane,
Ihr zitternden Pilger, entflieht, entflieht,
Schon tönet im nahen Orkane
Euch Allen, euch Allen das Sterbelied!

Um's verlorene Eden erbrauste mein Sang,
Trieb schwarzes Gewölk zusammen,
Die Tiefen erbebten, der Donner erklang,
Aus dem Himmel zuckten die Flammen.
Des Engels Richtschwert, es loderte nackt,
Und das Menschenpaar, von Verzweiflung gepackt,
Es floh entsetzt,
In die tosende Windsbraut hinausgehetzt.

Seitdem, was auf Erden auch stolz sich erhob,
Verging und zerstob!
Hinsank die heilige Ilios,
Und Hellas Größe in Nichts zerfloß.
Gleich Abends hinsterbenden Faltern,
So Völker um Völker die Nacht verschlang —
Schon seh' ich die Erde altern,
Bald sing' ich ihr selber den letzten Sang.

Wenn die Stunde naht, die gewaltige Stund',
Da die Völker den Grüften entsteigen,
Da die Sonnen erbleichen am Himmelsrund,
Und zerstiebt der Gestirne Reigen:
Dann wild um den Erdball mein Brausen erschallt,
Dann reiß' ich ihn fort mit Titanengewalt
Ins ewige Nichts
Beim Posaunengeschmetter des Weltgerichts.

Rosenstock, Holderblüth'.

Ei, Rosenstock und Holderblüth',
Wie fröhlich ist mein Sinn,
Wie innig freut sich mein Gemüth,
Daß ich noch Mädchen bin!
So ungeknickt, so lustdurchglüht,
So frisch, so fesselos, —
Ei, Rosenstock und Holderblüth',
Gewiß, die Lust ist groß!

Es fällt mir so zuweilen ein,
Dann sinn' ich hin und her:
Wie würde mir zu Muthe sein,
Wenn ich vermählet wär'?
Von Liebe einzig nur durchglüht,
Die Mädchenfreiheit hin —
Ei, Rosenstock und Holderblüth',
Ich fände mich nicht drin!

Und rühmen's Andre noch so sehr,
So fürcht' ich eben doch,
Daß mir halt nur zu Muthe wär'
Wie Pegasus im Joch:
Wie hat man den geplagt, gemüht,
Zu brechen seinen Muth!
Ei, Rosenstock und Holderblüth',
Und dennoch that's nicht gut!

Nun sagt man zwar, wenn Meisterhand
Den Zügel kaum berührt,
Dann wird zum Sporn das leichte Band,
Der in die Wolken führt:
Wo ist die Hand, die das vollzieht?
Wem kam sie zu Gesicht? . . . .
Ei, Rosenstock und Holderblüth',
Ich wag' es lieber nicht!

Der Sturm.

Wie braust der Sturm!
In trunk'ner Freiheit schnaubt er heran,
Entfesselt, der Allgewaltige, —
Wer will dir künden, woher, wohin?
Von seinem Odem aufwirbelt der Sand,
In gelben Wogen dahingepeitscht!
Es knarren und dröhnen, von ihm erfaßt,
Die Waldessöhne, die trotzigen,
Und beugen murrend in finst'rem Groll
Das edle, freigeborene Haupt
Dem mächtigen Herrscher der Lüfte!

Und hoch am Himmel,
Da ballt er zusammen
Mit Riesenfaust
Das schwarze Gewölk, das nachtgebor'ne;
Es züngelt, der Schlange gleich, der Blitz
Aus dem flammengesprengten Wolkenschooß,
Das feurig', verderbenbringende Kind;
Und durch das empörte Toben und Dräu'n,
Durch Regengeprassel und Donnergegroll,
Der Elemente tosenden Kampf
Ertönet laut,
Des Sturmes gebietende Stimme!

Laß brausen den Sturm!
Ich kenne ihn wohl, —
Mich schreckt er nicht!
Wohnt doch verborgen ein Theil von ihm
In der klopfenden Brust des Menschen. —
Auch er
Durchirrt die Erde auf schwankem Fuß, —
Wer will dir künden, woher, wohin?
Auch er,
Verwehenden Staubes vergängliches Kind,
Streckt ruhlos die Hand zu den Sternen empor,
Voll kühner Entwürfe die sterbliche Brust,
Voll himmelstürmender Pläne.

Drum, wenn im Sturm das All erbebt,
Dann stehet der Mensch, der Prometheussohn,
Und bietet die Stirne ihm ungebeugt
Und schauet staunend in's Angesicht
Dem eignen seltsamen Räthsel. —

Und der Sturm verweht. —
Zu leisem Seufzerlaut erstirbt,
Zu verhauchendem Flüstern sein wilder Groll
Und verhallt gemach. —
Es beschwichtigt der Wald die erregten Kinder
Und wischt von dem Angesicht, dem benetzten,
Die perlenden Tropfen, die Thränen des Unmuths,
Und ruht erschöpft. —
Zerflattert, zerstoben der Wolkenknäuel,
Kaum schweben durchsichtige Schleier noch
Auf trägen Schwingen am Himmel dahin,
Wie Schatten des früheren Seins.

Und über dem Schatten und über der Ruh'
Thront oben in siegender Majestät
Das hehre Licht
Und gießt seines Segens unendlichen Born
Auf die feiernde Erde.

Dithyrambe.

Es jauchzt die erste Lerche,
Schwimmend im Meere des Lichts,
Es winken Laub und Blumen
Thauigen Angesichts.
So taucht auch meine Seele
Freudig in's ewige Blau;
So liegt auf meinen Gedanken
Blitzender Morgenthau!

Indes die Woge des Lebens
Brandet und fluthet und grollt —
O laßt mich mit Rosen im Haare
Baden im Sonnengold!

Im Land, das keine Märchen hat.[1])

Und ob Natur mit vollen Händen
Der Gaben Reichthum rings ergießt,
Und ob an üppigen Geländen
Die Frucht der Hesperiden sprießt;
Und ob die Flur im Sonnenfeuer
Sich hüllt in Farben, tief und satt:
Doch fehlt ein Reiz, ein ewig neuer,
Dem Land, das keine Märchen hat!

Es stehn in Blüthen Thal und Klüfte,
Es regt sich Leben weit und breit,
Doch hat die Blume keine Düfte,
Und kein Erröthen hat die Maid.
Es schwebt mit schillerndem Gefieder
Der Vogel über Baum und Blatt —
Doch ach, es fehlen ihm die Lieder
Im Land, das keine Märchen hat!

O meiner Heimath Nachtigallen,
Wie süße Märchen sangt ihr mir!
O meiner Heimath Waldeshallen,
Von Fee'n und Elfen duftet ihr!
In meiner Heimath Wasserbächen
Die Nixe singend Umzug hält,
In meiner Heimath Steine sprechen
Von graubemooster Sagenwelt!

Auf Nordens Wiesen schwinget nächtig
Im Reigen sich die Elbenfrau,
An Nordens Himmel schimmert prächtig
Die Odinsstraß' im Aetherblau!
In Nordens Wäldern braust gewaltig
Der wilde Jäger durch die Luft,
Und Zwerg' und Gnomen vielgestaltig
Beleben Grott' und Felsenkluft.

Da aber, wo die Märchen fehlen,
Sind ohne Stimmung Wald und Flur,
Und ohne Poesie die Seelen,
Und ohne Sprache die Natur . . .
Komm, Sagenwelt der heim'schen Erde,
Beschirme mich an Schildesstatt,
Daß mir mein Herz nicht rostig werde
Im Land, das keine Märchen hat!

1) es sei daran erinnert, daß die Verfasserin in Australien lebt.

Dem Schöpfer der Kunst.

Es hat ein Hauch des Ewigschönen
Die Seele mächtig mir erfaßt,
So preis' ich dich in hellen Tönen,
Der du die Kunst erschaffen hast;
Der Licht und Schatten rings ergossen,
Der Dichtung Zauber uns geweckt,
Der uns des Wohllauts Macht erschlossen,
Der Form Geheimniß aufgedeckt.

Du hast des Urwalds hehrem Schweigen
Der Dichtung Stempel aufgeprägt
Und in der Mainacht Sternenreigen
Urew'ge Poesie gelegt;
Die Dämmerstund' im Abendgolde
Mit träumerischem Reiz erfüllt,
Ja, in jedwede Blumendolde
Ein duftendes Gedicht gehüllt.

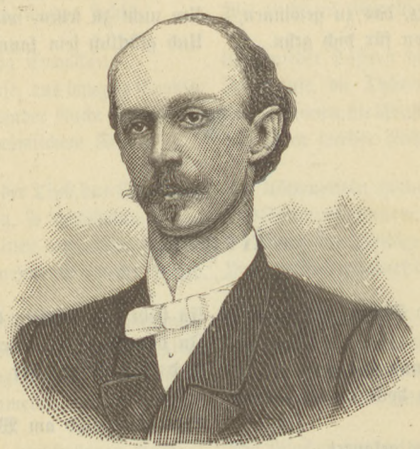
Du lässest Nordlichtfarben blinken,
Du rufst den Lenz, von Glanz umstrahlt,
Du hast um ferner Berge Zinken
Der Schleier duftigsten gemalt;
Du malst in kühnen Flammenkreisen
Der Morgenröthe Lichtgewand,
Und selbst des Falters Schwingen weisen
Den Pinselstrich von Meisterhand!

Du hast in stiller Abendfeier
Musik der Sphären angefacht,
Du hast des Sturmes Riesenleier
Entfesselt zu gewalt'ger Macht;
Du hast des Meeres großer Seele
Der wilden Töne Kraft verlieh'n
Und auch der Lerche kleine Kehle
Gestimmt zu süßen Melodie'n.

In all' das Duften, Leuchten, Klingen
Hast du den Menschen hingestellt;
Und sollt' er nicht nach Worten ringen
Für all' die Poesie der Welt?
Und sollt' er nicht nach Farben streben,
Für all' das Schöne, ihm verliehn?
Und nicht in Tönen wiedergeben
Des Weltalls ew'ge Harmonien?

O wohl muß sich sein Herz erschließen,
In Farb' und Wort, in Sang und Klang!
O wohl begeistert überfließen,
Erfüllt von sel'gem Schaffensdrang!
Wohl müssen Phantasiegebilde
Die Seele flammend ihm durchzieh'n: —
Du schufst ihn ja zu deinem Bilde,
Zum Bilde Gottes schufst du ihn!

O großer, unbegriffner Meister,
Der ewigschaffend sä't und reift,
O heilige Du selbst die Geister,
Die mächtig Schaffensdrang ergreift!
Auf daß dem Quell des Lichts entstamme
Die Gluth, die ihre Brust erhellt,
Auf daß sie siegend aufwärts flamme, —
Wohl in, doch niemals von der Welt!



Carl Frhr. von Fircks.

Ich wollt', ich könnt' dein Herz belauschen.

Ich wollt', ich könnt dein Herz belauschen,
Wenn ungesehn und heimlich bunt
In seiner Tiefe die Gedanken
Wie Fischlein gehn am Quellengrund;
In dunkler Nacht, wenn stille Bilder
Lebendig in ihm auferstehn,
Und seine Wünsche auf der Leiter
Des Traumes auf- und niedergehn.

Und was es klopft und was es sehnet,
Ich schlöss' es treulich in mein Herz,
Und was es weint und was es seufzet,
Ich legt's zu meinem eignen Schmerz.
Und ging dann hin und thät' mir schneiden
Zum Wandern einen Stab im Feld,
Und ging, das Glück für dich zu suchen,
Hinaus in Gottes weite Welt.

Und spürt' ihm nach auf allen Wegen
Und wollt's erkämpfen treu und recht,
In harter Arbeit es erfröhnen
Demüthig als leibeigner Knecht;
Und wär's dem Himmel abzubitten,
Ich kniete hin mit heißem Flehn, —
Und wär's ein Herz, das zu gewinnen,
Ich wollt' es werben für dich gehn.

Und hätt' ich all' dein heimlich Sehnen
Und all' dein Träumen dann erfüllt,
Und jeden Gram von dir genommen
Und jede Thräne dir gestillt:
Dann wollt' ich gehn aus deinem Wege
Und fliehn dein Antlitz ewiglich,
Um nicht zu sehen, wie du fröhlich
Und glücklich sein kannst — ohne mich!

Regen.

Im Wald geht der Sturm, und es regnet laut,
Die Haide fröstelt und schauert,
Das Waldmännlein hockt unterm Farrenkraut,
Am Fuß der Tanne gekauert.

Der Heher ruft und die Föhre knarrt,
Es rauscht und strömet der Regen,
Es rinnt und tropft von der Tanne Bart,
Es hüpft und spielt auf den Wegen.

Es rieselt und plätschert und leise spricht's,
Und im Walde beginnt es zu dunkeln ...
Das Männlein kauert und regt sich nicht,
Seine Augen im Dickichte funkeln.

Es sieht das Häslein dicht neben sich
In der Haide zu Lager gehen,
Und den Fuchs, der über die Lichtung schlich,
Windschnüffelnd am Waldrande stehen.

Es spürt, wie das Reh zu ihm niederschaut,
Mit regentropfenden Zacken;
Sein Athem geht leise, und sein Herz schlägt laut,
Und es horcht mit gebogenem Nacken.

Es hört, wie mit rauschendem Flügelschlag
Der Falke sich setzt in's Geäste,
Und die Brut dort oben allgemach
Verstummt im schaukelnden Neste.

Und still ist's geworden im Waldesrund
Und Nacht auf Wegen und Stegen.
In weiter Ferne nur bellt ein Hund,
Und heimlich rieselt der Regen ....

Kindheitstraum.

O selig lauschende Stille im Herzen,
O Lächeln, das über das Antlitz geht,
Wenn vor der Seele der Traum der Kindheit,
Der längstvergessene, wieder steht!

O selig, heimathselig Erwachen
Aus schwerem Schlafe, aus bangem Traum,
Aus dunkler, stürmender Nacht des Lebens
In seiner Wiege heimlichem Raum!

Da steht noch Alles, der Tisch, das Stühlchen,
Das alte Spielzeug, so wohlbekannt,
Das Fenster mit seinen tanzenden Fliegen,
Der spielende Sonnenstrahl an der Wand.

Die Uhr in der Ecke, die alte Wanduhr,
Sie geht noch immer, das Heimchen zirpt,
Und's Mäuslein nagt und horcht dazwischen,
Doch Niemand kümmerts, was es verdirbt.

Und in dem alten, verschollenen Hause,
Da öffnen die Thüren sich leise und sacht,
Und auf die Schwellen, da tritt die Erinnrung,
Die dort vergessen und einsam gewacht.

Die alten Freuden, die alten Thränen,
Die Häuslein all, die die Hoffnung gebaut,
Die heißen, niemals erfüllten Wünsche,
Dem Himmel sehnend ins Ohr vertraut.

Und wilde Träume hinaus in's Leben,
Vom Märchen abends ans Bett gebracht,
Und einsam dämmernde ferne Gedanken,
Wie Lichtlein über die Haide bei Nacht.

Und wieder flüstern die alten Schritte,
Im Hause, die Thüren gehn auf und zu,
Und Stimmen, die längst im Grabe verhallten,
Sie rufen wieder einander zu.

Im Kämmerlein summet die alte Weise,
Das Spinnrad schnurrt, und von draußen her,
Da tönen die Schläge der Axt im Hofe,
Und grollend wandert der Haushund umher.

Und plötzlich, plötzlich — o wildes Schluchzen,
Das sich im Grunde des Herzens regt! —
Da tönen sie wieder die Heimathsglocken,
Von unsichtbaren Händen bewegt.

Die Glocken des alten Kindergottes,
Dem du die Treue gebrochen hast,
Die Glocken der Todten, die du vergessen
In deines Lebens taumelnder Hast.

Die Glocken des eignen frommen Herzens,
Das du zum Markte der Sünde trugst
Und im Gedränge der Welt verloren,
Jetzt auf den Wegen der Kindheit suchst.

Die Bibelleserin.

Im letzten Hauf' im Dörfchen
Am dämmernden Fensterlein,
Da liest seine alte Bibel
Ein eisgrau Mütterlein.

Es wird ihr sau'r der Alten,
Denn draußen dunkelt die Nacht,
Hat's auch in der Kunst des Lesens
Niemalen gar weit gebracht.

Und was sie mit Fleiß und Mühe
Herausbuchstabirt am End',
Sie kann es nicht immer verstehen;
Doch faltet sie fromm die Händ'.

Und Gott, der die Seele ansiehet
Und hört auf die Worte nicht,
Der läßt es der Alten gedeihen,
Wie sie es im Herzen spricht.

Ob sie auch grübelnd und rathend
Nicht immer das Rechte ersinnt,
Und wendet zur Unzeit die Blätter
Das alte, träumende Kind.

Herzensjubel.

Was pocht mir an's Herz, was klingt mir am Ohr,
Was läutet in meinen Gedanken?
Was tastet und blühet an mir empor,
Wie spielend umschlingende Ranken?

Es singt mit den Vögeln in Lüften hell,
Es kommt mit dem Winde gezogen,
Es hüpft und tanzt auf dem Wiesenquell,
Es schifft auf den blauen Wogen.

Ich glaube, ich glaube, das Glück, das Glück,
Ist der Haft des Himmels entronnen
Und tanzt und singt auf der Wanderschaft
Im fröhlichen Lichte der Sonnen.

Und wer es hört singen den Weg entlang,
Dem blühen die Thäler und Hügel;
Und wen es thut streifen auf seinem Gang,
Dem regen im Herzen sich Flügel.

O, wer es zu greifen, zu fangen verständ',
Und wer es dann wüßte zu halten
In tiefer, verschwiegener Brust und fromm
Die Hände darüber zu falten!

Der Körper ist ein Lebemann.

Der Körper ist ein Lebemann,
Ein Freund von Wein und Minne
Und läßt die Welt und ihre Lust
Herein durch die fünf Sinne.

Frau Seele aber sitzt derweil,
Des Schmollens treu beflissen,
Im Kämmerlein und wiegt ihr Kind,
Das schreiende Gewissen.

Am Waldessaum.

Ein heißgeritten Rößlein steht
Am Waldessaum allein,
Ihm wird die Zeit schier lang; es knickt
Und wechselt Bein um Bein.

Umher ist's still und einsam gar,
Nur leis' das Mücklein singt,
Und aus des Waldes Tiefe fern
Der Ruf des Kuckucks klingt.

Das Rößlein knickt und nickt dazu,
Es schlummert wohl noch ein
Und hält den Mücklein stille dann —
Wo mag der Reiter sein?

Und vor dem Rößlein steht und schaut's
Mit großen Augen an
Ein Geißlein jung, das irgendwo
Der Hut im Klee entrann.

Es steht und schaut und dreht den Kopf
Stillklügelnd hin und her
Und meckert leis' und stampft dazu
Und wundert sich gar sehr.

Derweilen sucht's die alte Geiß
Lautrufend, querfeldein
Und tritt umher in Korn und Kraut —
Wo mag die Hirtin sein?

Abendwölkchen.

Es zieht ein Abendwölkchen
Einsam am Himmel daher,
Eine Wanderinsel des Lichtes
Treibend auf Gottes Meer.

Die Strahlen der Sonne rudern
Sie lautlos im blauen Raum,
Es spielt an ihren Gestaden
Des Lichtes goldener Schaum.

Mir ist, es töne ein Singen
Herab aus der funkelnden Höh',
Und weiter und weiter treibt sie
Hinaus in die himmlische See.

Innere Stimme.

Mir ist's, als hört' ich Jemand rufen,
Als hört' ich eine Stimme gehn,
Die liebe Worte zu mir spräche, —
Ich aber kann es nicht verstehn.

Wie eines Vaters ernstes Mahnen,
Wie einer Mutter ängstlich Flehn,
Wie eines Freundes treues Rathen, —
Ich aber kann es nicht verstehn.

Und wie ich horch', da zieht ein Frieden
In meines Herzens Hader ein:
Es wird am Ende Gottes Stimme
In meiner Brust gewesen sein.

Letzter Wunsch.

Ich wollt', sie rüsteten mein Grab,
Wenn ich einst todt werd' sein,
In Einsamkeit am Meeresstrand
Und ließen mich allein.

Dann läg' ich still, die Händ' im Kreuz
Und aufwärts das Gesicht,
Und harrte lauschend durch die Nacht
Auf Gott und mein Gericht.

Und hörte über mir das Meer,
Wie es dort hoch im Licht
Ein ewig murmelndes Gebet
Für meine Seele spricht.

Der sterbende Krieger.

Der Pfeil traf ihn gut, und er sank zur Erd',
Wollt' einmal die Losung noch rufen,
Da über ihn stürzte sein sterbendes Pferd,
Zerbrach ihm die Brust mit den Hufen.

Nun liegt er im blut'gen Felde allein
Mit offnen, brennenden Wunden,
Muß sterben und kann nicht schlafen ein
Und kann doch nimmer gesunden.

Er betet sein Sprüchlein am Boden still,
Im Blute gefaltet die Hände,
Und schaut vom einsamen Leichenpfühl
Hinaus in's sonn'ge Gelände.

Dort geht auf der Höhe am stillen Wald
Ein Hirtenmägdlein mit Singen,
Es wandern die Lämmlein über die Hald',
Thalüber die Glöcklein klingen.

Und's Mägdlein sitzt zu den Blumen bunt
Und zum rothen Beerlein sich's bücket
Und weiß nicht, daß dort unten vom Grund
Ein sterbendes Aug' zu ihm blicket.

Der kleine Seiltänzer.

„Du sollst mir nicht dreinsehn so traurig und blaß,
Du verwünschter Bube! und höre,
Wenn du noch einmal vom Seile fällst,
So setzt es Hiebe zur Lehre!

„Du treibst mir die Leute vom Platze weg
Mit deinem Jammergesichte,
Und die kreischenden Weiber sehn mich an,
Als säßen sie mir zu Gerichte."

„Ach Meister, ach Meister, ich bin so bang'
Allein in der schwindelnden Höhe,
Mir schlägt das Herz so sehr und mir thun
Die Füße vom Springen so wehe.

„Und wenn dann von unten herauf zu mir
Die zürnenden Worte dringen:
Pfui über das feile Mutterherz,
Sein Kind dem Tod zu verdingen!

„Dann werden die Augen mir dunkel und trüb,
Und ich muß an mein Mütterlein denken,
Das sich um sein entlaufenes Kind
Daheim thut härmen und kränken.

„Und habe nicht Acht, ob das Seil mir fehlt
Und möchte mich fallen lassen;
Mir ist, als müßte sie unten stehn,
In die Arme mich aufzufassen."

Drückt wen ein Kummer.

Drückt wen ein Kummer, er hoffe
Erlösung aus seiner Qual
Nicht von den Heilkünsteleien
Der hochgepries'nen Moral.

Er lasse lieber gewähren
Das alte Weiblein, die Zeit,
Die hat ein heimliches Mittel,
Dem widersteht kein Leid!

Ein armer Archimedes.

Ein armer Archimedes ist
Der Kopf mit seinem Denken,
Er plant und klügelt, wägt und mißt,
Möcht' Alles weislich lenken.

Und plötzlich trollt des Weges sich,
Berauscht und täpp'scher Weise,
Das Herz, der Bruder Liederlich,
Und plumpst in seine Kreise.

Es sprießt und grünt.

Es sprießt und grünt, es rankt und webt
Und mag sich still nicht fügen,
Es rinnt und blüht, es schafft und lebt
Und kann sich nicht genügen.

Und plötzlich jubelt's auf vor Lust
Und singt und jauchzt thalüber, —
Es geht dem Lenz die Himmelsbrust
Im Lerchenliede über.

Haltet den Gaul!

Wie kroch er träge, wie schlich er faul
Einher auf der Kindheit Wegen,
Der alte, hinkende Gaul der Zeit,
Mocht' nichts zur Eil' ihn bewegen!

Wie graſt' er schläfrig vom Zifferblatt
Der Uhr die langen zwölf Stunden
Und rupfte einzeln und mit Bedacht
Die Hälmlein sich der Sekunden!

Wohl schlug des Reiterleins Herz d'rauf los,
Was aber wollt' es ihm nützen?
Der Gaul ging seinen elenden Schritt
Und thät' sich nimmer erhitzen . . . .

Hilf Gott, hilf Gott, welche Fliege hat
Die alte Mähre gestochen?
Sie stürmt als wie der leibhaftige Wind,
Die jüngst so faul noch gekrochen!

Sie rast dahin, wie der Strom zu Thal,
Wie der Herbstwind über den Hügel,
Wie der Wolke Schatten über die Flur, —
Dem Reiter schwinden die Bügel.

Er streckt die Arme in's Leere aus,
Und unter des Rosses Hufen
Verstäubt das Leben — haltet den Gaul! —
Doch Niemand hört sein Rufen!

Wie zögernd.

Wie zögernd läßt der schlimme Sinn vom Bösen
Und wie bereit ist er zur Wiederkehr!
Wie rüstet sich der Wille widerstrebend
Und wie zum Vorsatz festet er sich schwer!

Und wenn zum Kampf der schwanke Muth sich endlich
Gegürtet, und am Wege steht die That,
Wie bebt das Herz zurück vor der Entscheidung
Und hat zu allen feigen Künsten Rath!

Ach, mächtig immer wieder, wie ich's lese,
Erfaßt des Wortes schlichte Wahrheit mich,
Wenn es von Petrus heißt und steht geschrieben:
„Er ging hinaus und weinte bitterlich!"

Es geht die Sonne.

Es geht die Sonne unter nicht
Wo immer ob den Landen,
Sie hab' denn ihre Zeit und Frist
Im Mittage gestanden.

Und treibt in seinem Todtenschrein
Kein Mensch zum letzten Hafen,
Der unter einem Dach nicht einst
Mit seinem Glück geschlafen.

Volksmund.

War einst ein Fürst im Thüringer Land,
Ein wildes Blut, eine schlimme Hand,
Ein arges Herz ohne Zucht und Scheu,
In allen gottlosen Künsten frei.

Er zehrte trotzig auf seinem Schloß
Am Mark des Landes mit Knecht und Roß,
Er saß beim Mahl und zechte Wein
Und ließ die Armen zum Himmel schrein.

Wo aber im Lande schnob sein Pferd,
Da krochen die Kindlein hinter den Heerd,
Und wenn sein Hüfthorn im Feld erklang,
Bekreuzten Bub' und Dirne sich bang.

Da hatt' ihn einst, verirrt auf der Jagd,
Im Wald befallen die schwarze Nacht,
Der Regen strömte, sein Pferd ging lahm,
Und auf sein Horn keine Antwort kam.

Und wie er rang mit Nacht und Gezweig'
Und Roß und Reiter gingen zu Neig',
Durch's Wipfelrauschen und Windeswehn
Gleich Hammerschlägen hörte er's gehn.

Und wie dem Schall er entgegen ritt,
Ein rother Schein durch die Zweige glitt,
Und wie er hastend sein Rößlein schalt,
Vor eine Schmiede kam er alsbald.

Dort stand, das Antlitz dunkel berußt,
Mit nackten Armen und zottiger Brust
Ein hochgewachsner, wilder Gesell
Und ließ den Ambos erklingen hell.

Der Reiter sah vom Sattel ihn an,
Gefallen mochte ihm nicht der Mann,
Doch nieder strömte der Regen kalt
Und Wind und Wetter hausten im Wald.

„He, Schmied am Heerde, mein barfuß Pferd
Ließ sein Geschüh' auf des Hirsches Fährt',
So zeig' deine Kunst und währ' dich fein,
Weil' ich mich wärm' an des Feuers Schein."

Der schwarze Recke eilte sich nicht,
Er sah dem Sprecher erst ins Gesicht,
Ging dann an's Werk mit gutem Bedacht
Und hatt' des Gast's am Heerde nicht Acht.

Und wie er's Eisen erhitzt gemach
Und that mit dem Hammer den ersten Schlag:
„So schlag' ihn Gott, der des Armen Saat
Mit Rosseshufen heute zertrat!"

„Der in die Heerde mit bösem Muth
Die Meute führte, die Höllenbrut,
Und hinter dem fliehenden Hirten her
Hohnlachend hetzte die wilde Mähr!"

Und wie er im Schein der Flammen bleich
Das Eisen streckte mit wuchtigem Streich:
„So streck' ihn Gott in Jammer und Noth,
Deß' Freud' und Kurzweil Schrecken und Tod!"

„Der blutestrunken den Becher schwingt,
In dem die Thräne der Wittwe blinkt,
Der's Brot der Waisen den Hunden bricht
Und Hohn der zitternden Unschuld spricht!"

Und wie den Hammer zum Streich er wog
Und drauf das sprühende Eisen bog:
„So beug' in rächender Hand ihn Gott,
Der mit den Herzen getrieben Spott!

„Der's Band der Treue zur Geißel schürzt
Und mit dem Schwerte das Recht verkürzt;
Der's Wort verfehmt und das Lied verbannt
Und nur die Furcht läßt walten im Land!"

Der Landgraf saß wie in schwerem Traum
Weitoffnen Aug's und athmete kaum,
Er saß mit Wangen, wie Schnee so weiß,
Und all sein Blut war starrendes Eis.

Ihm war, als säh' er, die Hand am Schwert,
Die Volkes Riesengestalt am Heerd,
Wie's seine Ketten gewaltig bricht
Und seinen Groll in die Winde spricht.

Ihm war, als bieg' das sprühende Erz
Sich unter den Worten, und auf sein Herz
Da fielen die Schläg' des Hammers dicht
Wie Gottes rächendes Strafgericht.

Da endlich schwieg der grausige Sang;
Und stumm von der Armensünderbank
Der Landgraf schlich, seine irre Hand
Des Rößleins Zügel tastend nicht fand.

Sein schwanker Fuß den Bügel nicht traf,
Auf seinen Augen lag es wie Schlaf;
Er kam zu Pferde, er wußt' nicht wie
Und ließ dem Thiere des Heimwegs Müh'.

Er stieg vom Pferde ein reuig Blut,
Im Sinne bekehrt, gewandelt im Muth,
Gewillt im Herzen, mit milder Hand
Zu bessern alle Schäden im Land.

Wie er die einsame lange Nacht
Im dunklen Walde aber verbracht,
Das sagt die kündende Mär nicht an,
Es fand der Tag einen andern Mann.

Und bald darauf, er hatte nicht Ruh,
Dem Wald lenkt' wieder sein Roß er zu,
Den Mann zu sehen, der in der Nacht
So feine Arbeit an ihm gemacht.

Doch wie er ritt alle Weg' und Steg'
Im tiefen Wald, im dichten Geheg',
Nur Blätter rauschen und Nacht umher,
Die Schmiede aber traf er nicht mehr.

Singen.

Mir ist, als hätt' in meiner Brust
Aus all dem Jubelwogen
Des Lenzes draußen, wild vor Lust,
Ein Vöglein sich verflogen.

Das hüpft darin, als wie nicht klug
Und schlägt mit seinen Schwingen
Und macht mir Noth im Haus genug
Und hört nicht auf mit Singen.

Und thu' ich kaum die Lippen auf,
Ein schüchtern Wort zu sprechen,
Hervor — ich halt' sie nimmer auf —
Die hellen Töne brechen.

Und geb' ich nicht fein Acht auf mich —
Ich fühl's, ich fühl's, die Flügel
Im Herzen drinnen tragen mich
Fort über Thal und Hügel.

Morgens.

Schlüpf' ich, gewecket vom Sonnenschein,
Morgens aus meinem Neste,
Draußen der Gottestag allemal
Jubelt laut schon beim Feste.

Ueber den Himmel die Vöglein hin
Tragen klingende Saiten,
Binden sie fest an die Zweige im Wald,
Spannen sie aus in die Weiten.

Unten im Grunde die Brünnlein all'
Heben jauchzende Stimmen,
Summende Töne vom Walde her
Ueber's Blütenmeer schwimmen.

Jubel und Sang! Und mein thöricht Herz
Auf den klingenden Wogen
Tanzt wie ein Nachen, den vom Gestad'
Leise die Wellen gezogen!

Der Wind.

Ein Spielmann, ein rechter, ist doch der Wind,
Hat im Handwerk nicht seines Gleichen,
So oft er im Feld zu blasen beginnt
Und über die Halden zu streichen.

Hei, wie er mit harfenden Händen greift
In des Waldes rauschende Saiten
Und wild die Tasten der Wellen durchläuft,
Das Lied, das er sinnt, zu begleiten!

Hei, wie er emporfährt aus Rohr und Ried
Und die grünen Wipfel erklettert
Und sie geschäftig und nimmer müd'
Nach neuen Liedern durchblättert!

So stumm ist kein Scherblein, kein Stein so still
Am Wege und hinter den Hecken:
Der Spielmann, der Gute, weiß, wenn er will,
Ein Klingen darinnen zu wecken.

Und ist auch kein Herz so voll Harm und Leid,
Von Sorgen so krank, — der Geselle,
Der draußen weiß mit den Steinen Bescheid,
Er stimmt es zurechte sich schnelle.

Und wer ihn sein Liedel in Feld und Wald
Und über die Halden hört singen,
Der fühlt auffubelnd im Sturme bald
Eine zitternde Saite mitklingen.

Lenzfahrt.

Nun weht es wieder lenzeswarm,
Und fröhlich allerwegen
Beginnt es auf dem sonn'gen Strom
Des Lebens sich zu regen.

Nun ziehn sich grüne Segel auf
An tausend schlanken Masten,
Nun flaggt der Wald, und Wimpel bunt
Aus allen Zweiglein hasten.

Und in der Ranken Taugewirr,
Da stehn auf luft'gen Sprossen
Die Vöglein, die Matrosen keck,
Vom gold'nen Licht umflossen.

Und müh'n sich emsig, Brust an Brust,
Als gält's, tief aus den Gründen
Des Winters Anker mit Gesang
Zur Lenzfahrt aufzuwinden.

Ein tolles Treiben aber giebt's,
Ein Tummeln jetzt und Rühren,
Ein Laufen und ein Rennen heiß
Von all den Passagieren.

Es kommt das Käferlein in Eil'
Gehumpelt an die Sonnen,
In's Betttuch noch gehüllt, darin
Der Herbst es eingesponnen.

Das Bienlein summt daher und hat,
Um nicht zu spät zu kommen,
Die gelben Höslein anzuziehn,
Sich nicht die Zeit genommen.

Und in der Mutter Hülsenkleid —
Man nimmt es auf der Reise
So strenge eben nicht — erscheint
Auch's Keimlein naseweise.

Geschwind, geschwind, du Menschenkind,
Empor aus Schlaf und Träumen!
Hervor an's goldne Sonnenlicht,
Willst du allein noch säumen?

Geschwind, es warten Lenz und Lust,
So gut wie Wind und Wellen,
Auf keinen grillenfangenden
Und schläfrigen Gesellen!

Demuth.

Wen Gott auf die Kniee niederwarf,
Der neige sein Angesicht
Und neige in Demuth sein stolzes Herz
Und kämpfe und ringe nicht.

Und wie die Kindlein der Gasse thun,
Wenn sie still zu den Menschen flehn,
Er taste leise an Gottes Hand,
Und Gott wird ihn schon verstehn.

Wandernde Musikanten.

Hei, Triller und Läufer wie aus dem Sack!
Das sind die alten Bekannten,
Im Notengestöber, im Klanggebrauf',
Die wandernden Musikanten.

Das sind die Krämer mit Blech und Darm,
Die Trödler sind es der Töne,
Die fahrenden Schüler der Kunst nach Brod,
Bewaffnet bis an die Zähne.

Daß Gott erbarm! Wo hat nur das Volk
Die arme Weise gefangen,
Die sich so garstig mit ihnen rauft
In wildem Freiheitsverlangen!

Sie läuft auf der Geige auf und ab
Und hüpft von Saite zu Saite,
Springt über den Steg mit gellendem Schrei
Und möchte sich retten ins Weite.

Da packt sie aber der Flötenmann,
Und stopft die kreischende Arme
Mit emsʼgen Fingern ins Loch, und, ach,
Der Baß erst bringt sie zu Harme!

Der jägt drauf los wie im Traum und jägt
Mit unerbittlichem Striche,
In Viertel und Achtel sie kurz und klein,
Ihm kommtʼs nicht an auf die Brüche.

Hei, lustig Klingen! Und reißt ein Strang,
Der Nachbar schaffet für Zweie,
Und läßt der Darm sich bedeuten nicht,
Die Pauke hältʼs mit der Treue.

Die thut ihr Tagewerk ritterlich,
Mag sich die Flöte auch zieren,
Sie denkt, wenn Jeder sein Theil nur thut,
Man wirdʼs am Ganzen schon spüren.

Kummer.

Sie standen da und hielten mich ängstlich in Hut
Und sprachen Trostesworte; sie meinten es gut.

Sie ließen mir zur Klage den Schmerz nicht gedeihʼn
Und stahlen mir die Thränen, — jetzt bin ich allein.

Nun will ich ungesehen mich schleichen bei Seitʼ
Und in die Arme nehmen mein harrendes Leid

Und in ein Ecklein drücken mein heißes Gesicht
Und weinen bis das Herz in der Brust mir zerbricht!

Es wird geschrieben kein Wörtlein.

Es wird geschrieben kein Wörtlein,
Das nicht schon einmal
Durch irgend ein Geistespförtlein
Zu Markte sich stahl.

Und wie die Kiele auch wandern
Im Sprachmeer herum,
Wir laden Einer des Andern
Gedanken nur um.

Alexander Fischer.

Kaiser Max und Albrecht Dürer.

Der Kaiser Max in Sammt und Seidʼ,
In einem golddurchwirkten Kleid,
Umringt vom Kanzler und hohen Rath,
Zu Dürerʼn in die Werkstatt trat.
Dem Künstler schüttelt er die Hand
Und fragtʼ ihn, ob er wohl im Standʼ,
Sogleich ein Bild zu schaffen, sei,
Mit Pinsel oder blankem Blei.
Der Meister gleich zu malen beschloß,
Was nur den Kanzler höchst verdroß.

Als am Gerüste Dürer stand,
Den leichten Pinsel in der Hand,
Befuhr er rasch die Leinewand.
Bevor ein Augenblick entschwand,
War schon zu sehʼn: Luft, See und Land,
Ein frisch beblümter Meeresstrand,
Gewölk mit einem güldʼnen Rand,
Dahinter die Abendsonne schwand,
Und Vöglein durchschwirrten rings das Land,
Und eine lebendige Schöpfung erstand
Aus Maler Dürerʼs kleiner Hand.

Darob der Kaiser sich ergötzt.
Als jener den Pinsel abgesetzt,
Da bat Herr Max: „Nun Meister mein,
Fahrʼ fort im schönen Werke dein,
Auf daß der Abend, den du gemalt,
Willkommen mir entgegenstrahlt.“
„Gern hättʼ ich meines Herren Wort
Nach meinen Kräften erfüllt sofort;
Doch fehlt mir jetzt der Bursche just,
Der sonst die Leiter mir halten mußt!“
„Ei, Freund, ist das die Noth und Pein,
Sollʼ traun, dir bald geholfen sein.
Komm Kanzler, deine Stirn ist kraus,
Du blickst verdrießlich zum Fenster ʼnaus;
Kommʼ her, du Fetter und Feister,
Und halte die Leiter dem Meister!“

Als Solches nun der Kaiser rief,
Erschrak der Kanzler und beugte sich tief:
„Welchʼ treues Herz in meiner Brust,
Ist Keinem so wie Euch bewußt;
Doch wünschet und verlanget nicht,
Was mir ist zu verweigern Pflicht.
Ist nicht der Edelmann,
Der eine Leiter halten kann
So einem Maler und blöden Wicht!
Erlauchter Herr, das fordert nicht!“
Da hub der Kaiser glühend an:
„Hoho, was hat dir denn gethan
Der Künstler mit dem Silberhaar,
Daß du ihn schmähest ganz und gar?
Jetzt wissʼ: Er ist ein edler Mann,
Viel edler, denn ein Edelmann,
Ward nicht zum Edlen erst erkoren,
Nein, ist ein Edler schon geboren!
Zum Edelherrn ich küren kann
Jedweden rohen Bauersmann,
Den Künstler aber kürʼ ich nicht,
Dieweil mir Kraft dazu gebricht.
Wir haben Pergaments genug,
Wer zieht uns dʼrauf den Meisterzug?
Wir haben Granit und Marmorstein,
Wer hauchet ihm den Odem ein?
Das ist des Künstlers hohe Kraft,
Die Göttliches urkräftig schafft! —
Auf, Kanzler, halt ihm gleich die Leiter! —
Jetzt, lieber Meister, male weiter!“

Abraham Gottlieb Hermann Franzius.

Gefühl auf Bergen.

Den Thälern hab' ich mich entschwungen,
Wie fühlt die Seele sich beglückt!
Aus Nebelduft und Dämmerungen
Bin ich der Sonne nah gerückt.
Mich tragen stolz gewölbte Hügel,
Es öffnet sich die volle Brust;
Zu athmen höh're Lebensluft,
Schwingt kühn der Geist die Adlerflügel.

Hier folgen keines Neiders Blicke,
Allein steh' ich auf stolzer Höh',
Die Lüge flieht, es flieht die Tücke,
Es schweigt der Erde banges Weh;
Rein kosen um mich her die Lüfte,
Die Wolken ziehen unter mir;
Nur sonn'ge Klarheit waltet hier,
Fern sind die Schatten finstrer Grüfte.

Ich ließ dem Thal das bunte Walten,
Den Klüften ihre Dunkelheit,
Mich lockten ferne Lichtgestalten,
Mich rief des Aethers Heiterkeit;
Aus den zersprengten dumpfen Särgen
Stand der befreite Sclave auf,
Zur Sonne nimmt er seinen Lauf
Und athmet frei auf freien Bergen.

Nicht in des Thales engen Schranken
Ward das, was heilig ist und schön;
Die hehren, göttlichen Gedanken
Entsprangen auf der Berge Höh'n.
Die Alpen sind der Freiheit Wiege,
Frei wird auf Bergen nur gefühlt!
Wer in den niedern Gründen wühlt,
Bleibt Sclave stets und fern vom Siege.

Das Herz träumt sich dem Weltgeist näher,
Wenn es auf freien Bergen schlägt;
Hier ist es fern von jedem Späher,
Der Mienen und Gefühle wägt.
Im reinen Glanze glühn die Sonnen,
Weit unten dämmert noch das Thal,
Vom Herzen sinkt die bange Qual
In hoher Andacht reichen Wonnen.

Handeln und Dulden.

Nur zwei Wege leiten uns zum Ziele;
Einer fordert Kraft im Kampfgewühle
Und der andre Kraft in stiller Brust.
Dort erheischt es: Streiten, Ringen, Wagen,
Hier: Ein Glauben, Hoffen und Entsagen,
Ueberall doch: Wunden, Schmerz und Lust.

Rauh und feindlich nahen die Gewalten,
Sorgen nur und trübe Sinne schalten
Unter unsrem stillen Heimathszelt;
Da erhebt der Mensch die rüst'gen Hände,
Reißet ein die läst'gen Scheidewände,
Die ein herbes Schicksal aufgestellt;

Kämpft und siegt! Und junge Lorbeern grünen
Um den Scheitel jenes Starken, Kühnen,
Und als Helden preist ihn froh der Tag. —
Aber wenn der Kampf nichts kann erringen,
Unsre Kräfte stärkere bezwingen,
Dann werd' unsre inn're Stärke wach.

Vieles zwar erringt ein kühner Degen;
Doch nicht alles. — Stellt Geduld entgegen
Sich dem Feinde, bleibt sie Siegerin:
Wo kein Handeln hilft, da hilft das Dulden,
Was die Thaten nur zu oft verschulden,
Das versöhnt und trägt ein muth'ger Sinn.

Brausend nahen sich des Unglücks Wogen,
Dunkel hat der Himmel sich umzogen,
Und des Menschen Stärke bebt und fleucht.
Aber nimmer wird er untergehen,
Denn er weiß dem Mißgeschick zu stehen,
Muthig hält er still; er trägt und schweigt.

Wahrt in unsrer Pantheone Mitten
Nicht allein die kühn und hehr gestritten,
Wahret auch des Dulders bleiches Bild.
Nicht nur Männern wollet Nachruhm geben:
Denkt des Weibes, dessen ödes Leben
Dulden ist, bis es der Tod umhüllt.

Wer ist stärker: der den Arm kann regen
Und entgegenkämpft des Schicksals Schlägen,
Ob auch gleich sein Heldenblut entfließt?
Der die Fesseln kühn sich kann zerbrechen,
Sich mit Thatkraft kann am Schicksal rächen,
Und den Kampf mit seinem Leben büßt?

Oder — der im jahrelangen Leiden
Alle Freuden sah vom Leben scheiden,
Dennoch seinen festen Muth behält;
Der noch Liebe hegt im düstren Kerker —
Sprich, wer ist wohl größer, wer ist stärker,
Dieser Dulder oder jener Held?

Thaten rauschen, und man wird sie singen,
Denn die Welt liebt Handeln und Vollbringen,
Nur dem Helden schenkt sie ihre Huld.
Doch kann auch nicht Jeder Kämpfe wagen,
Kann er doch den Lebenssturm ertragen;
Heldensinn lebt auch in der Geduld.

Georg von Grindel.

Wird's mir in der Welt zu weit.

Wird's mir in der Welt zu weit
Oder auch zu enge,
Komm' ich mit der lieben Zeit
Oftmals in's Gedränge:
Flücht' ich in den Keller mich,
Setz' mich hin ganz kümmerlich
Und fang' an zu trinken.

Feierlich und schauerlich
Ist's in diesen Räumen,
Geister schwirren her um mich
Wie in Nebelträumen.
Meine Sünden, groß und klein,
Fallen mir dann alle ein,
Aber ich muß trinken.

Droben auf dem höchsten Faß
Sitzt der Weine Meister,
Halbverschimmelt, kellernaß,
Um ihn seine Geister.
Und er ruft sie an: „Geschwind
Bringt mir her das Menschenkind,
Ob es auch kann trinken."

„Ei, warum denn dieses nicht!"
Ruf' ich ganz fidele:
„Willst du mich mal nüchtern sehn,
Mußt, bei meiner Seele!
Du ein wenig früh aufstehn!
Grade kann ich zwar nicht gehn,
Aber ich kann trinken."

Kellergeistern darf man nie
Einen Trunk versagen,
Denn erzürnet könnten sie
Von dem Faß uns jagen.
Nein, von diesem Zauberort
Bringt kein Sterblicher mich fort,
Gar zu schön ist Trinken!

Klett're zu ihm auf das Faß,
Setz' mich bei ihm nieder,
Singe dies und singe das,
Lalle Burschenlieder;
Werde ganz allmählich schwach,
Sink' vom Faß herab und ach!
Kann nicht weiter trinken!

Die Abendglocken.

Wie schlägt mein Herz so still und bang',
Ertönt der Abendglocke Klang!
Ihr sanft melodisches Geläut
Ruft mir zurück die goldne Zeit:
Der Jugend Traum, der Liebe Glück,
Mein Vaterhaus, der Freunde Blick
Und meines Herzens stille Qual,
Als ich dich sah zum letzten Mal!
Ach, wie so schnell die Lust enteilt,
Die wir empfangen und getheilt!

Wie manches Aug', der Freud entbrannt,
Verschloß des Todes kalte Hand,
Und seinen Schlummer, fest und lang,
Weckt keiner Abendglocken Klang!
So werd' auch ich einst schlafen gehn
Und keine Heimath wiedersehn;
Wo meine Seele trauernd schied,
Erklingt des fremden Sängers Lied,
Und seinem stillen Weihgesang
Tönt sanft der Abendglockenklang!

Theodor Robert Grosewsky.

Idylle.

Im dunklen Forst an schlanken Tannenbäumen
Lehnt meiner Hütte grünbemooftes Dach;
Hier mag ich gern die Einsamkeit verträumen,
Auf weichem Moos im luftigen Gemach.

Die Wände sind von roh behau'nen Stämmen
Kunstlos gefügt und ohne Schmuck und Zier;
Den frischen Hauch des Wind's mag ich nicht hemmen,
Drum ließ ich offen Fensterlein und Thür.

Bebändert hängt ein Kränzchen von Cyanen
Verwelkt, verblichen von der Wand herab;
Es ist mir lieb und soll mich stündlich mahnen
An ferne Zeit und an ein theures Grab.

Die Föhre rauscht geheimnißvolle Klagen,
Die Pappel flüstert leise Melodie'n,
Im Faulbaum meine Nachtigallen schlagen,
Und ringsumher die duft'gen Veilchen blühn.

Und dort im Schooß der weißen, sonn'gen Dünen, —
Wie da mein Lieb, die grüne Ostsee, ruht!
Ob Tannen auch statt Palmen sie umgrünen,
Ist sie doch schön, ist sie mir lieb und gut!

Vorübergeht der Welten bunt Gewirre,
Vorübergeht der Menschen falsches Spiel!
Vorüber fern! Und keines macht mich irre: —
Bescheid'ner Wünsche hab' ich nicht sehr viel.

Die Sonne mag der Himmel mir nicht rauben,
Nicht Regen meinem kleinen Ackerfeld;
Im Frühling mag mein Wald sich neu belauben,
Erblühen rings die weite Gotteswelt.

Die Nachtigall, ich habe sie so gerne,
Die Vöglein all' wünsch' ich auf Busch und Baum;
Noch wünsch' ich Nachts die lieben hellen Sterne,
Noch Mond und Schlaf und einen süßen Traum.

Ich tröste mich.

Du liebst mich nicht? — Wohlan, ich tröste mich!
Ich wandle einsam über Thal und Hügel
Und — denk' an Dich!
Ich blicke sinnend in des Stromes Spiegel
Und — denk' an Dich!
Tief in dem Grund glaub' ich Dein Bild zu sehen
Und zürne Dir und bleibe zürnend stehen
Und schau Dich an! — — Ja, ja, ich tröste mich!

Du liebst mich nicht? — Wohlan, ich tröste mich!
Beim Waldhornklang folg' ich der Spur der Meute
Und — denk' an Dich!
In froher Schaar umjauchz' ich unsre Beute
Und — denk' an Dich!
Ein Jägerlied laß' durch den Wald ich schallen
Mit hellem Klang — zwei heiße Thränen fallen
Mir längs der Wang': — — Ja, ja, ich tröste mich!

Du liebst mich nicht? — Wohlan, ich tröste mich!
Ich stürz' hinein mich in die Menschenwellen
Und — denk' an Dich!
Ich zech' im Kreise wüster Zechgesellen
Und — denk' an Dich!
Ein Schmetterling, eil' ich von Kelch zu Kelche
In süßer Lust und frage doch: Gleicht welche
Von allen Dir? — Ach nein! — So tröst' ich mich!

Sonett.

Am Himmel ziehn die grauen Wolken hin,
Der Regen plätschert auf die Gassen nieder,
Die Vöglein schütteln fröstelnd ihr Gefieder —
Ist's das allein, warum ich traurig bin?

Vorübergeht Vergang'nes meinem Sinn,
Der schmerzdurchwachten Nächte denk' ich wieder!
Für all' das Leid nur dumpfe Klagelieder —
O, armes Herz, ein trauriger Gewinn!

O nimm von mir des Sang's ruhmlose Gabe,
Des Reimes Klang, der Worte falschen Glanz,
Beklagen will ich nimmer den Verlust;

Nur laß mir, Gottheit, meiner Jugend Habe:
Des Glaubens Schild, der Hoffnung grünen Kranz,
Der Liebe Knospe in der warmen Brust!

Wanderglück.

Der Meister schlug auf's Eisen,
Das glühend vor ihm lag,
Und sang bekannte Weisen
Bei jedem kräft'gen Schlag:

„Das war ein fröhlich Wandern
Und Jubeln allzumal,
Von einer Stadt zur andern
Ging's über Berg und Thal!"

„Wo Mädchenaugen winkten,
Da blieben gern wir stehn;
Wo helle Becher blinkten,
Da konnten wir nicht gehn!"

„Wo laute Lieder klangen,
Da stimmten wir mit an!
Wo lust'ge Tänzer sprangen,
Da sprangen wir voran!"

„Das war ein lustig Wandern,
War eine schöne Zeit,
Von einer Stadt zur andern,
Heissa, in alle Weit'!"

Und wie der Meister sungen,
Da ist der Altgesell
Vom Amboß aufgesprungen,
Im Aug' ein Thränlein hell.

Und Hammer, Feil' und Zangen,
Die warf er auf den Block,
Thät nach dem Ranzen langen
Und nach dem Wanderstock:

„Habt Dank für alles Gute,
Halt's hier nicht länger aus!"
Er grüßte mit dem Hute
Und wanderte hinaus.

Und draußen vor dem Thore
Und draußen in dem Wald,
Da ist zum Lerchenchore
Sein Wanderlied erschallt.

Der Meister schlug auf's Eisen
Und dacht' an Weib und Kind,
Gedacht' der alten Reisen,
Und seufzte in den Wind!

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß.

Sonntagsmorgen!

Sonntagsmorgen . . . . . .
Tiefe Stille,
Tiefer Friede
Auf der Erde.
Und vom Himmel
Schweben weiße
Engel nieder;
Und aus goldnen,
Funkenhellen
Schaalen gießen
Sie hernieder
Ströme Lichtes,
Die sie schöpften
Aus der Sonne
Gluthenbronnen.

Und von süßen
Schlummerdüften
Noch umfangen,
Ruhen schweigend
Alle Fluren,
Und die Wälder
Schütteln schläfrig
Ihre hohen Kronenhäupter.

Sieh', es funkelt
Und es schimmert,
Denn des Lichtes
Goldner Regen
Träuft hernieder
Auf die Gräser,
Auf die Blumen,
Auf der Bäume
Dunkle Blätter . . . . . .

Blitzend stehen
Nun die Fluren,
Wie in Flammen
Alle Bäume,
Übermächtig
Anzuschauen!
Und sie rauschen
Und sie brausen
Tiefe, schöne
Hochgesänge,
Übermächtig
Anzuhören!

Doch mit sanftem
Säuseln regen
Sich die Gräser
Auf dem Felde,
Und es mischen
Sich der Blumen
Glockenhelle,
Reine Stimmen
Lieblich klingend
In den tiefen,
Uebermächt'gen
Chor des Waldes. —

In den süßen
Traum der Vögel
Klang ein Rauschen
Und ein Singen;
Tiefe, schöne,
Leise, mächt'ge
Stimmen drangen
In die Stille

Ihres Schlummers.
Und sie jauchzen
All' erwachend:
„Sonntagsmorgen!
Sonntagsmorgen!" — —

Gläubig betet
Die Natur in
Gottes Allmacht
Tief versunken. — — — —

Warum schweigst du,
Dunkles Herze?
Hast du etwa
Minder Lichtes
Wohl empfangen,
Als die Gräser,
Als die Blumen,
Als des Waldes
Hohe Riesen,
Als die Vöglein
In dem Walde?

Hast du etwa
Mehr zu leiden,
Als die Blume,
Die mit Schmerzen
Aus der Knospe
Sich zur Blüthe
Muß erschließen
Und verwelken
Und verblühen
Und vergehen
Muß wie du?

Hast du etwa
Mehr zu leiden,
Als des Waldes
Hoher Riese,
Der den Stürmen
Und dem Wetter
Und den Blitzen
Mächtig trotzen
Und verdorren
Und verwelken
Und vergehen
Muß wie du?

Hast du etwa
Mehr zu leiden,
Als das Vöglein
In dem Walde,
Das dem Winde,
Und dem Regen
Und dem list'gen
Feind im Walde
Preisgegeben, —
Sorgen, mühen
Und ein Körnlein
Sich erhaschen
Und erkranken
Und erdulden
Und vergehen
Muß wie du? . . . . .

Heller Glocken
Klänge gleiten
Auf des Windes
Weichen Flügeln
Durch die Thäler,
Durch die Fluren,
Durch den weiten,
Friedevollen,
Stillen Tempel
Der Natur.

Traum der Kindheit,
Sonntagsmorgen
Meines Lebens,
Komm hernieder,
Den ich trotzig
Murrend einstmals
Abgeschüttelt!
Beuget euch, ihr
Starren Kniee,
Sinket nieder,
Wie ihr einstmals

Niedersankt am
Sonntagsmorgen!
Bete, meine
Seele, wieder
Mit den Gräsern,
Mit den Blumen,
Mit des Waldes
Hohen Riesen,
Mit den Vöglein
In dem Walde — — —
Sonntagsmorgen!
Sonntagsmorgen!!

Nachtgefühle.

Wenn die Nacht mit leisen Schwingen
Sanft auf mich herniederweht,
Ist mir's, als wenn all mein Ringen
Fern und stille schlummern geht;
Märchenhafte Seraphslieder
Klingen leise an mein Ohr,
Und ich bet' und schaue wieder
Stillbewegt zu Gott empor.

Alte, längst verklung'ne Sagen
Tauchen mir als Sterne auf,
Ich vergesse meine Klagen,
Meines Lebens irren Lauf.
Und mir ist's, als wenn die Seele,
Aller ihrer Fesseln frei,
Mit dem Himmel sich vermähle,
Einer jener Sterne sei!

Morgenlied.

Mit wundersamem Läuten
Der Tag zur Erde zieht,
Auf Sonnenstrahlen-Saiten
Spielt er ein goldenes Lied.

Sein Athem sind die Winde;
Die tragen die Melodein
Wohl jedem Blumenkinde
In's tiefste Herz hinein.

Ein Traum im Allerheiligsten.

Ein bittrer Grimm durchtobte meine Seele: —
Ich war getäuscht in meinem Glaubenswahn!
Die Stufen zu dem Allerheiligsten
Stürzt' ich mit wildem Frevelmuth hinan:
Sein Bild wollt' ich zertrümmern und zerschlagen,
Das mich belog auf meines Herzens Fragen!

In's Allerheiligste! — Ich brach die Pforten
Und stürzte wild dem Gottesstandbild zu,
Das sich auf seines Sockels hohem Fuße
Erhob in hehrer, tiefer Gottesruh:
„Die Zeit ist hin, da ich dem Truge glaubte!"
Und schwang die Waffe über meinem Haupte.

Und nieder stürzten meines Hammers Schläge:
Ich traf das Haupt, daß ich so lang' verehrt,
Ich traf die Brust, die mich so lang' geheget,
Ich traf die Hand, die mich so lang' bewehrt!
Und rasselnd rollten die zerschlagnen Glieder, —
Ich aber stürzte tiefermattet nieder.

Als ich nach qualvoll-schwerem Schlaf erwachte,
Da ward's in meinem Geiste furchtbar Tag:
Heil war das Bild, das ich zertrümmert dachte,
Mein eignes Herz traf meines Hammers Schlag,
Mein eignes Herz zerschlug ich voller Qualen, —
Gott aber glänzte in den alten Strahlen!

Dichterkrone.

Was soll das kalte Monument aus Marmor
Auf eines Dichters Grab als letzter Lohn?
Was häuft ihr Steine auf des Sängers Hügel?
Gesteinigt habt ihr ihn im Leben schon!

Legt ihm auf's Grab die schönste aller Kronen,
Ihm, dessen Herz euch warm entgegenschlug:
Die schönste Krone, die ein Mensch errungen,
Das ist die Krone, die der Heiland trug!

Sturm.

Mit gigantischem, dunklem Griffel
Schreibt der Sturm seine Leiden in's Meer;
Er schreibt es mit grimmigem Fluche,
Er schreibt es schneidend und schwer!

Das Meer heult auf vor Wehe,
Schwillt mächtig empor in die Höh',
Und ängstlich verhüllt sein Antlitz
Der Mond vor der tobenden See!

An Gott!

Schwer traf mich Deine Hand! In's Mark der Knochen
Schlug mir Dein Blitz in Nacht und Sturmesgraus!
Du bist der Stärkere! Ich bin gebrochen,
Und mit dem Trotz der Jugend ist es aus!

Einst war ich stark! — Ach, Herr! Ich kann nicht lügen:
Mich dauert meiner Jugend Ueberkraft,
Mich dauert auch ihr stolzes Ungenügen,
Mich dauert meine heiße Leidenschaft.

Doch dank' ich Dir, daß Du mit Blitz und Wettern
Zerschlugst den Thoren, der sich Gott geglaubt:
Nicht niedrig ist's, was Stürme jäh zerschmettern,
Nein, nur der Eichen stolzes Kronenhaupt!

Noch fühl' ich Deiner Flammen Mäler rauchen,
Noch quillt's vom Herzen blutig mir hinauf,
Doch schon am fernen Horizonte tauchen
Die Morgensterne Deines Friedens auf.

Gottsuchers Frühlingslied.

Es spielt der Lenz die alte Weise,
Die alle Erdenwunden heilt;
Er hat auch mich auf meiner Reise,
Den müden Wanderer, ereilt.

Er stößt mit übermächt'gem: „Werde!"
Des Blitzes Speer am Wolkenschaft
Tief in die Brust der harten Erde
Und löst sie aus des Winters Haft.

Sie schlägt in weicher Lüfte Kosen
Die blauen Veilchenaugen auf,
Es spritzt ihr Blut in rothen Rosen
Auf's grüne Kleid in tollem Lauf.

Befreiend stürzen ihre Thränen
In tausend Flüssen in das Thal —
O wollustvolles Frühlingssehnen!
O schöne, wilde Frühlingsqual!

Hier kann ich erst mein Ich begreifen,
Den Widerspruch, aus dem ich bin,
Den Drang zu unbegrenztem Schweifen
Und meiner Qualen tiefen Sinn.

Mir ist's, als hört' ich's fragen leise,
Als ob Natur, die Göttin, spricht:
„Entfremdet Kind, wohin die Reise?
Erkennst du deine Mutter nicht?"

Das verlorene Paradies.

Den tiefen Sinn will ich Euch künden
Von dem verlornen Paradies,
Aus dessen blumenreichen Gründen
Der Herr den ersten Menschen stieß.

Das Paradies, es steht noch offen;
Kein rachedurst'ger Cherubim
Verwehrt dem kindlich reinen Hoffen
Den sanften Blumenpfad zu ihm.

Das lichte Reich des Glaubens breitet,
Das Paradies, die Arme aus,
Und jede Kindesseele schreitet
In's gastlich offne Vaterhaus.

Doch wer, in dunklen Drang verloren,
Wie Gott zu werden, kühn verlangt,
Weil er sich fühlt aus Gott geboren,
Nach der Erkenntnis Früchten langt;

Wer mit ihm theilen will die Krone
Als Gottes ebenbürt'ger Sohn,
Den schleudert er von seinem Throne
Herab in finst'rer Knechtschaft Frohn'.

Er zieht um's Paradies die Schranke,
Und seine heil'gen Pforten wehrt
Der Racheengel, der Gedanke,
Der Cherub mit dem Flammenschwert!

Das Sträußlein aus Moos.

Gekränkt in meinem Uebermuthe,
Das junge Auge thränenvoll,
Ging ich zum Wald mit düstrem Muthe,
Wo mancher Tropfen niederquoll.

Gar kindisch war mein banges Grämen,
Doch schien mein Herz mir schwer gekränkt,
Fast wollt' ich gar schon Abschied nehmen,
So tief hatt' ich mein Haupt gesenkt.

Und zur Erinn'rung dieser Stunde
Band ich ein Sträußlein mir aus Moos,
Das ich im weichen Waldesgrunde
Entriß dem reichen Mutterschooß. — —

Wohl manchen Tag sah ich entgleiten,
Vergessen war das Sträußlein lang,
Als heut das Bild aus jenen Zeiten
Mir wieder vor die Seele drang.

Ich fand das Sträußlein heute wieder
Und sah es lange, lange an,
Bis von der Wange still hernieder
Mir mancher heiße Tropfen rann.

Ein trockner Strauß aus dürrem Moose — —
Und Alles, Alles ist verhallt!
Weint' ich doch noch in deinem Schooße,
Du schöner, tiefer, grüner Wald!

Ein Traum in Indien.

Der Traum ist süß; er trägt uns von dem Ort
Des Kummers und der Sorge fort.
Doch auch den Traum durchbebt
Mit leisem Schlag,
Was wir erlebt
Am heißen Tag.
Der Traum ist süß, doch süßer noch als er
Ist eines tiefen Schlafes Meer,
Das uns entreißt aus diesem Erdenland
Und fortspült von dem Lebensstrand.

Der Schlaf ist süß; doch kurz nur währt sein Glück: —
Die Woge wirft uns bald zurück.
Der alte Kampf beginnt,
— Wir sind erwacht, —
Die Thräne rinnt,
Der Thau der Nacht.
Der Schlaf ist süß, doch süßer ist der Tod;
Er bringt uns nie ein Morgenroth,
Er löst uns von der Menschheit ew'gem Fluch
Und löscht uns aus dem Namensbuch.

Der Tod ist süß. Doch ach! Ein Lichtstrahl trifft
Auf's neu die schon erloschne Schrift;
Küßt wach die Blume bald
Aus unsrem Staub,

Der Gluthgewalt,
Des Sturmes Raub.
Der Tod ist süß, doch süßer — ist das Nichts,
Geborgen vor dem Strahl des Lichts,
Der tiefsten Ruhe ungedachter Ort,
Vergessen von dem Schöpfungswort!

Träumerei.

Mir ist's als hört' ich rauschen
Mein Herz wie einen Strom,
Der Sehnsucht Nixen lauschen
Aus grün-krystallnem Dom.

Die weißen Arme heben
Sie klagend wohl empor
Und wiegen sich und schweben
In geisterhaftem Chor.

Es fällt der Strahl der Lieder
Wie Mondlicht auf die Fluth,
Da blitzt es hin und wieder
In wunderbarer Gluth.

Aus meines Herzens Tiefe
Blitzt manches goldne Wort,
Mir ist's, als wenn da schliefe
Ein Nibelungenhort.

Was sind die Sterne?

„Was sind die Sterne?" Fragt' ich oftmals spät,
Auf meinem Bette knieend im Gebet.
Und Antwort gab mir eine Stimme lind:
„Die Sterne sind viel tausend Engelein,
Die senden Strahlen in dein Herz hinein,
Aus denen sich dein goldner Traum entspinnt." —
Ich war — ein Kind!

„Was sind die Sterne?" Fragt' ich später oft,
Wenn jäh zerschellt, was sich mein Herz erhofft,
Die dunkle Nacht ihr dunkles Lied begann.
Da gab sie mir die Antwort: „Jeder Stern
Ist eine Thräne auf dem Kleid des Herrn,
Die, ihm zum Schmuck, aus deinem Auge rann. —
Ich war — ein Mann!

Mitleid.

Wie bin ich doch von all' dem Ringen
So müd' und matt!
Was kann das Leben mir noch bringen?
Ich hab' es satt!
Ich hab es satt, das irre Streben
Durch Schlucht und Nacht!
Ich kenne Menschen nun und Leben —
O wär's vollbracht!

Das Leben hat mich oft betrogen,
Die Menschen auch,
Die schönsten Träume sind verflogen,
Das ist so Brauch!
Was soll ich weiter drum mich grämen?
Ist eitel Tand!
Das Erdenleben ist nur Schemen,
Ich hab's erkannt!

Nur Eines ist mir treu geblieben
In all dem Wust:
Das ist ein mitleidsvolles Lieben
In tiefster Brust,
Aus längstvergessnen heilgen Auen
Ein Heimathsklang,
Daß mir die Augen überthauen
In selgem Drang.

Ob Andre diese Stimmen hören —
Ich weiß es nicht;
Ich aber lausch' den heilgen Chören
Voll Zuversicht.
Mir ist dies Heimweh nie verglommen
Trotz Hohn und Spott;
Ich zähle mich nicht zu den Frommen,
Doch lieb ich Gott.

Ich liebe Gott, weil seine Treue
Mich nie verließ,
Weil er in meiner Schuld und Reue
Mich nicht verstieß.
Und haben Sünden sich und Schmerzen
In mir geeint —
Ich hab' an seinem Vaterherzen
Mich ausgeweint. —

Das Mitleid, das mit Schmerzenswonnen
Die Brust uns füllt,
Ein Tropfen nur ist's aus dem Bronnen,
Der überquillt:
Aus Gottes ewger Vatergüte,
Die nie versiegt,
Die Mensch und Thier und Baum und Blüthe
Am Busen wiegt.

Max von Güldenstubbe.

Der Kampf um das Glück.

Lebendiger Tod ist thatloses Harren,
Sich lassen vom Schicksal gängeln und narren,
Doch Leben und Lust
Wär', Glück zu erkämpfen Brust an Brust!

O stände das Schicksal als Feind gewaltig
Auf jener Höhe riesengestaltig
Im Nebeldampf,
Wie würd' ich freudig springen zum Kampf!

Stark würd' ich wie Recken der alten Zeiten,
Mir wüchse zehnfach die Kraft im Streiten;
Die Jungfrau „Glück"
Trüg' ich befreit auf dem Schilde zurück.

Vergeblicher Traum! Nie wird mit dir hadern
Das Schicksal als Wesen mit Sehnen und Adern. —
Den Reckensohn
Einst lockte der Kampf, er kannte den Lohn!

War erst der Riese, der Lindwurm, gefallen,
Dann standen geöffnet des Glückes Hallen;
Dem Heldenthum
War frei die schimmernde Bahn zum Ruhm!

Richard Otto Guenther.

Frühlingsode.

Nach des Winters
Schneebekränzten
Dunklen Tagen
Sei willkommen,
Sonnenschimmer
Reinen Lichtes!
Erster Bote,
Der das Nahen
Holden Frühlings
Mir verkündet.
Wonnelächelnd
Schwebst du nieder
Aus der Wolken
Finsterm Schooße,
Nahst dich wieder
Blumenspendend,
Der verlassnen
Mutter Erde!
Horch, schon tönen
Lerchenschläge
Durch die Lüfte!
Freudenrauschend
Ziehen helle
Silberbächlein
Leise Pfade
Durch des Waldes
Grüne Wildniß.
Baum und Staude,
Blütenschwanger,
Duften üppig.
Rosen glühen,
Erbsen schwanken
In den Gründen,
Rote Mohnen
In der Felder
Reichem Segen;
Zärtlich nicken
Goldne Glöckchen
Auf dem zarten
Sammetteppich
Grüner Wiesen;
Blaue Sterne
Leuchten freundlich
Aus dem Korne;
Silberhalme
Nicken träumend
In des Windes
Mildem Fittich,
Und die Biene
Summt geschäftig
Durch der Blumen
Bunte Gassen,
Nektarsammelnd. —
Alles seh' ich
Schon im Traume;
Aber eisig
Starrt die Erde
Noch in Winters
Kalten Fesseln. —

Wenn ein heller
Erstlingsschimmer
Deines Lichtes,
Holder Frühling,
Solchen Glanzes
Strahlenzauber
Schon erwecket, —
Welche Fülle
Ros'ger Tage
Wirst du selber,
Goldgekrönter,
Auf uns leuchten!

Der frühe Mond.

Abendgluth
Zittert noch auf stiller Flut;
Leise wogt das Korn im Winde,
Stärker duftet rings die Linde;
Aus dem blütenschwangern Hag
Tönet Nachtigallenschlag
Weit hinaus. —

Goldbesäumt
Noch die Abendwolke träumt
Von des Tages buntem Segen,
Von den frühen Lerchenschlägen,
Und der Sonne letzter Strahl
Küßt sie scheidend noch einmal
Still und mild.

Bleich und fein
Schimmert schon des Mondes Schein
Ueber schatt'gen Fichtenhöhen;
In den silberhellen Seen
Spiegelt er das Angesicht;
Und es strahlt sein mattes Licht
Friedevoll. —

Was willst du,
Früher Mond in Abendruh?
Da die Welt noch schlummertrunken
Träumt vom letzten Sonnenfunken,
Da noch hell vom Himmelszelt
Strahlt das Abendroth ins Feld,
Was willst du?

Herbst.

Ich wandle einsam durch den Wald
Auf windverwehten stillen Wegen,
Vom Himmel träufelt leiser Regen,
Es ist so kalt! —

Zu Boden sinket Blatt auf Blatt,
Das einst gegrünt im Strahl der Sonnen.
Der Quell, der munter einst geronnen,
Schleicht träg und matt.

Was suchst du noch den alten Glanz,
Da längst verstummt des Lenzes Reigen?
Dein Leben hängt an dürren Zweigen
Ein welker Kranz! –

Ich wandle einsam durch den Wald;
Am Himmel tritt mit matten Funkeln
Ein Stern hervor; die Fernen dunkeln —
Es ist so kalt! —

An den Herbstwind.

Rausche, herbstlicher Wind,
Blätterraubend,
Aestebrechend,
Auf dem klagenden Fittich,
Rausche, rausche durch Wald und Flur!

Nieder beugst du des Hains
Kahle Wipfel,
Wühlst des Baches
Silberrieselnde Fluthen
Auf zu tönendem Wassersturz.

Keinen Schimmer des Monds
Gönnst der Welt du,
Selbst der Sterne
Freundlich strahlende Lichter
Hüllst du neidisch in Wolken ein!

O, wie bist du so stumm,
Welt, geworden!
Deine Fluren
Einsam, düster und traurig,
Und das Herz so schwer, so schwer!

Victor Guenther.

Frühlingsmorgen.

Noch ist so still die Welt,
Die Lüfte alle schweigen,
Doch seh' ich über'm Feld
Schon eine Lerche steigen.

Sie schwingt sich höher stets
Und singt aus voller Kehle;
Auf Flügeln des Gebets
Steigt mit ihr meine Seele.

Gemach der Mond verglüht,
Es löschen Stern' um Sterne —
Nun ist die Nacht verblüht,
Der Tag ist nimmer ferne!

Horch, welch ein Rauschen quoll
Im Walde auf und nieder?
Die Bächlein andachtsvoll
Beginnen Morgenlieder. —

Es stimmt zur Melodei
Der Baum in klaren Lüften,
Und Blumen spenden frei
Dem Himmel Opferdüften.

Des Waidmanns helles Horn
Tönt, wie ein weckend Grüßen,
Da wandelt durch das Korn
Der Wind mit leichten Füßen.

Es reibt das grüne Land
Den Schlaf sich aus den Augen
Und blickt zum Ost gewandt,
Um neues Licht zu saugen.

O Sonne, komm herauf!
Schon schwang im Morgenrothe
Der erste Strahl sich auf,
Wie einer Fürstin Bote!

Elisabeth Guzkowski.

Am Bache.

Die Schwalbe über meinem Haupte
Schwebt zwitschernd hin im Aetherblau;
Durch das Gezweig, das zartbelaubte,
Wehn Frühlingslüfte, weich und lau.

Der Waldbach drängt die Silberwelle
Lautplätschernd durch der Ufer Rand,
Und Blumensterne schmücken helle
Der Erde grünes Lenzgewand.

Es grüßet mich mit tausend Wonnen
Der langersehnte Heimathsort;
Natur tränkt mich aus heilgem Bronnen
Mit neuen Kräften fort und fort.

Ich fühl's, wie ihr lebendger Odem
Mir jedes Weh im Busen stillt —
Sei mir willkommen, Liebesbrodem,
Der aus der Heimath Boden quillt!

Gerüstet.

Schwingt rüstig Euren Hammer, mein Meister ehrenwerth,
Und schmiedet ohne Säumen mir Panzer, Helm und Schwert!
Es soll der Helm sich legen recht fest um meine Stirn,
Daß sich am Eisen kühle mein loderndes Gehirn.
Dann gebt zu ernster Arbeit das Schwert mir in die Hand,
Daß es die Traumgespenster und Schwermuthsgeister bannt.
Und ist der Helm gerüstet und ist das Schwert gewetzt,
Dann kommt, das Herz zu decken, der Panzer noch zuletzt.
Nur macht mir nicht die Rüstung zu kalt, zu eng, zu schwer,
Und legt mit frommen Sprüche mir segnend an die Wehr!

Blumen und Früchte.

Wo der Sonne Frühlingsgrüßen
Rief die Wintererde wach,
Sproßen unter ihren Rissen
Bunte Blumen mannichfach.

Aber wo sich eingegraben
Hat der Pflugschaar Eisenspur,
Keimt die köstlichste der Gaben,
Sproßt die goldne Aehre nur.

Menschenseele, kannst du deuten
Dieses hohe, ernste Spiel? —
Sieh, die Sonne Deiner Freuden
Treibt der Flatterblüthen viel;

Aber wo der Prüfung Eisen
Wühlend an Dein Leben trat,
Keimet in des Kummers Gleisen
Edler Früchte goldne Saat.

Zum Geburtstage.

I.

Glückselige Mutter, als vor langen Jahren
Du heut begrüßtest Deinen ersten Sohn,
Weißt Du wohl noch, was es für Wünsche waren,
Die Du emporgesandt zu Gottes Thron?

Sprich, sah ihn wohl Dein ahnungsvolles Flehen
In Manneshoheit und als Gotteskind
Geweihten Schritts durch's ernste Leben gehen,
Den Ersten seines Volkes gleichgesinnt?

Sah ihn Dein Geist die Menge überragen,
Mit hoher Geistesrüstung angethan,
Für's höchste Ziel die höchsten Kräfte wagen,
Ein Gotteskämpfer auf der rechten Bahn?

Und schautest Du in liebendem Erkennen,
Des anvertrauten Schatzes froh bewußt,
Wie hoch das Glück, dies Herz sein eigen nennen,
Wie süß sich's ruht an dieser Mannesbrust?

Sieh', Jahre sind in schnellem Lauf entschwunden,
Und Wahrheit ward, was Deine Ahnung sah,
Denn was die Mutter gläubig einst empfunden,
Vollendet steht's vor der Geliebten da!

II.

Der Mutter Loos weiß ich zu schätzen,
Die heut vor Allen hoch beglückt,
Den Sohn voll innigem Ergötzen
An ihre treue Brust gedrückt.

Doch ich, zu höherm Glück erkoren,
Ein süßres Recht hab' ich vor ihr:
Sie hat dem Leben Dich geboren,
Das Leben aber gab Dich mir!

Otto Harnack.

Petersburg.

Am Ufer des gewalt'gen Stromes
Sieh' starre Massen aufgebaut;
Darüber her des Riesendomes
Erhaben gold'ne Kuppel schaut.
Ob auch die Wellen zürnend hadern,
Sie finden unbesiegten Halt:
Es bändigen granit'ne Quadern
Des Stromes drängende Gewalt.

Du schreitest längs des Flusses Mauer:
Es reiht Palast sich an Palast;
Sie scheinen wie zu ew'ger Dauer
Gefestigt in der Zeiten Hast.
Doch all die Weite rings ist öde,
Von Leichtgefäll'gem keine Spur,
Als sei die Stadt erbaut in Fehde,
Im Trotze wider die Natur.

Wo ist er, dessen Kraft gelungen
Die Riesenschöpfung der Gewalt?
Dort sieh' ihn, wie er nie bezwungen
Dahinsprengt eherner Gestalt!
Wie hier er willenskraftbegeistert
In sein Joch die Natur gezwängt,
So hat er einst sein Volk bemeistert
Und es in fremde Bahn gedrängt.

Er sieht, wie durch den Arm der Knechte
Die Stadt rings höher steigt empor;
Doch streckt er unbegnügt die Rechte
Nach fernerm Ziel gebietend vor.
Hinweg von dem vollbrachten Werke
Sprengt mit erneutem Machtgebot
Im Vollbewußtsein seiner Stärke
Der schaffenskräftige Despot.

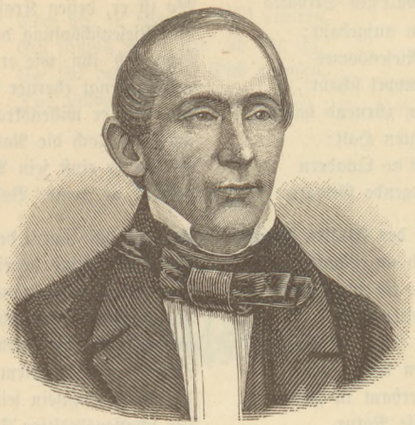
Dämmerung.

Fern liegt die Stadt in dunklem Flor,
Die Thürme ragen schlank hervor,
Des Thürmers Licht nur glänzet;
In grauem Umriß schattenhaft
Ruht des Gebirges wucht'ge Kraft,
Die fern den Blick begrenzet.

Von schwanker Dämmerung umstrickt,
Scheint, in ein Geisterland entrückt,
Die Landschaft rings zu schwinden;
Es löset sich der Formen Halt,
Es mischt Gestalt sich mit Gestalt —
Wer will das Bild ergründen?

Die Nacht senkt finst'rer sich herab,
Zieht in ihr weites Riesengrab
Die Welt des Scheins hernieder;
Die leget ab der Formen Kleid
Und kehret zur Ursprünglichkeit
Des ew'gen Wesens wieder.

Von all' des Weltlaufs Qual und Last,
Von träger Hemmung, wilder Hast
Das Ew'ge sie befreiet;
Und neugestärkt aus seinem Schooß
Erstehet sie dann makellos,
Wenn sich der Tag erneuet.



Johann Friedrich Heimbertsohn Hinze.

Kennst du die Stadt?

Kennst du die Stadt? — Der Born der Wissenschaft
Quillt da in ewig junger, geist'ger Kraft,
Und lächelnd drückt die heilige Kamöne
Den Lorbeer auf die Stirne ihrer Söhne.

Von manchem Strauß, von manchem Pereat,
Von manchem Lebehoch erzählt die Stadt;
Die Kneipe winkt mit ihrem langen Arm,
Und schlanke Mädchen machen's Herz dir warm.

Der Markt so laut, so hoch der Dom und hehr,
Die Straße voll und das Collegium leer;
Zum Thor hinaus die Bursche singend ziehn,
In stiller Klause büffelt der Kamin.

Die Gasse eng und schmal der breite Stein,
Und Karambol und Schmisse hinterdrein;
Der Knote flieht entsetzt mit blut'ger Nüster,
Kopfschüttelnd steht am Fenster der Philister.

Ein ewig Kommen und ein ewig Gehn,
Das Scheiden kurz und froh das Wiedersehn,
Das Herz so leicht, das Auge treu und hell,
Und stets fidel, trotz Carcer und Pedell!

Der Fehler im Schöpfungsplan.

Das Trinken ist das Leben,
Nur der, der trinkt, der ist.
Doch, ach, was uns gegeben,
Ist eine kurze Frist;
Viel Zeit entflieht daneben,
Wo man den Wein vermißt:
Ein Fehler ist's im Schöpfungsplan,
Daß man nicht immer trinken kann.

Auf's Essen nur zu bauen,
Gereicht nicht stets zum Glück;
'S ist schwer oft zu verdauen,
Läßt Druck und Schmerz zurück;
Auch raubt das dumme Kauen
Manch' schönen Augenblick:
Ein Fehler ist's im Schöpfungsplan,
Daß man das Ess'n nicht trinken kann.

Auf vieles Schlafen zählen,
Verrath ist's an der Nacht;
Denn Schlaf ist Zeit bestehlen,
Und todt ist, wer nicht wacht.
Zum Trinken sind die Kehlen,
Zum Schnarchen nicht gemacht:
Ein Fehler ist's im Schöpfungsplan,
Daß man im Schlaf nicht trinken kann.

Der Ochse hat vier Magen;
Solch' wassertrinkend Vieh
Braucht nichts sich zu versagen,
Denn die erkranken nie.
Was könnten wir vertragen,
Wär' unsrer so wie die!
Ein Fehler ist's im Schöpfungsplan,
Daß wir nur einen Magen ha'n!

Bacchanal.

Füllet die Gläser, vergesset mir keines!
Fesſellos toben die Geiſter des Weines,
Sprudeln im Blute und wirbeln im Hirn;
Liebliche Bilder umgaukeln die Stirn!
Bacchus, Bacchus, trag' mich empor!

Und du, mein Mädchen mit brennenden Wangen,
Halt' mich mit liebenden Armen umfangen,
Zitt're erglüht an der glühenden Bruſt,
Theile des Freundes bacchantiſche Luſt!
Evan, Evan, trag' mich empor!

Schüret die Flamme, den göttlichen Funken,
Fühlet von Wein und von Liebe euch trunken;
Schauet geöffnet den himmliſchen Saal,
Schauet, die Götter beim feſtlichen Mahl
Trinken, küſſen, lächeln euch zu!

Der alte Flauſch.

Da hängſt du nun in dunkler Ecke,
Du alter Flauſch, verbannt, verſteckt;
Es höhnen dich die neuen Röcke,
Denn du biſt alt und ſtaubbedeckt.

Sie brüſten ſich in Sammt und Seide,
Sie ſpotten dein, du armer Freund,
Sie wiſſen nicht, was einſt uns beide
In Luſt und Liebe hat vereint.

Umſchließ noch einmal meine Glieder,
Wie ich dich einſt, du Einz'ger, trug!
Und giebſt du auch das Herz mir wieder,
Wie's unter dir ſo muthig ſchlug?

Wohl zeigſt du manche offne Wunde
Und manche losgetrennte Naht,
Du Zeuge jeder frohen Stunde
Und jeder ernſten Waffenthat!

Mein Arm in ſeiner Jugendfülle
War kampfbereit für Jedermann;
Rauh war und ſchmucklos ſeine Hülle,
Und Liebchen hing doch gern daran!

Und jetzt — verbannt der Ruhmbedeckte
Von einem ſtattlichern Gewand!
Wo früher eine Blume ſteckte,
Hängt ſtrahlend jetzt ein Ordensband.

Das neue Kleid, das ich erkoren,
Ließ mich's gewinnen bei dem Tauſch?
Ach nein, ich fühl', was ich verloren:
Das junge Herz im alten Flauſch!

Ruhm und Wein.

Betrachtung bei der Flaſche.

Wohl ſchau' ich ihn mit ſeiner blanken Zinne,
Den Götzen dieſer Welt, den ird'ſchen Ruhm,
Und Kron' und Lorbeer winken als Gewinne
Dem eitlen Helden- oder Märtyrthum.
Es drängt die Menge zu der Ruhmesleiter,
Der Mann der Feder, wie der Mann des Schwerts,
Und mühſam wohl, doch raſtlos klimmt er weiter,
Getrieben von dem Dünkel ſeines Werths.

Was ſchiert ihn fremde Luſt und fremde Schmerzen!
Er kennt nur ſich im quetſchenden Gewühl;
Zertret'ne Leiber und zerbroch'ne Herzen,
Das ſind die Sproſſen zu dem hohen Ziel.
Und faßt er endlich, bei Trompetenſchalle,
Als Sieger keuchend nach der goldnen Kron',
Bringt ſchwindelnd ihn die Höhe doch zu Falle,
Und ſtatt des Mitleids folgt ihm Spott und Hohn.

Wie anders ſpiegelt doch, wie rein und heiter,
Im gold'nen Wein das ird'ſche Leben ſich!
Die Ruhmesleiter nicht — die Jacobsleiter
Mit ihrer Wolkenzinne rufet mich.
Wohl iſt nicht Kron' und Lorbeer zu erwerben,
Doch wahr' ich mir des Friedens theures Gut;
Was ich zertrete, ſind nur eitel Scherben,
Was ich vergieße, eitel Traubenblut.

Von lichten Englein ſanft empor geleitet,
Nicht mühſam kletternd, lang' ich oben an,
Und, wie ein Eden vor mir ausgebreitet,
Seh' ich den Götterhimmel aufgethan.
In der Geſtalten luſtigem Gewimmel
Wird flugs mein Herz von Neuem jung und friſch,
Und fall' ich wirklich auch aus meinem Himmel,
So ſink' ich höchſtens ſelig unter'n Tiſch.

Drum großen Dank für deine blanke Zinne!
Die Kronen brennen, und der Lorbeer drückt.
Ich bin schon froh in meinem leichten Sinne,
Wenn meine Stirn ein frisches Weinblatt schmückt.
Der Ruhm ist einer von den falschen Göttern,
Und seine Anbetung ist Sünd' und Spott;
Doch jener Knabe mit den Epheublättern,
Der Knabe Bacchus, ist ein wahrer Gott.

Die letzte Flasche.

Gesang erschallt, es kreist der gold'ne Wein,
Die Stirne glüht, die Pulse schlagen schneller —
Bringt alles, was ihr findet, nur herein,
Ihr Freunde, plündert lustig meinen Keller;
Bringt alles nur herbei, sei's roth, sei's weiß,
Der Geist nur gilt, die Farbe nicht, im Weine,
Ich geb' Euch willig alle Flaschen preis,
Ja, alle, alle Flaschen — bis auf eine!

Die eine Flasche aber, Freunde, bleibt
Da, wo sie steht, unangetastet stehen;
Sie ist voll Spinngeweb' und arg zerstäubt,
Ich werd' sie selbst, will's Gott, noch lang' nicht sehen:
Das ist die letzte Flasche! Fühlt Ihr das?
Das ist die letzte Flasche, die ich leere,
Die letzte Flasche mit dem letzten Glas,
Wenn ich mein letztes Stündlein schlagen höre.

Und füll' das erste Glas und bring' es dar
Den theuern Todten unten tief im Grabe,
Den Eltern, Kindern und der Freunde Schaar,
In deren Arm ich einst gelegen habe.
Das zweite Glas wird munter dann geleert
Auf's Wohlergehen aller meiner Lieben,
Die mir von allem, was mir lieb und werth,
An meinem Herzen übrig noch geblieben.

Das dritte Glas, Ihr Freunde, daß Ihr's wißt,
Will ich dem edlen, goldnen Weine zollen
Und allen Lippen, die ich einst geküßt
Und die so lieblich waren selbst im Schmollen.
Das vierte Glas, ihr Freunde, gilt dem Feind;
Mein Herz ist alt, mag denn der Feind auch leben!
Ich trink' es dem, der's bös' mit mir gemeint,
Ich trink' es auf Vergessen und Vergeben!

Und in der Flasche ließ ich einen Rest,
Es ist ein voller Rest, ein Rest der Reste;
Komm denn und schließe meines Lebens Fest,
Ich hab' ein Wort für dich, vielleicht das beste!
Ich schenk' ihn ein, ich mache reines Haus,
Ich schwenk' das Glas und halt' es hoch erhoben:
Das letzte Glas, ich trink' es dankend aus,
Ich trink's auf fröhlich Wiedersehn da oben!

Die Alten.

Sagt mir, Freunde, sind wir jung,
Sind wir alte Leute?
Hat der Geist den kühnen Schwung
So wie sonst noch heute?
Oder sollten wir so bald
Für die Lust erkalten?
Sagt mir, Freunde, sind wir alt,
Oder noch die Alten?

Grau ist freilich mancher Kopf,
Manche Stirne düster,
Aber darum doch kein Zopf!
Darum kein Philister!
Wenn der Ruf zur Freude schallt,
Wird es sich gestalten,
Ob wir, Freunde, wirklich alt,
Oder — noch die Alten.

Wer uns hier den Tisch entlang
Sieht so traulich sitzen,
Weinesröthe auf der Wang',
Und die Augen blitzen,
O, der denkt, die sind nicht kalt,
Trotz der Stirne Falten;
Nein, die sind gewiß nicht alt,
Das sind — noch die Alten.

Ja, du, heller Gläserklang,
Klingst uns immer lieblich,
Und du, froher Rundgesang,
Wie's vor Zeiten üblich.
Ruft der Tod sein donnernd Halt!
Mag er mit uns schalten;
Waren wir doch niemals alt,
Blieben stets — die Alten!

Trinkers letzter Wille.

Hört, Freunde, komm' ich einst zu sterben,
So habt ihr hier mein Testament,
Das, giebt's darin auch nichts zu erben,
Euch meinen letzten Willen nennt.

Nach Büchern, Möbeln und nach Pfeifen
Sucht ihr umsonst in meinem Haus;
Will Einer sich daran vergreifen,
Der lös' sie in der Schenke aus.

Ihr wißt, ich hasse alles Klagen
Und alles Trauern in den Tod;
Kein Mensch soll Flor und Trauer tragen,
Und selbst mein Sarg sei traubenroth.

Stellt mir hinein nach Trinker Weise
Den größten Becher voll mit Wein,
Damit ich auf der langen Reise
Nicht brauche ohne Trunk zu sein.

Sprecht nichts von Scheiden und von Sterben;
Ein Trinklied schalle durch die Luft!
Statt Blumen werfet nur die Scherben
Der leeren Flaschen in die Gruft.

„Hier liegt", — steh' auf dem Leichensteine —
„Ein Mann, der viel getrunken hat;
Sein ganzes Glück fand er im Weine,
Er trank sich todt — und doch nicht satt!"

Mia Holm.

Ohne Trost.

Was ihr herrlich einst besessen,
Ihr vermißt es schmerzlich immer,
Aber doch verklärt das Dunkel
Der Erinn'rung holder Schimmer.

Ohne Trost nur ist der Jammer,
Unerschöpflich, unermessen:
Ewig immer zu vermissen,
Was man niemals hat besessen!

Nur einen Blick!

Glückseligkeit, wann endlich schau' ich dich?
Glückseligkeit, wann kommst du über mich?
Ich will ja schwelgen nicht in deinen Armen
Und nicht am Herzen selig dir erwarmen;
Dein Morgenroth nur soll durch's Herz mir ziehn,
Wie lichter Traum, und wie ein Traum auch fliehn;
Nur süß und leise soll dein Hauch mich streifen,
Wie Duft der Blumen im Vorüberschweifen!
Zu schaun verlang' ich niemals ohne Hülle
Dein Angesicht in seiner Götterfülle: —
Aus deinem sel'gen Auge einen Blick —
Und ruhig trag' ich weiter mein Geschick.

Duldung.

Was brechet ihr
Den Stab so schnell,
Ihr schonungslosen Leute!
Die Blume schaut,
Daß sie euch still
Der Duldung Lehre deute.

Ergeben sie
Und langsam welkt
So oft an leeren Herzen!
Sie duftet süß
Dem Manne auch,
Gebeugt von Reueschmerzen.

Sie blühet fort
Und lächelt noch
In Kerkers Nacht und Grauen;
Sie schmücket sanft
Das sünd'ge Haupt
Der tiefgefallnen Frauen.

Was brechet ihr
Den Stab so schnell,
Ihr schonungslosen Leute!
Die Blume schaut,
Daß sie euch still
Der Duldung Lehre deute!

An der Leiche eines Selbstmörders.

Die Hände wie im Zorn geballt,
Die Augen starr und ungeschlossen,
So liegt er da, durch's Herz geschossen, —
Der Tod in gräßlichster Gestalt.

Erschüttert denke ich zurück:
Ich kannte ihn als lust'gen Buben,
Er rannte jubelnd durch die Stuben,
War seiner Mutter schönstes Glück.

So wuchs er blühend, voller Kraft;
Doch mit ihm wuchs, sich höher streckend
Und wuchernd alles überdeckend,
Dämonisch wilde Leidenschaft.

So trotzte er ihr wahnbethört,
So trat er nieder all' ihr Hoffen,
So hat er sie in's Herz getroffen
Und frevelnd dann sich selbst zerstört.

Nun liegt er da in eis'ger Ruh' —
Er hört nicht mehr der Stürme Tosen —
Gebt Blumen her, Millionen Rosen,
Und deckt den grausen Anblick zu!

Und keinen Vorwurf mischt hinein:
Wer sind wir, daß wir's könnten wagen,
Den Bruder richtend anzuklagen?
Gott mög' uns allen gnädig sein!

Hochzeitslied.

Sie feiert Hochzeit heute,
Ihr lieben Mädchen, kommt
Und schmückt sie schön und lieblich,
Wie einer Braut es frommt.

Ihr sollt auf's Haupt ihr setzen
Von Dornen einen Kranz,
Ein langer schwarzer Schleier
Soll sie verhüllen ganz.

Nicht Steine und nicht Perlen,
Nicht Schmuckesherrlichkeit —
Laßt eure Thränen fallen
In Strömen auf ihr Kleid.

Die Kerzen löscht, daß stille
Das Paar im Dunkeln zieht,
Und laßt die Orgel spielen
Ein leises Todtenlied.

Und waget nicht, zu schmähen
Ihr schweres Hochzeitsleid: —
Gebunden, ohne Liebe,
In alle Ewigkeit!

Todte Sinne.

Kam der erste Schmerz des Lebens
Lenzgewaltig, voller Sehnen,
Nahm mir Frohsinn, Ruhe, Lächeln,
Gab mir nichts als heiße Thränen.

Kam der zweite Schmerz des Lebens,
Sank gewalt'ger auf mich nieder,
Nahm mir Sehnen, Gluth und Thränen,
Gab mir all' mein Lächeln wieder.

Kalt mein Herz wie Eisesscholle,
Und mein Lächeln Wintersonne,
Ohne Tiefe mein Entzücken,
Ohne Liebe meine Wonne!

Schicksalsmächte, kommt wie Blitze!
Schlagt in meine todten Sinne,
Daß vom Auge brennend wieder
Eine einz'ge Thräne rinne!

Laßt mich!

Laßt mich! Stille muß ich haben,
An mein liebes Kind zu denken,
In die Seele meines Knaben
Meine Seele zu versenken.

Jedes Weh, das ihn durchzittert,
Fühl' ich schauernd mich durchbeben —
Laßt mich einsam: Es gewittert,
Blitze schlagen in sein Leben . . .

Verweht.

Wie sanft, wie sanft das Sterben
In der Natur!
Es fallen nicht die Blätter,
Sie sinken nur.

Die Blumen suchen lächelnd
Und still ihr Grab;
Die Sonne tauchet leise
Und mild hinab.

Und Liebe auch, die Liebe
Im Herzensraum,
Sie stirbt so leise, leise,
Man merkt es kaum.

Wenn alles erst vorüber,
Wenn alles todt,
Erst dann erwachen Klagen
Und Angst und Noth.

Dann sieht man's mit Entsetzen
Verweht! — Verweht!
Und fiebernd will man's halten —
Zu spät! — Zu spät!

Meinem Knaben.

Wachse, Knabe, wachs' entgegen
Siegesfrohem Männerstreit!
Bis in's Tiefste soll bewegen
Dich das Wogen unsrer Zeit.

Wild umkreist von Dunkel, Mühen
Und von Nothgeschrei umgellt,
Soll wie eignes Leid durchglühen
Dich das Weh der ganzen Welt.

Faßte dich der Riesenjammer,
Stieß er dich wie Schüttelkrampf,
Schlug er dich wie Faust und Hammer,
Spring' empor zu kühnem Kampf!

Pack' das Leid, es zu bezwingen!
Brich des Jammers Tyrannei!
Deine Waffen sollen klingen
Wie ein heller Jubelschrei!

Schaff' der Wahrheit und der Freiheit,
Dem Erbarmen off'ne Bahn!
Diese wundervolle Dreiheit
Blitze nieder Noth und Wahn!

Lust und Freude werden siegen
Ueber Haß, Verbrechen, Qual,
Und in alle Herzen fliegen
Wird der Liebe Gottesstrahl.

Bis in's Tiefste soll bewegen
Dich das Wogen unsrer Zeit —
Wachse, Knabe, wachs' entgegen
Siegesfrohem Männerstreit!

August Ferdinand Huhn.

Zionslieder.

I.

Des Herren Güte ist's alleine,
Daß es mit uns noch nicht gar aus!
Erkenne das, du Christgemeine,
Du, seines Geistes Leib und Haus;
Fall' deinem Herrn und Gott zu Fuße
Und danke ihm mit Mund und That;
Erneure dich zu wahrer Buße,
Geh' ein in seinen Liebesrath.

Ein Ernst ist's ihm um unsre Seelen;
Er setzt sein ganzes Herze dran,
Daß wir des Heiles nicht verfehlen,
Daß wir ihm bleiben zugethan.
O lass' dich seinen Ernst bewegen,
Schau', wie er vor dir hat gericht't;
Lass' dir sein Thun in's Herze legen,
Halt' aus in seiner Wahrheit Licht.

Nun, Herr voll Ernst, Herr voll Erbarmen,
Wir kommen vor dein Angesicht:
Ach, habe Mitleid mit uns Armen
Und geh' mit uns nicht in's Gericht.
Gott, gieb uns Buße, gieb uns Glauben,
Das wachend wir und betend stehn!
Lass', was wir haben, nicht uns rauben;
Zu keinem Andern woll'n wir gehn.

II.

Das ist eine sel'ge Stunde,
Jesu, da man dein gedenkt
Und das Herz von Herzensgrunde
Tief in deine Wunden senkt.
Wahrlich! Nichts als Jesum kennen,
Jesum suchen, finden, nennen:
Das erfüllet unsre Zeit
Mit der höchsten Seligkeit.

Jesu, deine Gnadenquelle
Fließt so gern in's Herz hinein.
Deine Sonne scheinet helle,
Denn du willst genossen sein.

Und bei aller Segensfülle,
Ist dein Wunsch und erster Wille:
Daß man, weil dein Brünnlein voll,
Unaufhörlich schöpfen soll.

Nun, so lass' auch diese Stunde
Dein Gedächtniß in uns sein!
In dem Herzen, in dem Munde,
Leb' und herrsche du allein.
Lass' uns deiner nie vergessen!
Wie Maria still gesessen,
Da sie deinem Mund gehört:
Also mach' uns eingekehrt!

Wilhelm Hülsen.

Die Ueberraschung.

Wie? — Darf ich meinen Augen trauen?
Du stehst als holde Jungfrau da,
Die ich als Kind vor wenig Jahren
Noch mit der Puppe spielen sah! —

Und jetzt, — in vollster Schönheit Prangen,
Der frisch erblühten Rose gleich,
Stehst du mit hold verschämten Wangen
Vor mir, da ich die Hand dir reich'!

Bei meinem letzten Abschiedsgruße
Lagst du im Arm mir, weinend laut,
Bot'st deinen kleinen Mund zum Kusse
Mir dar so innig und vertraut. —

Aus deinen Augen strahlt noch immer
Der Kindheit Unschuld, zart und rein,
Doch deiner Wangen Purpurschimmer
Bezeugt: Du kannst nicht Kind mehr sein!

Ich fühle, wie mein Herz erbebet,
Bewundernd fliegt mein Blick dir zu,
Und schüchtern, zögernd nur entschwebet
Der Lippe das vertraute: Du!

Carl Hunnius.

Liebesfrühling.

O ihr Tage der Wonne!
Es blüht geheimnißvoll der Wald,
Die Vögel jubeln und singen. —
Auf weiten, sammetgrünen Wiesen
Glänzen Millionen Blumen, —
So schön, so wunderlieblich ist die Welt!
Laß uns, Geliebte meiner Seele,
Hier im abendlich dunklen Fichtendome,
Träumend im Rausch des Glücks, die bunte
Bilderschrift des Lebens vergessen.
Denn nur einmal, einmal nur
Küßt der Lenz der Liebe
Brennende Thränen der Schwermuth
Vom Menschenauge! —
O nur einmal
Schließt sich in wonniger Liebesumarmung
Golden der Ring des Lebens!
Einmal nur berührt die Tochter des Himmels,
Flammende Morgenröthe, unser
Trunknes Haupt —
Laß uns leben und lieben!
Fern vom Gewühle des sausenden Tages
Lebt die Seele vom feuchten Thauglanz
Seliger Augen
Und vom Liebesgeflüster
Berauschter Lippen.
O Geliebte, wie ist das Leben schön,
Traumhaft schön!
Unsere Liebe selber ist Gott,
Neugebärend aus ihrem reichen Schooße
Schafft sie die neue Welt,
Das tausendjährige Wunderreich der Liebe
Lebt strahlend auf in unsern Herzen —
Laß uns leben und — lieben!

Flammen.

Ein seelenvolles Auge war es,
Das mich mit scheuem Glanz gestreift,
Die Stromfluth eines goldnen Haares,
Das nun durch meine Nächte schweift:
Was Wunder, wenn mein Arm im Traume
Nach eines Kleides flücht'gem Saume
Nun fiebernd wie ein Trunkner greift!
O Liebessehnen, wunderbares! —
Ein seelenvolles Auge war es,
Das mich mit scheuem Glanz gestreift!

Campanula patula.

Auf der blühenden Wiese
Unter den anderen Blumen
Bist du die lieblichste doch,
Blaue Campanula!

In dem strahlenden Morgen,
Welcher mit hellen Tropfen
Leise den Kelch dir benetzt,
Wiegst Du dein zartes Haupt.

Längst geschwundene Zeiten
Rufst du mir in's Gedächtniß,
Wo ich in Wolken von Duft
Einsam im Grase lag.

Ueber mir blauender Himmel,
Jubelnde Lerchentöne,
Träumendes Bienengesumm
Rings in dem warmen Kraut.

Wie auf Schmetterlingsschwingen
Naht dem geschlossenen Lide
Unbezwingbar und sacht
Selige Müdigkeit.

Und im Traume da schau ich
Augen so blau, wie Blumen,
Wie ein Geheimniß so still
Und auch so räthseltief.

Doch erwacht aus dem Schlummer
Seh' ich nur dich im Winde
Leise bewegen das Haupt —
Blaue Campanula!

Friedhofsfrühling.

Auf den moosübersponnenen Gräbern
Geliebter Todten
Schimmert freundlich das Abendgold.
Friedlich säuseln die Trauerbirken
Genesung den Schlummernden —
Tief unter dem thauigen Rasen.
Herz, du pochst und fieberst
Voll Sehnsucht; —
Ruhen wirst du,
All dein Lieben und Hoffen sinkt
Tief unter den thauigen Rasen.
Ach, so wandelt die Zeit,
Die stille Träumerin,
Zwischen Grüften dahin. —
Zögernd fallen aus ihrer Hand
Verborgene Loose:
Leid und Glück in verschwiegener Umarmung
Wallen geschwisterlich
Durch dieses Thal der Thränen
Eng verbunden dahin,
Ruhen am Ende bräutlich vereint —
Tief unter dem thauigen Rasen.

Morgens am Uglei-See.

Waldumkränzt
In der heiligen Stille des Juli-Morgens
Lächelt schwermuthvoll dein Auge mich an,
Friedereicher! —
Aus der grünen Dämmerung
Ragender Buchen
Schimmert edelsteinklar der Spiegel
Deiner verschwiegnen Fluth,
Unberührt von der Gluth des Tages
Und des Sturmes störendem Hauche,
Seelenvoll herüber und wortlos.
Nur das einsame Lied der Vögel
Klingt melodisch wieder an deinen
Dunklen Gestaden,
Und die weiße Rose entschleiert schweigend
Ihr jungfräulich ernstes Antlitz
Dem Silberglanz des erwachenden Tags,
Der durch die feiernden Wipfel wandelt
Scheu und lauschenden Blicks,
Als gelüste ihn, einmal nur
Träumenden Auges
Hineinzuschauen in dieses Friedens
Selig geborgenes Glück.

Walter Kempe.

Auf dem Kaisersitz in der livländischen Schweiz.

Wie eine Braut im Feierkleide
Geschmückt mit schimmerndem Geschmeide,
Liegst du vor meinen Blicken da!
Du meine Ehr', du meine Freude,
Du meine holde Augenweide,
Ich grüße dich, Livonia!
Mit deinen holden, reinen Frauen,
Den dunklen Wäldern, grünen Auen,
Mit deinen Burgen, Strömen, Höh'n —
Livland, mein Heimathland, wie bist du schön!

Ich liebe deine Wiesen, Wälder,
Die weiten, reichen Aehrenfelder,
Die Sommernächte hell und warm!
Mir ist's ein Glück, wenn deine Städte,
Die lieben, trauten, ich betrete,
Wo lang wir lebten sonder Harm!
Dich hab' ich früh mir auserkoren,
Als Knabe Treue dir geschworen
Und schwör' sie heute hier auf's Neu:
Livland, mein Heimathland, dir bleib' ich treu!

Wie oft auf deinen weiten Mooren
Hat wandernd sich mein Fuß verloren,
Wenn ich geflüchtet vor der Welt!
Auf deinen Haiden, deinen Höhen —
Wie oft schritt ich im Windeswehen
Und sang ein Lied, wie's mir gefällt:
Du Land der Liebe ohne Reue,
Du Land der echten Frauentreue,
Der Freundschaft unerschütterlich, —
Livland, mein Heimathland, ich liebe dich!

Hier lebt noch Haß für die Gemeinheit,
Hier lebt noch rechte Herzensreinheit,
Schön wie der junge Morgenstrahl!
Hier wird mit freud'gem Muth verbunden,
Noch ernster, frommer Sinn gefunden
Und Glaube an das Ideal.
O halte fest an diesem Glauben,
Laß nichts dir deine Ehre rauben,
Der Wahrheit und des Rechts Panier, —
Livland, mein Heimathland, Gott sei mit dir!

Hermann von Köcher.

Das Kirchlein.

Ich kenn' ein Kirchlein still und klein,
Dort weil' ich gar so gern!
Drin stehet mancher Heiligenschein,
Drin leuchtet mancher Stern.

Es stehen dort viel Kreuz' und Stein,
Und manche Gruft ist dort; —
War je ein Glück im Leben dein,
Umschließt es dieser Ort.

Die Orgel tönet voll und klar,
Oft wiederum so leis' —
In's Herz zieht Sehnsucht wunderbar
Bei jeder alten Weis'.

Hier lebet auf der Jugend Lust,
Das alte Herz wird jung —
Du trägst das Kirchlein in der Brust,
Es heißt: „Erinnerung."

Eberhard Kraus.

Herbstpracht.

Ein herbstliches Gesicht zeigt schon die Welt,
In trübem Nebelschleier liegt die Ferne,
Nicht lacht die Sonne mehr vom Himmelszelt,
Nicht funkeln Abends freundlich mehr die Sterne;
Nichts Farb'ges mehr, wenn nicht die Blätter wären
In ihrer seltsam bunten Todestracht:
Sie geben der Natur die letzten Ehren,
Die ärmlich stirbt, doch herrlich auferwacht.

Ihr Blätter herbstesgolden, todesroth,
Ich wünschte wohl, gleich euch von hier zu scheiden!
Nicht matt, entfärbt von dieses Lebens Noth,
Nicht siech und schwach von kleinen nicht'gen Leiden; —
Nein, rings umdroht von Schrecken und von Qualen,
Wünscht' ich begeistert, flammenden Gesichts,
Noch etwas Schönes, Großes auszustrahlen
Und dann hinabzusinken in das Nichts! —

Von Lacedaemons Söhnen wissen wir,
Daß in die Schlacht sie zogen mit Schalmeien;
Es leuchtete der Rosenkränze Zier
In milder Gluth ob ihren düstern Reihen.
Im Purpurkleid, den Goldgurt um die Lende,
So sah man bei Thermopylä sie stehn:
O hehres Loos, beneidenswerthes Ende,
Im Feierkleide in den Tod zu gehn!

Eis.

Aus hohem Fenster schweift mein Blick hinaus
In den krystall'nen kalten Wintermorgen;
Die Sonne glänzt und treibt den düstern Graus
Der Wolken fort, wie klarer Sinn die Sorgen.
Wie hell wird's da auf eisbedeckter Au!
Es blinkt und blitzt des Winters Demantthau,
Und flüchtig über all' den Glast und Glimmer
Huscht ein verlor'ner warmer Rosenschimmer.

Doch frostig blaut der hohe Himmelsdom,
Es schallt des Nordwinds schneidige Fanfare;
Dies schöne Bild, es ist nur ein Phantom,
Ist Flitterpracht auf einer Todtenbahre! —
Hell gleißen stets die Täuschung und der Trug
Irrlichternd vor der Menschheit Leidenszug,
Und doch, wie leuchtend sie uns alles färben,
Ihr Wesen bleibt doch Starrheit und Verderben!

Auch Du hast diesen kalten Winterglanz,
So licht und blendend, so voll prächt'gen Scheines,
Du schönes Schaustück, prunkende Monstranz,
Du Silberbecher, bar des rothen Weines!
Echt ist an Dir nur Deiner Stirne Weiß,
Der Schnee der Schultern und des Herzens Eis!
Ein stummes Staunen fröstelt dir entgegen,
Nur Licht, nicht Wärme wohnt auf deinen Wegen!

Elisabeth Kulmann.

Der Blitz.

„Wer mag mit mir sich messen?"
„Ich!" Sprach die hohe Eiche
Mit stolzem Wipfel rauschend. —
Dem Schooße schwarzer Wolken
Entspringt der Blitz gleich einer
Ergrimmten Feuerschlange
Und knickt die starke Eiche,
Wie einer Blume Stengel
Der unvorsicht'ge Knabe.
„Wer mag sich mit mir messen?" —
„Ich!" Sprach der Thurm, deß gold'ne
Und weit geseh'ne Scheitel
Die wandernden Gewölke
Oft wie in Flor verhüllen. —
Ein ungeheurer Drache,
Reißt brüllend durch die Wolken
Der Blitz sich und hat, ehe
Du dich's versiehst, des Thurmes
Trotzvolles Haupt verschlungen;
Es rinnen breite Streifen
Geschwärzten Goldes grau'nvoll
Längs seinen Mauern nieder.
„Mit mir kann nichts sich messen!"
Spricht er zuletzt und stürzt sich,
Ein pfeilgeschwinder Taucher,
In's Meer, das ein Orlogschiff
Mit ausgespannten Segeln
Jetzt eben stolz durchwallet.
Es brennt zwei Augenblicke,
Da fliegt in glüh'nden Trümmern
Mit fürchterlichem Knalle
Es in die Luft; es fallen
Die Trümmer dann zurücke
In's Meer und gehen unter;
Es bleibet keine Spur nach
Von dem gewalt'gen Baue. —
So bist du, Blitz, im Zorne
Und im Geleit des Bruders,
Des grausen, unsichtbaren,
Von dessen Tritten ringsum
Die weite Erd' erzittert.
Doch bist, o Blitz, nicht immer
Du furchtbar und verderbend:
In warmen Sommernächten
Sehn wir oft in der Ferne
Dich ohne Donner leuchten.
O welch' ein hehres Schauspiel
Beut dann der Menschen Auge
Sich dar! So oft du leuchtest,
Glaub' ich, daß meinen Blicken
Der Himmel sich eröffne;
Ich glaube schon die Stufen
Von Gottes Thron zu schauen!
Ja, holder Blitz, nicht einmal
Kam mir schon der Gedanke,
Es sei das, was ich sehe,
Wohl das auf Augenblicke
Enthüllte Aug' der Gottheit!

Heinrich von Kügelgen.

In der Kirche.

Ich kann von ihr nicht wenden
Den sehnsuchtsvollen Blick,
Er kehrt fast unwillkürlich
Wieder zu ihr zurück.

Es brummt die alte Orgel,
Es tönet der Gesang,
Und nun erschallt die Predigt
So rührend und so lang.

Wohl malt sich fromme Andacht
Auf manchem Angesicht;
Auch mancher sitzt und schlummert
Und hört die Predigt nicht.

Ich schau' nach jener Seite
Hinüber unverwandt:
Dort sitzt sie, wie ein Engel,
Ihr Büchlein in der Hand.

Wohl fleht sie um Vergebung
Und ist doch fromm und gut!
Mir wird dabei so eigen,
So andachtsvoll zu Muth.

Und unwillkürlich beuge
Auch ich das stolze Knie
Und fleh', daß Gott mich mache
So fromm und gut, wie sie!

Vergieb.

Ach, erbarm' Dich meiner wieder,
Meine Kraft, o Gott, ist hin!
Nimm mich wieder an, mein Heiland,
Nimm mich, Jesu, wie ich bin!

Herr, zerbrich, zerreiß die Kette,
Die mich an der Sünde hält,
Nimm mir alle meine Freuden,
Die mir bietet diese Welt.

Aber gieb mir deinen Frieden,
Deine Liebe und Geduld,
Und, wenn ich von Neuem fehle,
So vergieb mir meine Schuld!

Die Tabakspfeife des alten Junggesellen.

O die Mädchen, o die bösen!
Billig sollte ich sie hassen!
Ob sie gleich so hold gewesen,
Haben sie mich doch verlassen.

Ihre Küsse, ihre Blicke
Und die Kurzweil, die sie trieben —
Alles war nur Trug und Tücke,
Einsam bin ich nachgeblieben.

Leicht ist aufgelöst ihr Lieben
Wie die bunte Busenschleife. —
Du nur bist mir treu geblieben,
Meine alte Tabakspfeife.

Ja, du hast mich nicht verlassen,
Ob daheim, ob auf der Reise;
Laß mich liebend dich umfassen,
Küsse mich nach alter Weise!

Ja, dein Kuß, der feurig milde,
Scheucht die Grillen, zähmt die Schmerzen,
Und die Leidenschaft, die wilde,
Ist verraucht in meinem Herzen.

Und die Welt, die mich betrogen,
Jene Welt voll Gram und Sorgen,
Hast du meinem Blick entzogen
Und im Wolkenmeer verborgen.

Leichte, liebliche, Gestalten
Scheinen durch den Rauch zu gleiten:
Bilder, ach, aus jenen alten,
Längst vergangnen, schönen Zeiten!

Minna von Mädler.

Was ist das Lied?

Was ist das Lied? Es ist ein hold Erinnern
Von einem frühern, lichterfüllten Sein;
Ein milder Ton, nachhallend noch im Innern
Von Sphärenklängen, zauberisch und rein;
Es ist der Traum der blinden Philomele
Von Lenzesluft in trüber Winterzeit;
Das leise Kämpfen der gefangnen Seele
Mit allen Schmerzen rauher Wirklichkeit.

Was ist das Lied? Es ist ein banges Fragen,
Melodisch an die Herzen abgesandt;
Ein sanftes Trösten trauerndem Verzagen;
Ein stiller Gruß der Seelen, treu verwandt;
Es ist die Perle, die das harte Leben
Tief aus dem Schooß der Herzensmuschel ringt;
Der Harfenton, geweckt in Sturmes Beben;
Das Echo, das in Waldesnacht verklingt.

Was ist das Lied? Es ist die Freudenthräne,
Geweint vom kranken Kinde, dem Gemüth;
Der goldne Staub vom Fittich der Phaläne;
Die Rose, die dem Grabesmoos entblüht;
Es ist der Epheu, der mit frischem Kranze
Erhabne Trümmer grünend noch umschlingt;
Das Purpurwölkchen, das vom Sonnenglanze,
Der lange schied, uns holde Grüße bringt.

Was ist das Lied? Es ist der Andacht Flügel,
Der das Gebet zum Quell des Lichtes trägt;
Der Aschenkrug auf todter Liebe Hügel;
Der Memnonssäulenklang, im Strahl erregt;
Es ist das luft'ge Kind, verbannt vom Himmel,
Das festen Fuß auf Erden nimmer faßt,
Und, ob es jubelt auch im Lustgewimmel,
Ein stiller, ernster, heimathloser Gast.

Frühlingsabend.

Von Zephyr umgaukelt,
Von Zephyr geküßt,
Denkt Glöcklein: wie lieblich
Der Abend doch ist.

Es nicken die Blumen,
Es neigt sich das Gras
Und badet und nippet
Im kühlenden Naß.

Mild opfert das Veilchen
Den himmlischen Duft;
Da säuselt, da tönet
Die würzige Luft.

„Was hat dich, o Mailaub,
So lieblich bewegt?"
„Die Nachtigall wiegt sich,
Die Nachtigall schlägt!"

Es kommen die Sterne,
Die Sternchen auch all',
Ganz heimlich zu lauschen
Dem reizenden Schall.

Und Luna, so silbern
Vom Schleier verhüllt,
Zerreißt ihn und zeiget
Ihr lächelndes Bild.

Die Grille verstummet
Im blühenden Grab,
Und heiliger Friede
Sinkt dämmernd herab.

Alexander Frhr. von Wengden.

Der Ritter vom deutschen Hause.

Wohl könnt' ich auf feurigem Hengst durch's Land
Um süßen Turnierdank reiten,
Wohl könnte mein Schwert in tapfrer Hand
Um Lehen und Minne streiten!
Noch webte um mich der Jugend Reiz, —
Da gab ich die Freuden alle,
Auf daß mich, geschmückt mit dem schwarzen Kreuz,
Der weiße Mantel umwalle.

Mein Wappenschild und mein Helmkleinod,
Goldsporen und blitzende Spangen,
Ich legte sie ab auf des Meisters Gebot,
Der Brüder Tracht zu empfangen.
Hier giebt's kein zierliches Turnier
Zu wonniger Frauen Ehre —
Ein Reiten ist's in Mariens Panier,
Ein Streiten im Gottesheere

Im Väterschloß der stolze Saal
Schrumpft ein zu dürftiger Zelle;
Hart ist mein Lager, karg mein Mahl,
Mein Wein fließt aus dem Quelle.
Du, dessen Leib in Seide blinkt,
Komm' her vom leckern Schmause,
Schau, wie sich bettet und ißt und trinkt
Der Ritter vom deutschen Hause.

Längst starb mir ird'scher Liebe Sinn,
Um Minne schwieg die Klage,
Seit ich die Himmelskönigin
In brünst'gem Herzen trage.
Gehorsam, keusches Ritterthum,
Demuth zum weißen Kleide
Gelobt' ich für der Jungfrau Ruhm
In feierlichem Eide.

Noch träumt die Nacht, doch weit und klar
Zur Hora die Glocken künden,
Die Priesterbrüder am Hochaltar
Geweihte Kerzen entzünden;
Gesänge tönen, der Weihrauch quillt,
Da heb' ich vom Schlaf die Glieder
Und eile und sink' an Mariens Bild
Zu stillem Gebete nieder.

Der Nordwald braust; ein wildes Moor
Umkreist ihn mit weitem Bogen;
Es rauschet im Schilf, es säuselt im Rohr —
Jäh kommen die Heiden gezogen.
Nicht der Ruhmsucht woget der Schwertertanz
In der Göttereichen Gebrause,
Doch fällt er, so geht in Mariens Glanz
Der Ritter vom deutschen Hause!

Wie bist du schnell dahin gegangen!

Wie bist du schnell dahingegangen,
Wo rückwärts führet keine Spur!
Die Rosen bleichten deiner Wangen
Mit jenen Rosen auf der Flur,
Und mit den letzten Sonnenstrahlen
Schwand deiner Augen lichter Schein!
Stumm ringt die Welt in Abschiedsqualen: —
Wie lang' noch, und der Herbst zieht ein!

Im Herzen herbstet's . . . leise fallen
Die Freuden mit dem gelben Laub;
Wehmüth'ge Stimmen rings erschallen,
Daß alle Schönheit Trug und Staub.
Bald fällt der Schnee und übertragen
Wird er dein Grab mit weißer Fluth,
Und nur ein Kreuzlein wird mir sagen,
Wo so viel holde Jugend ruht!

Im Lenze einst hebt aus dem Moose,
Das deinen Hügel grün umspinnt,
Ihr Köpfchen duftend eine Rose —
Ein Sinnbild deiner, todtes Kind.
Im Kelche blinkt's . . . die Menschen wähnen,
Es sei der Thau, der drinnen scheint,
Doch sind's in Wirklichkeit die Thränen,
Die ich des Nachts um dich geweint!

Stockrosen.

An langem Schafte schwankt ihr dichtgesellt
In Farben, die dem Frühling abgelauschet,
Still — unbekümmert, ob auf Flur und Feld
Herbstregen melancholisch niederrauschet. —
Natur erstirbt, das Blühen wird zur Sage,
Da grüßet ihr, von kält'rem Strahl umsäumt,
Wie ein Gedenken an vergang'ne Tage,
Wie Rosen, die der dunkle Herbst sich träumt.

Das Schiff.

Aus trautem Heimathshafen eilend,
Die Wimpel flatternd von den Raa'n,
Mit seinem Bug die Fluthen theilend,
Durchschwimmt das Schiff den Ocean.

Frisch durch die Lüfte geht ein Säuseln,
Im West verglüht des Tages Licht,
Und zitternd in der Wogen Kräuseln
Beschaut der Mond sein Angesicht.

Die Tiefe rauscht, die Wogen klingen,
Die Möwe schwebt vorbei in Hast;
Seenebel kommt auf feuchten Schwingen
Und tropft als Thau von Spier und Mast.

Doch mit der Möwe weiter, weiter,
Durchmißt das Schiff den nächt'gen Pfad,
Ob trüber jetzt, ob wieder heiter
Der Leuchtthurm blinket vom Gestad'.

Und wie die Nähe floß in Weiten,
Und wie der letzte Schimmer schwand,
Scheint es, ein Schemen, hinzugleiten,
Zu steuern in der Träume Land . . .

Livländischer Winter.

Mit weißem Königsmantel
Bedeckt er Wald und Feld,
Der livländische Winter
Vertrauten Hofstaat hält.

Wie ist's nun schön zu streifen
In seinem weiten Reich,
Die Flinte auf der Schulter
Am leichten Riemenzeug!

Es stiebt der Schnee zu Füßen,
Die Luft weht klar und rein,
Durch fahle Birken schimmert
Der späte Sonnenschein.

Fern tönt der Rüden Bellen,
Des Jagdhorns Ruf erschallt
In liebgewohnter Weise
Herüber aus dem Wald.

Wie frisches Tannenrauschen
Zieht durch das Herz ein Wehn —
O livländischer Winter,
O Heimath, wie bist du schön!

Venedig.

Noch schau' ich sie, die hoheitvollen Reste
Versunkner Pracht, die schimmernden Paläste,
Die Geisterstadt im blauen Meeresraum,
Der stillen Lagunen steinernen Traum.

Aufdämmernd steigt hier Kirche, dort Rotunde,
Der Dogen finstre Burg aus Wellengrunde,
Und traurig schaut vom hohen Sitz aus Stein
Der eherne Löwe im Mondenschein.

Die Wasser rinnen und melden so traurig
Uralte Geschichten, so weh und so schaurig,
Und auf den Fluthen schwimmet gar sacht
Der Sterne Schein in schweigender Nacht.

Her tanzt eine Gondel; da springen und schwanken
Die Wogen erwachend, wie frohe Gedanken.
Leicht über die Wasser hüpfet es hin,
Das Singen der Venetianerin.

Wie Schwalbengezwitscher, wie Frühlingswogen,
So kommt's durch die Stadt des Todes gezogen,
Es löset und macht die Brust mir frei
Von dumpf bedrückender Melancholei.

Wohl halt' ich in schauerndem Geiste immer
Die Stadt des Sanct Markus im Mondenschimmer;
Doch lieblicher schmiegt sich in Herz und Sinn
Das Singen der Venezianerin.

Iduna.

Schon sinkt ein Blatt hernieder,
Im Winde weht's dahin,
Von Ygdrasils Gefieder,
Der Welterhalterin.

Hoch in der Wipfelkrone
Goldlockig, reizumwallt,
Ruht wie auf grünem Throne
Iduna's Huldgestalt.

Sie starret in die Weiten
Und singt so traurig Lied,
Die goldnen Aepfel gleiten
Ihr aus den Händen müd'.

Und aus dem Blätterpfühle
Die Göttin sinket weich
In blasse Nebelkühle,
In Hel's gespenstig Reich. —

In Asgard auf dem Rasen
Mit Waffenspiel und Sang
Vergnügten sich die Asen,
Baldur die Lanze schwang.

Da ging durch's All ein Wettern,
Ein Seufzen und Gestöhn,
Von welken Eschenblättern
Ein Rauschen und ein Wehn.

Die Götter bei dem Brausen,
Sie hemmten scheu den Schritt,
Ein ahnungsvolles Grausen
Durch ihren Frohsinn schnitt.

Und, wie auf Bergesfirnen
Des Abends Schattenspiel,
Auf ihre weißen Stirnen
Da erste Dämmrung fiel. —

An unbekannter Schuld!

Mit feindlichen Gestalten
Umringt dich die Natur,
Vor ihrem blinden Walten
Bist du ein Stäubchen nur.
Du kannst nur wünschen, wähnen, —
Doch frei vor deinem Blick
Und frei von deinen Thränen
Vollzieht sich das Geschick.
Magst du drum zornig werden,
Dich üben in Geduld:
Stets zahlest du auf Erden
An unbekannter Schuld!

Beziehung.

Die Sage geht im hohen Norden,
Daß Blüthen, nimmer sonst gespürt,
Von südlich unerforschten Borden
Der Golfstrom an das Land geführt.

So wehet in geweihter Stunde,
Wie Morgenbrise, mild und weich,
Dir immerfrische Liebeskunde
Aus einem ew'gen Friedensreich.

Wie weiße Segel siehst du's schwellen,
Es grüßet dich, wie längst bekannt;
So treibt es auf der Träume Wellen
An deiner Seele dunklen Strand.

Schön-Elschen.

Wo die Rosenblüte das Fenster ziert
An weinumsponnener Wand,
Da sitzt Schön-Elschen und singt und führt
Die Nadel mit fleißiger Hand.

Sie singet ein Lied so frisch und froh,
Weit klingt's in die sonnige Au,
Nicht die Drossel singet im Tannicht so,
Nicht die Lerche im Himmelsblau.

Sie schaut auf die Straße, den Wald entlang,
Da naht ein fremder Gesell:
Wie blinket sein Auge, wie stolz sein Glanz,
Wie tönet seine Stimme so hell!

Gott grüß' dich, Schön-Elschen, du wonnige Maid,
Gott segne dich, junges Blut!
S' ist Sommer heut, es ist Rosenzeit:
So schmück' mir mit Rosen den Hut!

Nicht Silber lohnet noch Edelgestein
Die süße, so herrliche Huld,
Nur ein Kuß allein auf die Lippen dein:
So tilgt sich freudig die Schuld!

Schön-Elschen erröthet, in schämiger Hast
Zur Rose das Antlitz sie bückt,
Da hält er mit werbendem Arm sie umfaßt,
Hält jubelnd an's Herz sie gedrückt. — —

Aus dem Tannenwald müde ein Lüftchen weht,
Und schläfrig murmelt der Bach,
Schön-Elschen sinnend am Fenster steht
Und träumt in den sinkenden Tag . . .

Bald.

Noch stürmt's in rauheren Wettern,
Der Regen rinnt seinen Lauf,
Doch unter vermoderten Blättern,
Da grüßt es heimlich herauf.

Doch unter zerschmelzendem Siegel,
Da wogen im Traume die Seen,
Da blinkt's wie rosige Flügel,
Da klingt's wie Stimmen der Feen.

O warte, o wart' nur ein Weilchen,
Bis schimmernd die Erde erspießt
Und lächelnd in duftigen Veilchen
Ihr großes Geheimniß erschließt!

Die neue Zeit.

Die neue Zeit ist rauh und schlimm,
Es bangt, wer ihr in's Auge schaut,
Ihr Blick ist Haß, ihr Schritt ist Grimm,
Vernichtung ihres Mundes Laut!
Ein Blutsaum zeichnet ihr Gewand,

Ein Flammenschein umzuckt ihr Haupt,
Ein Beil trägt sie in ihrer Hand, —
Sie trägt es nicht umsonst, das glaub't!
Sie fraget nach dem Gestern nicht,
Das Heute dünkt sie ohne Sinn,

Sie kommt als grauses Weltgericht,
Als alter Frevel Rächerin.
Sie donnert an der Kirche Thür
Und ruft das freyle Wort hinein:
„Du welker Schemen, tritt herfür
„Und laß den Gott der Zukunft ein!"
Sie pochet an der Themis Thor:
„Dein Arm ist lahm, dein Wort ist Hohn!
„Das wahre Recht, daß sich verlor,
„Ich heb' es wieder auf den Thron."
Sie packt die Sitte vor die Brust:
„Gieb uns der freien Liebe Wahl,
„Laß schäumen uns in Sinnenlust
„Des Lebens schimmernden Pokal!
„Gebt her, wovon der Reichthum praßt,
„Vertheilet, wie's auf jeden fällt,
„Die ungerechte Goldeslast
„Zum Freudenmale dieser Welt!
„So ist die arge Schuld gesühnt,
„So ist der freche Raub gerächt,
„Ein neuer, trotz'ger Frühling grünt,
„Es aufersteht ein neu Geschlecht!
„Ein neu Geschlecht, da gleich an gleich

„Der Mensch sich an den Menschen reiht,
„Da Hoch und Niedrig, Arm und Reich
„Spottworte sind aus Fabelzeit!" —
So tönt der Worte wilder Schall,
So dröhnt der Schläge grimme Wucht,
Und Winseln hebt sich überall,
Und überall hebt sich die Flucht. —
Einst bettelten getrübten Blicks
Jahrhunderte in stummer Pein
Die Hungrigen am Thor des Glücks, —
Heut stoßen sie die Pforten ein!
Ein Windesbrausen rast einher
Und knickt der Eichen zähen Schaft,
Ein Nordsturm heulet über's Meer
Aus unbekannter Tiefen Kraft.
Am Weltenhorizonte stehn
Gewitterzeichen riesengroß,
Und züngelnd ringt in gelbem Schein
Der erste grause Blitz sich los . . . .
Er fährt herab . . .! Ist's toller Wahn,
Ist's ewigen Geschickes Schwang?
Ist's neuen Menschenfrühlings Nah'n,
Ist es der Menschheit Untergang?

Das Wrack.

Da treibt's geborsten und zerrissen,
Von Wellenrachen ungezählt
Umheult, umgeifert und gebissen,
Von Nordsturmdrang umbraust, gequält!
Im Prall der Elemente schwankend,
Im Kampf mit der gewalt'gen Wuth
In seinen tiefsten Fugen wankend,
Das morsche Wrack auf dunkler Fluth.
Noch hält's, vom Unglück unbezwungen,
Den zornigen Bedrängern Stand,
Von altem Jugendtrotz durchdrungen,
Halb der Erinnrung zugewandt:

Wie einst das Weltmeer ohn' Ermüden,
Ein Schwan, durchschnitt sein scharfer Bug,
Von Ost gen West, von Nord nach Süden
Des Handels reiche Schätze trug;
Wie von der Fahrt aus trop'scher Zone
Sein Bau, von günst'gem Wind geführt,
Zum Hafen einlief, — am Galione,
Mit des Delphines Bild geziert.
Doch wilder stets die Wogen schäumen
In gierig nimmermüder Hast,
Und splitternd in der Brandung Schäumen
Herniederkrachen Raa und Mast!

Und wie die Wände sich verschieben,
Löst Planke sich und Bohle los, —
Kieloben schwimmt, was übrig blieben,
Und tauchet in der Tiefe Schooß . . . !
Wie das Vernichtungspiel der Wogen
Die Seele mir mit Grausen füllt,
Seh' ich mich mächtig angezogen
Von des Vermessnen Gleichnißbild, —
Der als des Glückes kühner Freier
Des eignen Schicksals Fahrzeug baut
Und, der Verblendung Wahn am Steuer,
Den Lebenswogen sich vertraut;
Der nur den äuß'ren Schimmer suchet,
Der Weltsucht Pfade, — und im Fall
Sich selbst und seinem Dasein fluchet
Und allem auf dem Erdenball;
Der längst von seinem Gott gerissen,
Von des Gewissens Sturm durchbebt,
Schiffbrüchig in den Finsternissen
Ob unerforschter Tiefe schwebt!

Schwarzwaldtannen.

Sie lugen von Felsenbrüstung,
Ein kampfgewaltiges Heer
In düster-schwärzlicher Rüstung
Mit dräuendem Nadelheer!
Sie klimmen von Berg zu Thale
In Haufen wild und schlank,
Sie halten dem Sonnenstrahle
Entgegen die Schilde blank.

Und wie im dunklen Gewipfel
Nun brausender Windhall zieht,
Da klingt's weit über die Gipfel
Wie klirrendes Schlachtenlied!

Johann August Mettlerkamp.

Kindlich Sehnen.

Frommer, süßer Unschuldsglaube
Meiner Kindheit, kehre wieder!
Ach, vom nicht'gen Erdenstaube
Lenke, süßer Unschuldsglaube,
Meinen Sinn zum Himmel wieder!
Wie zu Noah einst die Taube,
Schweb' auf leuchtendem Gefieder
Mit des Oelzweigs grünem Laube
Still und segnend zu mir nieder:
Frommer, süßer Unschuldsglaube
Meiner Kindheit, kehre wieder!

Ständchen.

Tönet leise, süße Lieder,
Die mein Liebchen ihr begrüßt,
Wie der Abendthau hernieder
Auf erblühte Rosen fließt.

Zitternd auf melod'scher Welle
Säuselt durch die stille Luft;
Webt um Liebchens Schlummerstelle
Wie mit zartem Blütenduft.

Schwebt gleich gold'nen Kindesträumen
Lieblich gaukelnd ihr um's Haupt,
Daß sie unter Lebensbäumen
Sich im Himmelsgarten glaubt.

Und, wie Weste kosend fächeln
Um der Blumen Königin,
Haucht ihr dann ein huldreich Lächeln
Auf der Wangen Rosen hin!

Doch, o Lieder, sagt ihr nimmer,
Wer sie einsam trauernd liebt,
Daß kein Weh den Friedensschimmer
Ihrer heitern Seele trübt!

Zu verherrlichen die Schöne,
Tönet, Hafis Liedern gleich,
Und verhallt, wenn eure Töne
Schweifen in der Schwermuth Reich!

Wiegenlied.

Schlaf', mein Kindlein, schlaf' doch nur!
Still wird's rings in der Natur;
Aus den weißen Abendwölkchen
Leis hervor die Sterne dämmern,
Ein helläugig Kindervölkchen,
Spielend mit den Wolkenlämmern
Auf der blauen Himmelsflur —:
Schlaf', mein Kindlein, schlaf' doch nur!

Schlumm're, Kindchen, friedlich ein!
Schon zum Schlaf die Vögelein
In der kühlen Waldeshalle
Traut sich aneinander schmiegen,
Und die Blumen schlummern alle
In den grünen Blätterwiegen;
Du nur wachst noch ganz allein —:
Schlumm're, Kindchen, friedlich ein!

Kindlein, schließ' die Aeuglein zu!
Auch der Mond ging schon zur Ruh;
Fromme, stille Engel schweben
Säuselnd über unserm Dache,
Mit den weißen Lilienstäben
Halten sie getreulich Wache —:
Sag', mein Kind, was fürchtest du?
Schließ' nur, schließ' die Aeuglein zu!

Christoph Mickwitz.

Willst du dir ein Herz gewinnen.

Willst du dir ein Herz gewinnen, —
Nur nicht allzu viel geschwärmt,
Nicht in gramverlor'nem Sinnen
Stumm geseufzt und Dich gehärmt!

Lasse nur in heißen Gluthen
Aus des Herzens tiefem Grund
Deine Liebe überfluthen,
Aber halt' dein Herz gesund!

Kein Gejammer, keine Bitten,
Keine müß'ge Liebespein:
Denn es will das Weib erstritten,
Aber nicht erbettelt sein.

Nur der Lenz, der Leben bringet,
Rührt der Bäume jungen Saft,
Und des Weibes Herz bezwinget
Nur die frische Manneskraft.

Resignation.

(Nach einer fremden Idee.)

Ein Blümchen steht am Bach in süßer Ruh
Und sieht dem Spiel der Wellen träumend zu —
Und das bist Du!

Und um die Blume, wie von ungefähr,
Fliegt leichten Sinn's ein Schmetterling einher —
Und das ist Er!

Doch eine Weide neigt voll Trauer sich
Still drüberhin und weinet bitterlich —
Und das bin Ich!

Dunkel war's im kleinen Zimmer.

Dunkel war's im kleinen Zimmer,
Als ich scheidend vor ihr stand;
Wie mein Glück, das jäh entschwand,
Zuckte heimlich an der Wand
Nur ein flücht'ger Kerzenschimmer —
Und sie bot mir scheu die Hand.

Wie vor wildem Weh zu beben
Schien die liebliche Gestalt!
Ach, wohl zog mich's mit Gewalt
Hin zu ihr, der Alles galt,
All mein Dichten, Träumen, Leben —
Und doch schied ich stumm und kalt!

Längst hat sie mich jetzt vergessen —
O wie schnell ein Glück zergeht!
Doch noch immer, traumumweht,
Seh' ich, wie sie vor mir steht,
Möchte heiß an's Herz sie pressen —
Und es ist zu spät, zu spät!

Wär ich so rein und gut wie du.

Wär' ich so rein und gut wie du,
Nichts trübte dann auch meine Ruh'.
Mit festem Muth und klarem Sinn
Ging' ich durch's wirre Leben hin.

Nicht wogte stürmisch mir das Blut,
Wenn deine Hand in meiner ruht;
Nicht störte, wenn dein Blick mich traf,
Dein Bild des Nachts mir Ruh' und Schlaf.

Du weißt nicht, wie das Herz mir pocht,
Du ahnst es nicht, was in mir kocht;
In deinem Herzen hat der Traum
Der wilden Leidenschaft nicht Raum.

Du liebst mich auch und hast's nicht Hehl,
Doch ohne Schuld und ohne Fehl,
Du lächelst still beglückt mir zu —
O wär' ich rein und gut, wie du!

Zum Lätare-Fest.

An die Gilden.

In alter Zeit, als sturmerprobt
Noch Revals Mauern standen,
Hat mancher heiße Kampf getobt
In unsern Heimathlanden.
Doch wacker hielt das alte Nest
Sich stets in jedem Streite,
Denn seine Bürger standen fest
Einander treu zur Seite.
Und wenn gewonnen war die Schlacht,
Dann klang vom Dankaltare
Empor der Jubelruf mit Macht:
„Laetare, laetare!"

In jener guten, tapfern Zeit,
Der Stadt zum Schutz und Schilde,
Hat mitgekämpft in manchem Streit
Stets ruhmvoll auch die Gilde.
So oft der Waffenruf erscholl
Zog freudig immer wieder
Hinaus zum Kampf begeist'rungsvoll
Die Schaar der Gildebrüder.
Wo's immer galt, daß insgesammt
Man um's Panier sich schaare,
Da pochten Herzen muthentflammt:
„Laetare, laetare!"

Längst ist die ferne Zeit verrauscht,
Und statt des guten Alten
Ward manches Neue eingetauscht
In raschem Umgestalten.
Doch, ging auch vieles Gute hin,
Bleibt Eins nur unverloren:
Der echte, rechte Bürgersinn,
Zu dem Ihr einst geschworen;
Der Sinn, auf den man Felsen baut,
Daß Ehr' und Recht er wahre, —
Dann jubeln wir auch heute laut:
„Laetare, laetare!"

Um Nichts!

Der Schnee liegt hoch, kein Laut erschallt,
In tiefem Schweigen liegt der Wald
So einsam und weltabgeschieden.
Nichts stört des Waldes Wintertraum,
Nur leise durch den weiten Raum
Im stillen, weißbereiften Frieden
Hörst dumpf du knarren Ast und Baum,
Gebeugt vom Druck des Schneegewichts,
Sonst Nichts.

Da plötzlich kracht ein Schuß im Thal,
Ein zweiter folgt — in wilder Qual
Durchhallt ein Schrei die weite Runde,
Ein Schrei, bei dem das Blut gerinnt,
Wie einmal nur ein Menschenkind
Ihn ausstößt in der Sterbestunde,
Wenn trüb' das Auge, todesblind,
Hineinschaut aus dem Reich des Lichts
In's Nichts.

Und wo der Weg zum Dorfe biegt,
Am Waldessaum ein Jüngling liegt,
Die Wimpern wie zum Schlaf geschlossen.
Nur auf die Stirne hat ihm roth
Sein Siegel aufgedrückt der Tod,
Wo ihn des Gegners Blei durchschossen;
Sonst zeigt von Qual und Erdennoth
Im stillen Frieden des Gesichts
Sich Nichts.

Und zu dem Todten, den im Kreis
Die Freunde ernst umstehn, tritt leis
Auch der, der ihm den Tod gegeben.
Gebrochen steht er stumm dabei,
Als hätt' auch ihm das Todesblei
Zerstört sein eig'nes junges Leben.
Und stöhnend wie ein dumpfer Schrei,
Aus seiner Brust verzweifelt bricht's:
„Um Nichts!"

Um Nichts in seiner Blüthe Kraft
Vom schnöden Zufall hingerafft,
Ein Opfer falsch verstand'ner Ehre!
Ihr, die ihr wie versteinert dort
Ihn still umsteht, hört ihr das Wort,
Versteht ihr die gewalt'ge Lehre?
Tönt euch der Ruf nicht fort und fort
Im Ohr, wie Donner des Gerichts:
„Um nichts!"

Kurt Holger.

Es heult und tobt der sausende Sturm,
Kurt Holger liegt in dem tiefen Thurm,
Die Schläfen hämmern und pochen.
Durch's schmale Fenster irrschwankend bricht,
Mit Schatten wechselnd, des Mondes Licht, —
Kurt Holgers Augen gewahren's nicht,
Sie sind ihm beide durchstochen.

Der beste Schütze im nordischen Land,
So weit ein Arm den Bogen spannt,
Der kühnste von allen Mannen,
Der tapferste Streiter in jeder Schlacht,
Der schnellste Jäger auf jeder Jagd,
Er liegt jetzt umfangen von ewiger Nacht,
Kann nimmer den Bogen spannen.

Schwer hat König Askold sich gerächt,
Weil Holger, der Kühne, sich stolz erfrecht,
Zu Irmgard die Augen zu heben,
Zu Irmgard, der schönen Grafenmaid,
Der herrlichsten Jungfrau weit und breit,
Der glühend der König selbst geweiht
Sein herbstlich alterndes Leben.

Und aus dem prächtigen Königssaal —
Kurt Holger lauscht in bitterer Qual —
Da tönen Flöten und Geigen.
Da lodern die Fackeln in röthlichem Glanz,
Da schlingen die Paare den festlichen Tanz,
Da führt König Askold im Myrthenkranz
Schön Irmgard im bräutlichen Reigen.

Und plötzlich verstummt der Geigen Ton,
Und König Askold besteigt den Thron
Und winkt seinem Waffenträger:
„Hinunter eile in schnellem Lauf
Und schließe die Thore des Kerkers auf
Und führe zum Hohn den Gefang'nen herauf,
Kurt Holger, den kecken Jäger!"

Und wie der Blinde mit schwankem Schritt
Die weite Königshalle betritt,
Erhebt König Askold die Stimme:
„Du stolzer Jäger, deß schneller Pfeil
Im Flug überholt des Windes Eil',
Versuche doch jetzt dein Schützenheil,
Dich zu lösen von meinem Grimme.

„Merk' auf, wie des Waffenträgers Hand
Den Schild berührt an der fernen Wand,
Hörst du die Wölbung schallen?
So nimm den Bogen und spann' ihn mit Kraft,
Und triffst Du den Schild mit gefiedertem Schaft,
Dann magst Du, ledig der schweren Haft,
Noch heute von dannen wallen!"

Und schnell Kurt Holger den Bogen erfaßt
Und spannt ihn stark mit stürmischer Hast,
Erfüllt von frohlockendem Hoffen;
Und eh' noch des Königs Wort verhallt,
Da sauft der Pfeil schon mit wilder Gewalt
Zum Platz, woher seine Stimme geschallt,
Und hat ihn in's Herz getroffen.

Sprüche.

Es rauscht der Regen erdenwärts,
Doch tonlos fällt der Schnee:
So ist auch laut ein frischer Schmerz,
Doch still erstarrtes Weh.

* * *

Sehn ein junges Herz sie glühen,
Wie erregt die Alten das!
„Wenn die Reben wieder blühen,
Rührt sich auch der Wein im Faß!“

* * *

Ersticke fest und unbeirrt
Die Leidenschaften schon im Kern,
Denn wer sein eig'ner Sclave wird,
Der findet einen schlechten Herrn!

* * *

Du Narr, willst hier vom Glück noch sprechen,
Vom Fluch der Sünde rings umweht:
Geborensein ist ein Verbrechen,
Auf welches Todesstrafe steht. (Indisch.)

* * *

Liebe gleicht dem lichten Funken,
Der die finst're Nacht erhellt,
Doch, wenn er hinabgesunken,
Nur noch dunkler zeigt die Welt.

* * *

Ein Geist, der edel ist und denkt,
Wird nie sich zum Gemeinen neigen:
Ob man das Licht auch abwärts senkt,
Die Flamme wird doch aufwärts steigen.

* * *

Der Pessimist mag mürrisch rechten:
„Ein jeder Tag liegt zwischen zwei Nächten!“
Der Optimist wird lächelnd sagen:
„Nein, jede Nacht liegt zwischen zwei Tagen!“

* * *

Im Himmel geschlossen werden die Ehen,
Drum läßt sich auch nach der Hochzeit sehen,
Wie oft manch' Ehepaar in der Welt
Aus allen seinen Himmeln fällt.

* * *

Es ist keine Dummheit groß genug,
Es hält sie immer noch Jemand für klug.
Stets giebt es Dümmere auf Erden,
Der Dümmste muß noch geboren werden.

Burschenlied.

Füllet die Becher mit schäumendem Saft,
Leeret sie aus bis zum Grunde!
Feuriger Wein schafft feurige Kraft,
Trinkt ihn mit durstigem Munde!
Leeret die Becher,
Laßt die Lumpen ohne Humpen
Still beim Wasser fröhlich sein,
Echte Zecher wollen Wein!

Gilt es vor frevelndem Uebermuth
Ehre und Recht zu beschützen,
Hei, wie so freudig rollt uns das Blut,
Hei, wie die Hieber uns blitzen!
Muthig zur Wehr!
Laßt die Klingen kühn uns schwingen,
Wo's die gute Sache gilt,
Recht und Ehre sei uns Schild!

Aber was wäre denn Jugend und Wein,
Wenn uns die Rose nicht schmückte?
Voller Begeisterung stimme d'rum ein
Jeder, den Liebe beglückte,
Daß sie uns bliebe!
Mag die Töne jede Schöne
Jubelnd hören nah und fern:
Frauenliebe, schönster Stern!

Zieht auch die Jugend eilend vorbei,
Mag's auch von hinnen uns treiben,
Immer dieselben, kräftig und frei,
Jung wollen immer wir bleiben!
Smollis, ihr Brüder!
Nie veralten, nie erkalten
Laßt der Seele Jugendschwung,
Wein und Lieder halten jung!

Harriet von Middendorf.

Am Grabe des Vaters.

(Baron Roman von Budberg-Bönninghausen.)

Zum ersten Mal seit ich gebunden,
Gebunden durch mein Herz und Wort,
Hab' ich den Weg zu dir gefunden,
Du theurer, friedlich stiller Ort.

O könnte durch der Vöglein Singen
Und durch die milde Frühlingsluft
Des Kindes Stimme zu dir dringen,
Mein Vater, in die stille Gruft!

Wohl sahen wir in's Grab dich legen,
Wohl schwand'st du vor der Deinen Blick,
Jedoch du ließest deinen Segen,
Den Vatersegen, uns zurück.

Nun, da er reiche Frucht getragen,
Da er mir hohes Glück gebracht,
Komm ich hierher, um dir zu sagen,
Wie selig Liebe mich gemacht!

An deinem Grab, wo viele Thränen
In heißem Weh geflossen sind,
Da knie' ich heut voll Glück und Sehnen: —
Mein Vater, segne du dein Kind!

Bruno Mohren.

(Bruno Kerkovius.)

Das baltische Herz in der Fremde.

Wem im baltischen Lande die Wiege stand,
Der mag wohl ziehen hinaus in die Welt,
Sein Herz bleibt ewig am heimischen Strand,
Der Alles für ihn umfangen hält.
Und mag er auch durch die blaue Fluth
Der Südsee gleiten im goldenen Schein,
Es schallt in die Träume, in denen er ruht,
Der fernen Ostsee Rauschen hinein;
Er hört dies Rauschen wohl allerwärts,
Daran erkennt man ein baltisches Herz.

Wem im baltischen Lande die Wiege stand,
Der mag wohl ziehn in den Süd, in den West, —
Sein Traum geht heim in's nordische Land,
Wo die Herzen so warm und die Treue so fest!
Und mag er auch steigen zur Alpenhöh', —
Er träumt doch oben im Abendgold
Vom Embachthale, vom Heiligensee,
Von Treiden, Cremon und von Segewold; —
Sein Traum geht immer nur heimathwärts,
Daran erkennt man ein baltisches Herz.

Wem im baltischen Lande die Wiege stand,
Der mag viel Schlösser der Fremde sehn,
Nie vergißt er die Burgen im Heimathland,
Die fern so zerfallen und einsam stehn'.
Ja, besser als Schlösser voll Glanz und Pracht,
Für die kein Herz in Treue verblieb,
Sind öde Trümmer, an denen noch wacht
So vieler Herzen unendliche Lieb'!
Das ist unser Stolz und unser Schmerz,
Daran erkennt man ein baltisches Herz.

Herbstabendroth.

Herbstabendroth
Versinkt im See,
Dein Traum, o Herz,
Geht unter im Weh! —
Es bricht ein Zweig
Im nächtlichen Hauch —
Herz, du mein Herz!
Warum brichst du nicht auch? —

Treue Seelen.

Hörst du einmal treue Seelen klagen,
Treue Herzen still und kummervoll
Dennoch liebend aneinanderschlagen, —
Frag' mich dann, was dies bedeuten soll.
Liebes Kind, dann will ich dir erzählen
Von der Liebe dieser treuen Seelen, —
Und um Alles, Alles zu verstehn,
Mußt du still nur in mein Auge sehn.

Siehst du einmal treue Seelen scheiden,
Wie sie Abschied nehmen Hand in Hand,
Wie sie sprechen von den sel'gen Freuden,
Seit sich einst das Herz zum Herzen fand, —
Frag' mich dann, weshalb sie nicht verzagen,
Liebes Kind, dann will ich dir wohl sagen,
Daß für Seelen, die sich treu geliebt,
Es ja noch ein Wiedersehen giebt.

Aber ach, es giebt auch eine Liebe,
Die in einem einz'gen Herzen blüht,
Dem das zweite fehlt, das seine Triebe
Mitempfindet und mit ihm erglüht!
Liebes Kind, von solchen armen Seelen
Brauch' ich dir wohl nimmer zu erzählen,
Denn um Alles, Alles zu verstehn,
Mußt du still nur in mein Auge sehn.

Die Lieb' für's Vaterland.

Drei Bursche saßen im Schenkenhaus
Und sprachen von Wein und Liebe;
Zwei sahen munter und glücklich aus,
Der Dritte schaute so trübe.

Da hob der erste sein Glas empor:
„Ich bringe den Saft der Rebe
„Dem Mädchen dar, dem ich Liebe schwor!
„Mein treues Mädchen, es lebe!" —

Er setzte es an und trank es aus, —
Da rief der Zweite: „Ich hebe
„Mein Glas empor für mein Vaterhaus!
„Mein theures Vaterhaus lebe!"

D'rauf sprach der Dritte mit trübem Sinn:
„Ich habe nichts, was mir bliebe! —
„Mein liebes Vaterhaus ist dahin,
„Dahin ist meine Liebe!

„Nur Eins mir noch im Herzen ruht,
„Das kann mir Niemand rauben, —
„Dem weih' ich mein Leben, Gut und Blut,
„Dem weih' ich den Saft der Trauben!

„Es ist die Lieb' für's Vaterland!
„Sie lebe vor allen Dingen!" —
Da reichten sich die Drei die Hand
Und ließen die Gläser klingen.

E. Heldt.

(Bertha Nölting.)

Goethes Friederike.[1])

I.

Im wohlgehegten Gärtchen, umglänzt vom Morgenschein,
Wo um die Gitterlaube sich Geisblatt schmiegt und Wein,

Dort sitzt im weißen Kleide, das Silberhaupt gesenkt,
Die Greisin traumverloren —: ob sie der Jugend denkt?

Die Sonntagsglocken klingen traut durch die stille Luft,
Und aus den Fliederbüschen der Fink sein Liebchen ruft. —

Vor zweiundvierzig Jahren! Ein Morgen so wie heut —
Zur Sonntagsfeier rief uns der Glocken sanft Geläut. —

Da schritt an meiner Seite der Jüngling wunderbar,
Die Gluth und Kraft der Sonne im dunklen Augenpaar!

Und Flammenworte flossen von seinem frischen Mund
Und thaten ein Geheimniß, das seligste, mir kund!

O Tag, so reich an Wonnen! O Tag der Zauberpracht!
Wie bist du schnell versunken! Wie dunkel war die Nacht!

Und doch mit reinstem Schimmer hast du mein Herz erhellt,
Daß ich dich nimmer tauschte um alles Glück der Welt!

[1]) Eine zerpflückte Blume! Den meisten Lesern wird — wenigstens in den Hauptzügen — eine Schrift des Dr. J. Froitzheim bekannt sein, der die sittliche Vorstellung, welche wir uns bisher von der Sesenheimer Pfarrerstochter zu machen gewohnt waren, gründlich zu zerstören — versucht. Ob dieser Versuch gelungen ist, das läßt sich heute noch nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden. Der bekannte H. Düntzer hat eine Abwehr Froitzheim's geschrieben, welche diesen in manchen Punkten zwar widerlegt, andere dagegen zweifelhaft läßt. Gegen Goethe hat Froitzheim freilich nichts bewiesen, auch nichts gegen die Friederike, welche uns aus „Wahrheit und Dichtung" so lieblich und rührend entgegentritt. Es könnte sich nur um Friederike in ihrer „reiferen Jugend" handeln, und auch da sind die Beweise Froitzheim's durchaus keine aktenmäßigen. Seine ganze, übrigens wenig erfreuliche und anziehende Arbeit gehört eigentlich mehr in das Gebiet privaten Klatsches, als in das der litterarhistorischen Wissenschaft. Für diese ist doch nur die Friederike Goethe's von Interesse. Was sich auch als Endergebniß aus dem Streite ihrer Ankläger und Vertheidiger herausstellen möge, — in der Litteraturgeschichte wird Friederike als die holde Blüthe auf dem Lebenswege des großen Dichters fortleben. Einer poetischen Auffassung und Behandlung, wie der in obigem Gedicht niedergelegten, kann daher bis auf Weiteres die Berechtigung umsoweniger aberkannt werden, als Froitzheim trotz aller gravirenden Verdachtsmomente unzweifelhafte Beweise für die Schuld Friederikens nicht beibringt, was besonders betont zu werden verdient. Der Herausgeber.

Ich habe ihn gesegnet viel tausend, tausend Mal,
Den mir der Herr gesendet in's grüne Elsaßthal!

Er hob nach kurzer Ruhe das mächt'ge Flügelpaar
Und schwang sich in die Lüfte, ein königlicher Aar!

Ich sah ihm nach und wußte, daß ich für ewig sein,
Und hegte sein Gedächtniß im tiefsten Herzensschrein.

Und diese meine Lippen, von seinem Kuß geweiht,
Ich trage sie hinüber rein in die Ewigkeit! —

II.

Im schlichten Arbeitszimmer am Pulte steht ein Greis —
Durch's off'ne Fenster flüstern die Gartenbäume leis'.

Er sendet Lichtgedanken in warmen Strahlen aus,
Daß herrlich sie erhellen der Erde dunkles Haus.

Er schildert wie aus Irrthum und Jugendleidenschaft
Empor sich ringt der Jüngling zu ächter Manneskraft.

Und wie er sinnt in Träumen, die Götterstirn geneigt,
Ein Bild, ein wunderholdes, aus Morgennebeln steigt.

Mit Spannung harrt der Schreiber lang auf des Dichters Wort, —
Nach tiefem Seufzen endlich und stockend fährt er fort:

„Sie schritt so schlank und heiter, den Strohhut über'm Arm,
Als gäb' es auf der Erde nicht Sorge und nicht Harm!

Die blonden Zöpfe hingen herab den Nacken schwer,
Das blaue Auge forschte frei in der Luft umher.

Im knappen weißen Mieder, im schlichten weißen Kleid,
So stand sie mir vor Augen in reinster Lieblichkeit!"

Er schweigt, von wonnesel'gem Gefühl die Brust geschwellt:
O schmerzlich-süße Stunden der fernen Jugendwelt!

Mit meiner Liebe mußt' ich ein kindlich dumpfes Sein
Durchbrechen und erschüttern in's tiefste Mark und Bein!

Ich gab ihr höchste Wonne! Ich gab ihr schwerstes Leid! —
Ein treuestarkes Leben — und die Unsterblichkeit!

Eugen von Nottbeck.

Die Erfüllung.

Schon hie und da des Lenzes Hand
Die Erde neu bestellte.
Ein Bäumchen kahl im Hage stand,
Dem fröstelte vor Kälte.
„Ach“, — sprach's, — „warum ist Andern mehr
Von der Natur gegeben?
Es keimt und sproßt schon um mich her
Der Bäume junges Leben;
Sie athmen Liebesdüfte ein,
Liebäugeln mit dem Sonnenschein, —
Und ich muß hier noch warten!“

Und es begann der Sonnenstrahl
Den Spätling warm zu lieben,
Da sproßten Knospen ohne Zahl,
Und seine Blättchen trieben.
„Ach“, — sprach das Bäumchen, — „dicht belaubt
Schon viele Andre stehen
Und scheinen jetzt mit vollem Haupt
Auf mich herabzusehen!
Sie blähen sich mit stolzer Kron',
Sie geben mächt'gen Schatten schon, —
Und ich muß hier noch warten!“ —

Die Blättchen dehnten sich gemach,
Sie wuchsen in der Schwüle;
Ihm ward ein üpp'ges Blätterdach
Und drinnen luft'ge Kühle.
„Ach“, — sprach der Baum, — „wie sollte mir
Noch hohles Laub behagen,
Da doch die andern bessre Zier
An ihren Zweigen tragen!
Sie strotzen von der Früchte Gold,
Und Alt und Jung ist ihnen hold, —
Und ich muß hier noch warten!“

Als nun der Herbst im Ueberfluß
Gab goldene Beschwerde,
Da warf der Baum voll Ueberdruß
Die Früchte hin zur Erde.
„Ach“, — sprach er, — „daß sich nie die Zeit
Und meine Wünsche trafen!
Schon rings um mich vor Müdigkeit
Die andern alle schlafen.
Sie ruhen still im Erdenschooß
Des Harrens und des Tragens los, —
Und ich muß hier noch warten!“

Ludwig von Osten.

(Ludwig von Jessen.)

Frauenschmuck.

Aus des Meeres lockender Tiefe empor,
Aus des Berges geheimem Geklüfte,
Aus der Pflanzenwelt, aus der Thiere Chor,
Aus dem klangvollen Reiche der Lüfte —
Heischt der Mann mit Künsten, mit List und Gewalt
Zur Zierde holdseliger Frauen
Die Schätze der Erde: die schöne Gestalt
Verherrlicht im Schmucke zu schauen! . . .
Doch was ihr der Himmel an Reizen verlieh,
Das hatte schon Eva zu eigen,
Und schmucklos ließ auch der Grieche sie
Als Venus den Fluthen entsteigen. —

Die Lehre der Sufi.

Sag' mir, was wahrt dem Körper die Gestalt,
Daß er nicht in Atome neu zerstiebe?
Wie trotzt er der zerstörenden Gewalt?
— Ihn bildete und unterhält die Liebe! —

Sag', was den Mond die Erd' umfliegen heißt,
Was giebt dem Sonnenreiche sein Getriebe,
Daß jeder Ball die Leuchte treu umkreist?
— Das ist der unsichtbare Zug der Liebe! —

Die Menschen sind so schlecht. Doch lieber todt,
Als daß ich fern von ihnen einsam bliebe!
Was ist dies mächtig zwingende Gebot?
— Es ist das heilige der Menschenliebe! —

Und dennoch trennt ein ungemess'ner Raum
Die Stern' und Sonnen, und wir Menschen fliehen
Einander doch! . . . Ein nie erfüllter Traum
Nur spricht von liebessel'gen Harmonien.

— Ja, wenn allein die Liebe thätig wär',
Dann stürzten aus den gottgesetzten Wegen
Die Sonnen alle und der Sterne Heer
Zerstörend und vernichtend sich entgegen.

Gott ist die Liebe, die Vernunft zugleich;
In beiden ruht der große Weltgedanke: —
Die Liebe schafft und schafft im ew'gen Reich,
Und dem Geschaff'nen setzt Vernunft die Schranke! —

Mondnacht am Rhein.

Im Schmuck aus ew'gen Lichtes Borne
Hält hoch der Mond die Feuerwacht
Und übergießt aus vollem Horne
Den Rhein mit seiner Strahlenpracht.

Behend, wie lose Irrwischlichter,
In leichtgehob'ner Wellen Tanz
Schwankt, blitzt und zittert dicht und dichter
Ein gold'ner Stern- und Flammenkranz.

Kein Lüftchen weht, kein Blättchen regt sich,
Rings waltet feierliche Ruh,
Die gold'ne Flut allein bewegt sich,
Und Sterne schau'n vom Himmel zu.

Kein Ton, kein Laut ist rings zu hören,
Des Stromes leis' Geflüster nur;
Kein lebend Wesen wagt zu stören
Die heil'ge Stille der Natur. —

Spät ist's. Wo steil die Felsen ragen,
Steht nur ein Paar dem Ufer nah:
Sie haben sich so viel zu sagen —
Doch stumm vor Andacht stehn sie da! —

Theodor Hermann Pantenius.

O du mein herzallerliebster Schatz.

(Im Volkston.)

O du mein herzallerliebster Schatz,
Ein Brünnlein hör' ich springen:
Wer einen lieben Buhlen hat,
Mag wohl mit Freuden singen.

O du mein herzallerliebster Schatz,
Ein Blümlein sah ich sprießen;
Wer einen lieben Buhlen hat,
Der mag wohl sein genießen.

O du mein herzallerliebster Schatz,
Nun geht es an ein Scheiden:
Wer einen lieben Buhlen hat,
Viel Kummer muß er leiden.

O du mein herzallerliebster Schatz,
Sie haben dich erschlagen!
Wer einen lieben Buhlen hat,
Der muß wohl ewig klagen.

O du mein herzallerliebster Schatz,
Ein Glöcklein, das thut klingen:
Wer einen lieben Buhlen hat,
Das Herz muß ihm zerspringen.

O du mein herzallerliebster Schatz,
Ein Blümlein thät verderben, —
Wer einen lieben Buhlen hat,
Mit Freuden mag er sterben!

Nikolai Graf Rehbinder.

Finis.

Und so zerschlag' ich meine Leier,
Die nicht getönt, wie ich gewollt!
Die Lieder schleud're ich in's Feuer:
Sie klangen nicht, wie sie gesollt!
Fürwahr, es war ein ernstes Ringen,
Es war die zwingende Gewalt,
Aus vollem Herzen war's ein Singen,
Doch ach, es ist verweht, verhallt!

Wie träumte ich in jungen Tagen
Mich selig in der Dichter Kreis!
Wie hat das junge Herz geschlagen
Bei'm Bild der Zukunft voll und heiß!
Umsonst! Was mir in's Herz gezogen,
Wo blieb es bei des Lebens Graus?
Was ich gehofft, es ist verflogen,
Wie Blätter bei des Sturmwinds Braus!

Nicht wird die ferne Zeit mich kennen,
Die Zeit, die Wen'ge hält und kennt!
Nicht wird man meinen Namen nennen,
Wenn man der Besten Namen nennt.
Verschwunden, stille und vergessen!
Dahin, wie ein verlöschtes Licht!
Ist's meine Schuld? — Kann ich's ermessen?
Täuscht' ich mich selbst? Ich weiß es nicht.

Ich werde hingehn wie ein Traum,
Wie Wolken, die am Himmel jagen,
Wie Schaum von wilder Wellen Saum, —
Wer wird, wo sie geblieben, fragen?
Die Tage gehn, die Tage kommen,
Und neue Blüthen bringt die Flur: —
Wo sind die frühern hingekommen?
Der Wandrer findet keine Spur!

Ich habe stets mein Leid getragen
Allein und stark und stolz und stumm!
Um Hülfe tönten nicht die Klagen,
Ich sah mich nicht nach Mitleid um:
Nur dieses Mal laßt, gleich dem Schwane,
In Todeskampf und herber Pein
Aussingen mich von meinem Wahne,
Dann sterben stille und allein! —

Das Schicksal hat mir nicht gegeben
Des Lebens Glück, den reichen Sang.
Es gab mir nur das Dichterleben:
Getäuschtes Sehnen, Noth und Drang!
Es gab das Erbtheil mir der Sänger:
Auf Erden nie ein Morgenroth —
Nur Nebelgrau'n, nur kalte Dränger,
Dann früh und still — den Dichtertod!

Ich habe nie gelebt!

Wär' ich gefallen in heißer Schlacht,
Grad' mitten im Herzen die Wunde!
Laut über mir Kampfesdonner kracht: —
So läg' ich auf blutigem Grunde, —
Und Hurrahruf und Blitzen und Klirren und Knall,
Im Herzen Siegesahnen, —
Der letzte Ton: der Trompete Schall
Und das Rauschen der wehenden Fahnen!

Wär' ich gestorben beim Lebensbankett,
Beim jubelnden, heißen Genießen!
Kein Todesahnen, kein Sterbebett —
Nur ein glühendes Lebenumschließen! —
Da trifft der Tod, — der Becher klirrt
Zur Erde herab in Scherben: —
Ich hätte gelebt, genossen, geirrt,
Und schön wär' Leben und Sterben!

So aber hab' ich müd' und lang
Gewatet im Wüstensande,
In Nacht und Nebel, im Herzen krank,
Mit sturmzerpeitschtem Gewande, —
Um nichts gelitten, für nichts gestrebt
Die öde Reihe von Tagen: —
Weh' mir! Ich habe nie gelebt
Und muß doch klagen, klagen!

Ich schrei' zum mächt'gen Himmel hinan:
Stumm bleibt er meinen Schmerzen! —
Ich klopf' an's Herz der Menschen an:
Stumm bleiben ihre Herzen!
Mein ganzes Sein erschrickt und bebt —
Im Hirn des Fiebers Gluthen: —
Weh' mir, ich habe nie gelebt
Und doch muß ich verbluten!

Rings Schweigen, Einsamkeit — das Nichts
Auf meinen dunklen Wegen.
Ich starre bleichen Angesichts
Der Zukunft, der todten, entgegen,
Die näher, ein Gespenst, mir schwebt,
Das Letzte für mich zu werben:
Weh' mir, ich habe nie gelebt,
Und muß doch sterben, sterben!

Ich bäum' mit wüthendem Trotz mich empor:
Laßt klirren die Schwerter und funkeln!
Laßt perlen den Wein! Laßt jubeln den Chor!
Laßt Zauberglanz strahlen im Dunkeln!
O laßt mich leben — ich lebte noch nie!
Dann nahe der finstere Wächter! — —
Stumm Alles und dunkel. — Dazwischen schrie
Mein gellendes Hohngelächter!

Traum.

Schwarz war die Nacht, — fern hallt der Glocke Ton.
Der Schlummer floh mich, der mich oft gesloh'n;

Bis endlich sein ersehnter Pfeil mich traf —
Ein seltsam Traumbild störte meinen Schlaf:

Es trat, mit Purpurblumen in der Hand,
Mein todtes Kind an meines Bettes Rand

Und sprach, indem es mir die Blumen bot:
„Ich lebe, aber siehe, du bist todt!"

In jähem Schrecken bin ich da erwacht, —
Der Tag brach an — doch in mir blieb es Nacht.

Ein Schrei.

— — Alles dies
Erleid' ich schuldlos.
Schiller.

Es tickt die Uhr so seltsam schrill, —
Sie kündet stets dieselbe Pein: —
So furchtbar öd', so schrecklich still
Und stets allein, allein!

O, daß ich so gemartert ward
Und schuldlos fühlte Wund' um Wund'!
Ich hab' gekämpft nach tapfrer Art —
Jetzt bin ich todeswund!

Wie nichtig Lebens Luſt und Leid,
Und wie ſo bitter doch der Tod! —
Wie kurz des Lebens flücht'ge Zeit!
Wie lang die Lebensnoth!

Und nichts als Elend, Falſchheit, Lug!
So ſchwer mein Herz, ſo wüſt mein Haupt! —
Der Reichthum, den ich in mir trug,
Zernichtet und geraubt!

Ha, was war das? — Welch' greller Ton? —
Ein eiſ'ger Schreck durchrieſelt mich! —
Zerriſſ'ne Saiten — düſt'rer Hohn —
Es klang ſo ſchauerlich!

Ich that — mir ſelber unbewußt —
Verzweifelnd einen wilden Schrei
Tief aus der todeswunden Bruſt —
Wär' Alles doch vorbei!

Die Poeſie.

Die Flamme brennt und flammt empor in Gluthen,
Und aus den Gluthen lodert Phantaſie; —
Es muß ein Dichterherz beinah verbluten,
Dann ſteigt der Phönix auf: Die Poeſie.

Das Schönſte, was der Dichtermund geſungen,
Das Höchſte über Erdenleid und Wuſt,
Das Herrlichſte, das unſrem Ohr geklungen,
Entſtand im Schmerz und brachte Andern Luſt. —

Einer Freundin zum Weihnachtsfeſte.

Auf weiten Sees Silberwellen gleitet
Geruhig hin der reine, edle Schwan;
Wie ſich unendlich auch das Waſſer breitet,
In ſchönem Gleichmaß ſucht er ſeine Bahn.
Ob ſpiegelglatt, ob ſturmbewegt die Wogen,
Ob ſonnenhell, ob wolkenſchwarz das Meer:
Der Schwan kommt ſicher ſeinen Weg gezogen
Und ſicher ſchwimmt er an das Ufer her.

Am Ufer liegt, vom ſcharfen Pfeil getroffen,
Ein Falke, todesmatt und todeswund!
Die Schwingen ſind gelähmt, die Wunde offen,
Und langſam tropft ſein Herzblut in den Grund.
Zwar klopft das Herz noch, und die Flügel beben,
Zwar flammt das Auge noch in düſtrer Gluth: —
So gerne möcht' er wieder ſich erheben
Und ſinkt doch ſtets zurück in's eig'ne Blut!

Ich bin der Falke mit der Todeswunde,
Der ſich am Boden windet ſchwer und bang,
Der ſeine Augen ſchließt zur letzten Stunde
Und doch nicht ſterben kann — ſo lang' — ſo lang'!
Ihm iſt, als ſollten ihn die Schwingen tragen
Noch einmal durch die Lüfte kühn und frei —
Umſonſt, umſonſt! Die Flügel ſind zerſchlagen,
Der Falke fliegt nicht mehr — es iſt vorbei!

Du biſt der Schwan, der auf des Lebens Welle
Verfolgt die ſich're, wohlerkannte Bahn,
Der, ob der Himmel dunkel oder helle,
In ſchönem Gleichmaß ſtrebt zum Ufer an;
Der ſichern Blicks das ſich're Land erſpähend,
Die Schwinge nur in reiner Woge netzt
Und hoch das Kleine, Niedre überſehend,
Zum feſten Ziel ſein Schwimmen fortgeſetzt. —

Was ſoll zum Feſt, das Jubel bringt und Freude,
Mein dankbar Herz dir wünſchen, edle Frau?
Dein Leben bleibe frei von jedem Leide,
Dein Himmel bleibe ewig rein und blau!
Dein Herz, es bleibe immer voll Erbarmen,
Dein Thun, es lindere noch Vieler Noth!
Du aber wünſche mir, dem ärmſten Armen,
Nur einen ſchnellen, leichten, ſchönen Tod!

Otto Frhr. Orgies, gen. von Rutenberg.

An eine Birke.

Schöner Baum, das Rauschen deiner Blätter,
Welche leicht der Abendwind bewegt,
Spricht wie Stimmen holder Liebesgötter
Zu dem Herzen, das nun freud'ger schlägt:
Meiner Kindheit längst entschwundne Träume
Steigen aus den Wipfeln dieser Bäume,
Aus den Zweigen, die der Mai belaubt,
Nieder und umschweben mir das Haupt

Dieser Rasensitz, der halb versunken
Sich gelehnt an deinen weißen Stamm,
Sah schon oft die goldnen Himmelsfunken,
Als mein Aug' in Kinderthränen schwamm.
Schöne Zeit, da flücht'ge Kinderthränen
Oft gestillt des Herzens ganzes Sehnen,
Da kein Seufzer noch aus tiefer Brust
Sich gemischt in reine Kinderlust!

Doch wer grub in deine weiße Rinde
Die Erinnerungszeichen liebend ein?
Sind es theure Namen, die ich finde,
Die sich hier ein stilles Denkmal weih'n?
Ich erkenne freudig diese Züge!
Meinen Namen schrieb an meiner Wiege
In dein glänzend helles Lenzgewand
Meines Vaters liebevolle Hand.

Heil'ger Baum! Bewahre meinen Namen,
Wenn auch ich früh in die Grube sank;
Allen Wand'rern, die vorüber kamen,
Nenne meines Namens reinen Klang.
Mögen Andre ihre Thaten schreiben
In Metalle, welche ewig bleiben;
In der Stille dieses Heiligthums
Sei du mir die Tafel meines Ruhms

Caracciolo.

Die Freiheit war gefallen, mit Muth vertheidigt,
Der König kehrte wieder, jetzt schwer beleidigt,
Mit Blute abzuwaschen die eigne Schmach
Und Eide zu empfangen, die selbst er brach.

Doch ist er nicht hinein in die Stadt gegangen,
Wo blutig seine Söldner die Schwerter schwangen,
Auf sicherm Schiffe liegt er in Napels Golf,
Den scheuen Menschenheerden ein gier'ger Wolf.

Mit Waffenlosen war er ein tapf'rer Streiter!
Sein Herold war der Mord und auch sein Begleiter.
Und neben ihm stand Nelson, Britanniens Zier,
Man nannt' ihn nur den Helden von Abukir.

Zufrieden saß der König am Juniabend,
An den vollbrachten Werken die Seele labend,
Denn als in graue Dämm'rung der Tag verschwand,
Da war vom Schreiben müde des Königs Hand.

Was hat er wohl am Tage, dem langen, geschrieben,
Daß ihm zur Königsruhe nicht Zeit geblieben?
Es waren blut'ge Zeilen, wie Beile scharf,
Wie Dolche spitz, die unter das Volk er warf.

Still war das Meer. Es zogen am Ufer linde
Mit süßen Wohlgerüchen die Abendwinde;
Der Himmel und die Luft und die Erd' im blauen Licht,
Sie waren all' in Ruhe — der Mensch war's nicht!

Aus dem zertheilten Spiegel erhob sich schaurig
Ein triefend Haupt und blickte zum König traurig;
Der starrt es an wie Einer, dem das Leben entfloh,
Und bebend ruft die Lippe: „Caracciolo!"

Und neben ihm stand Nelson, der Held, erbleichend,
Zum Mast des Schiffes taumelnd die Hände reichend,
Und rings umher die Schranzen im starren Kreis —
Ihr Lächeln und ihr Bücken erfroren zu Eis.

Das edle Haupt ist langsam heraufgekommen
Und still und ernst zum Schiffe herangeschwommen.
„Was will er?" Stöhnt der König mit bangem Laut —
Still alles. Nur vom Mast her: „Hinweg, mir graut!"

Und immer näher wurde das Haupt getragen,
Es hat, auf Wellen schaukelnd, an's Schiff geschlagen.
„Was will er?" Stammelt krampfhaft ein bleicher Mund,
Und von dem Mast: „Wer hob dich vom Meeresgrund?"

Und wieder Todtenstille. Sie möchten schreien,
Um von der Angst des Todes sich zu befreien:
Der Mund ist auch geöffnet, die Zunge bewegt,
Doch jeder Ton erstorben, weil das Herz nicht schlägt.

Ein Priester hat zuerst doch ein Wort gefunden
Und mit des Kreuzes Zeichen die Furcht überwunden;
Zu heil'ger Erde will er zurücke gehn,
Den König um ein christlich Begräbniß flehn.

„Man geb' es ihm!" So rief noch der König sinkend
Und mit der müden Rechten dem Pfaffen winkend:
„Tief, tief sollt ihr ihn betten im eichnen Sarg,
Den die geweihte Erde für immer barg!"

Es hat der König schlaflos die Nacht gelegen,
Erschreckt von jeder Welle erneuten Schlägen;
Doch als der Morgen tröstend mit Licht erschien,
Sah man den König wieder die blut'gen Zeichen ziehn.

Doch hat der müde Schläfer in Mitternächten,
Die, schaurig still, begang'ne Frevel rächten,
Er hat gebebt, wenn leise mit furchtbarem Trug
Die Welle an die Wand seines Zimmers schlug.

Und wenn dann von der Seite des Aufgeschreckten,
Von seinem seid'nen Lager, dem blutbefleckten,
Mit bangen Herzensschlägen sein Weib entfloh,
Dann starb's auf seinen Lippen: „Caracciolo!"

Die Sterne.

Stille, heilig-düstre Nacht! Wie gerne
Flücht' ich mich in deine Einsamkeit,
Wenn der Abend Millionen Sterne
In den dunkeln Himmel ausgestreut!
Für Momente von der Welt geschieden,
Such' ich Ruhe mir in deinem Frieden,
Jene Ruhe, die in heitrer Brust
Schöner ist als alle Erdenlust.

O, es war ein menschlich schöner Glaube,
Daß die goldnen Himmelsblumen nur
Für den Menschen in der Erdenlaube
Ausgeschmückt des Aethers blaue Flur;
Daß dort ihres Feuers matte Leuchte
Liebend nur dem Erdensohne leuchte;
Daß für Menschen nur der blasse Mond
Herrlich zwischen Silberwolken thront.

Menschlich schön war es, auf dunkeln Platten
Die geheimnißvolle Schrift verstehn,
Durch die Nebel, durch die finstern Schatten
In die Zukunft schon hinein zu sehn;
So die flücht'gen Tage, die uns schwinden,
Mit des Himmels Sternen zu verbinden
Und sich von der Erde niedern Höh'n
Ueber Himmelswolken zu erhöhn.

Aber göttlich groß ist der Gedanke,
Ihn begreift kein menschlicher Verstand,
Daß dort Welten durcheinander schwanken,
Nur gehalten durch ein magisch Band;
Welten groß und herrlich wie die Erde,
Welche alle nur ein göttlich „Werde“,
Nur der eine wundervolle Ruf
Aus dem Chaos, aus dem Nichts erschuf.

Göttlich groß! Doch Menschen können nimmer
An dem Ueberhohen sich erfreu'n!
Soll ich bei der Sterne holdem Schimmer,
Die ein zitternd Licht durch Wolken streun,
Soll ich da nur große Welten denken,
Die sich in des Aethers Meer versenken,
Die sich auch nach ew'gen Regeln drehn,
Denen Sonnen auf- und untergehn?

Den Gedanken such' ich festzuhalten,
Zu erschaffen mir ein sinnlich Bild,
Dem der Allmacht wundervolles Walten
Und der Sphären Einklang rein entquillt.
Ach umsonst! — Zum Himmel aufgestiegen,
Schwebt die Lerche auf crystall'nen Wiegen,
Doch der Erdenschmuck, der sie umgab,
Zieht zur Erde wieder sie herab.

Ich will auf die Wissenschaft verzichten,
Der man kalt wie hohen Herrschern fröhnt,
Wieder mich zum heitern Glauben flüchten,
Der die Kinderjahre mir verschönt;
Wieder in des Lebens Sturm und Wettern
Trostesworte auf demant'nen Blättern
Lesen, die der goldne Griffel schrieb,
Als mein Lebenskahn vom Ufer trieb.

Alexander Rydenius.

Lied.

Meinen Estländischen Freunden.

Auf, Brüder, reicht beim Bundesmahle
Euch festen Sinn's die Freundeshand!
Stoßt an die schäumenden Pokale:
Estonia, theures Vaterland!
Schwört laut beim Feuerblut der Reben,
Ihm treulich Herz und Sinn zu weihn, —
Mag dann der Wahn sich bleich erheben,
Ihm wird zu Gift der gold'ne Wein.

Das Land, das unsrer Jugend Morgen,
Das unsre Wünsche fern und nah,
Die erste Lust, die ersten Sorgen,
Mit treuem Mutterauge sah;
Das unser Herz mit Liebesschlingen,
Mit süßer Sehnsucht zu sich zieht,
Dem soll aus voller Brust erklingen
In hellem Ton ein Jubellied!

Es sei das liebste uns von allen,
Die hell der Sonne Licht begrüßt;
Wenngleich durch seiner Wälder Hallen
Kein Rhein die mächt'gen Fluthen gießt,
Wenngleich die Gluthfrucht, die im Strahle
Des Südens reift, ein brennend Gold,
Nicht blüht im heim'schen Friedensthale,
Dem nur die ernste Tanne hold.

Wohnt doch in unsrer Wälder Stille
Der feste Muth, die alte Treu'!
Es lacht der Ceres Garbenfülle,
Es schlägt das Herz im Busen frei!
Süß ist's, der Nachtigall zu lauschen,
Wenn sie das Lied der Liebe singt,
Und feiernd hallt des Meeres Rauschen,
Wenn siegend es mit Stürmen ringt.

Drum laßt ein feiernd Hoch erklingen
Dem theuren, vielgeliebten Strand,
Der Ruf soll hell zum Himmel dringen:
Es leb' Estonia, Vaterland!
Hoch weht voran die Bundesfahne
In violett-grün-weißem Schein,
Daß sie mit mächt'gem Wort uns mahne,
Des Vaterlandes werth zu sein.

Rudolf Seuberlich.

Kinderweisheit.

Klein Gretchen kam jüngst aus der Schule
Und ward von der Mama gefragt,
Ob sie auch tüchtig aufgemerkt hat
Auf Alles, was der Lehrer sagt.

„Ja wohl“, sprach Gretchen, „heute las uns
Herr Fromm die Stelle, wo es heißt:
Es wurden viele tausend Menschen
Mit Fischen und mit Brod gespeist.“

„Zwei Fischchen und zwei Brödchen gab es
Und sonst war gar kein Essen da,
Und dennoch aßen alle Menschen
Und ließen noch was nach, Mama.“

„Herr Fromm, der sagt, das wär' ein Wunder,
Wie der Herr Christus manche macht. —
Ich kann das aber gar nicht glauben,
Nachdem ich drüber nachgedacht.“

„„Nun, sprich, was glaubst du denn, du Närrchen?““
Fragt die Mama und schaut sie an,
„„Wie denkst denn du dir die Geschichte,
Die Speisung der zehntausend Mann?““

„Ich denk'“, spricht Gretchen, „Fisch und Brödchen
Hat man bescheiden nur berührt;
Denn, weil so schrecklich wenig da war,
So haben alle sich genirt.“

Eine Spuckgeschichte.

Dort bei dem Dampfbootplatze stehn
Tagtäglich zwei kleine Jungen;
Sie haben mir schon so manches Mal
Ein Lächeln abgezwungen.

Sie haben viertelstündlich stets
Nur eine Pflicht zu üben:
Sie sind dort beide angestellt,
Den Steg auf's Dampfboot zu schieben.

Doch stolz auf dieses würd'ge Amt
Ist jeder von den Beiden;
Sie dünken sich halbe Matrosen schon
Und fluchen wie die Heiden.

Vom Kapitän und Steuermann
Merkt jeder sich die Manieren,
Und was der Bootsmann spricht und thut,
Das müssen sie auch copiren.

Beschäftigt fand ich die Beiden jüngst
Mit einem Cigarrenreste;
Mit Eifer lutschten sie dran herum
Und spuckten hernach auf's Beste.

Sie wissen, ein Matrose raucht
Nie, ohne dabei zu spucken;
Das steht so unumgänglich fest,
Wie etwa beim Trinken das Schlucken.

„Du, Carl“, sagt Janne, „seh' mal her,
Ich spuck jetzt schon mit Bogen;
Ich spuck jetzt ganz wie Steuermann,
Wenn der sein' Zug gezogen.“

„„Wot Strunt!““ [1]) sagt Carl, „„wer spuckt denn so?
Du wirst du nie gescheuter!
Ich spuck wie Bootsmann grade aus
Und spuck doch noch viel weiter.““

Nicht weit ein ält'rer Schiffsjung stand,
Der rüstig Tabak kaute
Und auf die kleinen Collegen hin
Mit vieler Verachtung schaute.

Jetzt, als die Knaben hinübersahn,
Thät er den Mund verziehen
Und hat sein Priemchen mit großem Schwung
Hinaus in den Fluß gespien.

[1]) Ausdruck der Verachtung, bedeutet ungefähr: ‚Ein rechter Quark!‘

Bewundernd sah Carl hinauf zu ihm,
Und Janne sprach leise: „Was meinst 'n?
Da können die Andern schlafen gehn,
Der Thomson spuckt am Feinsten!“

Ich hörte dieses geflügelte Wort
Mir lange im Ohr noch schallen,
Und bei so mancher Gelegenheit
Ist's neu mir eingefallen.

Wie oft ertönt das größte Lob
Dem Nichtigsten, dem Kleinsten!
Dann denk' ich immer still für mich:
Der Thomson spuckt am Feinsten.

Wie Thomson beweist,

daß die Schwerkraft unter Umständen doch durch einen schwachen Draht aufgehoben werden kann.[1])

Jüngst standen Thomson, Jann' und Carl
Beim Dampfboot alle drei,
Und letztere beriethen, wie
Schwerkraft zu heben sei.

„Du, Carl,“ sagt Janne, „hörst du nicht,
Was da in Zeitung stand:
Wenn man ein Draht um Steamer legt,
Hebt man ihm auf mit Hand.

Seh' her, ich hab' mir Draht geklemmt
Und hab' ihm schon probirt;
Doch Balken, wo ich umgelegt,
Die hat sich nicht gerührt.“

„„Wot Dummerjahn!““ erwiedert Carl,
„„Hat sich Struntdraht gerafft;
Kriegst du kein Telegraphendraht,
Hebst du kein schwere Kraft.““

Jetzt mischt sich unser Thomson auch
In dies Gespräch hinein:
„„„Laß du mir Telegraph in Ruh,
Sonst geht es dir gemein.“““

„„„Komm' her, ich zeig' mit selbe Draht,
Was man aufheben kann;
Du hast ja schwere Kraft genug,
Komm' mit dein Kraft heran!“““

„„„Komm' her und leg' dir hier auf Bank
Und gieb mir Draht mal her;
Ich heb' dir auf mit eine Hand,
Machst du dir noch so schwer.“““

Mißtrauisch zwar blickt Carl ihn an,
Doch als der Janne lacht
Und spöttisch sein Gesicht verzieht,
Hat er sich nicht bedacht.

Er legt sich bäuchlings auf die Bank
Und klammert fest sich an;
„Nu, Thomson, komm' mit Draht und seh',
Ob das mir heben kann.“

Und Thomson spricht: „„„Ja, woll'n wir seh'n,
Wie du dir heben läßt;
Paß auf, ich heb' dir weg von Bank,
Nu, Carl, jetzt halt dir fest!“““

Und krampfhaft klammert Carl sich fest
Und denkt: Ich geb' schon acht;
Da sauft der Draht in Thomson's Hand
Herab auf ihn mit Macht.

Die Wirkung war ganz wunderbar:
Der Schlag war kaum geführt,
Da sprang der Carl auf von der Bank,
Als wie elektrisirt.

Doch Thomson legte seinen Draht
Gelassen aus der Hand:
„„„Sehst du, so hebt man Schwerkraft auf
Bei uns an Dünakant.“““

Vom alten Wuchziger.

Studiosus Pumper, dem, wie stets,
Das Geld, das liebe, fehlte,
Fuhr einst mit Fuhrmann Wuchziger,
Dem er sein Leid erzählte:

„Ach, Wuchziger, du weißt es ja,
Ich laß' mich sonst nicht lumpen;
Doch, soll' ich heut' bezahlen dich,
Muß ich mir erst was pumpen.“

„Du kennst doch die Philister hier
Und weißt auch, welche borgen,
Drum fahr' mich vor das rechte Haus,
Dort will ich für uns sorgen.“

„„Ta, fahr hich zu Err Nobel in!
Tas his hein Mann, hein kutes,
Wenn heiner hetwas pumpen pumpt,
Tas kute Err, tas thut es.““

„„Hach, tas at hein so kute Erz,
Wie keins in kanze Stadt nich;
Pumpt himmer Geld, wenn her nur at, —
Nur heins is schadt: — her at nich.““ —

„Ach Gott, wie dumm! So kehr doch um!
Was soll mir Nobel nützen?
Flugs, bring' mich zu Philistern hin,
Die auf Moneten sitzen.“

„„Nu ja, tas ab hich mir schon denkt;
Tann fahr hich zu Err Knicker. —
Tas his hein Mann! — Tas Mann tas at
Millionen Rubelstücker.““

„„Tas at fünf Aeuser in tie Stadt;
Was reicher ier, man trifft nich. —
Tas kann mehr gewen, hals tu brauchst, —
Nur heins is schadt: — her gist nich.““

[1]) Vgl. den Artikel „Eine mysteriöse Erfindung“ im „Daheim“.

Der Kradowoi.[1])

I.

„Nun, Mikel Kallning, was ist das?
Ich seh', Du bist jetzt Polizist,
Nun sag' mir doch, wie du denn jetzt
Mit Deinem Amt zufrieden bist."

„„Hach, lieber Err, tas geht kanz gut,
Viel Harbeit his ta nich tabei,
Un halle Mensch at Spect[2]) vor uns;
Tas sieht, hich pin von Polizei.

Nur heins war herst nich nach mein Schmack:
Hich mußt' pee Dampisch[3]) himmer stehn.
Ta' trängt so viel, un Hoberst sagt,
Ta muß man nu hauf Hordnung sehn. —

Nu heinmal, wie tie Schipp schon ging,
Loff heiner schrecklich interdrein
Hun prang von weiten hauf die Schipp,
Her fiel haber in Wasser hein.

Tas war nu heine große Paß;
Tas krabbelt wie hein junges Maus,
Bis hich hun anner Erren kam
Hun zog hin aus tie Wasser haus.

Ja haber, Hoberst öhrt unt sagt:
„Wenn tas hauf Dampisch pringen läßt,
Dann muß tas dumme Kradowoi
Sofort hacht Tagen hin Harrest." —

Hich saß tann hauch hacht Tage ta
Hun kam erraußer alb krepirt;
Hun wider hat mir Hoberst tann
Pee Dampischsteg gleich inpostirt.

Ta ab ich nu zwei Tagen stand
Hun ab nu furchtbar haufgepaßt.
Hauf einmal sah hich, kommt hein Err,
Wie Rad schon hin tie Wasser faßt.

Hich sah, her pringt, — hick pack him an
Hun alt' hin, was hich alten kann.
Hein Stück von Rock blieb mir hin And;
Toch in tie Wasser fiel tie Mann.

Das krabbelt nu kanz fix han Land,
Hun macht hein Deiwels groß Geschrei
Hun packt mir han hun will mir aun
Hun sagt, hich soll hauf Polizei.

Hich sag' nu: Was? — Tu willst mir aun?
Komm mit hauf Polizei! — Pastoi![4])
Tu siehst tu wohl nich, was hich pin?
Komm mit! Hich pin ier Kradowoi! —

Nu, wie wir tenn vor Hoberst stehn,
Ta sagt tie Err him kanz gemein,
Tas hich him mach tas Rock henzwei
Hun meiß him hin tie Wasser hein.

Nee, sag' hich, nee, tas his nich wahr!
Hich hielt tas Err nur pischen hauf,
Weil Dampisch schon von Lande ging,
Sonst prang tas Err ja gleich arrauf.

Tie Hoberst öhrt hun sagt: „Durack!"[5])
Hich tenkt, her sagt tas hauf tas Mann;
Toch wie hich nu hauf Hoberst sah,
Ta sah hich, sieht her mir nur han.

[1]) Schutzmann. [2]) Respect. [3]) beim Dampfschiff. [4]) warte!) [5]) Narr.

Hun mit tas Err tann ging her weg;
Hun hanner Tag, ta saß hich fest,
Hun tade Reise[1]) war tas schlimm,
Hich saß zwei Wochen hin Arrest. —

Nu weiß hich nich, was Hoberst will:
Hob hich nu pringen laß, hob nich,
Wenn heiner hin tie Wasser fällt,
Tann himmer ist Arrest vor mich.

Nur heins is kut seit tiese Zeit,
Nur heins is kut hun freut mir sehr:
Se nehmt nu hander Kradowoi,
Hich steh pee Dampisch niemals mehr.""

II.

Jüngst sah ich Mikel Kallning wieder,
Doch ganz verändert schien sein Sinn;
Er trug den Arm in einer Binde
Und starrte traurig vor sich hin.

„Nun, Mikel, was ist Dir geschehen?
Du bist der alte Mikel nicht;
Sag' an, was ist's mit dieser Binde
Und deinem Traueraugesicht?"

„„Hach, lieber Err, was soll hich prechen?
Hich tenkt, hich prech nu gar nich mehr;
Wenn Hunglück is, tann his nu Hunglück,
Und halle lacht tann interehr.""

„Nein, Mikel, nein, ich will nicht lachen.
Erzähl' mir nur, was Dir passirt;
Du weißt, es haben Deine Leiden
Mich immer wunderbar gerührt."

„„Nu ja, tann will hich him erzählen,
Warum mir is tie Harm hentzwei;
Tas kommt von tie vertrakte Thierschuß[2])
Un gar nich von tie Polizei.

Sie weiß ja toch, von tolle Unde,
Ta öhrt sich viel hin unse Stadt;
Tas war so toll, tas unse Zeitung
Von Unde nur zu schreiwen at. —

Hein Maulkorw soll nu halle tragen, —
Tas is so gut; doch harmes Mann
At oft for seine Und kein Hessen,
Wo schafft tie nu hein Maulkorw han? —

Wenn hirgend heiner war gebissen,
Schimpt halle gleich hauf Polizei,
Un todt aun soll se halle Unde,
Hob toll, hob nich, kanz heinerlei.

Nu, Undefängers kommt mit Wagen
Un fängt tann Unde groß und klein;
Toch tiese Kerls, tie nimmt pee Wanze[3])
Un wirft se so in Kasten hein.

Un wer ta Unde at, tie schreist tann
Kanz wüthend in tie Zeitung hein:
Wo fängt man Unde wohl pee Wanze?
Tas is ja krausam un gemein!

Nu türlich, wenn man nimmt pee Wanze,
Tas merzt ja halle Unde sehr!
Hich öhrt ja, wie tie furchtbar äulen,
Ta war mir hauch tie Erz kanz schwer.

Nu heinmal prach mit mir Err Kickel,
— Tas is hein Err von Thierschußvrein —[4])
Tie sagt, se fängt jo hannerwegen
Mit Netze halle Unde hein.

[1]) dieses Mal. [2]) Thierschutz. [3]) beim Schwanz. [4]) Thierschutzverein.

Pee huns nur will man nich probiren;
Tie Undefängers sind so roh. —
Se will nich öhren un se sagt him,
Pee Wanze fängt man hebenso. —

Hich schimpt tann hauf tie Undefängers
Un sagt him, ätt' hich Netzen wo,
Ta wollt' hich selbst mit Netze fangen;
Toch sagt ich nur zu Paße[1]) so.

Ja haber, schon han anner Morgen
Kam Kickel mit tie Netze ehr,
Tamit hich geh hauf Undefangen
Hun Vorbild vor tie anner wär.

Herst wollt' hich gar nich, haber Kickel
Tie prach mir dann so hin mein Erz
Und sagt', hich krieg hein Thierschußhorden
Und hauch Metalljen hannerwärts. —

Nu, heinmal kann man toch probiren,
So tenkt hich un han morgen früh,
Ta ging hich zu tie Undefänger
Un sagt sie nu warum und wie.

Hauf heinmal kommt hein kroßes Dogge,
„Nu, Undefängers, fangt him hein!
Ta is ti Netz!" — Tie Kerls, tie lacht nur,
Un sagt mir: Fang tu him allein.

Hich tenkt, hich will mir nich blamiren,
Un Horden, tenkt hich, is toch fein. —
Hich warf tas Netzen hauf tas Doggen,
Un ricktick hauch, hich fang him hein.

Ja haber, wie nu his gefangen,
Ta sperkelt sich, tas Gott erbarm,
Un eh hich noch in Kasten werfe,
Ta beist tie Biest mir hin tie Harm.

Hich au hauf Kopp, hich au hauf Augen,
Hich pack him han, hich reiß un stoß;
Toch so hein Doggen beißt ja krausam,
Tie beißt un beißt un läßt nich los.

Un tie vertrackte Undefängers,
Tie steht hun lacht hun freut sich sehr;
Zuletzt ta zieht se him pee Wanze,
Ta aber biß tie Und nich mehr. —

Nu, liepes Err, is tas nich Dummheit?
Mit Netzen, sagt se, quält man nich;
Ich muß tie Und so furchtbar auen,
Tas tie schon tanz krepirte sich.

Un tann, mein Harm is kanz gebissen,
Un schlimmer noch tie Schande is:
Mir ruft ja tiese Undefängers
Jetzt himmer Undepolizis.

Un Horden gift mir hauch kein Deiwel,
Se lacht ja, wenn hich aben will!
Ta tenkt hich, will hich gar nich prechen;
Nee, liepes Err, hich schweig nu still.

III.

„Nu, liebes Err, hich bitt' ihm sehr,
Hich bleib jetzt Kradowoi nich mehr;
Hich will schon lieber Ausknecht sein,
Hauf Polizei is zu gemein!

Tie aben jetzt hein neies Wort,
Se precht von Villung immerfort;
Se will jo jetzt hin tiese Stadt
Nur Kradowoi, was Villung at.

[1]) zum Spaße.

Se nehmt jetz' bildte Wolontehr,
Tie tient humsonst un macht huns schwer;
Tie lest un reibt un at Manier
Un wird tann gleich Quartaloffzier.

Nu, — wie hich ab hin Schule west,
Ta ab hich hauch hin Buch gelest. —
Hich prech trei Prachen toch for mir
Un ab toch himmer mein Manier.

Hich sag, hich brauch nich Villung mehr,
Wenn hander nur mehr bildet wär! —
Se orcht ier nich[1]), tas is tie Schicht[2]),
Un wer nich orcht, tie orcht tann nich.

Wer Villung at, tas bleib hich bei,
Tie at hauch Spect for Polizei;
Hich werd nich wieder Polizis,
Bis ier hein hander Villung is."

„„O weh! Du siehst mich ganz erschreckt,
Wer ließ dir's fehlen an Respect?
Wer hat dir nicht gehorcht, wer war,
So unverschämt, so sonderbar?""

„Nu, das war so, mein liepes Err:
Da kam heinmal Quartalnick Scherr,
Tie rief mir! „„Kallning, komm Sie her,
Hin tiese Hause steckt sich wer.[3])"".

Und tellt mir tann vor heine Thür
Un sagt: „„Nu wart un steh Sie ier,
Und wer hauch kommt haus tiese Aus,
Tie alt nu fest und laß nich haus.

Un, Kallning, aben Sie hübsch hacht,
Tas tieses kein Spectackel macht;
Uebsch fein und öflich mußt Sie sein.""
So sagt tie Scherr un geht erein.

Hich ört nu gut un wart un steh,
Pis hich vier Erren kommen seh;
Un heins tavon, tie geht hin Aus,
Tie hanner haber bleibt ta traus.

Nu, heingehn kann ja, wer ta will!
Hich laß hauch gehn un pin ganz still.
Toch kleich nach heine Haugenblick,
Tann kommt tieselbe Err zurück.

„Ne", sag hich ta, kanz öflich fein,
„Jer kann nich haus, ier kann nur hein;
Sie bleibt nu hein, hich bitt him sehr,
Hin tiese Ause steckt sich wer."

Tie Err, tie steht un sieht mir han:
„„Was steckt sich hier, was will der Mann?""
So ruft sie zu tie hanner drei,
Nu, un tie hanner kommt erbei. —

Gleich war tie halle vier hin Aus,
Ta sag hich: „Jetzt kann keiner haus,
Wer hein is, bleibt ier ruhig hein,
Tie Scherr, tie sagt, tas muß so sein."

Ja haber, was hich prechen prich,
Tas orcht ja solche Erren nich. —
Sie kommt un stoßt mir han tas Wand,
Ta pack hich eine gleich pee And.

Toch wie hich pack, ta kommt tie zweit
Un schreit un schimpt un schimpt un schreit,
Un hanner noch, tas Gott erbarm,
Tie reißt mir han mein krankes Harm.

Tas merzt ja doch, wer ält tas haus!
Hich zieh mein Säbel fix erraus
Un schrei nu laut: „Jetzt paß Sie hauf,
Nu au hich gleich mit Säbel trauf!" —

Ja, au nu, wer ta auen kann!
Tie kommt gleich halle vier erran
Un precht nu weiter gar kein Wort
Un reißt mir fix tie Säbel fort.

Un eh hich noch besinnen kann,
Ta flieg hich mit tie Kopp voran
Hauf heinmal aus tie Hausthür haus
Un lieg hin Rinnstein vor tie Aus.

[1]) sie gehorchen hier nicht. [2]) Geschichte. [3]) in diesem Hause versteckt sich Jemand.

Toch wie hich liegen vor tie Aus,
Ta loff hein Fünfte noch erraus;
Toch wie hich wieder tann konnt stehn,
Ta war schon keiner mehr zu sehn.

Tuletzt ta kommt Quartalnick Scherr
Un fragt un öhrt un ärgert sehr
Un sagt: „Er at toch hinstruwirt,
Un nu wär toch Scandal passirt!“

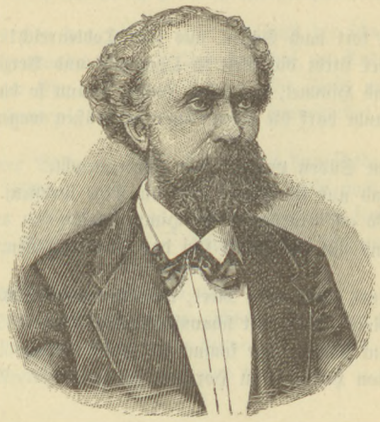
Toch wie hich prech von fünfte Mann,
Ta sieht mir Scherr kanz wüthend han
Un puckt hauf Herde un sagt: „Tfoi!
Tas will ier pielen Kradowoi?

Sie Hesel, Sie! Tie fünfte Mann,
Hauf tie hallein nur kam mir han;
Sie sind hein ungebildtes Vieh,
Un Abschied geben wird man Sie.“

So schimpt tie Scherr un tenkt tann noch,
Tie is wohl furchtbar bildet toch.
Tas Mulaps tas![1]) Hich bin kein Vieh!
Un schimpen laß hich nich von sie. —

Tie schimpt un will entlassen mich! —
Ne! — Lassen lassen, laß hich nich!
Hich ab mein Billung un Manier,
Hich nehm tie Abschied selber mir!“

[1]) Lettisch: der Maulaffe, der!



Jegór von Sivers.

An der Ostsee.

(Im Februar.)

Ist dies mein Meer, mein sturmbewegtes Meer?
Mein grünes Meer mit schaumgekrönten Wogen?
Im Donnertacte kam die Fluth daher,
Von Horizont zu Horizont gezogen.

Und diese stumme Winterwüstenei,
Dies kalte, todtenbleiche Eisgefilde,
Gefesselt hier von harter Tyrannei, —
Ist dies mein Meer, das lebensmuth'ge, wilde?

Gelassen und gebeugt trägst du die Schmach?
Wann wirst du stolz die Last der Fessel brechen?
Du harrest, bis sie Frühling spielend brach,
Um dann, befreit, gewaltig großzusprechen?

O, fort nach Süden, aus dem Todtenreich!
Hier stirbt die Welt in Ohnmacht und Verzagen,
Und Himmel, Erd' und Wasser schaun so bleich,
Kaum darf die Sonne hier zu grüßen wagen.

Im Süden pranget ihre Farbenpracht,
Und nur im Süden darf die Erde sprossen,
Wo ein azurner, tiefer Himmel lacht,
Und um die Küsten frei das Meer gegossen.

Dort blaut mein Meer, mein sturmempörtes Meer,
Mein Ozean mit schaumgekrönten Wogen,
Im Donnertacte kommt die Fluth daher,
Von Horizont zu Horizont gezogen!

In der Nacht.

(Beim Dezembersturm an der Ostküste von Yukatan.)

Rase, glutentflammter Nord,
Donnre deinen Zorn hernieder,
Laß die Wogen über Bord
Heulen ihre Todtenlieder.

Brich den Mast mit starker Faust,
Reiß die Segel all' in Fetzen;
Wenn es wild herüber braust,
Kann die Seele dran sich letzen.

Doch dein Fittich sinket schon;
Nur an den Korallenriffen
Springt die Brandung, wie vom Ton
Deiner Stimme lustergriffen.

Muthig steuert der Pilot.
Spannt die Segel! Auf, Matrosen!
Pfeilgeschwinde saust das Boot
Durch die Wellen, daß sie tosen.

In das schwarze Meer hinab
Blick' ich still mit ernstem Lauschen:
Viele schon verschlang das Grab, —
Und ich hör' die Fluthen rauschen.

Plötzlich da, im Silberlicht,
Sah ich's auf vom Grunde schnellen,
Wie der Blitz aus Wolken bricht,
Und es theilen sich die Wellen.

Herrlich kommt im Feuerkleid
Hier der Hai herangezogen;
Er beherrschet weit und breit
Rings das Königreich der Wogen.

Schaut hinaus! Sie stürmen her,
Seine Blut- und Wahlverwandten,
All' in Gold! Bei meiner Ehr'!
Das sind fürstliche Trabanten!

Und dem Schiff in seiner Bahn
Folgen sie nach Beute lüstern.
„Laß die wilden Bestien nah'n!"
Hör' ich dort die Neger flüstern.

Die Harpun' in starker Hand,
Forscht der eine in den Fluthen,
Folget still vom Schiffesrand
Durch die Nacht den Phosphorgluthen.

Ha! Da saust der scharfe Stahl! . .
Und der Hai, zu Tod getroffen,
Schwang die Flosse noch einmal,
Daß die Feuerfunken troffen.

Als er mit dem Tode rang,
Mocht' ihn wohl nach Blut gedürsten?
Auf das Deck mit frohem Sang
Zogen sie den Meeresfürsten.

Ich belausche still und mild
Dort die rauberfreuten Jäger,
Male heimlich mir ein Bild:
Meeresnachtsturm, Hai und Neger.

Blumenschmuck.

Schmückt in Blumen sich die Dirne,
Blumen, die sich zärtlich schmiegen:
Jenes Röslein an der Stirne,
Jenes Sträußlein an dem Mieder,
Die sich hin und wieder
Wiegen.

Ein Vergißmeinnicht, das nicket
Aus der Locken dunklem Kranze
Eng verschlungen und verstricket,
Möcht' ihr gern am Herzen kosen,
Schwingen sich im losen
Tanze.

Und am Kleid in bunten Reihen
Tausend andre Blümlein schaukeln,
Liebetreu gepaart zu zweien.
Wie sie flüstern, nicken, — lauschend
Heimlich Blicke tauschend
Gaukeln!

Und mir ist, als wenn die Blüthen
Und die Blumen, wie sie klingen,
Einst aus meinem Hirne sprühten: —
Bunte, heiße Liebeslieder,
Die sich hin und wieder
Schwingen.

Jacobus a Compostella,

Schutzpatron von Spanien.

Als Ferdinandus, der Dritte genannt,
Gestorben war im Spanierland,
Trat er in gläubig-frohem Sinn
Vor Jacob von Compostella hin:
„Erhöre, Heiliger, mein Flehn,
„Vier Wünsche laß' in Erfüllung gehn!"
„„Begehr'!"" — „Ein Klima warm und rein
„Gieb meinem Reich." — „„So soll es sein!"" —
„Getreide, Oel und Rebensaft" —
„„Auch diesem Wunsch gewähr' ich Kraft!"" —
„Und starke Männer, schöne Frau'n" —
„„Wohlan."" — „Nun wünsch' ich meinen Au'n,
„Daß ihr mir solches ja versprecht,
Noch Einigkeit und gutes Recht." —
„„Nein! Nein!"" Rief Jacob, „„dreimal nein!
„„Nur das kann nicht gestattet sein;
„„Denn mit dem Himmel ging's zu End',
„„Hätt' Spanien gutes Regiment;
„„Die Engel stiegen selbst hinab.
„„Drum, diese Bitte schlag' ich ab!"" —

Die Nachtigall.

Und als wir in der Laube
Viel Küsse heimlich getauscht,
Da hat uns eine Nachtigall
Belauscht.

Doch als wir am Theetisch saßen,
Mit uns manch' fremder Gast,
Da blickte die Nachtigall gar klug
Vom Ast.

Kaum daß sie nur ihr Liedchen
Mit süßer Kehle begann,
So sahen wir erröthend still
Uns an.

Gleich waren wir verrathen,
Von Tanten und Vettern bewacht —
Das hast du, böse Nachtigall,
Gemacht!

Hans Schmidt.

Der Mutter.

Wohl strebt im ersten Frühlingstriebe
Vom Erdenschooße fort der Baum,
Sehnt mächtig sich hinaus und bliebe
Selbst mit den Wurzeln gerne kaum.

Zum off'nen Himmel streckt er Aeste,
Schließt Blüthen auf dem Strahl des Lichts,
Wölbt Zelte über'm Vogelneste,
Nur für die Erde hat er nichts!

Die aber läßt ihn drum nicht fallen.
Ob er es jetzt auch noch nicht merkt,
Ist sie es doch allein von allen,
Die ihn erhält und die ihn stärkt.

Und kurze Zeit nur ist verstrichen,
Da ist der Himmel wolkenfest,
Da ist der Sonne Strahl erblichen,
Da ist geleert des Vogels Nest;

Da fühlt der Baum, daß alles flüchte,
Daß treu doch Mutter Erde blos —
Und dankend streut er Laub und Früchte
Ihr nun hernieder in den Schooß.

Der Hafen.

Kennst du jenen stillen Hafen,
Drin — so laut das Meer auch grollt —
Alle Stürme leis entschlafen,
Jede Woge sacht verrollt?

Einer nach dem andern kommen
Von gefahrenvoller Bahn
Heimwärts wir zu ihm geschwommen
In dem engen schwarzen Kahn.

Werfen müde aus den Anker,
Rast zu halten nach der Fahrt —
O in guten Grund versank er,
Der ihn lange fest bewahrt!

Ruhen in des Nachens Lade
Still geborgen vor der See —
Doch betreten das Gestade
Wird von allen keiner je!

Mondnacht.

An des Mondes Silberkunkel
Saß die Nacht und spann,
Daß der Strahlen Garn im Dunkel
Leuchtend niederrann.

Kaum ersah der Wind, das Kätzchen,
Lauernd, wie es fiel,
Als er auch mit flinken Tätzchen
Zausend trieb sein Spiel.

Bis die Fäden sich verwirrten,
Wie zum Netz verknüpft,
Draus wohl keiner der Verirrten
Jemals noch entschlüpft.

Ich auch, der in stillem Sinnen
Durch die Fluren ging,
Konnte plötzlich nicht von hinnen
Weil das Garn mich fing;

Fühlte wundersam gehalten
Mich an Seel' und Leib,
Sank zu Füßen hin dem alten
Zauberstarken Weib.

Und so lag ich denn: mein Plätzchen
Ihr am Kleidessaum,
Stille war es — selbst das Kätzchen
Schnurrte müde kaum.

Nur des Liedes leise Brocken
Klangen her und hin,
Das an ihrem Silberrocken
Sang die Spinnerin.

Thränenlos.

Da belastet von Sehnen
Mein Busen so schwer
Und von lindernden Thränen
Das Auge doch leer,

Da gedenk' ich an jenen
Unglücklichen Fähr,
Deß' belasteten Kähnen
Zurückwich das Meer.

Der Bettler.

An einem ersten Frühlingstag,
Grasgrün und himmelblau,
Wo nichts im Hause bleiben mag,
Wo alles auf der Au,

Da sitzt am Wegesrand ein Greis,
Der, murmelnd ein Gebet,
Mit vorgestrecktem Hute leis
Um milde Gaben fleht.

Ob nun der Lerchen Tirilei
So laut die Luft durchtönt,
Ob all' der Blumen Mancherlei
So bunt die Flur verschönt,

Daß Keiner auf den Alten hört
Und Keiner auf ihn sieht;
Genug, sie gehen ungestört
Vorbei ohn' Unterschied.

Nur eine macht mit reichem Sold
Der Andern Kargheit gut:
Die Sonne ist's, die füllt mit Gold
Bis oben seinen Hut.

Der Kranz.

Mutter, hilf mir armen Tochter,
Sieh' nur, was ein Knabe that:
Einen Kranz von Rosen flocht er,
Den er mich zu tragen bat!

„Ei, sei deshalb unerschrocken,
Helfen läßt sich dir gewiß!
Nimm den Kranz nur aus den Locken
Und den Knaben, den vergiß!"

Dornen hat der Kranz, o Mutter,
Und die halten fest das Haar!
Worte sprach der Knabe, Mutter,
An die denk' ich immerdar!

Am Felde.

Das war in thauverweinter Nacht,
Ein leises Lüftchen seufzte sacht,
Als, folgend grüblerischem Hang,
Ich ging das dunkle Feld entlang.

Mir war so klein zu Muth, so zag. —
Die sonst auf deinen Locken lag,
Die Rechte, nun des Spiels beraubt,
Glitt ob der Aehren blondem Haupt.

Die Halme — ohne Widerstand —
Kaum rauschend beugten sich der Hand,
Sie neigten tief sich ihrem Druck
Und hoben dann sich wieder schmuck.

Da blieb ich stehn und sprach zu mir:
Du schwaches Herz! So lerne hier
An diesen Halmen, leicht bewegt,
Zu tragen, was dir auferlegt;

Gleich ihnen harre still gebückt,
Wenn dich die Hand des Schicksals drückt,
Gleich ihnen richte auch darauf
Dich ungebrochen wieder auf;

Und so, in stetem Wechselspiel
Erstarkend, wachs zu deinem Ziel,
Daß einst in dir die Sichel schneid'
Ein für die Scheuer reif Getreid'.

Die Nonne.

Ach weh, mir armen Nonnen,
Ach weh, mir Armen, weh!
Aus meiner Augen Bronnen
Ist soviel Wasser ronnen,
Daß ich das Licht der Sonnen
Mein Lebtag nimmer seh'.

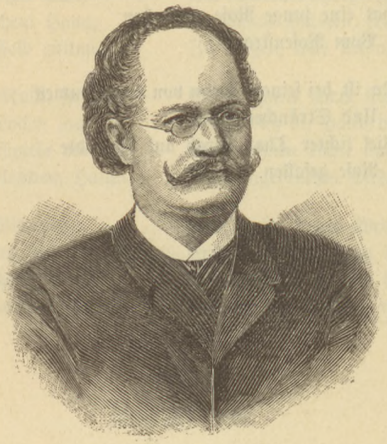
Das macht, um den ich weine,
Den decken Veiel und Klee,
Der liegt im schwarzen Schreine
Wohl unter weißem Steine —
Was sollt ich noch alleine?
Der Welt sagt' ich ade!

Ach weh, mir armen Blinden!
Wenn ich im Garten geh
Und will ein Kränzlein binden,
Sein Kreuzlein zu umwinden,
Kann nur am Dorn ich finden,
Ob ich bei Rosen steh'!

Auf eine Todte.

Der Nachtwind ist durch das Thal gegangen,
Sein kalter Hauch
Hat eine junge Rose gebrochen
Vom Rosenstrauch;

Da ist bei seinem Wehn von den Bäumen
Und Sträuchen allen
Viel lichter Thau herab auf die todte
Rose gefallen.



Leopold von Schroeder.

Winterdämmerung.

Dämm'rung senkt sich auf's Gefilde,
Dämm'rung auf die öden Fluren;
Aus den trüben Wolken rieseln
Langsam nieder weiße Flocken;
In dem Walde heulen Wölfe,
Und die Füchse bellen heiser.
Einsam auf dem öden Felde,
Einsam liegt der Hof des Bauern,
Liegt der Hof des Ehstenmannes.
Weißer Schnee in dichten Massen
Lastet auf dem grauen Strohdach,
Liegt im Hof und vor den Thüren. —
Aber in der Stube flackert
An dem Ofen hell der Kienspan,
Und der alte Ehstenvater
Schmaucht behaglich seine Pfeife,
Wiegt sein Haupt und spricht bedächtig
Ernste Worte zu dem Sohne,
Zu dem blonden Ehstenknaben,
Der zu seinen Füßen kauert.

An dem Webstuhl sitzt die Mutter,
Wirket buntes Tuch zum Kleide
Für ihr Töchterlein, das junge;
Wenn der Freier kommt, der schmucke,
Muß der Kasten doch gefüllt sein.
Und die Tochter stricket sinnend
Weiche, warme Wollenhandschuh'
Zu Geschenken bei der Hochzeit.
An dem Ofen sitzt die Greisin,
Sitzt des Wirthes alte Mutter
Und sie nicket traumbefangen.
Und das Hühnchen auf dem Backtrog
Steckt das Köpfchen unter'n Flügel,
Träumend von dem warmen Sommer.
Und es spricht der alte Vater,
Wiegt das Haupt und spricht bedächtig:
„Höre, Sohn, des Vaters Lehre!
Alte, wundersame Sagen
Erben sich im Ehstenvolke
Von dem Vater auf den Sohn
Und vom Sohne auf den Enkel;
Alte herrliche Gesänge
Von dem großen Kalewiden
Und von Linda, seiner Mutter,
Die dem Birkhuhnei entsprossen,
Von den Wald- und Wasserjungfrau'n,
Von den sprüchekund'gen Zaub'rern,
Doch vor Allem von dem Alten,
Dessen Kinder sind die Ehsten,
All' die armen Ehstenleute.
Alte Mutter dort am Ofen
Kennet all' die alten Sagen;
Manches weiß sie zu erzählen
In den langen Winternächten,
Wenn der Schnee vom Himmel rieselt.
Aber höre meine Worte:
Nur die treuen Ehstensöhne
Dürfen kennen diese Sagen.
Hüte, hüte deine Zunge!
Nimmer sprich zu fremden Leuten
Von den alten Ehstensagen!
Denn die klugen Fremden lachen,
Spotten über unsere Thorheit,
Oder nennen gar sie gottlos,
Unsre alten, frommen Sagen! —
Hörst du nicht die Wölfe heulen,
Und die Füchse hungrig bellen?
Rauben will man uns das Alte,
Was wir lange treu erhielten.
Drum bewahre das Geheimniß,
Halt' geheim die alten Lieder,
Unsre alten, frommen Lieder."
Und der blonde Ehstenknabe
Reicht dem Vater seine Rechte
Und gelobet das Geheimniß.
Und die Alte an dem Ofen
Thut zum Liede auf die Lippen,
Seltsam schauerliche Weise,
Halb gesungen, halb gemurmelt.
Seltsam reihen sich die Worte,
Seltsam klingen die Geschichten,
Und es lauschen Knab und Mädchen.
Draußen heulen Wölf' und Füchse,
Und der Schnee vom Himmel rieselt;
Dämm'rung lagert auf den Fluren,
Dämm'rung auf den öden Flächen . . .

Nach dem Indischen.

Der Freundin Rath.

„Liebe Freundin, laß dir rathen,
Darfst nicht so gefällig sein,
Thu' nur spröde vor dem Liebsten,
So gewinnst du ihn allein."

„Leicht Errung'nes schätzt man wenig,
Zeige du dich niemals schwach!
Ist er feurig, thust du kühle,
Und nur leise giebst du nach."

Also zum verliebten Mädchen
Die erfahrne Freundin spricht;
Doch es ruft die holde Kleine
Mit erschrecktem Angesicht:

„„Stille, stille, liebe Freundin,
Sprich mit keiner Silbe fort!
Mir im Herzen wohnt der Liebste
Und so hört er jedes Wort!""

Wo du nicht bist.

Wo du nicht bist und deiner Augen Schimmer,
Ist's dunkel mir;
Auch bei der Kerzen strahlendem Geflimmer
Ist's dunkel mir.

Selbst bei des Herdes traulich hellen Flammen
Ist's dunkel mir.
Wo Mond und Sterne leuchten hell zusammen,
Ist's dunkel mir.

Der Sonne Licht vermag mich nur zu quälen, —
S' ist dunkel mir;
Wo du, mein Reh, und deine Augen fehlen,
Ist's dunkel mir!

Der schöne Jägersmann.

Mein Mädchen ist ein Jägersmann,
Kommt stolz daher gezogen,
Die Augenbrauen schlank und kühn,
Die sind des Jägers Bogen.

Die Seitenblicke Pfeile sind,
Sie treffen gar so schnelle;
Mein Herz — das ist die flüchtige,
Verwundete Gazelle.

Zum ersten Male.

Zum ersten Male spricht ein kränkend Wort
Der Gatte, da erfaßt ein heftig Zittern
Des jungen Weibes Glieder, doch sie weiß
Kein stechend Wort zu sagen. — Noch belehrte
Sie keine Freundin über solchen Fall;
Es irren angstvoll nur die Lotusaugen
Umher, und auf die reinen Wangen stürzen
Die hellen Thränen, und die Locken zittern . . . .

Koit und Aemmarick.

Eine ehstnische Sage.

Kennst Du wohl des Nordens Nächte?
Jene wonnevollen Stunden,
Wenn der Sommer ist erschienen,
Wenn am fernen Himmelssaume
Abendroth und Morgenröthe
Liebend sich die Hände reichen,
In dem Brautkuß sich umfangen?
Wenn die Birken leise rauschen,
Und die Erlenbüsche flüstern,
Und die Halme auf den Feldern
In dem Abendwinde schwanken;
Ferne tönt der Ruf der Wachtel,
Leise nur die Grillen zirpen,
Und vom Felde kommt gezogen
Süßer Duft des frischen Heues.

Singen will ich euch die Sage,
Wie sie graue Ehstenmänner
In des Sommers Wonnenächten
Treu berichten ihren Enkeln:

Als der hohe Göttervater
Einst vor Zeiten schuf die Sonne,
Um der Erde mild zu leuchten,
Gras und Blumen zu erwecken
Und die Menschen zu erwärmen,
Da bedurft' er treue Wächter,
Um die Sonne zu behüten;
Und da schuf er einen Knaben,
Schuf ein wunderholdes Mädchen,
Die in ew'ger Jugend strahlten.
Aemmarick, so hieß das Mädchen,
Aber Koit der Strahlenknabe.
Und der Alte sprach zum Mädchen:
„Wenn die Sonne sinkt des Abends,
Nimm sie treulich in Verwahrung,
Lösch' sie aus, damit das Feuer
Keinem Wesen Schaden bringe!"
Und zum Knaben sprach der Alte:
„Zünde du am frühen Morgen
Wieder an die goldne Sonne,
Daß sie neu den Lauf beginne
Und den Menschen Segen spende."
Und des Alten Wort gehorchten
Aemmarick und Koit, die beiden:
Abendroth und Morgenröthe.
Treulich übten sie die Pflichten,
Und die goldne Sonne fehlte
Nie am hohen Himmelsbogen.

In des Winters trüben Zeiten
Geht die Sonne früh zur Ruhe
Und erscheint erst spät am Morgen.
Aber in des Frühlings Tagen
Grüßt sie früher stets die Erde,
Wecket Blumen, wecket Lieder;
Kaum daß Aemmarick sie löschte,
Schenket Koit ihr neues Leben.

Jene Zeit war nun gekommen,
Wo die Blumen blühn und duften,
Wo die Vögel und die Menschen
Jauchzen auf der frohen Erde
Und die Luft mit Liedern füllen.
Da geschah' es, daß die beiden,
Schönes Mädchen, schöner Knabe,
Sich zu tief in's Auge schauten,
Drückten leise sich die Hände,
Und es fanden sich die Lippen,
Fanden sich zu sel'gem Kusse.

Doch ein Aug', daß nie sich schließet,
Hatte wohl bemerkt das Kosen
In der mitternächt'gen Stunde;
Und es rief der alte Vater,
Als der andre Tag gekommen,
Beide vor sein Angesicht.
Freundlich lächelnd sprach der Alte:
„Bin zufrieden mit euch beiden,
Treulich thut ihr eure Pflichten,
Und so mögt ihr euch denn haben
Und als Mann und Weib verwalten
Treulich weiter eure Pflichten."

Da erwiderten die beiden,
Riefen wie aus einem Munde:
„Alter, stör' nicht uns're Freude!
Laß uns Braut und Bräut'gam bleiben!
Ewig jung ist dann die Liebe,
Und das Glück wird ewig dauern."
Und der Alte war's zufrieden,
Gab dem Brautpaar seinen Segen,
Sel'gen Glückes ew'ge Reinheit.

Kurze Zeit im langen Jahre
Sind die beiden nur vereinigt:
In des Sommers warmen Nächten,
In den wonnevollen Stunden,
Wenn die Birken leise rauschen,
Wenn die Erlenbüsche flüstern,
Und die Aehren auf dem Acker
In dem Abendwinde schwanken.
Wenn im Feld die Wachtel schnarret,
Wenn die Grillen leise zirpen,
Und die leisen Abendwinde
Wonnevolle Düfte spenden,
Dann vereinen sich die beiden,
Und das Mädchen reicht die Sonne
Zu des Liebsten Hand hinüber,
Und er fasset dann das Händchen,
Und sie kosen und sie küssen,
Und des Mädchens Wangenstrahlen
Röthen sich vor süßer Liebe,
Spiegeln sich am Himmelssaume
Wie in rosenrothem Glanze;
Bis auf's Neu der Götterknabe
Dann die Sonne muß entzünden,
Die mit ihrem hellen Scheine
Wieder an dem Himmel aufsteigt.

Und der Alte schmückt noch immer
Für die Feier dieser Nächte,
Für die bräutlich süßen Stunden
Jede Flur mit bunten Blumen;
Und der Nachtigallen Brautlied,
Sehnsuchtreiche Flötentöne,
Fluthen durch die warmen Lüfte.

Georg Julius von Schultz.

(Dr. Bertram.)

Herbst-Elegie.

Klagst Du, daß die Blätter fallen,
Die der schöne Lenz gebracht?
Klagst Du, wenn des Kindes Lallen
Engelshände stumm gemacht?

Laß sie fließen, Deine Thränen,
Das Verlorne ruf' zurück.
Süßer Trost liegt in dem Wähnen,
Und der Schmerz ist auch ein Glück.

Tausend kleine Herzen wehen,
Früh verwelkt, um Dich herab,
Bringen Grüße aus den Höhen,
Flatternd auf ein frühes Grab.

Tiefer wandle zu den Wäldern,
Blaue Ferne winkt Dir Ruh,
Und die Saat auf jungen Feldern
Weht Dir neue Hoffnung zu.

Hallerlei nurrige Sichten und soterkleichen.[1])

Ein warme Winkel.

Ein Paster kemmt su heine alten Wrau,
Tie is kans wach[2]) un krimmig krau
Un wriert unt att so währent[3]) kalt
Un sahkt: „nu wirt[4]) ich s'terben palt."
„„Jah,"" s'pricht tie Paster, „„liebe Wrau,
Tenn kemms tu hin tas Immel plau,
Ta siehs tu krooſe 'Elligkeit
Und Gott in Klans unt Errlichkeit
Unt heers tie Ingels singen
Mit 'Arf un Trumpetklingen.""
Tenn sahk tie Wrau, unt Ände fallt:
„Ich mechte pitten, is da kalt
In Immel, oder is ta warm?"
Un Paster sahk': „„Taß Gott erparm!

[1]) Allerlei schnurrige Geschichten und so dergleichen. [2]) schwach. [3]) fortwährend. [4]) werde.

Wie soll nich warm sein Gottesarm?““
„Nuh“, mein' tie Wrau, „tenn is ta ßöön.
Ich 'ehr nich kuht, was singen Jngel,
Was prauch ich tenn so'n Klans su sehn?
Ein alte Mens praucht warmes Winkel.“

Auf Pall.

Jn Wörru-linn, ta war einmal
Pei reiche S'neider kroße Pall.
Ta tansen alle kans wie Teitse[1])
Mit Sähn[2]) un Ronde unt ins kreitse,
Auf polnis un tenn auf kasahks;[3])
Tas war ta kans varfluchtig snahks.
Tie Techters waren sehr atrett,
Jn seiden Kleiders gar su nett:
Atele, Jda, Klämentina —
Mit Penders un mit Krinolina.
Sie waren in Panksion jewesen
Un kennten alle Pichers lesen,
Wransees paliren: wuhle wuh?
Jn weiß Kleidahs un rothe S'hu. —
Tenn inter Tihre kukt Mama
Und sahkt vor Neidersmann: seh ta!
Nu kanns tu, halte Pappa, ssehn,
Wie tansen toch tie L . . . . s s'heen.
Ta walste Jda Kottiljong
Kans prechtig à la Pelabong[4])
Mit einem wremden Altjesellen
Un thut ihm allerlei vertseelen.
— (Jch kennt dem Widrik Kejel kuht,
Un seht[5]) ihm oft, wenn ßiese Uth
Hauf linke Ohr ta hatt jeseckt:
Patsirt, walei![6]) hauf Newski Schpekkt[7]),
Paltoh auf Pelz, mit Piberkragen,
So nobel, wie nich is su sagen! —)
Tehm wrahkt nu Jda: „ken'n Sie
Schlejel?“ — —
„— Nein! kenn ihm nich,“ sahkt Widrik Kejel.
„Toch Klopstock? — O — tem kennen
Sie!?“
„Ein Klopfstock? Oh! was meint toch tie?“
Unt Widrik tenkt: „was? narrt se mir?
Att sie jesehn, wenn vor tie Tihr
Jch kloppt aus Pelz tas Mottenfraß,
Wenn Sie veleicht an Wenster saaß.
„Wie? Klopfstock?“ sagt er laut su sie,
„Nee, sowas kennte ich noch nie.
Auch Schlejels sint mir unbekannt,
Tas macht, ich aab so feines Haut.“
„Nun“, sahkte Jda: „aber wie?
Tem Faust von Jöte kennen Sie?“
„Von Jette? Nee; von Jakubson
Aus Wesenperch, tem kenn ich s'hon!
Ter att ein krimmig sterkes Waust,
Was niedertrechtig saust unt praust;
Womett er jedem niedertrescht,
Wenn er ihm Eins auf Pukkel lescht.
Jch kann bis Eite nich verdauen —
Ter Jakubson, wott[8]) A — s auf Hauen!“

[1]) Deutsche. [2]) Chaine. [3]) Kosakisch. [4]) Tanzmeister in Dorpat um 1820. [5]) sah. [6]) Russisch; hier etwa gleichbedeutend mit „heidi!“ [7]) Prospect. [8]) Russisch; hier gleichbedeutend mit: ‚das ist mal‘!

Tas wissige Brofessor.

Tas[1]) war einmal ein wissig 'Arr
—Jhr Sunaam, klaup ich, Daupmann wär —
Tem waßt[2]) ein Erra einmal an
Un sittelt ihm tie 'Ende tann.
Un tas Browessor trikt[3]) so s'tark . . . .
— Ten Erren jeht turch Pein un Mark.
„Ai!“ s'reit sie, „was vor'n Lepenshart?[4])
Was sint toch ehre[5]) 'Ende arrt!
Recht wie pei Tresser[6]) hauf tas Lant!
Mit so'ne 'arte Neejel!“ —
„Nu ja,“ ßakt Daupmann, „an die 'Annt
'Nab ich auch s'hoon tas Wlejel[7])!“

Weirige Kohlen.

Zwei Nachpars waren haufeinander falsch,
Jn Prótses lange Jahre weesen.
Tann s'precht sum Einen alte Paster Malsch:
„Tas is jo kahr kein kristlich Wesen!
Tu mußt als Krist nich rasten un nich ruhn,
Jhm mit tie Liebe tsu tir 'olen.
Tu mußt als Krist dem Weinde kutes tuhn,
Tas prennt sein' Aupt wie Weier-kohlen.“
„Jah,“ ßahkt tas Pauer, „tas wär ßoweit kuht. —
Tas mecht ich tiesen Unswatt[8]) jennen,
Tas hauf ßein Kopp wär so ein kristlich Kluht,
Toch mißten Kohlens tichtig prennen!“

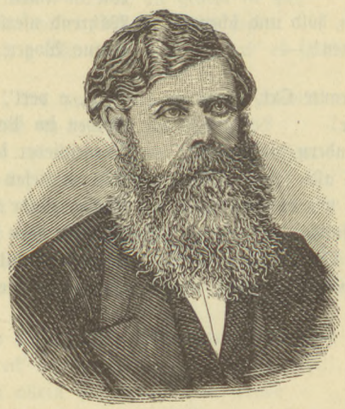
Jn Brosialssuhl.[9])

Tas is verpei ssoon vele Jahr,
Wenn ich noch in Profialssuhl war,
Wo Lehrer lernt aus ticke Puch,
Tenn krechte man ta Prigels 'nuch!
Tie Lehrer s'precht so hanijant
Von alte Judenlant.
Wir Jungens krichten tamals Smiß,
Taß pihlten Postong unter Tiß.
Eers jung[10]) kans kuht un jung kans ssön,
Tenn Lehrer kennte nich kuht ssehn.
Hauf einmal rufte Karel laut:
„Worom aß tu met Trumpf 'ehaut?“
— „Soo? Was ver Trumpf?“ Nu sahkt
mer kleich!
Ruft Lehrer, wartt ihr Teiwelseig!
Jhr Aasseig unt Karnaljenseig,
Was unter Tiß met Karten pehlt,
Wenn ich aus alte Srift versehlt?“

[1]) hier nicht ‚das‘, sondern ‚es‘, [2]) faßt. [3]) drückt. [4]) Lebensart. [5]) Jhre. [6]) Dreścher. [7]) Flegel — Dreschflegel [8]) Hundsfott. [9]) Parochialschule. [10]) ging's.

Tenn nimpt er tikke kolikepp[1]) —
Wir 'neiften[2]) auſſen Wenſter wek.
Tie Karel — weis tu noch, ſein Halter
War ta in Köppo erſte Walter[3]) —
Tas L . . . . prank aus Wenſter wix,
Ich arme Jung krecht elliſh[4]) Wix,
Ich pliep krad weſt an Wenſterigel.
Oi! Oi! Was kricht ich ta vor Prigel!
Unt Karel hett toch „Trumf“ 'eruhſt;
Unt ich krecht Prigel! So ein Sſuſt!

[1]) Schulbakel. [2]) Kneiften, ſtatt kniffen: ‚wir kniffen weg‘, machten uns aus dem Staube. [3]) Verwalter. [4]) Hölliſch.



Carl von Stern.

Beim Weine.

Wirth, zapf' an dein beſtes Faß
In dem dunklen Keller,
Bring' dein größtes Römerglas,
Zünd' die Lampen heller!
Laß mir keinen mehr herein,
Alter Widerbeller!
Heute trinke ich allein
Für den letzten Heller.

Knabe, einen Kranz mir gieb,
Will mich baß bekränzen;
Fühle heute einen Trieb,
Still für mich zu glänzen.
Blüthen, die ſo ſchön geblüht
In vergang'nen Lenzen,
Sollen heute im Gemüth
Leuchtend ſich ergänzen.

Halt' das Glas ich in der Hand,
Glätten sich die Falten;
Haus, wo meine Wiege stand,
Du erscheinst dem Alten!
Drin der lieben Brüder drei,
Kräftige Gestalten,
Und der Schwestern, hold und scheu,
Lieblich stilles Walten! —

Oed' ist nun der traute Ort,
Wüst die alte Halle!
Einen nach dem Andern, — fort
Trieb das Schicksal alle.
Niemand sagt mir, wie es dort
Nach und nach zerfalle,
Seit ich müd' von Ort zu Ort
Fremde Straßen walle.

Heimath, Heimath, süßer Klang!
Laut aus Himmelsräumen!
Eines Sommervögleins Sang
Aus bereiften Bäumen! —
Oft noch denke ich an dich,
Wie in stillen Träumen,
Während uferlos um mich
Graue Wogen schäumen. —

Perl', o perl', du edler Wein,
Golden im Pokale!
Wiegenlieder sang der Rhein
Dir im tiefen Thale.
Knabe, zünde Lichter weit
In dem öden Saale!
Festlich kommt die alte Zeit
Zu des Zechers Mahle!

Ich hab' es satt!

Vorwärts, vorwärts denn mit Gottes Segen!
Du dort, zieh' die schlaffen Leinen an!
Und den Pfad entlang, erweicht vom Regen,
Qualvoll keucht das hungernde Gespann.
Hinter mir verschwand mit ihren Thürmen
Schon im Nebelmeer die schöne Stadt;
Vor mir herbstlich Feld, durchtost von Stürmen —
Bild des Lebens! Ach, ich hab es satt!

Sang mir das die Fee an meiner Wiege?
War mir doch, als hört ich andern Ton:
Muth und Frohsinn führen stets zum Siege,
Drum getrost, dir wird zuletzt der Lohn!
Schweig', o herzbethörende Sirene,
Schweig', o Hoffnung, ich bin wund und matt:
Wieder galt's: „Lebwohl!“ und eine Thräne —
Wieder vorwärts! — Ach, ich hab' es satt!

Herz, wir gehen einsam, wie wir kamen;
Grauer Himmel — offne Straße dort!
Laß uns wandern denn in Gottes Namen,
Wir auch kommen endlich doch zum Port.
Fort Dämonen, die die Seele nagen,
Ehrsucht — Liebe, die gehetzt sie hat,
Leidenschaften, die so rastlos jagen:
Laßt, o laßt mich, denn ich hab' es satt! —

Ach! Sie weinte, als ich bin geschieden!
Mußte ich bereiten ihr dies Leid?
Gieb ihr wieder ihren heitern Frieden,
Trockne ihre Wangen sanft, o Zeit!
Lehr' vergessen sie der Tage Wonne
Und den Unglückssohn, an den sie denkt,
Schimmern laß das gold'ne Licht der Sonne
Neu in's Herz, das ich in Nacht versenkt!

Mir Entsagung! Doch gerung'ne Hände
Streck' ich, grauer Himmel, auf zu dir:
Mir allein Entsagung! aber wende
Schmach und Pein und Kummer ab von ihr!
Kniet sie nachts vor sanfterhellter Blende
Fromm zur Jungfrau im Gebet für Den,
Der, ob willenlos, sie kränkte, o dann spende
Milden Trost aus Deinen heil'gen Höh'n!

Vorwärts, vorwärts denn in Gottes Namen!
Du dort, zieh die schlaffen Leinen an!
Herz, wir gehen einsam wie wir kamen,
Doch ertragen standhaft soll der Mann.
Um die öden Hügel flattern Raben,
Fern im Meer des Nebels schwand die Stadt,
Drin ich Lieb und Hoffnung hab' begraben —
Weiter? Vorwärts? — Ach, ich hab' es satt!

Ein Sänger.

Ein Sänger zog durch's Leben,
Durch's Leben himmelwärts;
Ihm waren Begleiter gegeben:
Die Harfe, das Lied, der Schmerz.

Und als er sollte sterben,
Sprach willig er: „Es sei!" —
Da rief er seine Erben,
Sie alle kamen herbei. —

Er sprach zum Abendwinde:
„Dir geb ich die Harfe mein!
In Silbersaiten gelinde
Wieg' dich in Schlummer ein."

Er sprach zur Trauerweide:
„Gieb auf die Gabe Acht! —
Du sollst mein tiefes Leiden
Verbergen in Blätternacht."

Er sprach zur Nachtigallen:
„Stimm' an die Lieder mein!
Laß einsam sie erschallen,
Verborgen in dem Hain."

Und wie das Wort verklungen,
Sank todt er auf die Au;
Aus Blumen ist gedrungen
Perlheller Thränenthau.

Die Harfe tönt, durchdrungen
Von Geistermacht und Klang,
Die Nachtigall hat gesungen
Im dunklen Wald so bang.

Ein Sonett.

Wie wenn im Meere leichte Wellen schlagen,
Verrauschen leis' die flüchtigen Sekunden,
Derweil harmonisch sich die Glieder runden
Zu dem Sonett, mit wiegendem Behagen.

Ich will mit Fesseln nun zu spielen wagen,
Die sonst ich hassend mied zu allen Stunden;
Und froh erschrocken seh' ich mich umwunden
Von blum'gen Ranken, die so leicht zu tragen.

Die Wasser plätschern in dem Marmorbette,
Im dichten Laub verstohl'ne Rosen blühen,
Die Nachtigallen singen um die Wette,

Und lichte Wölkchen unter'm Monde ziehen;
Ich aber web' im klingenden Sonette
Die Wandelgänge leichter Sympathien.

Lied eines Heimwehkranken.

„Denn jede Poesie ist tiefes Klagen,
Ist des gefangnen Adlers Flügelschlagen."
Alfred Meißner.

Noch einmal kommt der Lenz gegangen,
So hold, wie ich ihn sonst gekannt;
Die Freude glüht auf seinen Wangen,
Die Liebe führt er an der Hand.
Er sieht in diesen goldnen Tagen
Mich wie mit Kindesaugen an;
Es ist, als wollte er mir sagen:
Sei froh, du armer, kranker Mann!

Der Wald schmückt sich mit jungem Laube,
Aus tausend Knospen dringt's hervor;
Da regt sich schon der Frühlingsglaube,
Es schallt der Vögel Jubelchor.
Auch mir will noch ein Morgen tagen:
Noch einmal, eh' verlischt mein Licht,
Aus meinem Herzen ohne Klagen
Des Liedes sanfte Welle bricht.

O weile, holder Lenz, verweile
So lang' nur, bis ich nicht mehr bin,
Dann reg' die goldnen Schwingen, eile
Zur Heimath deines Wegs dahin.
Ich weiß, du wirst die Stelle finden,
Durch sanfte Wiesen fließt der Bach,
Und in dem Schatten grüner Linden
Ragt meines Vaterhauses Dach. —

Der Steg, das leichte Boot daneben,
Die Blumen an der Quelle Bord,
Der Hof von Birken rings umgeben —
O Lenz, ich weiß, du kennst den Ort!
Dort streue deinen reichsten Segen,
Dort hauche deinen wärmsten Kuß,
Und treten Menschen dir entgegen,
Gieb ihnen meinen letzten Gruß.

Sag ihnen dies: Er ging in Frieden,
Zu ruhn im dunkeln Erdenschooß;
Kein heimisch Grab ward ihm beschieden,
Doch er verdient ein bessres Loos.
Denn treu ist stets sein Herz geblieben,
Und hat er oft gefehlt und schwer,
Sein Fehl war Hassen nicht, war Lieben,
Und über's Grab hin zürnt nicht mehr! —

Noch aber weil', o Lenz, nicht lange!
Drück' mein erloschnes Auge zu,
Und bei dem hellen Glockenklange
Gieb mir Geleit zur ew'gen Ruh.
Laß Blumen meiner Gruft entspringen
Und unter'm goldnen Strahlenzelt
Hoch oben eine Lerche singen,
Dann wandre fröhlich durch die Welt!

Blumentaufe.

In einer schönen Maiennacht,
Bei heller Sterne Prangen,
Da war die Knospe aufgewacht,
Sie trug zu blühn Verlangen.

Und wie sie endlich leis und lind
Den Blätterkelch erschlossen,
Da hat der Mond getauft das Kind,
Hat kühlen Thau ergossen.

So oft ein Kindlein ist erwacht,
Schaut wie mit ernster Weihe
Sein Priesterauge in die Nacht,
Daß es in Gott gedeihe.

Da standen Bäume rings gelind
Mit blüh'nden Hängezweigen,
Die thäten über's Blumenkind
Als Pathen fromm sich neigen.

Und weil ihr's wieder schön geglückt,
So frisch und sonder Fährde,
Hat's Kind an ihre Brust gedrückt
Die alte Mutter, die Erde! —

Und in derselben Nacht sich's traf,
Weil Nachtigall gesungen,
Daß meinem Liebchen in den Schlaf
Solch' holder Traum geklungen.

Bei Heiligensee.

Jüngst stand ich auf den Höhen,
Einsam in stiller Glut;
Ein Baum mit leisem Wehen
Hielt mich in Schatten gut.
Zwei Adler hoch in Lüften
Kreisten in weiten Bogen,
Beladen mit süßen Düften,
Die frischen Winde flogen.

Du lagst vor meinen Blicken,
So lieblich fern und nah, —
Könnt ich an's Herz dich drücken,
Jungfrau Livonia!
So reich mit Berg und Auen,
Goldwogend Feld an Feld,
Mit Seen, wunderblauen,
O heimathliche Welt!

O Seen in lichten Gründen,
Ihr Augen tief und blau,
Damit uns mag entzünden
Die wunderschöne Frau:
Es will dem Geiste deuchten,
Er hab' erst jetzt erkannt,
Seit er sie hell sah leuchten,
Was heißt ein Vaterland!

Maurice Reinhold von Stern.

Viola.

Ueber dem schimmernden, lichten Gehölz
Sprühender Regen;
Tröpfelndes Laub, grünseidener Schmelz,
Rauschender Segen.

Lachendem Liebchen in luftigem Kleid
Ist es so wohl!
Während ich küsse die duftige Maid,
Pfeift der Pirol.

Thauiges Veilchen da — wonniger Fund —
Waldesjuwel!
Körnchen Saphir auf smaragdenem Grund —
Liebchen, o wähl'!

Lüfte des Busens schimmernden Schrein,
Reizendes Kind!
Schau', von den Zweigen streift dir hinein
Perlen der Wind.

Da, von dem Riedgras pflücke geschwind
Den Diamant!
Schau', wie hernieder der funkelnde rinnt
Dir in die Hand!

Bräutchen, o schmücke dich, greif' immer zu —
Haben es ja!
Herzig-bescheidenes Mägdelein du,
O Viola!

Gelt, die Natur ist mein Hofjuwelier —
Bin auch kein Lump!
Und bei der Göttlichen haben wir
Ewigen Pump.

Traum einer Märznacht.

Nacht — dunkle, stürmische Nacht.
Der Regen sprüht —
Windfahnen kreischen —
Meine Seele ächzt.
Wolken flattern im Winde
Um den Mond herum:
Aus Bettlerlumpen
Ein Königsmantel!
Es küßt die Welt,
Brünstigen Hauch's
Feuchte, fruchtbare Frühlingsnacht.
. . . . . .
Thaudampfender, herrlicher Ball,
Rolle dahin durch den tönenden Aether!
Erde, du bist mein Gefährt
Auf der Reise durch's Weltall!
Gleichwie im Kampfe der Wagen
Korinthische Helden,
Die eiserne Faust an dem Zügel,
Die Rennbahn durchjagten: —
So steu're ich, Gäa, auf dir
Im Wettbewerb der olympischen Spiele
Die kosmische Bahn —
Ewig, ewig, ein Theil des Ganzen,
Dieses Ewig ein Theil von mir!
. . . . . .
Nacht, dunkle, stürmische Nacht,
Trage, trage auf Schwingen des Traumes,
Trage die duldende Seele in's Weltall!

Heimweh.

Ein Häuschen schau' ich so lieblich und klein,
Verklärt in des Tages Neige;
Durch offene Fenster blühen hinein
Des Kirschbaums schneeige Zweige.

Das Strohdach schimmert in grünlichem Schein,
Es hüpfen, spielen und malen
In laubig rankendem wilden Wein
Die zitternden Sonnenstrahlen.

Es streifen die Lichter in buntem Tanz
Die blüthenumdufteten Bäume
Und tauchen in grellen, goldigen Glanz
Des Waldes leuchtende Säume.

Und leise klirrend wie springendes Glas
Entströmt's dem alten Spinette,
Wie der Wind in trockenem Steppengras,
So rascheln die Saiten zur Mette:

Da rauscht aus offenem Fenster hervor
Wie Harfentöne ein Singen,
Und liebliche Lieder im Geisterchor
Von ferne hör' ich erklingen.

Großmütterlein spielt mit zitternder Hand
Die alten vergess'nen Lieder —
O längst versunkenes Jugendland,
Ich schaue dich niemals wieder!

Du Häuschen im blendenden Blüthenschnee,
Sonnendurchzittertes Zimmer! —
Ich senke das Haupt — mir wird so weh,
Versunken seid ihr — auf immer!

Herbstmorgen.

Wie ein goldener Fächer,
Aus dem duftigen Flor
Ueber verwitterte Dächer
Steigt die Sonne empor.
Frostig strahlende Leuchte,
Herbstlich mahnst du mich jetzt,
Da in perlender Feuchte
Der Thau mich netzt.

Herrlich in Glorie scheidet
Wieder das sinkende Jahr;
Bunt ist die Erde bekleidet,
Kalt ist der Himmel und klar.
Draußen die Herbstzeitlose
Zeigt schon ihr leuchtendes Blau,
Fröstelnd zittert die Rose
Im Morgenthau.

Durch das offene Fenster
Wirbelt ein Lichtmeer herein,
Doch die bösen Gespenster
Bannt nicht des Frühlichts Schein.
Fort hinaus in die weite,
Schamhaft erschauernde Welt,
Eh' noch das Morgengeläute
In's Ohr mir gellt!

Längst auf knarrendem Wagen
Schwankte die Ernte in's Thal;
Trostlose Stoppeln ragen
Auf den Feldern so kahl.
Astern und Dahlien prangen
Noch auf vergessenem Beet —
Bald ist Alles vergangen,
Verwelkt, verweht!

Wiesen, vom Frühthau befeuchtet,
Ruhen in Nebel gehüllt;
Droben am Berge leuchtet
Ein buntfarbiges Bild.
Grell in purpurnen Blättern
Steht der sterbende Wald —
Ach, von Stürmen und Wettern
Entblättert bald!

Träge rinnen die Quellen
In die Thäler hinab,
Und die schwatzenden Wellen
Sind verstummt wie ein Grab.
Wo über glänzende Kiesel
Früher ein Bächlein sprang,
Jetzt nur ein mattes Geriesel,
So still und bang.

Auf dem Vogelbeerbaume
Kauert einsam der Fink,
Zwitschert im halben Traume:
Wie doch der Sommer verging!
Bieten wohl röthliche Dolden
Purpurne Beeren ihm dar, —
Er aber träumt, wie so golden
Der Sommer war.

Wie eine stockende Klage
Lagert es auf dem Gefild;
Kürzer werden die Tage, —
Bange der Busen mir schwillt.
Tausendfältiges Sterben —
Wie das mich ahnen läßt:
Welke Blätter und Scherben,
Das ist der Rest!

Jugendinsel.

O Heimath, Heimath!
Einmal noch möchte ich küssen deinen blumigen Grund,
Wenn der Maiwind weht,
Wenn die grellgrüne Seide
Des Birkenwald's
Heimlich rauscht in die blaue Luft;
Wenn die Quelle lacht
In dem Wiesengrün;
Wenn die Sumpfdotterblumen
Tiefeigelb blüh'n;
Wenn von Weidenkätzchen
Duftet und stäubt
Das goldene Wölkchen
Der Frühlingszeit. —
O Heimath, Heimath!
Einmal noch möchte ich küssen deinen blumigen Grund,
Wenn des Kuckucksruf's
Melodisches Echo
Traumfern und hell
Durch den schimmernden Laubwald
Rhythmisch erschallt.
Wenn die röthliche Fluth
Der „Schwalbenaugen"
Und goldenen, runden
Trollblumenkelche
Die Wiesen bedeckt;
Wenn der Wind sich wiegt
Auf den schwanken Halmen
Des Roggenfeld's;
Wenn die Nachtigall
In dem Faulbaum schlägt,
Und der Pfingstrosenstrauch
Tausend Blüthen trägt. — —
O Heimath, Heimath!
Einmal noch möchte ich küssen deinen blumigen Grund!

Alpenglühen.

Sink' hin auf's Angesicht! Der junge König naht;
Es jauchzt das ew'ge Licht auf seinem Felsenpfad.

In's Feuermeer getaucht, sein Haupt wie Purpur loht,
Vom Frühwind angehaucht, die Wangen morgenroth.

Das ist der junge Tag in seines Sieges Wucht,
Es sinkt von seinem Schlag die Nacht in dunkle Schlucht.

Auf gold'nem Wolkenroß, gluthlodernd in der Pracht,
Mit glühendem Geschoß bohrt er in's Herz der Nacht.

Schon rieselt warm ihr Blut, es färbt sich das Gestein,
Der Fels hüllt sich in Gluth und rothen Dämmerschein.

Da lacht das starre Land; im Firn die Rosen blühn,
Und meiner Seele Brand verglimmt im Alpenglühn.

Schmiede im Wald.

In purpurnen Blättern säuselt der Wald,
Es spielen die goldigen Lichter;
Mit kühlem Hauch kommt der Abend bald,
Der Vögel Sang ist mälig verhallt,
Schon nicken die Nebelgesichter.

Noch lächelt der Himmel in zitterndem Blau,
Bald glüht er in rosiger Feier;
Schon perlt an den Gräsern der duftige Thau,
Im Wiesengrunde, da weben in Grau
Die Nebel phantastische Schleier.

Mild weht und leis ein ersterbender Hauch,
Es taumelt ein Blättlein hernieder;
Der Abend verklärt den entblätterten Strauch;
Am Saume des Waldes kräuselt ein Rauch,
Wie tönendes Erz hallt es wieder.

Nun tönt es hell wie ein Hammerschlag —
Kling! Kling! durch die hallende Halde.
Es taucht hervor dort hinter dem Hag
Im rauchgeschwärzten Bretterverschlag
Die einsame Schmiede im Walde.

Dort schwingt den Hammer der junge Schmied.
Daß stiebende Funken sprühen;
Es singt dazu, wie der Zugwind zieht,
Das Feuer sein uralt-heiliges Lied
In der Kohlen blasendem Glühen.

Kling! Kling! Du reisiger Schmiedegesell,
Dein Schwert, wann ist es vollendet?
Bald hat die Sonne, die jetzt so grell
Durchzittert der Bäume buntfarbiges Hell,
Die letzten Strahlen gesendet. —

Kling', kling' in den sonnigen Abend hinein,
Im Walde, du liebliches Tönen!
Die Sonne gießt aus ihren Purpurschein,
Im Nachthauch flattern die Blätter darein,
Und im Herzen da dehnt sich ein Sehnen . . .

Radikalkur.

Mittel giebt's auf Erden
Gegen alle Pein:
Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein!

Der wandernde Geist.

Es ist ein Gold dahingegossen
Aus Gottes Füllhorn in das Thal;
Nun schimmert es, von Licht umflossen,
Frühthaubestäubt im Morgenstrahl.

Vom Tongefäß zum Goldkrug schäumend
Und in die Schale von Kristall,
So perlt das Leben wonneträumend,
Ein rauschend schöner Wasserfall.

Wie es auch gähnt und nächtlich dunkelt,
Wie es verwest, verwelkt und kreißt,
Aus allem Erdenleben funkelt
Unwandelbar ein ew'ger Geist.

Das füllt in wunderhellen Gluthen
Urlebenquellend Bild um Bild,
Wenn es in keuschem Uebersluthen
Von einer Form zur andern quillt.

Von einer Schale zu der andern
In immer wechselvollem Schein;
Urewig ist des Geistes Wandern,
Jedoch beständig ist das Sein.

So rauscht von Bergeshöh'n zu Thale
Ein frischer, klarer Murmelquell;
Wenn schimmernd schöpft die gold'ne Schale,
So sprühen Tropfen funkenhell.

Und wo ein gold'ner Gottesfunken
Zur Erde nimmt den lichten Lauf,
Da seufzt und athmet schlummertrunken
Ein liebes Leben schluchzend auf.

Das liebt und leuchtet hold auf Erden
Und sprüht dahin wie gold'ner Schaum —
Urewig ist das Sein und Werden,
Und alle Form ist nur ein Traum!

Coeur ist Trumpf.

Die alte Rechnung ist verwischt,
Das Spiel beginnt
Von Neuem nun. — Die Karten mischt!
Wer wagt, gewinnt.

Nur immer zu! So seh' ich's gern.
Das rollt, parbleu!
Wer hazardirt, braucht Glück, ihr Herrn,
Faites votre jeu!

Das klimpert, raschelt, klirrt und klingt
Wie fiebertoll;
Bis einer wild vom Sessel springt,
Verzweiflungsvoll.

Ein irres Hohngelächter gellt —
Ein Knall, ein Schrei — —
Und wieder klimpert fett das Geld, —
'S ist einerlei!

Nun sind die Kerzen abgebrannt,
Es dämmert fahl.
Bald fluthet siegreich durch das Land
Des Frühlichts Strahl.

Wie starrt ihr bleich und sorgenschwül
In's Morgenroth!
Der Partner in dem letzten Spiel,
Das ist der Tod.

Er streicht mit seiner Knochenhand
Vom Tisch das Gold,
Daß es wie Plunder in den Sand
Herniederrollt.

Die freche, rohe Spielerwelt,
Sie ist besiegt!
Nun heischen wir, was mehr wie Geld
Und Ehre wiegt.

Den Frieden wollen wir zurück,
Den sie uns stiehlt;
Es wird nicht mehr um Menschenglück
Hazard gespielt!

Nun vorwärts bis an's letzte Ziel,
Wie im Triumph!
Roth ist die Farbe, die ich spiel',
Und Coeur ist Trumpf!

Gewitter in den Alpen.

Donnerwolken hangen nieder,
Schatten gleich trübt sich der See,
Von den Bergen hallt es wieder,
Kreideweiß erglänzt der Schnee.
Heimwärts flüchtet sich die Heerde
Angsterfüllt den Ställen zu,
Und es lagert auf der Erde
Schaurige Gewitterruh'.

Schon beginnt die Kanonade,
Schlag auf Schlag und Blitz auf Blitz!
Herrlichste Naturparade
Auf der Engelberger Spitz'!
Tiefer trüben sich die Farben
In dem dunkelgrünen See,
Und es flammt in goldnen Garben
Lodernd um die Bergeshöh'.

Ueber Gletscher, über Flühen,
Wogen Ströme goldnen Lichts,
Und die ew'gen Gipfel glühen
Rothumstrahlten Angesichts.
Feuerschlangen spielen, züngeln,
Purpurroth färbt sich der Firn,
Und entladne Wolken ringeln
Um des Rothstocks eis'ge Stirn.

Und es brauset, grollt und wettert,
Stöhnt und prasselt rings umher,
Kracht und zischt und rollt und schmettert
In der Luft bewegtem Meer. —
Da, o Pracht! — mit einem Male
Löst in Thränen sich das Weh,
Und es sinkt der Dunst zu Thale,
Und es klärt sich in der Höh'.

Regentropfen rauschen leise,
Schneekühl setzt ein Luftstoß an,
Von dem klaren Gletschereise
Löst sich der bewölkte Bann.
In den Thälern läuten Glocken,
Thauerfrischt sind Wald und Feld,
Und ein Meer von Blüthenflocken
Duftet durch die Alpenwelt!

Erscheinung am Meere.

Am Uferrande schritt ich träumend
Und hoffnungslos der scheidenden Sonne zu.
Im Abendglanze athmete das Meer,
Im fernen Feuer glitzerten die Wellen,
Und süße Ruhe floß auf mich herab.
Und wie ich so, im Abendtraum versunken,
In tiefen Athemzügen Schönheit trinke,

Begegnet mir ein schlichter, fremder Mensch
Im weißen morgenländischen Gewand,
Barfuß, barhäuptig, lichtverklärt.
Und: „Gott zum Gruß"! so redet er mich an.
Mir aber regte sich in tiefster Seele
Ein freudewarmes, freundliches Gefühl,
Und wie ein alter Freund war mir der Fremdling.
„Von wannen kommst du, und wohin begehrst du?"
So forscht' er theilnahmsvoll und schlicht und treu. —
„Ich komme aus dem Land der großen Hoffnung
Und wandere gen Sonnenuntergang!" —
„Gut, ich geleite dich auf deinem Wege,
Denn wundervoll erglüht das Abendroth,
Und Wonne ist es, zwiefach zu genießen."
So schritten wir im Abendroth dahin;
Mir aber löste sich in tiefer Rührung
Das schwerbedrückte, sorgenvolle Herz,
Und wie ein Strom ergoß sich unaufhaltsam
Die tiefe Klage meines Lebens aus:
Wie ich gelebt, gehofft, geliebt, gelitten
Für das in Noth und Nacht versunk'ne Volk,
Und wie mir nun der Hoffnungsstrahl erloschen. —
Freundlich und ernsthaft hörte er mir zu,
Und wie im Abendglanz das stille Meer,
So schlicht und klar war seine Gegenrede:
„Gott ist die Wurzel aller wahren Kraft,
Und ohne ihn befreit sich nicht der Mensch.
Groß und gewaltig ist des Volkes Sehnen,
Und groß und herrlich ist sein Kampf und Sieg;
Denn wo das Recht kämpft, glaub' mir, da ist Gott!
Ein Irrthum aber, unheilvoll und dunkel,
Ist der die Welt beherrschende Gedanke,
Daß frei von Gott sich ihr Geschick beschließt! —
Ist denn der Arbeit Evangelium
Drum minder wahr und weniger zu achten,
Weil Jesus Christ dafür gestorben ist? —
Geh' hin und pred'ge, was dein Herz dich treibt!
Nimm dich der Armuth leidenschaftlich an
Und geißle die in Gold erstarrte Lüge,
Den Hochmuth auch der liebeleeren Welt, —
Nur thue es in Jesu Christi Namen
Und stütz' dich auf das Evangelium;
Denn in dem Göttlichen, da ist die Kraft,

Und in dem Heiligen ist die Gestaltung,
Und Wissenschaft ist Blendwerk ohne Liebe!“
— — — — — — — — — — — — —

So sprach der Fremdling und die Sonne schied. —
Am Himmel funkelten die ew'gen Sterne,
Und frischen Windhauch athmete das Meer,
Daß sich die Wellen silbern kräuselten
Und weißer Schaum das Ufer leuchtend säumte.
„Wer bist du, daß du also zu mir redest?
Gieb mir ein Zeichen, daß ich dir vertrau'!“
Da wendet sich der Fremdling zu mir hin,
Legt seine Rechte sanft auf meine Schulter
Und schaut mich tief und treu und freundlich an:
„Kennst du mich nicht? Ich bin ein guter Hirte,
Mein Joch ist sanft, kommt Alle zu mir her,
Die Ihr mühselig und beladen seid“ — — —
— — — — — — — — — — — — —

Und er verschwand. — Ich aber schluchzte auf,
Das Meer erschauerte in wilden Wellen,
Und fern erglomm der helle, junge Tag.

Heimath-Sommermorgen.

Schwer ist das hohe Gras durchfeuchtet,
Im Zwielicht matt der Morgen graut;
Hell auf bethauter Wiese leuchtet,
Berauscht von Duft, das Knabenkraut.

Tief wogt im Traum der junge Weizen,
Wie Wellenschlag der todten See;
Roth in den ersten Blütenreizen
Perlt thaubesprüht der frische Klee.

Laut ächzt und gähnt die schwere Achse
Des Leiterwagens durch's Revier;
Wild stutzt im wiegend blauen Flachse
Das hochgebaute Elentier.

Kühn hebt es in die Morgenröthe
Die Riesenschaufeln, schwer und stolz;
Fern tönt des Hirten Weidenflöte,
Und splitternd knackt es durch das Holz.

Roth haucht der Morgen durch die Birken
Und taucht das Land in Duft und Glanz;
Bunt in die feuchten Felder wirken
Die Lichter ihren Farbenkranz.

Leocadie.

Erwach', mein Lieb, aus holdem Traume
Zu sanft erneuter Wonnequal!
Noch einmal perlt in gold'nem Schaume
Des Lebens blanker Festpokal.
Schon kündigt mir ein wonnig' Beben
Dein überquellend süßes Sein —
Mein Weib, mein Lieb, mein Duft, mein Leben,
Mein heil'ger, gold'ner Sonnenschein!

Wie zuckt bei seligen Genüssen
Dein herber, rother Kindermund!
Er ist von tausend heißen Küssen
Schon liebemüd und wonnewund.
Das ist ein Nehmen und ein Geben —
Wie glüht des Lebens süßer Wein!
Mein Weib, mein Lieb, mein Duft, mein Leben,
Mein heil'ger, gold'ner Sonnenschein!

O laß mich deine schlanken Glieder
Mit wilden Küssen übersä'n!
Nur einmal noch und dann nicht wieder
Will ich die Welt in Rosen seh'n!
O könnt ich so mit dir entschweben
Aus dieser Welt in Liebespein,
Mit dir, mein Weib, mein Duft, mein Leben,
In heil'gen, gold'nen Sonnenschein!

An meine Brust, du flügellahmer Vogel!

An meine Brust, du flügellahmer Vogel!
Kiwit! Kiwit! O wie das Herzchen schlägt!
Wie sich die Flaumbrust hebt und senkt und zittert!
Wie scheu sich's birgt und angstvoll sich bewegt!

Die böse Katze, hat sie dich ergriffen,
Dieweil du froh den jungen Lenz besangst,
Im Blüthenbusch dich wohlgeborgen wähntest,
Auf Liedern jauchzend dich zum Himmel schwangst?

Nun will, Kollege, ich dich schützen, pflegen,
Nicht, um dich in den Käfig dann zu sperr'n,
Nein, um dir deine Freiheit bald zu schenken —
Ich weiß, kein Sänger trägt die Kette gern!

Wie Wehmuth zuckt's in meinem kranken Herzen:
Wie diesen Vogel, lieb' ich alle Welt!
Sie weiß es nicht; ach, es ist hart und bitter,
So reich an Lieb', allein auf sich gestellt!

Ich preß' die Lippen weinend in die warme,
Die flaumig duft'ge Vogelbrust hinein —
O zitt're nicht! Was meiner Liebe sicher,
Das muß, wie du, verfolgt, verwundet sein!

Schnitterlied.

Schon erglüht der Rosenfarbe
Dämmerschein,
Wie ein Schnitter auf der Garbe
Schlaf' ich ein.

Keinen Lorbeer, keine Palme
Will ich mehr,
Liegen doch die reifen Halme
Rings umher!

Ach, es war, ihr Freunde, wißt es,
Wild die Gluth;
Ewig ruh'n — nach allem ist es
Kühl und gut.

Kühlet, kühlt, ihr Abendwinde,
Meine Stirn!
Blink' durch's Blätterdach der Linde,
Nachtgestirn.

Spiele mit den wirren Haaren,
Hauch der Nacht!
Tiefes Dunkel folgt der klaren
Sternenpracht.

Tiefe Stille, o, es dunkelt!
Endlos fern
Blinzelt, schimmert, flammt und funkelt
Noch ein Stern.

Und schon seh' ich dich versinken,
Ideal!
Lethe, Lethe will ich trinken
Auch einmal!

Heil'ge Nacht, ich kehre wieder,
Müd' des Lichts,
Und ich sink', wie meine Lieder,
Hin in's Nichts.

Der Geiger von Gmünd.

(Zu dem Gemälde von F. Hein.)

Wer ist der nächtliche Schweiger
Zu Gmünd am Heiligenbild?
Es ist der arme Geiger,
Er betet heiß und wild.

„Zu mir dich, Heilige, neige,
Die alles Elend sieht!"
Da faßt er seine Geige
Und spielt ein rührend Lied.

Er spielt aus sehnender Seele
Den tiefsten Schmerz hinaus;
Der Geige gold'ne Kehle
Strömt mild sein Herzblut aus.

Da rührt ein heimliches Leben
Der Holden, Heiligen Ruh';
Sie streift mit sanftem Beben
Vom Fuß den goldnen Schuh.

Den bietet sie dem Armen.
Der stammelt dankesbleich —
O göttliches Erbarmen,
Wie bist du gnadenreich!

* * *

Zu Gmünd vor der Kapelle,
Da herrscht ein wild Getrieb';
Sie führen ihn zur Stelle
Als Schänder und als Dieb.

Der Henker auf dem Wagen
Starrt auf sein blankes Schwert;
Die frommen Brüder klagen,
Es rumpelt das Gefährt.

Das Glöcklein wimmert leise,
Es lärmt das Volk dazu;
O Spielmann, deine Reise
Führt nun zur Herrgottsruh'! [1])

* * *

„Und muß ich denn verderben
Bei ödem Mönchsgesang,
So töne vor dem Sterben
Der Geige letzter Klang!

Sancta Cäcilia, neige
Dein Antlitz meiner Pein!"
Und schon erklingt die Geige
In süßen Melodei'n.

* * *

Da rührt ein süßes Leben
Der Holden, Heiligen Ruh';
Sie reicht mit sanftem Beben
Ihm auch den andern Schuh.

Ein Zittern und ein Weinen
Schluchzt durch die Menge da —
Wie bist du mild den Deinen,
Sancta Cäcilia!

[1]) Kapelle zur Herrgottsruhe am Friedhof zu Schwäbisch-Gmünd.

Wintermorgen am Vierwaldstättersee.

In Dampf und Brodem
Auf Bergeshöh'n,
Wie Gottes Odem
Erwacht ein Weh'n.
Es steigt ein Hauchen
Vom Firnenschnee,
Die Thäler rauchen,
Es dampft der See.

Ein fernes Klingen
Tönt leis empor:
Die Glocken singen
Den Friedenschor.
In stillem Lauschen
Hier hör' ich weit
Die Flügel rauschen
Der Ewigkeit.

In kühlen Schauern,
Tiefgrün im Schnee,
Die Felsenmauern
Umspült der See.
Smaragd'ne Tiefe,
So klar und groß —
O daß ich schliefe
In deinem Schooß!

Erstarrt, ihr Gluthen
So wild und heiß,
In diesen Fluthen
Zu Schnee und Eis!
Hier tauche nieder,
Du Seelenpein,
Auf daß ich wieder
Gesund und rein!

Du keusches Bildniß,
Du heil'ge Zier, —
Aus tiefer Wildniß
Zu dir, zu dir!
Es braust ein „Werde"
In Dampf und Qualm —
O Schweizererde,
Du reiner Psalm!

Nachtgebet.

In Donnern und Blitzen,
Auf Bergesspitzen
Ist der Herr.

Im Sonnenbrüten,
In schauernden Blüthen,
Im Sturmeswüthen
Ist der Herr.

In Wolken wohnt er,
Im Frühroth thront er,
Im Regen rauscht seine Gnade durch's Land.

Die Erde bannt er,
Das All umspannt er, —
Du Unbekannter,
Herr Gott, ich befehl' mich in deine Hand!

Arnold von Tidebühl.

Am Meer.

I.

Ich habe ein unsäglich Leid
Wohl lang in der Brust getragen;
Doch als der Sturm auf dem Meer erbraust',
Da mußt' ich ihm Alles sagen.

Er plaudert' es unverschwiegen aus
Den vielgesprächigen Wellen,
Die haben's den Ufertannen erzählt
Mit ihren Zungen, den hellen.

Und als die Tannen im Windesweh'n
Sich's heimlich zugerauschet,
Da haben aus ihren Himmelshöh'n
Die Wolken alles erlauschet.

Und die vertrauten's dem Sonnenstrahl,
Der freundlich mich bescheinet:
Die glühende Sonne voll Mitgefühl
Hat sich verhüllt und geweinet.

II.

O hätt' ich einen Felsen,
Darauf zu stehn,
Brandende, schäumende Fluthen,
Hineinzusehn!

O hätt' ich donnernden Himmel
Hoch über mir,
Wellenstürmende Windsbraut
Tief unter mir!

O gliche dem stolzen Felsen
Die Liebe nicht
Und nicht der Welle das Herze,
Das kämpft und bricht!

Alexander Frhr. von Ungern-Sternberg.

Kaiser Heinrich im Spessartwalde.

Als Kaiser Heinrich im Spessartwald
Flüchtig einst irrte in fremder Gestalt,
Da kehrte bei Nacht und Nebelschein
In eine Waldhütt' er zagend ein,
Fand dort beisammen bei Lichtes Schimmer
Ein Mütterlein und einen Greis im Zimmer.
„Eilt", bittet er, „mir einen Führer zu geben
Ueber's Gebirg', es gilt mein Leben!"

„„Herr, über den Abgrund führt jählings der Steg, —
Einer nur zeigt Euch den sicheren Weg,
Und dieser Eine, der liegt nun warm,
Den rüttelt wach nicht des Kaisers Arm!""
„Ho", lächelt der Flüchtling, „sagt, wo ich ihn finde?"
„„Herr, er schlummert jetzt süß und linde —""
„Dacht' ich's doch, weiset mir eilig die Stätte!"
„„Herr, er schlummert — im Hochzeitbette!""

Es treten die Drei jetzt zur Kammer hinein,
Drin scheint der Frühling gefangen zu sein;
Es wölbt der Hollunder sein blühendes Dach
Durch's offene Fenster in's Brautgemach,
Flüsternd bewegen sich Baches Wellen
Drunten im Gärtlein mit leisem Schwellen,
Fern aus dem Wald ein lieblich Rauschen,
Oben herunter die Sternlein lauschen.

Und unter den Blüthen in Schlummer gewiegt,
Tief in den Schatten das Pärchen liegt;
Gleich schwellender Frucht an der Blüthe Licht
So drängt an Wange sich Wange dicht;
Die Lippen geöffnet, als küßten sie eben,
Scheinen im Traume noch Küsse zu geben;
Die Arme, verschlungen so dicht und enge,
Zieh'n Busen an Busen in süß' Gedränge.

Lächelnd hinblicket der Kaiser und spricht:
„Gern stört' ich den glücklichen Buben nicht.
Doch soll die Krone, das heilige Reich,
Zu Grunde gehn, weil mein Herze weich?
Hab' ich gewacht für des Landes Rechte,
Wache er auch die schönste der Nächte!"
Spricht's und berühret dem Burschen die Wange;
„Komm' und geleit' mich auf wichtigem Gange!"

Der Knabe steht auf und erblicket den Herrn,
Spricht ohne Murren: „„Ich geleit' euch gern!""
Da glänzt von der Wand, — o rührend Bild! —
Stumm und verzagend ein Aeuglein mild;
Nicht klagen die Lippen, doch schamhaft gewandt —
Ein glühendes Thränlein fällt auf die Hand
Dem Buben, der wendet sich tröstend zum Kusse —
„„Ich wünschte, ihr reistet bei besserer Muße!""

Der Kaiser gut über's Gebirg' entrann.
Die Zeit darauf am Rocken spann;
Da kam ein Jüngling zur Kaiserstadt,
Den hob ganz gewaltig des Glückes Rad,
Und an dem Rade saß stets geschäftig
Der alternde Kaiser und schwang es kräftig,
Bis endlich verziert mit vergoldetem Felle,
Zum Grafen gestempelt ward der Geselle.

Die Fürsten, Barone, sie ärgern sich dran:
„Man merket dem Kaiser das Alter schon an. —
Was that denn der Held mit milchigem Barte?
Zeig' er im Schwert uns doch eine Scharte!"
Der Herr vernimmt's und spricht lächelnd zur Menge:
„„Noth thät' es, ihr kämet in gleiches Gedränge!
Einst hab' ich den Vater dem Brautbett entrissen,
Drum geb' ich dem Sohn desto weichere Kissen.""

Des Herzens Eigenthum.

Was wir in Lust und Schmerz geboren,
Das trete niemals an die Welt.
Dem Herzen blieb' es unverloren,
Was sich's zum Eigenthum erkoren,
In unentweihter Hülle hält.

Fand'st du in stillen Wonnestunden
Der reinen Erdenblüthen viel,
Die dir, in einen Kranz gewunden,
Des Lebens schönsten Lenz bekunden,
O gieb sie nicht der Welt zum Spiel!

Wahr' deines Herzens heil'ge Töne
Als deines Lebens Poesie.
Einmal gestört in ihrer Schöne,
Verdrängt durch andre, rauhe Töne, —
Was ist dein Busen ohne sie?

Denn mit ätherischen Geweben
In deines Innern heil'gem Raum
Vergittert sich das tiefste Leben;
Dort wächst in zartem, sel'gem Streben
Der Seele keuscher Myrthenbaum.

Ein Stoß von fremden, frechen Händen,
Und seine Blätterpracht entsinkt!
Ein Hauch kann seinen Glanz entwenden,
Ein Laut die Sabbathstille schänden,
In der er süße Nahrung trinkt.

Drum trete, was das Herz geboren,
Nie vor die fremde, kalte Welt;
Werd' nie erschlossen fremden Ohren,
Bleib unentweiht und unverloren,
Bis diese Brust in Staub zerfällt.

Die Waffen.

Koshru starb, der Schriftgelehrte,
Dem einst Streitsucht offenkundig
Den entweihten Griffel führte.
Und zum Sarge traten Priester,
Sprachen: „Legt ihm eingerollt
Unter's Haupt die bösen Schriften;
Denn Gesetz der Götter heischt,
Dem gefall'nen wilden Krieger
Unter'm Haupte ruh' sein Schwert. —
Welche Waffe aber, mag sie
Einfach schneiden oder doppelt,
Mordet ärger, als der Griffel,
Den die freche Hand geführt?"

Der Junggeselle.

Ich bin ein Junggeselle —
Die Mutter sprach zu mir:
„Es flieht wie Wind und Welle
Die Liebe, sieh' dich für!
Sie schafft nur Angst, sie schafft nur Pein;
Das muß
Der Liebe Art wohl sein."

Ich saß auf meiner Schwelle,
Da kam ein schönes Kind.
„Gott grüß' dich, Junggeselle!"
„„Ich danke, liebes Kind!""
Ich winkte ihr, sie kam herein;
Daß muß
Der Liebe Art wohl sein.

„Ei", rief sie, „Junggeselle,
Kennst du die Liebe, wie?"
„„Ach nein, wie Wind und Welle,
Spricht Mutter, wechselt sie.""
Da lachte sie und rief: „Nein, nein!
Das kann
Der Liebe Art nicht sein!"

Sie schlang den Arm zur Stelle
Um mich und küßte mich.
Ich fühlt', wie Wind und Welle
Aus dem Gedächtniß wich.
Das Herz schlug mir zum Hals hinein;
Daß muß
Der Liebe Art wohl sein.

Da nahte von der Quelle
Des Nachbars Jörge sich.
Sie ließ mich auf der Schwelle
Und küßte Georg wie mich.
Ich zürnte sehr, doch fiel mir ein:
Daß muß
Der Liebe Art wohl sein.

Th. Luise Freiin von Ungern-Sternberg.

Nizza.

Im dunklen Kranze der Berge
Seh' ich ein sonnig Thal;
Auf hohen Felsen wohnet
Die Blume im Sonnenstrahl.

In stillen Buchten ruhen
Die Meereswogen aus,
Und weiße Segel gleiten,
Wie Vögel, still nach Haus.

Die alten Burgen schlummern
In grauer Sagen Nacht,
Und tief im Schluchtendunkel
Der Quell nur plaudernd wacht.

Die Küsten fernhin ziehen
Verschwimmend wie ein Traum;
Man sieht die Brandung steigen
So fern, man hört sie kaum.

Aus reichen Gärten winken
Mir weiße Villen zu,
Und auf dies Bild des Friedens
Sinkt leise die Abendruh'.

Der Bergstrom.

Weile, weile, schöne Jugend,
Ungestümer Wasserfall!
Unaufhaltsam rauschst du nieder
In das enge, dunkle Thal!

Stolz und frei zieht deine Welle
Zwischen Wald und Felsen hin;
Gems und Adler zu Genossen
Wählt sich gern dein kühner Sinn.

Drunten in dem schwülen Thale
Wohnt nicht Bergeseinsamkeit,
Klappert rastlos eine Mühle
Tag und Nacht von Sorg' und Leid.

Nebel steigen aus den Tiefen,
Trüben dir der Sonne Licht.
Ewig schön sind ja die Berge,
Doch da unten weißt du's nicht.

Was du lebtest, ist vergessen;
Feuchtes Schilf das Bächlein deckt,
Das einst Felsen ließ erbeben
Und der Berge Echo weckt'.

Weile, weile, schöne Jugend,
Ungestümer Wasserfall!
Unaufhaltsam von den Höhen
Rauschst du nieder in das Thal!

Das gefangene Vöglein.

Vöglein, was träumst du so süß,
Unter dem Flügel verborgen,
Sorglos, als wärst du daheim,
Bist doch gefangen am Morgen?!

Schlaf nur, ich wache für dich;
Morgen sing' frei deine Lieder!
Wohl tagt der Morgen, doch weckt
Nimmer das Vöglein er wieder.

Jetzt ist vergessen dein Leid,
Daß du die Freiheit sollst missen;
Weißt nicht mehr, wie du gezagt,
Als man dem Licht dich entrissen.

Immer das Köpfchen noch ruht,
Unter dem Flügel verborgen —
Sieh', was der Traum dir versprach:
Frei, bist du wirklich am Morgen.

Nicolai von Wilm.

Kindeszauber.

Kommt nah', kommt näher, liebe Kleinen,
Und schaart euch dicht um meine Knie',
Wie Engelstimmen will mir scheinen
Der Plauderworte Poesie.

Streicht mit der Hand, der zarten, weißen,
Die Locken aus der Stirne mir —
Nicht wahr, ein Räthsel will's euch heißen,
Daß einst auch ich geprangt wie ihr?

Ihr bringt mit bittendem Gemüthe,
Daß ich erzähle, Blumen mir:
Wie hold erscheint des Feldes Blüthe
An Euch, der Menschheit Blüthe, mir.

Ich seh' euch an — und soll erdichten
Ein Märchen nun von Feenglück?
O andre, schönere Geschichten
Les' ich aus eurem frommen Blick!

Des Himmels voller Friede senket
Sich auf den kampferschöpften Mann;
Ihr glaubt zu bitten, seht, und schenket
Mir mehr, als ich euch geben kann.

Die ihr noch mit dem Leben spielet,
Wie mit dem West das junge Grün:
Wie bald, daß ihr die Fesseln fühlet,
Die unsichtbar euch schon umziehn!

Wie bald, daß statt der Schaukelwiege
Die Fluth des Lebens euch umfängt,
Daß auf die morgenfrischen Züge
Der Nebel sich der Sorge senkt!

Doch mag die Zukunft selber rechten!
Noch könnt in gold'nem Maienschein
Ihr dornenlose Kränze flechten
Und schuldlos euch dem Schlummer weih'n.

Und du, o Freund, daß Herz voll Wunden,
O misch' dich in der Kinder Reih'n,
Da wirst du wunderbar gesunden
Bei ihren süßen Schmeichelei'n.

Was dir auch mag die Seele trüben,
Da klärt es sich in sanftes Licht,
Denn wo die Kinderherzen lieben,
Da fehlt auch Gottes Liebe nicht.

Veilchenorden.

O steck' ein Veilchen an die Brust,
Das ist der schönste Orden,
Vom höchsten Fürsten aller Welt
Ist er gestiftet worden.

Denn heiter muß dein Innres sein,
Nicht haßerfüllt, noch bitter;
Ein kindlich Herz, ein frischer Sinn
Nur schlagen dich zum Ritter.

Trägst diesen du auf rechte Weis'
Und in des Stifters Sinne,
Nenn' ich vor tausend Brüdern dich
Erkor'n und im Gewinne.

Wen noch, das Haupt im Silberschmuck,
Dies Zeichen kann beglücken,
Den grüß' ich gern und seh' auf ihn
Mit ehrfurchtsvollen Blicken.

Am Strande.

Ein Plätzchen hab' ich mir erspäht
Zu innigem Ergötzen:
Das ist im kleinen Fischerboot
Wohl zwischen Tau und Netzen.

Es lebt kein König in der Welt
So glücklich auf dem Throne,
Als ich bei Sonnenuntergang
In diesem Häuschen wohne.

Da wölbt sich über mir als Dach
Des Himmels blaue Veste,
Und Wolkenbilder wundersam,
Sie schmücken's auf das Beste.

Wie grüßend rauscht der dunkle Wald,
Mir eilt die See entgegen,
Und über'm Haupt der Abendstern
Blinkt mir den Abendsegen. —

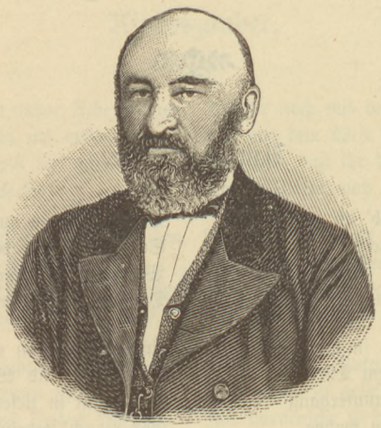
Dich, Schifflein auf dem Dünensand,
Soll Keiner mir verachten;
Wer zählt die Meereskämpfe all',
Die Sieg und Wunden brachten!

Erfahren hast du mannigfach
Der Wind' und Wogen Tücke;
Und thatst in tiefen Meeresgrund
Gar manch' geheime Blicke.

Nun ruhst du aus, noch schilfbehängt
Die Stirn, die meergetaufte,
Und beutst zum Sitz dein Segel mir,
Das alte, sturmzerraufte. —

Schon löst die Sonne mehr und mehr
Ihr goldnes Strahlenmieder,
Und lüstern zieht die neck'sche Fluth
Die herrliche hernieder.

Ein letzter Schimmer leuchtet noch —
Nun ist auch der verschwunden.
Dank, Schifflein, für die Rast! Und Glück
Zur Fahrt der Morgenstunden!



Andreas Wilhelm von Wittorff.

Aa und Embach.[1]

Die Aa und Embach in grauen Zeiten
Thäten mit einander streiten
Ueber die Gauen im Livenland,
Darauf sie Beid' ihr Aug' gewandt.

Kamen endlich die Zwei überein,
Bei blauem Himmel und Sonnenschein
Selbander durch das Land zu streichen,
Danach sich gütlich zu vergleichen.

Thun sich darauf zu Bett die Nymphen
In einer Herberg', in Schuh und Strümpfen,
Daß sie morgen bei guter Zeit
Seien zur Wanderung bereit.

Nun war die Aa 'ne feine Dirn',
Rasch wie ein Wiesel, schlank wie 'ne Birn';
Jungfer Embach war träg zum Laufen,
Schwerfüßig, thät sich gern verschnaufen.

[1]) zwei livländische Flüsse, welche nahe von einander entspringen.

Hat kaum zum Gegengruß das: gut' Nacht!
Ueber die schweren Lippen gebracht,
Da liegt sie auch schon in tiefen Träumen;
Was gilt's? Sie wird den Gang versäumen! —

Aber kaum blinkt der erste Strahl,
Da wird der Aa ihr Bett zu schmal;
Sie schlüpft hinaus und — fort in's Weite!
Schön Morgenroth ist ihr Geleite.

Sucht sich nun auf eignen Stegen
Die schönsten Ufer allerwegen;
Muß Städt' und Burgen all' besehn,
Will sich mit Lust durch's Land ergehn.

Was ist die Gegend doch so hold:
Thoreida, Kremmon und Segewold![1])
Sie kann's nicht lassen, nach Berg' und Auen
Wieder und wieder umzuschauen. —

Nun kommt — bei hellem Tagesscheine —
Jungfer Embach auch auf die Beine;
Sie guckt sich um: du liebe Zeit! —
Die Aa war sieben Meilen weit!

Da schleicht verdrossen, mit Schimpf und Schand',
Die faule Dirne aus dem Land,
Grad' zu, weiß selbst nicht, wohin sie geh' —
Patsch! da liegt sie im Würzjerw-See!

Vergilbte Blätter.

Die Sonne schaut auf gelbes Laub,
Am dürren Ast ein dürrer Staub;
Da muß sie fernen Frühlings denken,
Ihr düsternd Aug' in Wolken senken.

Auch ich blick' auf ein dürres Blatt,
Das Zeit und Staub gebräunet hat;
Da muß ich ferner Lieb' gedenken,
Auch mein umwölktes Auge senken.

Und wie uns Beide, trüb geneigt,
Erinnrungswehmuth leicht beschleicht,
Da giebt's ein doppelt Regenwetter:
Still tropft es auf vergilbte Blätter!

Wintermorgen.

Die Sterne sind verblichen
Am blauen Himmelszelt,
Dem König-Stern gewichen,
Der jetzt beherrscht die Welt.

Nun schüttet er die Fülle
Uns glitzernd Gold herab,
Streut's auf des Winters Hülle,
Wie Blumen auf ein Grab.

[1]) die livländische Schweiz genannt.

Seht, auf den starren Auen
Sternblümlein sind erwacht!
Vom Dach und Fenster schauen
Juwelen hoher Pracht.

So muß, wenn Zungen fehlen
Zu künden Lob des Herrn,
Das Todte sich beseelen
Und reden Glanz und Stern.

Standrede.

Hier senken wir dich ein,
Du liebes — Fäßchen Wein;
Im dunk'len Schooß der Erden
Sollst du veredelt werden,
Sollst werden alt und fein.

Wenn uns, die in die Kluft
Dich senken, unsre Gruft
In tiefe Nacht geborgen,
Lach' wieder dir ein Morgen,
Umweh' dich Licht und Luft.

Ein Dichter thu' den Fund!
Süß weht aus Dichters Mund
Der Geist verklung'ner Zeiten;
Der Geist soll in ihn gleiten
Aus deinem Feuerschlund!

All unsre Lust und Schmerz,
Und deutscher Ernst und Scherz,
Und deutsche Treu' und Glauben,
Sie soll'n im Blut der Trauben
Ihm dringen tief in's Herz!

Zu spät.

Ihr dunklen Zauberquellen,
Gebt mir mein Herz zurück!
In eure blauen Wellen
Sank meiner Ruhe Glück!

Ich sah den Himmel offen —
Wer wollte nicht hinein?! —
Und tauchte süß betroffen
Das Herz in seinen Schein. —

Die Lider sind gesunken —
Zu spät für meine Ruh'!
Ach, nun das Kind ertrunken,
Deckst du den Brunnen zu!

Das Kreuz am Wege.

Es steht ein Kreuz am Wege,
Das ruft dem Wandrer zu:
Dich leiten alle Stege,
Wie du auch eilst, zur Ruh!

Sieh' her, wie list'ger Weise
Trieb hier der Tod sein Spiel!
Inmitten einer Reise
Fand hier ein Mensch sein Ziel.

Und jagst du auch von dannen,
Mit flücht'gen Rossen fort,
Du magst den Tod nicht bannen,
Er ist mit dir am Ort.

Drum denke, suchst du Stätten
In dem Gedräng' der Welt:
Er hat für Waller Betten
All überall bestellt!

Meeres-Stille.

Wie hat sich Wog' an Wog' geschmiegt,
Vom Lied der Sterne eingewiegt!
Kein Lüftchen wagt es, sie zu wecken,
Nun sie sich sanft zu schlummern strecken.

Und auf des Meeres Riesenschild
Malt sich des Himmels Spiegelbild;
Nur leis erbebet in Entzücken
Die Fluth, — das Bild nicht zu zerstücken.

Die erste Lerche.

Hörst du den Ton, der durch den Aether bebet,
Hörst du den Frühlingsherold, klopfend Herz?
Nun wünscht sich jauchzend Alles Glück, was lebet;
Ja, nun entringst auch du dich deinem Schmerz!
Der Frühling kommt! Der trübste Blick erglänzet,
Das starrste Herz — es wird von Lust geschwellt!
Der Frühling kommt und mitleidvoll umkränzet
Mit Blumen er das Riesengrab, die Welt.

Carl Emanuel Worms.

Der Frohntanz.

„Was schläfst du so lang? Großvater ist alt,
Will wärmen die starren Glieder.
Pfui, faule Dirne! Der Heerd ist kalt. —
Was zerrst du so wild an dem Mieder?“

„„Der Alp war bei mir. Ich habe versäumt
Zu schlafen, mir wurde so bange.
Da hat mir von Frau Holde geträumt. —
Großvater, wo warst du so lange?““

„Am Lodenwammse klebt mir der Thau:
Ich schlug mit Ruten und Stecken
Die Teiche des Grafen auf neblicher Au,
Damit ihn die Frösche nicht wecken.“

„„Der Bärensteiner? O Jammer und Not!
Der hat uns in's Elend getrieben.
Er ritt vorüber im Abendrot, —
Die Thür war offen geblieben.““

„Mich läßt er peitschen, dir lächelt er zu,
Dich schwang er durch's Feuer zum Tanze
Beim Sonnenwendfeste. Was zitterst du?
Er schmückt dich noch mit dem Kranze.“

„„So hat er mich wieder mit brennendem Blick
Zu seiner Maibraut erkoren?
Ich finde zum Reigen kein Geschick,
Hab' Lust und Freude verloren.““

„Doch nicht zum Frohntanz? Täubchen, der Graf
Befahl dich unter die Linde.
Hei, wackre Botschaft! Die schüttelt den Schlaf
Wie Flocken von meinem Kinde.“

„„Was soll ich? Den Kreisel treiben, den Ball
Ihm werfen, mit Schellen behangen,
Wenn hinter der Hecke bei Hörnerschall
Die Buben den Frühling gefangen?““

„Nein, tanzen sollst du! Schon ritten empor
Pfingstgäste des Grafen zum Schlosse,
Schon zog die strahlende Braut durch das Thor
Auf purpurbehangenem Rosse.“

Verstummend kauert das Mädchen erblaßt
Am Heerde, das Holz zu zerspalten.
Sie starrt auf das Messer, sie hält es umfaßt
Und lauscht dem grimmigen Alten.

Zum Tanze ruft sie der Bärenstein,
Der Liebsten die Zeit zu vertreiben?
Der Schwarzwald nickt gespenstisch herein
Frau Holde klopft an die Scheiben . . . . .

Schon qualmen und lodern im rauschenden Tann
Pechfackeln zur Mitternachtsstunde.
Im Thalgrund lärmend das Fest begann,
Maikönigin machte die Runde.

Nachtvögel umflattern, vom Feuer umsäumt,
Die Nebel gleich scheuen Gespenstern.
Der Gießbach donnernd vorüberschäumt
Des Schlosses strahlenden Fenstern.

Die Sonnenkoppe, die Falkenwand
In Gluten rannen zusammen,
Und Hörige schüren den knisternden Brand
Und starren blöd in die Flammen.

Die Mägde des Dorfes umringen waldein
Den Anger mit tanzenden Lichtern;
Sie sollen die Gäste des Bärenstein
Erheitern mit bleichen Gesichtern.

Nun tritt er aus schimmerndem Purpurzelt,
Da schmettern die Tuben und Zinken,
Die Tochter des mächtigsten Kaisers der Welt
Begrüßt ihn mit Lächeln und Winken.

Da jauchzen die Jäger, da lärmen und schrei'n
Die Falken, da wehen durch's Dunkel
Die Schleier der Damen. Es perlt der Wein,
Es blitzen Rubin und Karfunkel.

Nun giebt er das Zeichen, nun regt sich das Bild
Im Dämmerschatten der Linde:
Großvater fiedelt zum Frohntanz wild,
Zum Tanze dem Enkelkinde.

Da raunt es und rauscht es im strahlenden Kreis —
Wie schielen die Junker so lüstern!
Des Bauern Dirne? So zischelte es leis,
Die Fächer klappern und flüstern.

Sie hört nicht, sie sieht nicht die blendende Pracht,
Berückender schlingt sie die Kreise,
Als trüge sie Schwingen. Zum Rasen entfacht,
Verfolgt sie die lockende Weise.

Das ist ein Begehren nach Liebeslust,
Ein Bitten, ein Drohen und Fodern.
Wirr flattern die Locken um Nacken und Brust,
Die Augen glühen und lodern.

Sie rufen, sie flehen: O komm zu mir!
Du schlugst mir die brennende Wunde.
Nun heile mit Küssen, ich gebe sie dir
Zurück, daß ich liebend gesunde!

Du kennst den Ort, das Marienbild
In der Schlucht an den moosigen Borden
Der murmelnden Quelle. Dort grast nur das Wild,
Dort bin ich so elend geworden.

Was will die Fremde mit kalter Stirn'?
O komm, ich will dir gefallen,
Bevor der Wahnsinn mein kreisendes Hirn
Erfaßt mit tödtlichen Krallen. —

Da schmiegt an den Grafen sich zitternd die Braut,
Als ob die Blicke sie träfen
Wie Dolchesspitzen. Der Bräutigam schaut
Zur Linde mit fiebernden Schläfen.

Großvater fiedelt, es schmettert der Chor
Der silbernen Tuben und Zinken;
Da springt sie durch's Dickicht, da fährt er empor
Und folgt ihr mit Nicken und Winken.

Des Kaisers Tochter verlassen steht,
Zerstoben sind lautlos die Gäste,
Erloschen die Feuer. Wie klagend durchweht
Ein Lüftchen die schauernden Aeste . . . .

Die Jäger durchpürschten zur Morgenstund'
Die Schluchten, den Forst, das Gefilde;
Da fanden sie starr den Grafen im Grund
Beim hölzernen Heiligenbilde.

Wie wurden die weißen Blumen so roth,
Wie Purpur, an weinender Quelle?
Verlachtest du Lieben und Liebesnoth,
Du trotziger, spröder Geselle?

Da kniet' ihm zu Häupten ein tolles Weib,
Das strählte des Blutenden Locken
Und sang und lachte zum Zeitvertreib,
Als säß' es daheim an dem Rocken.

Mit Flüchen und Schlägen verscheuchte man sie
Und trug den Todten von dannen.
Da wimmert sie lallend ein Ave Marie,
Und über ihr rauschen die Tannen . . . .

Und über ihr leuchtet der Berge Gestein,
Die Nebel wogen und wallen —
Da ist ein Strahl der Sonne hinein
In's Waldesdunkel gefallen.

Adelheid's Klage.

Nun trieben Wolkenschatten
Hinweg den Sonnenschein;
Dort an den Rebenmatten
Schon keltern sie den Wein.
Des Epheus Ranken weben
Sich welk um meinen Thurm,
Und gelbe Blätter schweben
Zum See hinab im Sturm.

Des Hifthors Töne zittern
Daher vom Waldgeheg' —
Von meinen Kerkergittern
Hinüber führt kein Steg!
Zum Waidwerk mir der Knappe
Den Zelter nicht mehr zäumt,
Verdrossen in der Kappe
Mein Edelfalke träumt.

Beiseit aus müden Händen
Schon legt' ich den Vergil.
In diesen tauben Wänden
Verstummt mein Saitenspiel.
O Garda, deine Mauern
Umtobt nur wild der See,
Und Wintergrüße schauern
Daher vom Alpenschnee.

Nun geht das Jahr zur Neige
In braunem Herbstgewand.
Der Spielmann mit der Geige
Hinpilgert über Land.
Du treuer Spielmann, trage
Mit liederreichem Mund
Hinüber meine Klage
Zum Heimathland Burgund!

Erzähl' die Todtenfeier
An meines Königs Sarg,
Als ich im Wittibschleier
Die braunen Locken barg;
Als vor geweihter Kerze,
Vor Gottes Hochaltar,
Ich Rache rief im Schmerze
Um deinen Mord, Lothar.

Ich stieg von deinem Throne,
Den Berengar sich stahl,
Mir riß vom Haupt die Krone
Sein teuflisch Eh'gemahl.
Und unter Kerkersteinen
Begrub sie meinen Fall;
Da mußten mit mir weinen
Die Königinnen all'! —

Du kommst zu deutschen Gauen,
Woher die Treue stammt,
Wo Schmach an deutschen Frauen
Ein Königsspruch verdammt.
Da will mein Herz verspüren
Ein Sehnen wonniglich:
O Spielmann, laß mich küren
Des Rächers Arm durch dich.

Ich seh' dich weiter wallen
Zur Pfalz des Otto gar;
Du singst in goldnen Hallen
Dem königlichen Aar.
Vor dem die Völker beben,
Ich fordre sein Gericht:
Er ruft mein junges Leben
Zurück zum Sonnenlicht. —

Wohl hab' ich ihn gesehen
In lichtem Traumgebild
Auf Alpenfirnen stehen,
Den Rächer hehr und mild.
Es schwebten Cherubinen
Vor seiner Rosse Huf,
Wie Donner der Lawinen
Erscholl sein Schlachtenruf.

Dann riefen Kirchenglocken
Zum Dome mich hinein —
Es wallten seine Locken
In rothem Abendschein.
Ich salbte sie mit Narden,
Ich bracht' ihm knieend dar
Die Krone der Lombarden,
Den Purpur des Lothar.

Mein Held, o kehre wieder
In heller Waffen Klang!
Dann tönen Spielmannslieder
Uns alten Minnesang.
Die Eisenthore springen,
Es klafft des Kerkers Wand,
Und Wandervögel bringen
Den Lenz zurück in's Land.

Der Baltischen Dichter

Leben und Wirken.

Alexis Adolphi,

am 13./29. August 1815 auf dem Gute Tiegnitz in Livland geboren, besuchte das Gymnasium zu Dorpat, sodann die dortige Hochschule, die er 1840 als „Arzt erster Classe cum elogio“ verließ. 1841 unternahm er eine Reise durch Deutschland, Oesterreich, Baiern, die Schweiz nach Italien und wurde auf der Rückreise in Berlin von seinem Landsmanne Baron Roman Budberg in den von M. G. Saphir gegründeten Dichterverein „Tunnel“ eingeführt. Im März 1842 kehrte er in die Heimath zurück, im Herbst desselben Jahres wurde er Kirchspielarzt auf dem Gute Groß-Roob bei Wenden und siedelte dann nach Wenden über. Er vermählte sich 1847, verlor die Gattin aber schon 1855 durch den Tod. Drei Jahre später führte er die Schwester der Verstorbenen als zweite Gemahlin heim. Auf einer 1860 unternommenen Reise durch Deutschland lernte er in München Emanuel Geibel kennen, der sich über A.'s handschriftliche Gedichte anerkennend äußerte und sie ihm mit einer poetischen Widmung später zurücksandte. Aus Gesundheitsrücksichten mußte er wiederholt das Bad Reichenhall besuchen. Er starb in Wenden am 17./29. April 1874.

Einer der beliebtesten Dichter seiner Heimath. Dieselben Eigenschaften, die Geibel's Lyrik in so weite Kreise trugen, finden sich auch bei Adolphi, wenn auch in geringerem Grade. Man darf ihn darum aber doch nicht schlechthin einen Nachtreter Geibel's nennen. Anlehnungen an diesen sind ja nicht zu verkennen, trotzdem besteht zwischen Beiden eine gewisse angeborene geistige Verwandtschaft. Jener weiche, milde Ton, der sich bei Geibel so leicht in die Herzen schmeichelt, die einfachen Empfindungen und klaren Gedanken, die Niemandem Räthsel aufgeben und auch ohne sonderlich kräftiges Mitschaffen seitens des Lesers verständlich sind, bedingen wesentlich auch A.'s Erfolge, an welchen freilich auch Erinnerungen an beliebte ältere Dichtungen, kurz, „die Sprache, die für uns dichtet und denkt“, ihren Antheil haben. Ist A. somit auch kein starkes, ureigenartiges Talent, so verfügt er doch über Eigenschaften, welche ihn zu einer außerordentlich sympathischen Erscheinung machen.

Aus allen Gedichten strahlt uns ein warmes und reines, treues und frommes Gemüth entgegen, hingebungsvolle Heimathliebe, lautere Gesinnung und ein ge-

sunder, kernhafter Geist. Seinen Balladen und Romanzen hat er vorwiegend heimathliche Stoffe zu Grunde gelegt.

A. ist auch als Dichter eine ganze und abgeschlossene Individualität, keines jener zerrissenen Zwitterwesen, wie sie die Uebergangszeit des fin de siècle so vielfach auch auf litterarischem Gebiet emporschießen läßt.

Verf.: Gedichte (Riga, 1863, 2. Aufl. 1873). Nach seinem Tode erschien sein: Poetischer Nachlaß (Riga, 1877).

Victor von Andrejanoff

ist seiner Abstammung väterlicherseits nach Russe, seiner ganzen Erziehung, Bildung und dichterischen Produktion nach Deutschlivländer. Schon sein Großvater wanderte zu Anfang des Jahrhunderts nach Livland ein, wo er ein Fräulein von Samson-Himmelstjern heirathete und besitzlich wurde. Auch sein Vater wurde in Livland geboren und heirathete eine Deutschbaltin; er selbst jedoch erblickte tief im Innern Rußlands, in der kleinen Stadt Koslow (Gouvernement Tambow), am 10./22. Juli 1857 das Licht der Welt. Vier Jahre alt, kam er in die Ostseeprovinzen, wo sein Vater, der General Andreas v. A., Chef der livländischen Gensdarmerie war. Er machte mit seinen Eltern Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und bestand dann am Gouvernements-Gymnasium zu Riga die Abgangsprüfung. 1876 studirte er in Dorpat Nationalökonomie, 1878/79 in Jena Philosophie. Eine Duellgeschichte machte seinem dortigen Studium ein Ende. Er gab es gänzlich auf, heirathete 1882 eine Kurländerin und lebte abwechselnd auf den Gütern seines Schwiegervaters und in Riga. Im Sommer 1894 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Stellung A.'s im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben der baltischen Provinzen näher einzugehen, auf die vielfachen Wandlungen, die er auf diesen Gebieten mit sich vorgenommen hat. Sicherlich war bei ihm viel getäuschter Ehrgeiz im Spiele, viel Verbitterung über eingebildetes oder wirkliches Verkanntsein.

Wir haben es hier indessen nur mit dem baltischen Dichter A. zu thun. Wenn er an einer Stelle gegen die Gesellschaft seiner Heimath den Vorwurf erhebt, daß sie zu sehr am Persönlichen hänge, daß sie es nicht vermöge, „den Künstler getrennt von seiner Stellung als Privatmann, von den Ereignissen, Zufälligkeiten und Irrungen seiner Lebensführung, ja, nicht einmal getrennt von seiner Stellungnahme zu politischen und religiösen Fragen zu betrachten", so ist dieser Vorwurf nicht ganz unbegründet, wenngleich man freilich zur Beurtheilung des Künstlers stets auf dessen Weltanschauung und damit auch auf seine religiösen und anderen Ueberzeugungen wird zurückgreifen müssen. Das dichterische Talent ist allerdings

ein göttlicher Funke, der auch unter Schutt und Moder, ja, zuweilen selbst in der Nacht des Wahnsinns, nicht ganz erlischt. Es ist wie das Sonnenlicht, das sich in den hehren Fluthen des Oceans wunderbar spiegelt, aber auch über der Wasserlache noch in goldigen Lichtern spielt. Zu wahrer Größe aber wird sich nur der Dichter erheben, der von dem Himmelslichte der Poesie in allen Tiefen seines Wesens sehnsuchtsvoll durchwärmt, der von ihr hinaufgezogen wird zu den Sonnenhöhen reiner Menschlichkeit, auf denen allein auch der Kunst edelste Früchte reifen. Wenige freilich sind Derer, die auf den Gipfeln wandeln und, dem Auge des gewöhnlichen Sterblichen schier entrückt, einem Moses vergleichbar, mit der Gottheit Zwiesprache halten!

Faßt man nur einen Theil von A.'s Dichtungen, in's Auge, so könnte man fast bedauern, daß er so spät und nicht schon in den Zeiten Matthison's geboren ist. Dieser Theil seiner Gedichte ist dem Leben gänzlich abgewandt, gewissermaßen „Traumdichtung". Hier schildert er in wohllautenden Rhythmen, wie er unter blühenden Syringen an der Seite der Geliebten sitzt, in deren Augen eine echt Werther'sche Thräne schimmert, oder er sehnt sich nach einem erträumten, weltabgeschiedenen Eiland mit Korallenriffen, Palmen, Delphinen und dem sonstigen traditionellen poetischen Zubehör. Gewiß soll der Dichter aus der Phantasie schöpfen, aber auch diese muß an allgemein menschliche innere oder äußere Erlebnisse und Zustände anknüpfen, wenn anders ihre Schöpfungen mitempfunden und mitgenossen werden sollen. Wo sie frei in der Luft schwebt, wo der Dichter immer und immer wieder nur sie allein sprudeln läßt, da wird auch dieser Zauberquell bald versiegen und an die Stelle wirklicher Poesie die conventionelle poetische Phrase treten. Auch in zahlreichen Gedichten A.'s übt sie eine Herrschaft, welche diesen Theil seiner Production, trotz einer häufig bestechenden Formenschönheit, zur Bedeutungslosigkeit herabdrückt.

Aber die Gerechtigkeit gebietet, auch die andere Seite seines Schaffens zu betrachten, und da tritt uns ein echter Dichter entgegen, dessen Harfe nicht nur den Zauber landschaftlicher Stimmungen in lieblichen Silbertönen erklingen läßt, sondern auch von dem Hauche ewiger erhabener Probleme durchrauscht wird. Dort vertieft er sich in die uralten Räthselfragen des Daseins, taucht er hinab in den Schooß des raum- und zeitlosen All's, um die Früchte seiner subjectiven Erkenntniß in geläuterten Formen an's Tageslicht zu fördern. Wohl empfindet er in seinem prächtigen „Gebet der Welt" den ganzen Unwerth menschlichen Thuns und Treibens, aber durch allen Erdendunst und Lärm hört er doch das Hohelied der Liebe sieghaft-jauchzend emporklingen. Das eigenste Gebiet A.'s ist die Schilderung der Natur, deren geheimes Weben er in duftiger Zartheit, gelegentlich aber auch in kühner Bildersprache zur Anschauung bringt. Hierbei kommt ihm sein ganz hervorragendes Formtalent und die Klangfülle, die er der Sprache zu entlocken weiß, sehr zu statten. Einzelne seiner Landschaftsbilder darf man als kleine Cabinetstücke bezeichnen und den besten ihrer Art an die Seite stellen.

Seine künstlerische und philosophische Weltanschauung kennzeichnet A. selbst mit den Worten: „Wenn ich sage, daß in der Musik Beethoven und Chopin, in

der Philosophie Schopenhauer, in der Poesie aber Goethe und — les extrêmes se touchent — der englische Dichter Shelley meinem Denken und Fühlen besonders nahe stehen, und daß ich außerdem stark zu den alten Indern hinneige, so werde ich damit meine Welt- und Kunstanschauung, sofern das überhaupt möglich ist, wohl am Deutlichsten charakterisirt haben." Im Uebrigen ist auch der Einfluß Robert Hamerling's auf seine Dichtungen nicht zu verkennen. Um auf seine Zeit zu wirken, dazu fehlt es A. an dem rechten Verständniß für diese. Er steht ihr fremd, kalt und ablehnend gegenüber und wo er ihren verschlungenen Pfaden zu folgen versucht, da verstrickt er sich in unlösbare und bedauerliche Irrthümer. Eine in jüngster Zeit gefaßte Neigung zu Friedrich Nietzsche, dem genialverrückten Apostel eines „Jenseits von Gut und Böse", scheint er bereits wieder überwunden zu haben. Wohl hat A. in seinen Dichtungen philosophische und ethische Glaubensbekenntnisse von hoher poetischer Schönheit niedergelegt, aber den unmittelbaren Einblick in das heiße Ringen und Kämpfen des von Zweifeln an der alten Weltanschauung durchwogten Menschenherzens, in den großen Kampf zwischen einer alten und neuen Gedankenwelt, der als letzter Grund des sozialen, so recht auch der Kampf unseres Jahrhunderts ist und es in seinen tiefsten Tiefen erschüttert, gewährt er uns nur ganz ausnahmsweise. Einsam und abseits vom Getriebe der Welt spinnt er in stiller Klause seine Gedankengewebe, oder er träumt von der blauen Blume der Romantik und versenkt sich in das idyllische Leben der Natur; nur leise schlägt der Wogenschall der Zeit an sein Ohr, der doch auch in ewigen Rhythmen erklingt.

Wie die Dinge liegen, kann man nur wünschen, daß A. den verworrenen und verwirrenden Fragen der Zeit ferne bleibt, da ihm die innere Harmonie und Ruhe fehlt, um erfolgreich an ihren Aufgaben mitzuwirken. Trotz alledem hat er auf den seiner Eigenart entsprechenden Gebieten Schönes und Bedeutendes geleistet und als Dichter jedenfalls mehr Beachtung und freundliche Aufmunterung verdient, als ihm zu Theil geworden ist. Wenn er jetzt die Gunst seiner Heimathgenossen verscherzt haben sollte, so darf er deswegen wohl gegen Niemanden einen Vorwurf erheben.

Verf.: Dichtungen. — Am Kaisersitz (unter dem Pseudonym „Livonius", eine Satyre auf gewisse Zustände und Persönlichkeiten in den baltischen Provinzen, die zwar in 8 Tagen die zweite Auflage erlebte, aber viel böses Blut machte). — Julian der Abtrünnige. (Alle drei: Riga 1880). — Dem Czar-Befreier, ein Requiem (Riga, 1881). — Zum Licht, Lieder und Gedankendichtungen (Mitau, 1882). — Chopin (ein Cyclus von Sonetten, Compositionen des Meisters poetisch illustrirend). — Elfenbrautfahrt, ein Prosamärchen mit eingestreuten Liedern. (Letztere zwei Schriften: Riga, 1884). — Ein Büchlein Lyrik (Riga, 1886). — Neue Weisen, Lieder und Naturgedichte (Riga, 1890). — Aus der Stadt und vom Strande (Riga, 1893).

Andreas Aſcharin,

1843 zu Pernau in Livland geboren, besuchte in Dorpat das Gymnasium und die Universität, verließ dieselbe als graduirter Student der Jurisprudenz und ging 1875 nach Petersburg, wo er Mitarbeiter am „Herold", dann an der deutschen „St. Petersburger Zeitung" war. 1879 siedelte er nach Riga über und wurde daselbst nach abgelegter Prüfung Oberlehrer der deutschen Sprache und Litteratur am Alexander- und Lomonossow-Gymnasium, welches Amt er noch heute bekleidet.

Als Vermittler zwischen ost- und westeuropäischer Litteratur nimmt A. eine hervorragende, längst anerkannte Stellung ein. Seine Uebersetzungen aus dem Russischen sind zum großen Theil Musterleistungen. Von Geburt Russe, bringt er dem Geiste und Empfinden der russischen Dichter volles nationales Verständniß entgegen, weiß dasselbe aber infolge seiner deutschen Bildung, die ihm nicht nur äußerlich anklebt, sondern zum tiefinnern Eigenthum geworden ist, auch im deutschen Leser zu erwecken. So erscheint er in der That berufen, in einer Zeit wüsten Nationalitätenhaders die Friedensfahne allgemein menschlicher Bildung und Gesittung zu entrollen. Wie tief die deutsche Bildung auf ihn gewirkt, beweisen A.'s eigene dichterische Erzeugnisse. Sie sind vollkommen deutsch, deutsch bis zum „Gelbveiglein", ja, sie verrathen kaum in einem Liede den geborenen Russen. A. ist ein lebender Beweis dafür, daß Deutschthum und Russenthum, richtig verstanden, durchaus keine Gegensätze sind, welche sich nothwendig bekämpfen und einer den anderen vernichten müssen, sondern daß sie sehr wohl friedlich nebeneinander bestehen können, Beiden zum Vortheil, Keinem zum Schaden.

Verf.: Dichtungen von Puschkin und Lermontoff, Uebersetzungen (Dorpat, 1877). — Gedichte, (Riga, 1878). Außerdem zahlreiche Uebersetzungen.

Andreas Beck,

am 19. Februar n. St. 1825 zu Cannstadt in Würtemberg geboren, daselbst und im Lehrerseminar zu Eßlingen ausgebildet, mit 18 Jahren Hilfslehrer in seiner Heimath, kam 1846 als Lehrer nach Zürich. 1848 kehrte er nach Stuttgart zurück und wurde Hauslehrer bei dem Freiherrn von Hügel, mit dessen Familie er auch 2 Jahre in Moskau verlebte. 1852 siedelte er als Erzieher des Sohnes eines russischen Edelmanns dauernd nach Moskau über; gab seine Hauslehrerstelle auf und wurde Lehrer an Privatschulen, trat 1859 als Lehrer der deutschen Sprache am Kaiserl. weiblichen Alexanderinstitut in den Kronsdienst und starb zu Moskau 1882.

Hoher, idealer Seelenflug, ein warm empfindendes Gemüth und eine an klassischen Mustern gebildete Sprache von häufig glänzendem Gepräge verleihen den Gedichten B.'s einen nicht untergeordneten Rang unter den Poeten der Gegenwart.

Ein alter Achtundvierziger, hat er sich mit der Neugestaltung Deutschlands von Herzen ausgesöhnt und den großen „Junker aus der Mark“ in begeisterten Strophen gefeiert. Er war im fernen Osten ein Träger deutschen Geisteslebens und deutscher Kultur, wie wir uns solche immer als Vertreter unseres Volksthums im Auslande wünschen möchten.

Verf.: Gedichte (Stuttgart, 1871). — Deutsche Klänge aus Moskau. Gedichte (Moskau, 1879).

Johann von Besser,

geboren am 8. Mai 1654 als Sohn des Predigers Besser zu Frauenburg in Kurland, studirte in Königsberg Theologie und begleitete 1675 einen jungen Kurländer, von Maydell, auf Reisen. Nachdem dieser in Leipzig in einem Zweikampf getödtet worden, widmete sich Besser dem Rechtsstudium und ging 1680 nach Berlin, wo sich ihm bald eine glänzende Laufbahn am Hofe eröffnete. Nach einem Jahr zum wirklichen Legationsrath befördert, vermählte er sich mit der ebenso schönen und geistreichen als wohlhabenden Katharina Elisabeth Kühlwein aus Leipzig. 1684 sandte ihn der Kurfürst als Residenten nach London, welche Stellung er 1687 mit der eines Regierungsrathes im Herzogthum Magdeburg vertauschte. 1690 in den Adelstand erhoben, stieg er, von dem Ministerpräsidenten von Dankelmann überaus begünstigt, von Würde zu Würde, wurde bei der Krönung des neuen Königs von Preußen 1701 Ober-Ceremonienmeister und Geheimer Rath und 1702 Ceremonienmeister des Schwarzen Adler-Ordens. Der sparsame Friedrich Wilhelm I. schaffte neben andern Hofschmarotzern auch die Hofpoeten ab, damit auch Besser; allein diesem blieb das Glück treu, denn bald fand er in Dresden an dem prunkliebenden Hofe August's II. Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, eine noch glänzendere Stellung als geheimer Kriegsrath, Ceremonienmeister und Introductor der Gesandten. Seine Gelegenheitsgedichte bei Hofe brachten ihm nicht selten Geldgeschenke von 1—3000 Thalern ein, und seine an Ceremonialschriften reiche Bibliothek kaufte ihm August II. um 10000 Thaler ab. Besser starb am 10. Februar 1729 zu Dresden. Seine gesammelten Werke sammt Biographie gab sein Nachfolger am Dresdener Hof, Ulrich von König, 1732 heraus.

Es ist nicht allzuviel, was sich zum Lobe des Dichters Besser anführen läßt. Mancher andere baltische Poet besäße begründeteren Anspruch auf den Platz, welchen Besser in allen deutschen Litteraturgeschichten einnimmt. Und das Alles, weil er Hofdichter war und Erfolg gehabt hat! Besser mag im Salon eine hervorragende Erscheinung gewesen sein — auf dem Parnaß war er keine solche. Ein geistreicher Kopf, ein nüchterner Verstand, ein Dichter von des Fürsten, aber nicht von Gottes Gnaden!

Kasimir Ulrich Böhlendorff

wurde 1775 zu Mitau geboren, besuchte ein Jahr lang das dortige Gymnasium, studirte seit 1794 zu Jena und wandte sich 1797 nach der Schweiz, wo er zwei Jahre als Hauslehrer, in Bern und bei Lausanne, verbrachte. Er erlebte die Schweizer Revolution, lernte mehrere ihrer hervorragendsten Persönlichkeiten kennen und schrieb auch eine Geschichte dieser Bewegung. 1799 von einem Freunde zu einer litterarischen Reise aufgefordert, verließ er die Schweiz und reiste nach Homburg v. d. Höhe. Der Freund erkrankte, und B. begab sich zum zweiten Male nach Jena, wo er sich mit Philosophie, Geschichte und Kunst beschäftigte. Während eines Sommeraufenthalts in Dresden wurde er von dem Professor Johann Smid veranlaßt, die bisher von diesem in Bremen gehaltenen historischen Vorträge fortzusetzen. Aber schon 1802 verließ er Bremen und folgte einem Antrage des Geh. Legationsraths Woltmann nach Berlin. Dort schrieb er während mehrerer Monate die wichtigsten Artikel für die Unger'sche Zeitung, bis er auch dieser Thätigkeit überdrüssig ward und 1803 in die baltischen Provinzen zurückkehrte. Eine Hofmeisterstelle in Riga vertauschte er schon nach wenigen Tagen mit einer gleichen im Pastorate Rodenpois, verschwand aber auch von dort plötzlich, um dann in sehr zerrüttetem Zustande in Wenden aufzutauchen. Von Freunden und Verwandten mit Reisegeld ausgestattet, wollte er sich nun nach Bremen begeben, wurde aber, da er seinen Paß unterwegs verloren hatte, als verdächtig verhaftet und als Arrestant nach Mitau zurückgebracht. „Seit der Zeit irrte er durch ganz Kurland, von Gut zu Gut, von Pastorat zu Pastorat, im elendesten Aufzuge, oft kaum nothdürftig bekleidet, herum und fiel jedem zur Last, den er heimsuchte.“ Im Mitau'schen Intelligenzblatt von 1809 ersuchte er die Handlungshäuser in Riga und Mitau, ihn „wegen seines ökonomischen Unvermögens“ mit einem Kreditbrief von 100 Thalern Alb. nach Bremen zu versehen; in demselben Blatte bot er, ein Jahr später, seinen Verlegern neue Ausgaben seiner Schriften an. Beide Schritte auf diesem damals noch „ungewöhnlichen Wege“ führten zu nichts. Seit dem Juni 1824 Hauslehrer auf dem Gute Markgrafen, erschoß er sich daselbst am 10. April 1825.

Nächst Lenz und neben Petersen ist B. wohl der begabteste baltische Dichter seiner Zeit, wenn man ihn als Lyriker nicht etwa auf die gleiche Stufe mit Lenz stellen will. Der unglückliche, zuletzt tief herabgekommene Mann hat Töne anzuschlagen gewußt, wie sie unter allen zeitgenössischen Dichtern eben nur Goethe und Lenz eigen waren. Es ist ein Element in den B.'schen Liedern, das sie volksthümlich gemacht hätte, wäre das Instrument selbst, das Gemüth des Verfassers, nicht so gar zerrissen und verfinstert gewesen. Die ungesuchte, schlichte, dabei doch so volle, plastische und melodische Ausdrucksweise überrascht zuweilen durch ihre Verwandtschaft mit der Goethe'schen. Während sich die Mehrzahl der zeitgenössischen Dichter noch im Schiller'schen Pathos, in Tiedge'scher Mystik, in Matthisson'scher Schwärmerei erging, bald mit dunklen Gefühlen, bald mit gezierten, antikisirenden Schnörkeln spielend, stand dieser im Leben so tief umnachtete Poet als Künstler zuweilen schon auf den

lichten Höhen Goethe'scher Lyrik. Die beiden Gedichte „Ungestilltes Sehnen“ und „Einsamkeit“ sind irrthümlich in „Karl Petersen's poetischen Nachlaß“ übergegangen, trotzdem für jeden Kenner feststehen muß, daß nur B. diese Gedichte, wahre Beichten seines unstäten, einsamen Lebens, verfaßt haben kann. Petersen, der glühende Verehrer Goethe's, hat die beiden Gedichte seines Freundes B. ohne Zweifel nur abgeschrieben, weil sie ihm besonders gefielen.

Verf.: Ugolino Gherardeska, Trauerspiel (Dresden, 1806). — Fernando oder die Kunstweihe, dram. Idylle (Bremen, 1802). — Gab mit G. R. H. Gramberg heraus: Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1803 (Berlin). — Seine „Geschichte der helvetischen Revolution in 4 Büchern“ erschien in Woltmanns „Geschichte und Politik“, 1802 (St. 10 u. 11).

Timann Brakel,

der Sproß eines livländischen Adelsgeschlechts, wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren. Er studirte in Wittenberg Theologie und wurde 1556 Kaplan an der St. Johanniskirche bei der ehstnischen Gemeinde in Dorpat. Als 1559 die Russen Livland verheerten, wurde B. von ihnen „in schwerer Winterszeit in Stricken und eisernen Fußbanden“ über Pleskau und Groß-Nowgorod, wo man ihn wenigstens seiner Fesseln entledigte, nach Moskau geführt. Er verbrachte daselbst ein Jahr und drei Monate in der Gefangenschaft, bis er vor den Czaren geführt und von ihm 1561 freigelassen wurde. Darauf waltete er in Narwa ungefähr sieben Jahre seines geistlichen Amtes, ohne, wie es scheint, völlige Freiheit wiedererlangt zu haben. Um 1569 kehrte er endlich nach Dorpat zurück. Inzwischen mit einem adeligen Fräulein aus Westphalen, Anna Rechenberg, vermählt, mußte er infolge der traurigen politischen Zustände auch Dorpat bald wieder verlassen. Nach vorübergehendem Aufenthalte in Karkus wurde er Prediger auf der Insel Oesel. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Die Moskowiter verheerten auch Oesel, und die Feinde und Neider des wahrlich nicht beneidenswerthen Mannes machten ihm durch ehrenrührige Beschuldigungen aller Art den Aufenthalt auf der Insel vollends unmöglich. Er zog von dort zu Wasser nach Kurland und begab sich über Königsberg und Lübeck nach Lüneburg, wo er an dem „Sulffmeister“ Hieronymus Semmelbecker einen Gönner fand, dem er in der Folge auch sein „Christlich Gesprech“ gewidmet hat. Die Pest nöthigte ihn 1577 diese Stadt zu verlassen, in welche er gleichwohl nach zweijährigem trostlosen Umherirren in Westphalen und der Grafschaft Lippe zurückkehrte. Abermals von der Pest vertrieben, fand er in Antwerpen, wo er auch seine auf der Wanderschaft begonnene Dichtung beendete, freundliche Aufnahme und amtliche Bestallung, die er aber infolge von Ränken seitens der Anabaptisten und anderer Feinde aufgeben mußte. Nun wandte er sich nach Holstein, dann nach Ostfriesland, wurde dort concionator aulicus bei der verwittweten Gräfin, begab sich aber bald, entkräftet und augenleidend, nach Hamburg, wo er vier Jahre von Unterstützungen lebte. Endlich wurde er von seinen Verwandten nach Riga zurückgerufen. Hier beschloß er 1602 sein schwergeprüftes, an unsäglichen Mühsalen so reiches Dasein.

Wie schon Theodor von Riekhoff in der Einführung zu seinem Neudruck der B.'schen Dichtung (Jahresbericht der Felliner litterarischen Gesellschaft, 1889, Dorpat) dem Anschein nach treffend urtheilt, legen die vielen persönlichen Feindschaften, die sich B. fortgesetzt zuzuziehen wußte, die Vermuthung nahe, daß er manche unglückliche Wendung in seinem Leben selbst mitverschuldet hat. Er war jedenfalls ein streitbarer Diener seiner Kirche, der das „Pfleumen streichn“ vor großen Herren nicht verstand, vielmehr mit eindringlichen Vermahnungen und Bußpredigten, mit der Androhung zeitlicher und ewiger Strafen gewiß nicht gekargt hat und dadurch vielen „Heiligen seiner Kirchen“ recht unbequem geworden sein mag. Auch seine Dichtung zeigt ihn als eifrigen Verkündiger des starken, rächenden Gottes. Das unermeßliche Elend seines Vaterlandes erscheint ihm als Strafgericht des Herrn, dessen Langmuth durch die angehäuften Frevel der Livländer erschöpft worden sei: als „Geißel“ hat er die „Muskowiter“ in das Land „geschmissen!“ Das Gedicht ist in dramatischer Form gehalten. Es treten auf: Christianus, ein Walbruder, in welchem der Verfasser sich selbst vorführt; Sarah, sein Weib, mit ihren Kindern; Severinus, Prediger; Justus, Richter; Pius, Hospitalmeister. Im Laufe des zwischen diesen Personen sich entwickelnden Gesprächs erzählt Christianus-Brackel seine eigenen Erlebnisse, um sodann ein Bild der Zustände in Livland zu entwerfen, welche in den düstersten Farben gemalt werden. Orden, Bischöfe, Adel, Städte, Landvolk — sie alle werden als von Grund aus verderbt dargestellt. Diese Schilderung ist gewiß einseitig und übertrieben, viel besser hat es aber in dem damaligen Livland wohl kaum ausgesehen. Der Heldengeist eines Plettenberg war längst dahingegangen, und der lange Friede, den er dem Lande erkämpft, hatte ein weichliches und dünkelhaftes Geschlecht heranwachsen lassen, welchem durch die Reformation der feste Grund der Väter entzogen war, noch bevor sie neue lebenskräftige Gebilde hatte hervorbringen können. Die Zeugnisse aus jener Zeit stimmen im Wesentlichen alle mit dem des fahrenden Predigers überein.

Das Gedicht ist im breitesten Style gehalten und strotzt von Wiederholungen. Es ist eine gereimte Bußpredigt, deren Verfasser es lediglich um die moralische Wirkung zu thun ist. Kann ihm somit als Ganzem kein besonderer poetischer Werth zuerkannt werden, so wirkt es in seiner naiven Gläubigkeit und schlichten Wahrhaftigkeit selbsterfahrener Leiden an manchen Stellen doch ergreifend. Wie er selbst, so mußte auch sein armes Vaterland „ein Fluch der Welt und Schauspiel sein!“

Der volle Titel seines Gedichts lautet: Christlich Gesprech von der grawsamen Zerstörung in Livland, durch den Muscowiter vom 58 Jar her geschehenn: auch ihren Vrsachen, mit einer kurtzen Predig vnd vermanung, wie, beid, Gottlosenn, vnnd Frommen, diese schreckliche Mutation furchtbarlich beherzigen, vnd ihnen zu nutz machen sollen: durch TIMANNVM BRAKEL Liuoniensem, der Gemeinde Christi vonn der Augsburgischen Confession Prediger zu Anttorf, einfeltig gestellet, vnnd in Druck verfertiget Im Jar vnsers Hern, 1579.

Harald Ludwig Otto von Brackel,

Sohn des Landgerichts-Assessors Wold. Wilh. v. B. und seiner Gemahlin, geb. Baronesse von Igelström, am 29. April a. St. 1796 zu Dorpat geboren, erhielt den ersten Unterricht von seinen Eltern. 1806 trat er in das erste adelige Land-Cadettencorps in St. Petersburg, wo er bis 1813 verblieb und den Lehrcursus beendigte. Eine Lähmung des linken Beines machte ihn zum Militärdienst untauglich. Durch Vermittelung des aus der „Sturm- und Drangperiode" bekannten Generallieutenants von Klinger, damaligen Directors des Cadettencorps, erhielt B. zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen unbestimmten Urlaub. Nachdem er sich einige Zeit bei seinem Onkel, Baron von Budberg, in Walk aufgehalten hatte und zur Ueberzeugung von der Unheilbarkeit seines Leidens gelangt war, nahm er 1816 seine Entlassung aus dem Cadettencorps. Bereits 1815 hatte er einige Zeit als Lehrer der russischen Sprache bei der Kreisschule zu Wenden fungirt. 1816 wurde er durch Wahl des Landesadels zu dem Amte eines Adjunkten beim Dorpater Ordnungsgerichte berufen. Er trat dieses Amt noch in demselben Jahre an, gab es jedoch schon 1817 auf, um in die Civil-Kanzlei des General-Gouverneurs von Liv- und Kurland, Marquis Philipp Paulucci, überzugehen, wo er anfangs als Secretair der Abtheilung für Bauersachen, seit 1820 als Secretair der allgemeinen Civil-Kanzlei wirkte. 1822 ging er als Secretairgehilfe in das Riga'sche Comptoir der Reichs-Kommerzbank über, als deren Director er seine Laufbahn beschloß. Seit 1822 mit einem Fräulein von Vegesack vermählt, fand er sich durch Rücksichten auf seine wachsende Familie veranlaßt, nebenbei noch das Amt eines Translateurs bei der Gouvernementsregierung zu versehen. Er starb am 22. Januar 1851 zu Riga.

Mit den hervorragendsten Landsleuten seiner Zeit stand B. in regem freundschaftlichen Verkehr, ebenso mit den bedeutendsten schauspielerischen Kräften am Rigaer Stadttheater, auch namentlich mit Karl von Holtei, seit 1837 Director desselben. B. war eifriger Mitarbeiter der Dresdener, von Th. Hell (Winkler) redigirten Abendzeitung und pflegte auch die Kritiken über die Rigaer Aufführungen zu schreiben. So war es denn fast Regel, daß die aus Deutschland kommenden Künstler mit Empfehlungen von Winkler und E. Hitzig, Berlin, zuerst bei ihm vorsprachen. B.'s dichterische Erzeugnisse sind von seinem Sohne Friedrich v. B. herausgegeben: „Gedichte, mit einem Vorwort und einer biographischen Skizze" (Riga, 1890). Sieht man sie nicht gerade durch des Sohnes oder des Freundes Auge an, so enthalten sie eben mehr Hauspoesie, als wirklich Bedeutendes. Dennoch ringt sich der markige und tüchtige Charakter des Verfassers zuweilen auch zu poetischer Höhe empor, wo er aus tiefeigener Erfahrung und Empfindung schöpft.

Roman Frhr. v. Budberg-Bönninghausen,

geboren am 10. Februar 1816 auf dem väterlichen Gute Strandhof bei Reval, erhielt seine Jugendbildung in der Ritter- und Domschule zu Reval und studirte 1835 bis 1838 in Dorpat Cameralwissenschaften. Seine ersten Gedichte veröffentlichte er 1838 in Reval. Im Jahre 1840 reiste er nach Deutschland. In Berlin, wo er sich 2 Jahre aufhielt, lernte er den Grafen Strachwitz kennen, trat mit Lenau in freundschaftliche Beziehungen und wurde Mitglied der von M. G. Saphir gegründeten litterarischen Sonntags-Gesellschaft „Tunnel über der Spree", vor deren unbarmherziger Kritik mehrere seiner vorgelesenen Gedichte bestanden. Durch Familienangelegenheiten nach der Heimath zurückgerufen, ließ sich Budberg in Reval nieder, wo er während des Winters 1844—45 äußerst besuchte Vorlesungen über die neuesten deutschen Dichter hielt. Die von ihm geplante und angekündigte Herausgabe einer Zeitschrift: „Beiträge zur Geschichte und Literatur der Ostseeprovinzen" scheiterte leider an den widrigen Umständen, welche sich derartigen Unternehmungen seit jeher in den baltischen Provinzen entgegengestellt haben. Im Jahre 1848 vermählte er sich mit Alexandra Baronesse Clodt von Jürgensberg. Kränklich und wohl auch von seinem Wirkungskreise unbefriedigt, entsagte er bald jeder litterarischen Thätigkeit und nahm eine Anstellung bei dem Civil-Gouverneur von Ehstland an; später wurde er Sekretär der ehstländischen Ritterschaft zu Reval. Eine schwere Krankheit machte seinem Leben am 22. Februar 1858 zu Wannamois in der Wieck (Ehstland) ein nur zu frühes Ende.

Roman Budberg ist seinen Freunden eine unvergeßliche Erscheinung geblieben. Der liebenswürdigste und geistreichste Gesellschafter, belebte er seine Umgebung mit Witz, Phantasie und poetischem Schwunge. Leider hat sich sein poetisches Talent niemals voll entfalten können und er selbst es schmerzlich empfunden, daß ihm seine Muse, wie sie sich ihm unter den Verhältnissen, in welchen er lebte, offenbarte, die höchsten Triumphe verweigerte. Es stecken zweifellos in B. die Keime des Genies, aber selten haben sie sich ihm zur vollen Blüthe des vollendeten Kunstwerks erschlossen. Es sind meist einzelne Strophen, deren Schönheit uns bei ihm entzückt, einzelne Bilder und Metaphern, deren großartige Pracht uns hinreißt. Selten nur durfte er aus dem Vollen schöpfen, selten nur gelingt es ihm, der Kritik, die ja unerbittlich sein und bleiben muß, die Waffen aus der Hand zu schlagen, vor welchen Gedichte, wie das im Einzelnen wunderschöne, im Ganzen aber doch sehr dilettantische, seiner Zeit vielbewunderte „Verlorene Gebet" keineswegs bestehen können. So hatte er wohl genug von der köstlichen Frucht des Dichterthums gekostet, um ihre Süßigkeit zu kennen, zu wenig aber, um sich an ihr zu sättigen. Und das brachte einen Zwiespalt in sein Gemüth, den er schmerzlich genug empfunden hat, der auch aus manchen seiner Lieder vernehmlich herausklingt. Trotz alledem bleibt Budberg eines der hervorragendsten dichterischen Talente des Baltenlandes. Denn nur ein hervorragendes Talent, nur die Phantasie eines wahren Künstlers, gebietet über solche Bilder und poetische Vorstellungen, wie sie uns

beispielsweise in „Meeresstille“ entzücken. Das sind Bilder, deren sich ein Lenau nicht zu schämen brauchte: die zauberhafte, großartige Vision eines echten Dichtergeistes. Gerade in diesem Gedicht aber offenbaren sich neben den großen Vorzügen des Dichters auch seine Schwächen. Nur aus den drei Strophen, die dem vorliegenden Werke einverleibt werden konnten, und die ja auch immerhin ein leidlich abgeschlossenes Ganzes bilden, spricht der große Dichter: es ist, als ob sich in ihnen seine Kraft für dieses Mal erschöpft hätte. Was weiter folgt, erhebt sich kaum über die Gewöhnlichkeit, zieht sich saft- und kraftlos in die Länge. Es fehlt die Spannkraft, die Kraft gediegener Gestaltung. Aehnlich geht es uns mit dem „Sclavenschiff“. Auch hier ein prächtiger Anfang von Leben, Kraft und Anschaulichkeit:

Schon heimlich auf der Lauer sitzen
Im dunklen Wolkenschooß
Des Blitzes feuerfarb'ne Schützen
Mit tödtlichem Geschoß.
In schwarzen Horizontes Kessel
Kocht wild des Meeres Fluth,
Wie eines glüh'nden Reifes Fessel
Liegt drum die Abendgluth.
Jetzt hat der Sturm in tollem Ringen
Das Sclavenschiff erfaßt;
Wie höhnisch tönt sein Jubelsingen,
Bebt ihm im Arm die Last.
Bald tanzt auf steilstem Wellenrücken
Das Schifflein athemlos,
Bald will der Sturm es niederdrücken
Tief in des Meeres Schooß.“

Vortrefflich! Auch die folgenden Strophen, in denen erzählt wird, daß die Schiffsmannschaft die Sclavenladung in's Meer wirft, um sich selbst vor dem Untergange zu retten, daß plötzlich aber aus der Tiefe eine dunkle Gestalt auftaucht und sich vor den Kiel des Schiffes legt, bis dasselbe am Felsenriff zerschellt, halten sich noch einigermaßen auf der Höhe. Dann aber der Schluß — wie sehr fällt der ab! Wie peinlich genau und unpoetisch ausführlich wird uns da erzählt:

Es sind die todten Negersclaven,
So rief dein Gott, du Christ,
Die dir den Weg versperrt zum Hafen,
Der hier und droben ist!

Das stimmungsvolle Halbdunkel, das ja durchsichtig genug ist, um den Leser den Zusammenhang erkennen zu lassen, hätte das Ganze abschließen sollen, nicht jene nüchterne, moralisirende Erklärung.

Was unserem Dichter in seinen eigenen Schöpfungen an ausgereifter poetischer Kraft gebricht, das tritt in seinen Uebertragungen bewundernswürdig in die

Erscheinung. Jene sind zum größten Theil musterhaft. So in die Tiefen einer Dichtung eindringen, so selbständig das sprachliche Gewand eines Gedichts vertauschen, ohne ihm doch den lyrischen Blüthenstaub abzustreifen, wie Budberg das in einzelnen seiner Umdichtungen verstanden, das kann wieder nur ein geborener Dichter. „Das Wiegenlied einer Kosakin“ von Lermontoff hat gewiß noch keinen besseren Uebersetzer gefunden, als B., dem es vielleicht nur an genügendem Licht und Raum gefehlt hat, um auch in der deutschen Nationalliteratur die geachtete Stellung einzunehmen, welche ihm in einem „Baltischen Dichterbuche“ zweifelsohne gebührt.

Verf.: Erste Lieder (Reval, 1838). — Gedichte, 1842. — Gedichte, 2. Aufl. (Reval, 1861). — Der Novize. Uebersetzung aus Lermontoff. — Aus dem Kaukasus. Uebersetzung von Lermontoff's Der Held unserer Zeit. (Die Beiden letzten: Berlin, 1842).

Max Gregor Camberg,

geboren am 13. September 1828 zu Dorpat, verlebte seine Jugend in Kasan, wohin sein Vater als Professor des römischen Rechts berufen wurde. Erst im 14. Jahre lernte Max lesen und schreiben, aber bald regte sich der Ehrgeiz in ihm und schon 1844 ward er Student der Philologie, die er später mit den Naturwissenschaften vertauschte, um sich schließlich (1847—50) der Medizin zu widmen. 1852 begab er sich nach St. Petersburg, wo er sein Studium beendete und sich als practischer Arzt niederließ. Von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, machte er 1855 eine Erholungsreise nach Deutschland, erlag jedoch schon 1856 seinen Leiden.

Die „Kleinen Geschichten“ C.'s (Schneeflocken“, I. Winter, Leipzig, 1857) gehören zu dem Zartesten, was auf diesem Gebiete geleistet worden. Es sind echte Brillanten vom feinsten Schliff. Man fragt sich, wie es möglich ist, daß solch' echte Poesie vergessen werden konnte. Aber sie ist ja überhaupt niemals bekannt geworden!

Philipp Crusius (von Krusenstiern),

zu Eisleben am 1. Mai 1597 geboren, studierte in Leipzig Jurisprudenz, trat zunächst in der Grafen von Mansfeld, dann in des Herzogs Friedrichs III. von Holstein-Gottorp Dienste und wurde endlich unter Kaiser Ferdinand II. Kriegscommissar. 1629 kehrte er zum Herzoge zurück, wurde von diesem 1633 mit einer Mission an den Zaren Michael Feodorowitsch betraut und 1635 nach Persien gesandt. Nach seiner Rückkehr ließ er sich als holsteinischer Resident in Reval nieder, trat aber bald in schwedische Dienste als erster Assessor des Reval'schen Burggerichts. 1649 erhielt er unter dem Namen Krusenstiern den schwedischen Adel, wurde 1652

Commerzdirektor in Liv- und Ehstland, 1653 Burggraf in Narwa. 1655 wurde er vom Könige Karl Gustav von Schweden als Legationsrath mit dem Reichsrath Freiherrn Gustav Bjelde und dem Landrath Alexander von Essen nach Moskau zum Zaren Alexei Michaelowitsch gesandt. Die Gesandtschaft sollte die Erneuerung des Friedensvertrages von Stolbowo erwirken, erreichte aber nicht nur nicht diesen Zweck, sondern wurde auch am 17. Mai 1656 in strenges Gewahrsam gebracht und fast zwei volle Jahre in harter Gefangenschaft gehalten. Der Zar hatte sich auf Zureden des Gesandten Kaisers Ferdinands III., des Jesuiten Allegretti, entschlossen, mit Johann Casimir von Polen einen Waffenstillstand einzugehen, Schweden zu bekriegen und zu diesem Zwecke in Livland einzufallen. Erst am 29. April 1658 durften die Gesandten in die Heimath zurückkehren. Schon im nächsten Jahre wurde C. zum schwedischen Statthalter in Reval ernannt. Er bekleidete diesen Posten bis zum J. 1670, trat sodann in den Ruhestand und starb am 16. April 1670 in Ehstland.

Verf.: „Liederbuch" (Handschriftlich). Vgl. „Ein rehabilitirter baltischer Dichter" von Benjamin Cordt in „Sitzungsberichte der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat", 1887, Dorpat.

Alberta Dreyersdorff,

am 6. Februar 1864 in der Kreisstadt Grobin in Kurland geboren, lebt als Erzieherin in Libau. Ein ernstes Lungenleiden, von dem sie in ihrem 24. Jahre befallen und durch Anwendung der Koch'schen Lymphe bis auf eine gewisse Schonungsbedürftigkeit wiederhergestellt wurde, hat ihren zartempfundenen Liedern, die zum Theil von baltischen Provinzialblättern veröffentlicht wurden, einen gewissen schwermüthigen Zug verliehen.

Friedrich Dsirne,

am 5. Mai 1835 in Livland geboren, studirte 1853—57 Theologie in Dorpat war nach bestandenem Candidaten-Examen 1857—58 Lehrer an einer Privatanstalt zu Jacobstadt, 1858—59 an der Schmidt'schen Anstalt zu Fellin. 1859 zum Propstei-Adjuncten auf der Wolga-Wiesenseite erwählt, in demselben Jahre Prediger zu Nord-Katharinenstadt im Gouvernement Ssamara, im nächsten Jahre auch Lehrer an der Centralschule daselbst. Starb am 4. September 1872 zu Atkarsk im Gouvernement Ssaratow an der Cholera.

Gab heraus (mit Johannes Meyer): Felliner Blätter I. (einziges Heft) (Dorpat, 1859).

Guido Eckardt,

geboren am 11. (23.) Februar 1843 zu Fellin in Livland als Sohn des dortigen Ordnungsgerichtsnotars und Hofgerichtsadvokaten E., wurde im Schmidt'schen Institut in seiner Vaterstadt erzogen, studirte 1863—68 in Dorpat die Rechte, wurde 1868 graduirter Student, darauf, nach kurzem Aufenthalte im Auslande, Kirchspielrichter in Pernau. 1876 siedelte er nach Riga über, wo er seitdem den Posten eines Rendanten an der Hypothekenbank bekleidet. Vorübergehend betheiligte er sich an der Redaction der „Zeitung für Stadt und Land."

Eine liebenswürdige Dichterpersönlichkeit, der manches temperament- und stimmungsvolle Lied gelungen ist.

Verf.: Gedichte. (Berlin, 1882).

Julius Eckardt,

geboren am 1. August 1836 zu Wolmar in Livland, studirte, auf Privatschulen und den Gymnasien zu Birkenruhe und Riga vorgebildet, in Petersburg, Dorpat und Berlin Jurisprudenz und Geschichte, heirathete 1860 eine Tochter des bekannten Violinvirtuosen und Concertmeisters der Leipziger Gewandhaus-Concerte David († 1873) und ließ sich in demselben Jahre als Jurist in Riga nieder, wo er bis 1867 die Stellung eines Sekretärs des livl. Landeskonsistoriums bekleidete und gleichzeitig im Verein mit Bärens die „Rigasche Zeitung" herausgab. 1867 legte er sein Amt nieder, um nach Deutschland überzusiedeln. Er redigirte 1867—70 gemeinsam mit Gustav Freytag die „Grenzboten", 1870—74 den „Hamburgischen Correspondenten" und die „Hamburgische Börsenhalle" und wurde im April 1870 zum Sekretär des Hamburger Senats erwählt. Infolge eines Konflicts, in den er durch eine über seine schriftstellerische Thätigkeit erhobene Beschwerde des russischen Gesandten in Hamburg verwickelt worden war, schied er 1882 aus diesem Amte, um als Geheimer Regierungsrath in den preußischen Staatsdienst zu treten. In der Folge wurde er Kaiserlich Deutscher Generalkonsul in Tunis, dann in Marseille, zuletzt in Stockholm, wo er noch heute seinen Wohnsitz hat.

Es ist dem Herausgeber nicht gelungen, aus E.'s Feder mehr als das eine treffliche „Champagnerlied" zu erhalten, obwohl E. in früheren Jahren öfter den Pegasus getummelt hat — nach dem vorliegenden Liede zu urtheilen, gewiß nicht ohne Feuer und Eleganz.

Verf.: Die baltischen Provinzen Rußlands, II. Aufl. (Leipzig, 1869). — Jungrussisch und altlivländisch, II. Aufl. (Leipzig, 1871). — Rußlands ländl. Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft (Leipzig, 1870). — Livland im 18. Jahrh., Umrisse zu einer livl. Geschichte (Bd. I., Leipzig, 1876). — Figuren und Ansichten aus der Pariser Schreckenszeit, 1892. — Ferner werden E. mehrere anonym erschienene Schriften zugeschrieben.

Helene von Engelhardt-Schnellenstein

wurde am 21. August (2. Sept.) 1850 auf dem Gute Wileiki in Litthauen als dritte Tochter des Barons Alphons v. E.-Sch. geboren. Dieser kaufte später das Gut Lantzen in Kurland, wo Helene bis zu ihrem 12. Jahre erzogen wurde. Vierzehnjährig kam sie in ein Institut nach Mitau. Schon in frühester Kindheit offenbarte sie eine erstaunliche Begabung; der Fleiß, den sie dabei entwickelte, wirkte aber auf die Dauer so nachtheilig auf ihre Gesundheit, daß ihr Vater es für gerathen hielt, mit den Seinigen für einige Zeit nach Stuttgart überzusiedeln. Dort wurde die junge Dichterin mit Litteraturgrößen wie Wolfgang Menzel, Freiligrath, Bodenstedt u. A. bekannt, die sämmtlich in der Anerkennung der außerordentlichen Anlagen des jungen Mädchens übereinstimmten. Freiligrath nannte sie „eine exotische Pflanze, die der Norden gezeitigt", und Wolfgang Menzel prophezeite ihr, sie sei berufen, „auf epischem Gebiete Gewaltiges zu leisten". Um diese Zeit erschien der erste Band ihrer Gedichte unter dem Titel „Morgenroth" (Stuttgart, 1870). „Ich bin überzeugt" schrieb Fr. Bodenstedt an das junge Fräulein, „daß, wenn Sie so eifrig fortfahren, wie Sie bisher gethan, diesem Morgenroth bald ein schöner Tag folgen wird. Die Hauptsache bei einem Liede ist die innere Melodie, und weil ich diese in Ihren Gedichten finde, darum halte ich Sie für eine Dichterin, und rufe Ihnen von Herzen ein Heil! auf den Weg zu."

Nicht nur „eine innere Melodie" im Allgemeinen lebt in den Jugendliedern H.'s v. E., sondern auch eine sehr anmuthige und ungekünstelte. Es sind nicht eingebildete und nachempfundene Gefühle, sondern die Empfindungen ihres eigenen harmlosen 16, 17, 18 und 19 jährigen Herzens. Ein unverfälschtes kindliches Gemüth, eine gesunde, unverdorbene Phantasie, die noch schüchtern, aber doch mit ausgesprochenem Instinkt, nach dem Poetischen tastet, ein verständiger, aufgeweckter Geist, bewirken, daß diese Lieder eines 19 jährigen bezw. noch jüngeren Mädchens einen wirklich wohlthuenden Eindruck hinterlassen. Eine Reise durch die Schweiz beschloß den Stuttgarter Aufenthalt, dann (1870) kehrte die Familie nach Riga zurück. In diese Zeit hinein reichen die ersten Fäden des Romans, der mit einer glücklichen Heirath unserer Dichterin enden sollte. In Riga hatte sich ein begabter junger Musiker Louis Papst niedergelassen, dessen Spiel Helene in einem Concert dermaßen entzückte, daß ihr Vater sie noch an demselben Tage als Schülerin zu dem Künstler brachte. Schwere Prüfungen waren dem jungen Herzen vorbehalten, in welchem die Liebe ihre ersten Wurzeln zu schlagen begann. Im Februar 1872 wüthete eine Diphtheritisepidemie in Riga; sie raubte Helenen nicht nur zwei blühende Schwestern, sondern auch den über alles geliebten Vater. Körperlich und seelisch im Tiefsten erschüttert, mußte sie von der Mutter in das Stahlbad Elster und von dort nach Reichenhall gebracht werden. Hier genaß die Kranke körperlich — die Wunden des Gemüths zu heilen, blieb der Liebe vorbehalten. Am 30. Juli 1876 ward H. v. E. mit Louis Papst ehelich verbunden. Tief ergreifend war es für die junge Frau, als ihr die Mutter nach der Trauung weinenden Auges mittheilte,

daß der Vater diesen Bund vorausgeahnt und ihn noch auf dem Sterbebette gesegnet habe.

Es beginnt nunmehr eine Zeit ungetrübten Glücks für die Neuvermählten, eine Zeit der Reisen und des Naturgenusses, der auch mehrere Gedichtsammlungen H. v. E.'s ihr Dasein verdanken: das „Weinalbum" (Leipzig 1880), und „Eine Hochzeitsreise" (Stuttgart, 1882). Der Titel „Hochzeitsreise" erklärt sich selbst, die Entstehung des „Weinalbums" schildert die Dichterin in einem Briefe: „Als mein Mann und ich unsere erste Reise machten, kamen wir auf den Einfall, ein Buch anzulegen, in welchem wir die heitersten, sonnigsten Eindrücke dieser sonnenreichen Zeit festhalten wollten. Wo wir an einem recht hellen, glücklichen Tage ein Glas Wein zusammen tranken, da nahmen wir die Vignetten von der Flasche, klebten sie in's Buch und schrieben Ort und Datum darunter. Dann zeichnete mein Mann, der ein schönes Talent nach dieser Richtung hat, dies oder jenes Plätzchen hinein, wo wir zusammen fröhlich gewesen waren. So hatten wir unsere rechte Freude an dem Buche, das wir unser Weinalbum nannten. Erst zu Hause kam ich auf die Idee, zu den einzelnen Erinnerungsblättern Gedichte zu machen, und so entstand bald eine Reihe von Liedern, in denen bald eine Gegend verherrlicht, bald eine Situation oder auch nur ein Gesprächsthema festgehalten wurde, die uns beschäftigt hatten." In die Heimath zurückgekehrt, widmete sich die Dichterin an der Seite ihres Mannes künstlerischen Bestrebungen, insbesondere der von ihm begründeten Rigaer Musikanstalt, bis Gesundheitsrücksichten die Uebersiedlung in ein wärmeres Klima und zwar nach Stuttgart als zweckmäßig erscheinen ließen. Leider entsprachen die äußeren Lebensverhältnisse des jungen Ehepaares nicht den so glücklichen inneren. Schwere Krankheiten warfen abwechselnd bald den Mann, bald die Gattin auf ein gefahrvolles Leidenslager, vielfache Kunstreisen und dabei veranstaltete Concerte führten nicht zu dem gewünschten Ergebniß einer festen Lebensstellung; kurz, es begann Künstlers Erdenwallen. Müde dieses aufreibenden, unbefriedigenden Daseins, faßten Mann und Frau den kühnen, aber bei hochstrebenden Künstlerseelen nicht unverständlichen Entschluß, Europa den Rücken zu kehren und nach Australien auszuwandern. Seit April 1885 lebt Helene v. Engelhardt — als Dichterin führt Frau Papst noch heute ihren Mädchennamen — in Melbourne, wo sie ihrem Gatten als treue Gehilfin nicht nur im Hausstande, sondern auch im öffentlichen Concertsaal als ausübende Künstlerin zur Seite steht. Ist der Lebenskampf auch in Australien ein schwerer, so verhüllt er dem Künstlerpaare doch nicht die Aussicht auf endlichen Erfolg und gewährt ihm einen großen und fruchtbaren Wirkungskreis. Die Ehe ist eine außerordentlich glückliche. „Kinder haben wir nicht", schreibt die Künstlerin in einem Briefe an den Herausgeber, „haben uns auch nie welche gewünscht, obwohl wir beide große Kinderfreunde sind. Unser Leben ist so reich an gemeinsamen Interessen, so voll mannigfacher Bestrebungen, die alle unsere Kräfte in Anspruch nehmen, daß wir nie etwas vermißt haben. Abgesehen davon, ringen wir mit Wind und Wellen auf sehr bewegtem Fahrwasser — und ich denke, die Vorsehung hat sehr genau gewußt, was sie that, als sie uns allein ließ, wenigstens sind wir hierin mit ihr einverstanden, und das ist ja immer eine Seltenheit."

Außer den oben erwähnten drei Gedichtsammlungen hat H. v. E. noch je einen Band „Normannische Balladen“ (1884) und epische Dichtungen „Im Windesrauschen“ (Großenhain und Leipzig, 1894) veröffentlicht. Es bedarf keines großen kritischen Scharfsinns, um den Platz zu bestimmen, welcher ihr in der deutschen Nationallitteratur gebührt: sie ist jedenfalls eine der bedeutendsten deutschen Dichterinnen überhaupt, eine elementare poetische Kraft, mit der sich wenige unter den dichtenden Frauen messen können. „Hochzeitsreise“ und „Weinalbum“ zeigen sie uns als rosen- und weinlaubumkränzte Sängerin heiteren Genusses und fröhlich schwärmender Liebe. Ob die Verherrlichung von Gott Bacchus, das Schwingen des Thyrsusstabes, derjenige poetische Beruf ist, welcher dichtenden Frauen empfohlen werden darf, darüber läßt sich freilich streiten. Im vorliegenden Falle kann man gegen die Weinlaune der Dichterin wenig genug einwenden. So feurig ihre Begeisterung emporlodert, so wenig artet sie doch an irgend einer Stelle in bacchantischen Taumel aus. Ein fester untrüglicher Takt in zwiefacher Richtung bewahrt die Dichterin vor allen unliebsamen Ausschreitungen: der Takt des Weibes und der nicht minder unfehlbare der echten Künstlerin. Das Tiefste und Höchste der Poesie kann ja freilich auf dem Boden, auf welchem sich die beiden Sammlungen vorzugsweise bewegen, nicht geleistet werden; dazu fehlt es diesem Boden selbst an der nöthigen Höhe und Tiefe. Vermögen aber auch die köstlichsten Früchte nicht auf ihm zu reifen, so ist er immerhin fruchtbar genug, um Schöpfungen wirklicher Poesie hervorzubringen — und der größte Theil der Lieder muß bedingungslos zu diesen gezählt werden. — In ganz anderem, viel ernsterem Gewande erscheint uns die Dichterin in den „Normannischen Balladen.“ Hier tritt sie uns als Frau Saga mit dem goldnen Zauberstabe gestaltungskräftiger Epik aus dem feierlichen Düster uralten Germanenthums entgegen, dessen Leiden und Freuden, mild und trotzig zugleich, in vollen Tönen an uns vorüberrauschen. Unter den in das vorliegende Werk aufgenommenen Dichtungen dürften die meisten geradezu auf die Bezeichnung „klassisch“ Anspruch erheben. Welche epische Reife und plastische Anschaulichkeit waltet in den von echter Stimmung verklärten, prächtigen „Thee-Arabesken“! Welche außergewöhnliche, bei einer Frau geradezu staunenerregende Kraft athmen Gedichte wie „Sturm“ und „Sturmhymnus“, und wie lieblich mädchenhaft heben sich von solch' trotzig kühnen Dichtungen Lieder ab, wie „Rosenstock und Holderblüth'“ u. A. H. v. E. hat von der Natur so viel dichterisches Können mit auf den Weg bekommen, daß man oft wünschen möchte, durch den Spiegel ihrer Poesie auch in den Schacht des Leidens, diesen tiefsten Born aller Dichtung, blicken zu können. Ein grausamer Wunsch — vielleicht; ein gefährlicher gewiß, wenn man an den falschen sogenannten Weltschmerz denkt, aber doch ein Wunsch, welcher der aesthetischen Erkenntniß entspringt, daß die schönste, die ideale dichterische Harmonie nur dann im Liede erzeugt wird, wenn neben den hellen Tönen der Freude auch die tiefen des ewigen Weltwehs mitklingen. So vieles Schmerzliche auch unsere kurländische Dichterin in ihrem Leben erfahren, so selten mischt sich doch in ihre rein lyrischen Gesänge jener Klang, der aus der tiefsten Tiefe stammt!

Carl Frhr. von Fircks

wurde am 25. Juli 1828 auf dem Gute Droguen in Kurland geboren und verlebte seine früheste Kindheit auf dem Gute seines Großvaters, Kalwen. Im Alter von fünf Jahren siedelte er mit seinen Eltern und Geschwistern auf die von seinem Vater gekaufte Besitzung Niegranden an der litthauischen Grenze über. Hier wurde er von Hauslehrern bis zu seinem 18. Lebensjahre unterrichtet. Alsdann brachte ihn sein Vater nach Göttingen auf die Universität, wo der hochbegabte Jüngling jura studirte, bis ihn die politischen Unruhen des Jahres 1848 bewogen, sein Studium zu unterbrechen und auf kurze Zeit nach Berlin überzusiedeln. Von hier aus ging er nach München, wo er die Vorlesungen über National-Oeconomie anhörte und zugleich, durch Landsleute bei Hofe vorgestellt, das Hofleben auf Bällen und Festen kennen lernte. In die Heimath zurückgekehrt, widmete sich F. zunächst während dreier Jahre der praktischen Verwerthung seiner juristischen Kenntnisse als Friedensrichter am Kreisgerichte zu Grobin, dann begab er sich zu einjährigem Aufenthalte in's Elternhaus, und hier entstand das erste seiner gedruckten Werke, ein Drama unter dem Titel „Eine Bildhauerwerkstatt in Florenz“ und, wohl bald darauf, auch das andere, gleichzeitig mit diesem unter dem Gesammttitel: „Zwei Dramen“ (Leipzig, 1856) erschienene „Masaniello“.

Der Ausbruch des Krim-Krieges veranlaßte den Kurländischen Adel seiner Gesinnung und Ergebenheit für den Kaiser Nicolai durch eine That beredten Ausdruck zu verleihen. Dreißig junge Mitglieder der Ritterschaft meldeten sich zum Freiwilligen Dienst, und in dieser vom Landesbevollmächtigten Baron Hahn dem Kaiser vorgestellten Schaar jugendlicher Krieger befand sich auch unser Dichter. Er ging mit auf den Kriegsschauplatz, allein ein Unfall machte seiner militärischen Laufbahn bald ein Ende. Bei einem tollkühnen Ritte einen steilen Weinberg-Abhang hinab, stürzten Roß und Reiter, und der aus der Scheide geflogene Säbel durchschnitt die Finger der linken Hand so arg, daß die Aerzte sofort zur Amputation schreiten wollten und nur der energische Widerspruch und die kerngesunde Natur des Patienten die Hand gegen alle ärztliche Diagnose dennoch erhielten. F. nahm seinen Abschied und kehrte in die Heimath zurück. Unterdessen hatte der Vater in Litthauen ein zweites Gut, Rythinien, gekauft, dessen Bewirthschaftung er nun diesem ältesten Sohne übertrug.

Und eines Tages plötzlich strahlenhelle,
Wie eine lichte Himmelsbotin, stand
Die Liebe da auf seines Lebens Schwelle
Und zog vom Spiele lächelnd ihm die Hand.
Es riß der Vorhang, der in keuschem Schweigen
Vor seines Herzens Heiligthum gewallt,
Und es entschleierte mit süßem Neigen
Im Weib sich ihm des Glückes Huldgestalt.

(Ged. S. 62).

Im Sommer 1858 führte er glückselig seine junge Frau Lucie, geb. Baronesse von Grotthuß, in sein schlichtes Landhaus in Rythinien ein und mit ihr, inmitten einer sich schnell mehrenden Kinderschaar von fünf munteren Knaben und drei blühenden Mädchen, verbrachte er zwölf und ein halbes Jahr in stiller Zurückgezogenheit von der Welt. Dieses traute Stillleben wurde durch die polnische Revolution von 1863 für anderthalb Jahre unterbrochen. F. mußte vor den Insurgentenbanden mit seiner Familie flüchten und zwar auf das nahe gelegene Gut seines Vaters in Kurland. In demselben Jahre hat er zum ersten und gleichzeitig letzten Male die landespolitische Bühne öffentlich betreten und auf der sogenannten „brüderlichen Konferenz" eine Rede gehalten, die den Zeitgenossen ihrer Beredtsamkeit und ihres Gedankenreichthums wegen lange im Gedächtniß geblieben sein dürfte, trotzdem F. mit der von ihm vertretenen Anschauung in der Minorität blieb. 1864 erschien der erste Band seiner „Gedichte" (in Leipzig). 1869 reiste er in's Ausland, besuchte Wien und folgte einer Einladung nach Ungarn, dessen Eigenart ihn im hohen Maße anregte und fesselte. Leider begann der Dichter ernstlich zu kränkeln. Im Frühjahre 1870 trat zu dem schon vorhandenen Leiden eine Herzentzündung hinzu. Zwar schien es im Herbste desselben Jahres, als sollte der inzwischen in die Heimath zurückgekehrte Kranke noch gerettet werden können. In diese Zeit seiner Besserung fielen die stürmischen Ereignisse der großen Jahre 1870/71. Sie entfachten in der für alles Große und Schöne so empfänglichen Dichterseele noch einmal die Gluth hinreißender poetischer Begeisterung, die in den „Eilf Sonetten von 1870" mächtig emporlodert. Es blieb dem Leidenden kaum noch die Zeit zur Sichtung des zweiten Bandes seiner Gedichte, der nach seinem Tode als „Poetischer Nachlaß" (Leipzig 1871) erschien. Alle Aufopferung der Seinigen vermochte ihm nicht mehr zu helfen, und am 20. Februar 1871 verschied zu Niegranden im noch nicht vollendeten 43. Lebensjahre der größte lyrische Dichter Kurlands nicht nur, sondern auch einer der bedeutendsten deutschen Lyriker überhaupt.

Es ist nur durch die eigenthümlichen Verhältnisse, die Entlegenheit seiner baltischen Heimath von den Centren westeuropäischen Geisteslebens u. s. w. zu erklären, daß Carl v. Fircks im Auslande nicht einmal dem Namen nach bekannt ist. Daß er auch in seiner engeren und engsten Heimath als Dichter so gut wie verschollen ist, wird durch jene Umstände freilich noch nicht erklärt. Aber die baltischen Provinzen haben seit jeher wenig von ihren Dichtern gehalten, und so sind auch die prächtigen Schöpfungen dieses gottbegnadeten Poeten selbst in Kurland nur einzelnen Wenigen bekannt. Carl v. Fircks ist ein urwüchsiges, völlig eigenartiges, tief und stark veranlagtes lyrisches Talent, dem wir eine Reihe von Dichtungen verdanken, die sich den besten an die Seite stellen dürfen. Liest man seine „Gedichte" und den „Poetischen Nachlaß", dann wird man bald an Lenau, bald an Eichendorff erinnert, aber nicht etwa durch Nachempfindungen und Anklänge, sondern hier durch eine stimmungsgewaltige, schwermüthige Innigkeit, die sich in Metaphern von überraschender Pracht und blendendem Glanze kleidet, dort durch waldesduftige Frische und lenzhafte Naivetät. Auf wenige moderne deutsche Lyriker lassen sich mit demselben Rechte, wie auf diesen, die Schillerschen Worte anwenden:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang."

Ein kräftiger, zielbewußter, männlicher Character paart sich bei F. mit einer rührenden, fast kindlichen Weichheit, und den Uebergang dieser Gegensätze bildet die stimmungsvolle Dämmerung einer geheimen, verschwiegenen, tiefinnerlichen Schwermuth. F. hat seinen eigenen Ton, und das hebt ihn über die Masse der Lyriker unserer Tage um Haupteslänge empor. Bei ihm ist nichts Gemachtes und nichts Gesuchtes, er ist überall wahr, echt und tief und dazu ein Lyriker nicht nur der reinen Empfindung, sondern auch des Gedankens. Den ritterlichen Adel seiner Gesinnung verleugnet er in keinem Gedichte; und wie er im Leben oft an das Horazische Odi profanum vulgus et arceo erinnert haben soll, so spricht auch aus seinen Gedichten eine ehrliche Entrüstung gegen das Gemeine und redliche Verachtung alles Niedrigen. Das bringt abermals in seine dichterische Physiognomie einen neuen ungemein ausdrucksvollen und interessanten Zug, den einer gewissen Herbheit, die ihm vorzüglich zu Gesichte steht. In rein formaler Beziehung lassen seine Sachen häufig zu wünschen übrig, aber diesen Fehler theilt er mit weit berühmteren Brüdern in Apoll. Wo der Dichter übrigens lediglich für sich selbst dichtet und ihm Publikum und Kritik nicht zur Seite stehen, da ist es fast natürlich, daß er sich in formaler Hinsicht gewissermaßen im Néglige bewegt. Fircks ist seiner eigensten Anlage nach Lyriker, und deshalb sind seine Dramen mehr durch Schönheit und Gedankenreichthum der Sprache, als durch eigenartige dramatische Charakteristik und straffe Technik ausgezeichnet. Das Mittelmaß überragen auch diese Schöpfungen seiner Muse. Der liebenswürdige Einsender der Lebensbeschreibung unseres Dichters, dem ich die obigen biographischen Mittheilungen verdanke, bemerkt mit Recht, daß die Aufgabe, eine Blüthenlese aus den 2 Bänden F.'scher Gedichte zu veranstalten, keine leichte ist: „eben darum keine leichte, weil bei der überaus strengen Kritik des Dichters selbst die gedruckten Gedichte schon eine sorgfältige Auswahl seiner Schöpfungen darstellen und weil ferner die Mannigfaltigkeit der behandelten Stoffe, die Vielseitigkeit und Originalität der Fircks'schen Muse es bewirken, daß wohl kaum eines der im Drucke vorliegenden Gedichte zu den inhaltlosen und minderwerthigen gezählt werden darf. Eigenartig oder geistreich erscheint fast jedes einzelne." Der Herausgeber stimmt diesen Ausführungen vollständig bei, hofft aber, daß auch die oben versammelte Schaar F.'scher Gedichte hinreichen wird, ihrem Schöpfer ein würdiges Ehrengeleit in die weitere Oeffentlichkeit zu geben. Es wäre ein verdienstliches Unternehmen, eine neue Ausgabe des kurländischen Dichters auf dem deutschen Büchermarkt zu verbreiten. — —

Nach Erscheinen der ersten Auflage des „Baltischen Dichterbuchs" und im Anschlusse an dasselbe ist von vielen Seiten nachdrücklich auf diesen Dichter hingewiesen worden. Eingehender haben sich mit ihm „Schorer's Familienblatt" (Nr. 6, 1894) und die „Preußischen Jahrbücher" (März, 1894) beschäftigt. Der Kritiker von Schorer's Familienblatt (Emil) P.(eschkau) nennt F. einen Dichter, „der zweifellos einen hervorragenden Platz unter den deutschen Lyrikern aller Zeiten

verdient." „Nichts von dem mühseligen Haschen nach Originalität, das die Halbtalente charakterisirt, und doch ein eigenartiger Duft, etwas Ungewolltes, das sich kaum charakterisiren läßt und das ihn doch von andern unterscheidet. Man darf auf das Grab des Freiherrn von Fircks schon einen schönen Gedenkstein setzen."

Die mit zahlreichen Proben ausgestattete Studie eines baltischen Landsmanns (Dr. S.) über unseren Dichter in den „Preußischen Jahrbüchern", ist so treffend, daß sie verdient, hier im Auszuge wiedergegeben zu werden:

„Hab' ich doch selbst unterm Weihnachtsbaum mich ehrlich schämen müssen, als ich beim Durchblättern des „Dichterbuches" auf einen mir ganz unbekannten heimathlichen Poeten stieß, dem auch die strengste Kritik ein Lobeswörtchen nicht vorenthalten würde. Und die Beschämung wurde nicht geringer, als ich beim Weiterlesen mir sagen mußte: Das ist einer der bedeutendsten Dichter des Ostseelandes, vielleicht aus unserem Jahrhundert der bedeutendste! . . . Mag sein, daß man in Kurland, vielleicht speciell im Kreise seiner Standesgenossen, seine Gedichte gekannt, viel gelesen hat, — in den Schwesterprovinzen, selbst in Riga, haben wohl nur sehr Wenige von ihm gewußt. Entschuldigen läßt sich das freilich nicht. Zur Erklärung kann ich mich aber immerhin berufen auf die auch vom Herausgeber des „Baltischen Dichterbuches" wiederholt hervorgehobene Indifferenz des Landes seinen Dichtern gegenüber. Die dortige Isolirung war der Ausbildung selbständiger Persönlichkeiten zwar günstig, die durchgängig aristokratischere Lebensauffassung und Lebensführung aber hielt von der Oeffentlichkeit zurück: wozu über die Grenzen von Haus und Freundschaft hinaus sein Inneres bloslegen? Und gar Lyrik! Man hat selten eine neue einheimische Gedichtsammlung auch nur vorurtheilslos empfangen; vielmehr war stets die Frage zur Hand: ob denn das wirklich ein so großes Talent sei, daß die Drucklegung seiner Reime sich lohne? Leicht haben die baltischen Dichter es jedenfalls nicht gehabt, sich Anerkennung in der Heimath zu erwerben. Um so erklärlicher, daß sie in Deutschland fast unbekannt sind. Ich glaube deshalb den Lesern der „Preußischen Jahrbücher" etwas Neues zu bringen, wenn ich ihnen in seinen Liedern einen Heimathgenossen schildere, der in Ehren als deutscher Dichter genannt werden darf.

„Wer hier die Bücher in die Hand nähme, der möchte vor Allem staunen über die grellen Gegensätze, die sich ihm darbieten. In buntem Wechsel folgen sich ernste Betrachtung und fröhlicher Scherz; kraftvolle, muthige Klänge und weiche, zarte Weisen lösen einander ab; herbe Abgeschlossenheit offenbart sich in einem Liede und das andere redet wieder die Sprache eines warmen, liebevollen, für menschliches Leid überall empfänglichen Herzens. Schier wunderlich und unvermittelt erscheint auf den ersten Blick das Durcheinander.

Wer den Boden, auf dem diese Dichterkraft erwuchs, kennt, nicht nur als historisch-antiquarischen Begriff, sondern als ein eigenartiges Ganzes, voll Leben und des Lebens würdig; wer dort gelebt hat in der nordisch kargeren Natur, die den Menschen mehr, wie hier, hinweist auf sich selbst, auf das innige Familienleben des Hauses und auf seinen nahen Freundeskreis; kurz, wer ein Kind des Baltenlandes ist, den muthet es traulich und bekannt an aus den v. Fircks'schen

Liedern, ein Hauch weht zu ihm herüber, der über die heimathliche Erde gegangen ist, und Land und Leute von dort tauchen auf. Gerade was dem Fernstehenden widerspruchsvoll erscheint, das ist für den Balten so verständlich und wahr. Denn Freiherr Carl v. Fircks ist in der That ein Typus des Baltenthums! . . . Die Art, wie der Dichter an Welt und Menschen geht, die Gegenstände, die ihn, sei es erwärmen, sei es abstoßen; jener Wechsel und Widerspruch — das Alles führt zurück auf baltisches Wesen, baltischen Charakter. Der Widerspruch ist meist nur scheinbar, die Härten werden reichlich aufgewogen durch weichere Züge, und Beides, Widersprüche wie Härten, erklärt sich in seiner inneren Begründung, in seinem Werden und Wachsen leicht für den, der das Land und seine Vergangenheit kennt. . . .

„Carl v. Fircks ist eine fast überall selbstständige Natur; innerlich fertig, obwohl die Spuren vorhergegangener Kämpfe nicht verborgen bleiben; offen und ehrlich, ernst und klar um sich blickend. Ueberaus anziehend sind seine Sprüche, wie ich sie nennen möchte: je zwei vierzeilige Strophen, in denen ein geistvoller Gedanke, ein reizvolles Bild durchgeführt wird. . . . Ueberaus charakteristisch ist der aristokratische Zug im Wesen des Dichters. Eine vornehme Natur, die aus sich kein Hehl macht: keine Schwärmerei für die demokratisirende Publizität und Preßschrankenlosigkeit unserer Zeiten, keine Hochachtung vor dem Urtheil der Menge. . . .

„Der Umstand, daß der Dichter bis zum achtzehnten Jahre nicht in öffentlicher Schule, sondern durch Hauslehrer unterrichtet wurde, mag die Entwickelung des aristokratischen Wesens noch gefördert haben. Aber das Bewußtsein der Ueberlegenheit seiner Rasse liegt jedem baltischen Deutschen gegenüber dem dortigen Landvolke anderer Nationalität nun einmal im Blute, und das kann gar nicht anders sein; zumal auf dem Lande im Verhältnisse von Edelmann und Bauer. Daß trotzdem gerade der baltische Adel seit Generationen an der Versöhnung der sozialen Gegensätze gearbeitet hat, und zwar mit bestem Erfolge, das ist ein in Deutschland vielfach übersehener Entwickelungsprozeß . . . .

„Die Frage, die ich mir aufwarf, ob nicht Carl von Fircks der bedeutendste baltische Dichter unseres Jahrhunderts sei, ist im Grunde müßig, zumal an dieser Stelle, wo nicht Kunstkritik geübt, sondern nur eine eigenartige deutsche Dichternatur deutschen Lesern näher gerückt werden sollte. Nicht allzu viel konnte hier von seinen Liedern geboten werden; aber aus dem Wenigen tritt, so meine ich, die reiche, geschlossene, edle Persönlichkeit des Dichters klar hervor. Seine Erscheinung wirkt erfrischend in dieser Zeit des Jahrhundertschlusses, die arm ist an Individualitäten. Er war ein ganzer Mann!"

Es unterliegt für den Herausgeber gar keinem Zweifel, daß dem Freiherrn Carl von Fircks nicht nur unter den baltischen, sondern auch unter den deutschen Lyrikern aller Stämme ein Platz in der ersten Reihe gebührt. Wenige können sich mit ihm an Reichthum und Eigenart der Gedanken, Macht und Fülle, sowie auch einem gewissen intimen Reize der Stimmung, bildlicher Kraft des dichterischen Ausdrucks, Lebendigkeit und Plastik der inneren Anschauung messen. Was gerade in unserer Zeit besonders anerkannt zu werden verdiente, ist die tiefinnere Wahr-

haftigkeit, der Mangel alles Conventionellen und Phrasenhaften in seiner Poesie. Eine solche Mischung von hingebender kindlicher Weichheit und Innigkeit und herber, hoher, trotziger Kraft, wie sie F. eigenthümlich ist, wie sie das hervorstechendste Merkmal seiner dichterischen Eigenart bildet, dürfte in ihrer Art ziemlich vereinzelt dastehen. Man vergleiche nur Gedichte, wie „Kindheitstraum" auf der einen und etwa „Volksmund" auf der anderen Seite!

Mit Recht nennt der geschätzte Verfasser der Studie in den „Preußischen Jahrbüchern" F. einen „Typus des Baltenthums" und eine specifisch aristokratische Natur. Was dieser Dichter aber vor unzähligen Sangesgenossen voraus hat, was ihn zu einem wirklich großen Künstler stempelt, das ist — sein Humor. Denn F. ist Humorist, seine Weltanschauung eine humoristische. Und nur dadurch lassen sich die Gegensätze in seinem Wesen erklären, nur dadurch lösen sich diese Gegensätze in eine höhere harmonische Einheit auf.

F. ist gewiß in erster Reihe Lyriker, aber er ist nicht nur Lyriker. Welche hohe epische Kraft ihm innewohnte, beweisen nicht nur seine Balladen. In dem epischen Fragment „Fergus" entfaltet er einen poetischen Styl, dessen wuchtige Großartigkeit stellenweise nicht mehr übertroffen werden kann.

Alexander Fischer,

geboren am 11. August 1812 zu St. Petersburg als Sohn eines dortigen deutschen Apothekers, besuchte in seiner Vaterstadt das französische Institut, wandte sich dann nach Deutschland und widmete sich in Leipzig 1833—41 belletristischen Studien. Da er gegen den Willen des Vaters in Deutschland eine schriftstellerische Laufbahn einschlug, entzog ihm dieser seine Unterstützung, so daß F. ganz auf seine litterarischen Einnahmen angewiesen wurde. In Gemeinschaft mit seinem Freunde Adolf Böttger übersetzte er mehrere Stücke des bei Wiegand erschienenen deutschen Shakespeare, begründete mit E. Willkomm 1837 die „Jahrbücher für Dramaturgie", veröffentlichte um dieselbe Zeit sein fünfactiges Trauerspiel „Masaniello" und siedelte dann, nach einem Zerwürfniß mit Böttger nach Freiburg über, wo er sein ungedrucktes Schauspiel „Nausikaa" verfaßte. Zerfallen mit sich und der Welt, müde eines elenden, an Enttäuschungen reichen Lebens, das dem idealen, uneigennützigen Dichter nicht einmal die dürftigsten Daseinsbedingungen zu bieten vermochte, erschoß er sich in Freiburg i. B. am 31. März 1843.

Von seinen Jugendarbeiten sei hier noch das Drama „Michael Servedo" erwähnt. Gedichte aus seiner Feder erschienen in verschiedenen Zeitschriften. Einer abschließenden Beurtheilung und Würdigung von Fischer's dichterischem Können hat die Welt durch den kurzen Proceß, den sie ihrem 31jährigen Opfer gemacht, vorzubeugen gewußt.

Paul Fleming

wurde am 5. October 1609 zu Hartenstein im sächsischen Erzgebirge geboren. Er war der Sohn des dortigen Stadtschullehrers, späteren Pfarrers zu Topfseiffersdorf und Wechselburg, Abraham F., und dessen Gattin Dorothea, geb. Müller, einer ehemaligen Kammerjungfer der Gräfin Schönburg auf Schloß Hartenstein.

In früher Kindheit verlor er seine Mutter, fand aber in der zweiten Frau seines Vaters, Ursula, geb. Zehler, eine liebevolle Stiefmutter. Er besuchte die Stadtschule zu Mittweida, dann die Thomasschule zu Leipzig und wurde schon im Wintersemester 1623/24 unter dem „Rector, Herrn Jacob, Herzog in Livland" und dem Prorector Finkelthaus in die Universitätsmatrikel eingetragen. Mit Vollendung seines 19. Lebensjahres zum wirklichen Universitätsstudium zugelassen, widmete er sich der Medicin, daneben aber auch den schönen Künsten. Schon 1632 erhielt er für seine lateinischen Dichtungen den Titel eines kaiserlichen Poeta laureatus, 1633 wurde er zum artium et philosophiae Doctor ernannt. Bald darauf verließ er Leipzig und begab sich nach Holstein. Der Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp rüstete damals eine Gesandtschaft an seinen Schwager, den Czaren von Rußland, aus, welche für eine weitere Gesandtschaft nach Persien die Erlaubniß zum freien Durchzuge durch Rußland erwirken sollte. Sein vom 30jährigen Kriege zerrissenes und verwüstetes Vaterland scheint dem Dichter keinen geeigneten Wirkungskreis geboten zu haben. Er ergriff daher mit Freuden die Gelegenheit, sein Glück in der Ferne zu suchen und fremde Länder und Völker kennen zu lernen. Durch Vermittlung des Adam Olearius, der uns in seiner Reisebeschreibung die Schicksale der Holstein'schen Gesandtschaft überliefert hat, erhielt F. in derselben eine Anstellung als Truchseß und Hofjunker. Ueber Riga, wo ein vierwöchentlicher Aufenthalt genommen wurde, Dorpat, wo F. mit den Professoren der im Jahre vorher (1632) von Gustav Adolf gestifteten Universität: Johann Below, Friedrich Menius, Lorenz Luden, Andreas Virginius, in engere Fühlung trat, Narwa, Nowgorod u. s. w. langten die Reisenden in Moskau an, wo sie sich ihres Auftrags mit Erfolg entledigten. Der Heimweg führte über Reval. Hier mußte der größere Theil des Gefolges, darunter auch F., so lange verweilen, bis die Gesandten selbst mit neuen Instructionen für die weitere Reise nach dem Orient aus Holstein zurückkehrten. F. verlebte jetzt in Reval „zehn schöne, für seinen Dichterruhm bedeutendste Monate" (J. M. Lappenberg, P. F.'s deutsche Gedichte, II, S. 877). Das Revaler Gymnasium bildete damals einen Sammelpunkt geistiger, namentlich litterarischer Interessen und hervorragender Persönlichkeiten, von welchen sich besonders die Professoren Reiner Brockmann und Timotheus Polus, gekrönter kaiserlicher Poet, unserem Dichter in herzlicher Freundschaft anschlossen. Drei liebreizende Schwestern, die Töchter des Revaler Handelsherrn und Aeltermanns Heinrich Niehusen, setzten das empfängliche Herz des jungen Dichters in helle Flammen. Er warb um die Huld der zweitältesten, Elsabe, — wie es scheint,

längere Zeit vergeblich. Als es ihm endlich geglückt schien, ihre Zurückhaltung zu brechen, da wurde das nur lose geknüpfte Band durch einen noch unaufgeklärten Zwischenfall für immer zerrissen und Elsabe — die Gattin eines Andern!

Diese Ereignisse erlebte der Dichter nicht mehr in Reval, sondern im fernen Osten. — Die Gesandten waren aus Holstein zurückgekehrt, und im Februar 1636 wurde die Fahrt nach Persien begonnen. Während der ganzen Reise finden wir den Dichter mit seiner Liebe beschäftigt. Im November d. J. klagt er seinem Freunde Olearius, das „Balthie", so nennt er u. A. die Geliebte, ihn nicht mehr grüßen lasse und spricht von einem Gelübde, das er gebrochen habe. Im März 1637, zu Schamachie, erhält er aus Reval die endgiltige Absage. Wohl hat er sich später zu bescheiden gewußt und einen anderen Herzensbund geschlossen, aber den Schmerz um „Jene" hat er niemals ganz verwinden können!

Nach vielen Abenteuern und Gefahren war die Gesandtschaft im August 1637 in Ispahan angekommen. Durch die Schuld des Hauptunternehmers, Brüggemann, scheiterten ihre Bemühungen um Anknüpfung von Handelsbeziehungen völlig. Im Dezember d. J. wurde der Rückweg angetreten, der wieder über Reval führte. F. hielt sich daselbst drei Monate auf. Die dritte Tochter Niehusen's, Anna, die während F.'s erster Anwesenheit in Reval als bescheidene Knospe von ihren älteren Schwestern verdunkelt worden war, trat dem Dichter jetzt in holder Blüthe entgegen. Am 8. Juli verlobte er sich mit ihr. Man bot ihm in Reval das Physikat an, und F. hatte auch die Absicht, dieses Amt anzunehmen und sich ganz in Reval niederzulassen. Vorher wollte er sich aber in dem damals berühmten Leyden die Würde eines Doctors der Medicin erwerben. Er schied also — wie er hoffte: für kurze Zeit — von der Geliebten und der neuen Heimath, erreichte in Leyden seinen Zweck und war im Begriff über Hamburg nach Reval zurückzukehren. Da, inmitten seiner schönsten Hoffnungen und Erfolge, ereilte ihn plötzlich der Tod. Auf der Reise von einem Unwohlsein ergriffen, traf er schwer krank in Hamburg ein. Er fühlte sein Ende herannahen und schrieb sich selbst in einem schönen Sonette die Grabschrift. Am 2. April 1840 war er hinübergegangen!

F.'s Stellung in der deutschen Nationallitteratur ist eine bekannte und gesicherte: er ist „der größte Lyriker seiner Zeit" (G. Brenning, Gesch. d. deut. Litt., S. 354). Schon von seinen Zeitgenossen wurde er neben den damals vergötterten Opitz gestellt, den F. auch persönlich in Leipzig flüchtig kennen gelernt hat. Wir Heutigen tragen kein Bedenken, ihn über Opitz zu stellen, dem F. nicht nur durch ureigene poetische Begabung, sondern auch durch Tiefe des Gemüths und Adel des Charakters weit überlegen ist. Ueber den mittelmäßigen Sängern der ersten schlesischen Dichterschule, der Sprachvereine und Schäferorden ragt er in seinen besten Sachen als monumentale Gestalt empor. Gleichwohl ist er natürlich ein Kind seiner Zeit, deren eigenartige, meist unschöne Merkmale auch seiner Muse anhaften. Die Gelegenheitsdichtung nimmt unter seinen Erzeugnissen den breitesten Raum ein, geschmacklose Spielereien mit den Namen der Angedichteten sind auch bei ihm zu finden, und an altem mythologischen Ballast ist gleichfalls kein Mangel. Aber bei alledem — welch' ein liebenswürdiger, herzgewinnender Dichter! Wie kindlich rein

seine Empfindungen, wie rührend seine Liebesweisen, wie tief und voll seine geistlichen Lieder! Es muß schon ein ganz ungewöhnliches Talent gewesen sein, das sich durch all den gelehrten Wust, den äußerlichen Kram der dichtenden Zeitgenossen den Weg zu den freien Höhen der Kunst zu bahnen vermochte.

Nichtbaltische Leser wundern sich vielleicht, wenn sie den Namen „Paul Fleming" im „Baltischen Dichterbuche" erblicken. In der That geben die meisten deutschen Litteraturgeschichten, namentlich die für den Schulgebrauch, allen Anlaß zu einer solchen sehr unberechtigten Verwunderung. Wird doch in Werken dieser Art der Revaler Aufenthalt F.'s und seine Bedeutung für den Dichter keineswegs gebührend gewürdigt, häufig nicht einmal erwähnt!! Und doch ist dieser Aufenthalt in mehr als einer Hinsicht ausschlaggebend für den Dichter, ja, die gesammelten Dichtungen F.'s sind ohne Berücksichtigung seiner Revaler Erlebnisse und Beziehungen zum großen Theile einfach unverständlich. In Reval fand er gleichgesinnte Freunde und Förderer, fand er ein reichentwickeltes geselliges Leben, das bei allen der Zeit eigenthümlichen Auswüchsen doch von geistigen Genüssen durchwürzt war. Hier fühlte er zum ersten Male wirkliche Leidenschaft zu einem weiblichen Wesen, alle Qualen und Hoffnungen der ersten Liebe. Auf den Wogen der Wolga und des Kaspischen Meeres, im Kaukasus und in den Gefilden Persiens richtete sich sein ganzes Dichten und Trachten nach der altersgrauen Stadt am finnischen Meerbusen. Von dorther kommt ihm die schmerzliche Kunde, daß die Geliebte auf immer für ihn verloren; dort spendet die Schwester der Verlorenen dem Zurückgekehrten Trost in der Trübsal seines Herzens.

Seine Revaler Freunde bieten ihm eine angesehene Lebensstellung in der Stadt, und nur der Tod hindert ihn daran, Bürger derselben zu werden. Wer die gesammelten deutschen Dichtungen F.'s nicht nur aus Litteraturgeschichten kennt, sondern selbst in der Hand gehabt und sich mit dem Leben des Dichters einigermaßen vertraut gemacht hat, wird geradezu überrascht durch die Fülle derjenigen seiner Erzeugnisse, welche in der einen oder anderen Hinsicht dem baltischen Aufenthalte F.'s ihren Ursprung verdanken.

Unter zahlreichen poetischen Namen feiert er die baltischen „Sirenen"; er besingt die Familienfestlichkeiten seiner ehstländischen Freunde in der Stadt und auf dem Lande und in der „Livländischen Schneegräfin" entwirft er uns gar ein interessantes Sittengemälde Livlands im 17. Jahrhundert. Bestimmt man die Zugehörigkeit eines Dichters nicht nach den äußeren Umständen und nach den Zufällen der Geburt und des Todes, sondern nach den Anregungen und bleibenden Eindrücken, die sein inneres Leben und dichterisches Schaffen befruchtet haben, so darf F. im „Baltischen Dichterbuch" jedenfalls nicht fehlen.

Einzelausgaben seiner Dichtungen hat F. selbst veranstaltet. So ist z. B. seine „Livländische Schneegräfin" 1636 in Reval als Einzeldruck erschienen. Ein genaues, 39 verschiedene Nummern enthaltendes bibliographisches Register giebt Lappenberg.

Hier seien nur folgende, nach dem Tode des Dichters veranstaltete Ausgaben erwähnt: Dr. P. F.'s Poetische Gedichte Prodromus, herausg. v. Adam Olearius,

1641. — Geist- und Weltliche Poemata P. F.'s, 1651. — P. F.'s erlesene Gedichte, herausg. v. Gustav Schwab, 1820. — P. F.'s Deutsche Gedichte, herausg. v. J. M. Lappenberg, 1865. — Gedichte, herausg. v. Jul. Tittmann, 1869.

Abraham Gottlieb Hermann Franzius,

am 18. April 1801 zu Riga geboren, verlor früh seine Eltern und wurde von einer Tante erzogen. Seine Kindheit war eine dürftige und freudenlose. Durch die Fürsorge eines Verwandten kam er in die Navigations- oder zweite Kreisschule, 1817 auf das Gymnasium zu Riga. 1822—25 widmete er sich in Dorpat dem Studium der Rechte, nach dessen Beendigung er sich in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt niederließ. Da ihm dieser Beruf keine ausreichenden Existenzmittel gewährte, nahm er 1827 die Stellung eines Protokollisten bei der Rigaer Polizeiverwaltung an, welche er bis zu seinem Ende ausfüllte. 1828 vermählt, starb er am 26. Dezember 1832.

Nach Allem, was über sein Leben und Wirken berichtet wird, war F. ein reichbegabter Geist von ungewöhnlicher Charakterstärke und tiefem Gemüth. Ernste, erhabene Gedanken, volle und tiefe Empfindungen sind auch in seinen Dichtungen niedergelegt, und einzelne unter ihnen sind gewiß schön zu nennen. Aber die Freunde und Verehrer des Verblichenen täuschten sich doch über den wahren Werth seiner Gedichte, wenn sie für diese einen ungewöhnlich hohen Rang in Anspruch nahmen. Dazu fehlt es ihnen an jenem unsagbaren Etwas, unter dessen Zauberstabe allein die menschlich erhabensten und tiefsten Gedanken auch poetische Schönheit gewinnen. Unter den häufig schwerfälligen Tritten, mit denen die etwas philiströse Tugend bei Franzius einherschreitet, versliegt nur zu häufig der feine Blüthenstaub der Poesie. Sie huldigt bei ihm fast ausschließlich der Reflexion, und wenn sie sich häufig in nur zu hingebender Weise nach Form und Inhalt an Schiller anlehnt, so darf das doch nicht gerade als besonderer Vorzug ausgelegt werden. Es fehlt den meisten seiner Gedichte die Grazie und Anmuth, ein Mangel, der vielleicht auf die harte und strenge Jugend und die engen späteren Lebensverhältnisse des Verfassers zurückzuführen ist. F. bestätigt eben die alte, aber häufig verkannte Wahrheit, daß geistig sehr hochstehende, durch Gaben des Gemüths und Charakters ausgezeichnete Personen nicht nothwendig auch große Dichter sein müssen.

Verf.: Nachlaß von A. G. H. Franzius, herausg. von Dr. K. L. Grave und A. Möller (Riga, 1833).

Johann Wilhelm von Fürstenberg,

der vorletzte livländische Ordensmeister, entstammte einem westfälischen Geschlechte und ist Ende des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich zu Neheim bei Arnsberg, geboren. Wann er nach Livland auswanderte, wird uns nicht überliefert, doch ist er jedenfalls schon zu Zeiten Walters v. Plettenberg in den Orden getreten. In höheren Stellungen tritt er uns zuerst als Hauscomtur von Ascheraden, danach als Comtur von Dünaburg entgegen; 1553 wurde er Comtur von Fellin, im April 1556 Coadjutor des Ordensmeisters Heinrich von Galen und nach dessen Tode im Mai 1557 zu dessen Nachfolger ernannt. Seine ohnehin außerordentlich bedrohte Stellung in einer Zeit, in welcher die Reformation das ursprünglich katholisch-geistliche livländische Staatengebilde von der Wurzel aus vernichtete und Rußland nach der Herrschaft über die Ostsee drängte, wurde ihm durch Intriguen im Schooße des Ordens selbst, namentlich seitens des ehrgeizigen Comturs Gotthard Kettler, derart erschwert, daß sie sich schließlich als unhaltbar erwies. 1558 wurde ihm von den Ordensgebietigern Kettler als Coadjutor aufgezwungen, September 1559 legte er, abermals der Gewalt weichend, sein Amt ganz zu dessen Gunsten nieder, um sich auf das feste Schloß Fellin zurückzuziehen, wo er seinen Lebensabend in Frieden zu beschließen gedachte. Aber schon im folgenden Jahre fiel das Schloß durch Verrath der deutschen Söldner in die Hände der Russen, die den greisen ehemaligen Ordensmeister gefangen nach Moskau schleppten. 1568 soll er noch in dem Flecken Ljubin, nicht weit von Moskau, der ihm zum Aufenthalte angewiesen war, gelebt haben. Er starb, ohne sein Vaterland wiedergesehen zu haben, in der Verbannung.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die politische Bedeutung Fürstenberg's zu würdigen. Die von den Anhängern Kettler's über ihn verbreitete Legende ist voller innerer Widersprüche, wenn sich auch nicht bestreiten läßt, daß er der schwierigen Verhältnisse, in welche er gestellt war, nicht Herr werden konnte. Aber die Frage liegt nahe, ob der Untergang des Ordens überhaupt zu verhindern war? Jedenfalls haben die Männer, die sein Erbe antraten, ihn nicht zu verhindern gewußt. Uns interessirt vor Allem die Thatsache, daß der alte Meister in den Tagen der Kümmerniß Trost in geistlicher Liederdichtung suchte und daß das Wenige, was uns davon erhalten ist, ihn als einen Mann zeigt, der gläubigen und einfältigen Herzens auf dem Boden des Evangeliums stand. Denn evangelisch war F. im innersten Grunde seines tiefreligiösen Gemüths, so wenig auch äußere Gründe ihm den offenen Uebertritt zur Reformation gestattet haben mochten.

In den Versen:

Noch moth ick, Herr, vortzagen
In dyner Gerechticheit,
So du nicht oth bloter gnade
Bedeckest myne schwackheyt,

seines tiefempfundenen Liedes bekennt er sich doch unumwunden zur lutherischen Gnadenlehre, die ja zur katholischen Werkheiligkeit einen — nicht nur der innersten,

sondern auch der damals actuellsten Gegensätze bildete. Das ganze Lied ist aus dem evangelischen Geiste heraus gedichtet, worauf u. A. auch schon die Bitte um die Erhaltung „im rechten Worte“ Gottes — eine bei den Evangelischen besonders übliche Betonung — hindeutet.

Carl Friedrich Georg Glasenapp,

geboren am 14. März 1799, war von Hause aus für das kaufmännische Fach bestimmt, widmete sich aber 1821—26 der praktischen Landwirthschaft auf verschiedenen Gütern Livlands und bezog dann, bewogen und unterstützt durch seinen edlen Freund Carl Theodor Graß, zugleich mit diesem die Universität Dorpat, wo er sich 1826—28 in Ermangelung der Abiturientenprüfung als Hospitant gründliche naturwissenschaftliche und technologische Kenntnisse erwarb. 1829—31 lebte er als Privatlehrer in Wilna. An der Annahme des ihm angetragenen Lektorats der deutschen Sprache an der dortigen Universität wurde er leider durch die Unruhen der polnischen Revolution verhindert. Er kehrte 1831 nach Riga zurück, führte dort zunächst als Privatlehrer ein mühevolles und beengtes Dasein und wurde dann Lehrer, später auch Inspektor der zweiten Kreisschule in Riga. In dieser Stellung und gleichzeitig als Lehrer an Privatschulen u. s. w. wirkte er in Riga bis an sein Lebensende, am 14. August 1858.

Ungleich dem druckwüthigen Dilettantismus der Neuzeit hat G. die meisten seiner zarten und innig empfundenen Gedichte, unter denen sich ganz allerliebste Sachen befinden, im verschwiegenen Pulte behalten. Nur ein kleiner Theil ist im Druck erschienen, so in der Sammlung „Schneeglöckchen“ (herausg. v. A. Tideböhl und W. Schwartz) und in verschiedenen Jahrgängen der „Riga'schen Stadtblätter.“ Von seinen Prosaarbeiten hat er nur eine, seiner Tochter Marie gewidmete Jugendschrift veröffentlicht „Das Marienbüchlein“ (Berlin).

Karl Gotthard Graß,

Dichter und Maler, Sohn des Landpredigers G., wurde am 8. (20.) Oktober 1767 auf dem Pastorate Serben in Livland geboren. Er besuchte das Lyceum in Riga und studirte 1786—89 Theologie in Jena, wo er das Glück genoß, mit Schiller zu verkehren. Nach Reisen durch die Schweiz wurde er 1796 Landprediger in Sünzel im Riga'schen Kreise, kehrte jedoch infolge einer unglücklichen Liebe bald nach der Schweiz zurück. Hier war er ein gern gesehener Gast im Hause Heinrich Meyer's, des Freundes Goethe's, und der Dichter Salis und Geßner und hier begann er auch seinen Briefwechsel mit Schiller.

Nach kurzem Aufenthalt in Paris, dessen Kunstschätze ihn angezogen hatten, verbrachte er mehrere Jahre in der Schweiz, bis die Sehnsucht nach der alten

Künstlerheimath Italien auch ihn lebhaft ergriff. 1805 treffen wir ihn in Neapel, wo er gleichzeitig mit einem Briefe Schiller's die Nachricht von dessen Tode vorfand. In Rom ließ sich G. nicht nur dauernd nieder, sondern er vermählte sich dort auch 1812 mit der römischen Wittwe Maria Antonia Grassi. Bei alledem blieb er ein treuer Sohn der baltischen Lande. Der Plan, sie zu besuchen, wurde durch seinen plötzlichen Tod am 22. Juli (3. August) 1814 vereitelt.

Auch bei G. mußte die Kunst nach Brod gehen, nichtsdestoweniger schuf er eine Reihe von Gemälden, die ihm Ruf und Ehre brachten. Sie sind in Livland und Deutschland zerstreut; eine Anzahl der besten befindet sich im Besitz der Stadtbibliothek zu Riga.

Als Dichter hat ihm kein Geringerer als Schiller durch die Aufnahme des „Rheinfall“ (ged. 1790) in die „Rheinische Thalia“ das Accreditiv ausgestellt. Schillers Einfluß ist es auch vorzugsweise, der aus G.'s Poesien spricht. So gern wir nun auch heute die Schöpfungen des großen Dichterfürsten *selbst* lesen, so wenig vermag unsere, bei allen ihren Fehlern doch dem Natürlichen zugewandte Zeit den poetischen Ergüssen seiner Schüler und Nachahmer Geschmack abzugewinnen. Darf G. somit auch als produktiver Dichter keine selbständige Bedeutung in Anspruch nehmen, so gebührt ihm als einem der vornehmsten Vertreter der klassischen Litteraturepoche in den baltischen Provinzen ein hervorragender Rang in ihrer Geistesgeschichte. Als Maler wie auch als Dichter hat er die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich zu lenken gewußt, und die Freundschaft, die ihn mit Schiller und anderen großen Männern verband, spricht beredt genug für seine geistige Bedeutung. — Bemerkt zu werden, verdient, daß das ihm von Jegór von Sivers zugeschriebene bekannte Gedicht „Bauer und Maler“ („Mein Herr Maler, will er wohl Uns abconterfeien“ u. s. w.) nicht von G., sondern von dem Preußen Balthasar Anton Dunker (geb. 1746 zu Saal bei Stralsund, † 1807 zu Bern in der Schweiz) herrührt, in dessen „Schriften“ es sich im I. Theile unter dem Titel „Ein Familiengemälde“ — jedoch mit nur 5 Strophen — vorfindet. Dieselben sind später mehrfach verändert und in einigen Drucken bis auf 7, in anderen, wie auch bei Sivers, auf 9 Strophen vermehrt worden. Die Frage ist 1888 von dem Litterarhistoriker G. Emil Barthel in den Nr. 128—134 der „Stralsundischen Zeitung“ endgiltig erledigt worden, so daß an der Autorschaft Dunker's nicht mehr zu rütteln ist.

G.'s litterarische Erzeugnisse sind zum großen Theil zerstreut in Zeitschriften erschienen. In Rom verfaßte er 1811 den psychologischen Roman „Eginhardt's Reise nach Chamony“ (in Zschokke's „Erheiterungen“ erschienen) und im selben Jahre die romantische Dichtung „Die zwei Fische“; ein Jahr später das Gedicht „Licht, Sehnen und Prüfung, oder die alte Sage von der Sonnenkönigin und dem Prinzen Johannes“. Eine genaue, für dieses Werk zu umfangreiche bibliographische Zusammenstellung der einzelnen Arbeiten von G. giebt das Schriftstellerlexikon von Recke und Napiersky (II, S. 89 u. 90). Auch das neue Riga'sche Gesangbuch enthält Beiträge von ihm.

Georg von Grindel,

Sohn des Schriftstellers und früheren Rektors der Dorpater Universität Hieronymus von G., wurde am 30. Januar (11. Februar) 1810 zu Riga geboren, besuchte das Gouvernements-Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 19jährig die Universität Dorpat, wo er während 9 langer Jahre (1828—1838) Medicin „studirte", hochangesehen im Kreise seiner Korpsbrüder (Fraternitas Rigensis) und allezeit der edlen Frau Musika huldigend. Bald nach seines Vaters Tode (1836) wurde er Kronstipendiat und dadurch zu ernsterem Studium seines Brodfachs genöthigt. 1841 endlich mit dem Diplom eines Arztes 2. Klasse aus Dorpat entlassen, machte er einen kurzen Besuch in seiner Vaterstadt Riga, mußte dann aber, um seiner Verpflichtung gegen die Krone zu genügen, in den Staatsdienst treten. Er wurde zunächst in Kronstadt angestellt, wo er das Amt eines Ordinators im Seehospital der baltischen (6.) Flotten-Equipage versah, bis er 1844 nach Astrachan im südlichen Rußland zur 45. Flotten-Equipage versetzt wurde. Hatte ihn schon Kronstadt von der Heimath geschieden, so fühlte er sich in Astrachan vollends vereinsamt und verlassen. Dort, fern von seinen Lieben und Freunden, starb er an einem Brustleiden nach 14tägiger Krankheit am 11. (23.) Februar 1845. Sein Grab ist verschollen.

Dieser „ewige Student" mit dem unerschöpflichen Liederquell, ganz der Freundschaft und Liebe lebend, ist eine ebenso eigenartige als geniale Erscheinung. Er ist der Dichter und Komponist zahlreicher noch heute von Dorpater Burschen und Philistern gesungener Lieder. Leider sind sowohl die Dichtungen als auch die Kompositionen G.'s in verschiedenen gedruckten, meist aber in handschriftlichen Sammlungen zerstreut. Nach Paul Falck (Riga'sche Zeitung 1888 und 89) ist G. auch der Komponist des bekannten Liedes „Im tiefen Keller sitz' ich hier". Eine Grindel-Ausgabe ist 1836 in Dorpat erschienen: „Lieder mit Begleitung des Pianoforte."

Theodor Robert Grosewsky,

am 1. (13.) Mai 1823 zu Annenburg in Kurland geboren, wurde in Privatanstalten in Dorpat und Mitau erzogen, studirte 1842—44 an der Universität Dorpat und promovirte in Jena zum Dr. phil. Nachdem er größere Reisen unternommen, lebte er zurückgezogen auf seinem Erbgute Lambertshof in Kurland. Er starb am 2. (14.) März 1866 in Moskau.

Ein sehr sympathisches, freundliches Talent, dessen schlichte, prunklose Weisen zuweilen etwas rührend Bescheidenes haben. Sinnige Gedanken und tiefpoetisches Naturgefühl dürfen als die Hauptvorzüge G.'s bezeichnet werden. Leider gelingt es ihm nicht immer, Herrschaft über die Form zu gewinnen, die vielfach spröde

bleibt und durch Unebenheiten störend wirkt. Lenau und Matthisson sind diesem Dichter wohl am Nächsten verwandt.

Verf.: Aus der Einsamkeit. Gedichte (Leipzig und Mitau, 1849). — Ein Liebesroman. 6 Lieder in Musik ges. v. J. J. Schramek, 1850. — Septembermoos. Gedichte, 1850.

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß,

am 24. März a. St. 1865 zu Riga in Livland geboren, erhielt seinen ersten Unterricht auf dem väterlichen Gute Wellikan und besuchte das Stadt-Gymnasium zu Riga und das Nikolai-Gymnasium zu Libau. Nachdem er an dieser Anstalt die Abgangsprüfung bestanden, bezog er die Universität zu Berlin, wo er sich hauptsächlich philosophischen, ästhetischen, litterar- und kunstgeschichtlichen Studien widmete. Schon als Student litterarisch thätig, trat er später als zweiter Redakteur in die Redaktion des „Deutschen Adelsblattes", um dann (1886) in Gemeinschaft mit dem Herausgeber dieses Blattes, Rudolph von Mosch, die illustrirte Zeitschrift „Deutsche Post", ein Gesammtorgan für die Deutschen aller Länder, insbesondere des Auslandes, zu begründen. Die Zeitschrift wurde unter seiner Leitung officielles Organ des damals über 30000 Mitglieder zählenden Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande, trennte sich jedoch von diesem Verbande, nachdem sich während der sogen. Kanzlerkrisis von 1887 in Fragen der inneren Politik tiefgehende Meinungsverschiedenheiten zwischen der Redaktion und einem Theile der Mitglieder herausgestellt hatten. Das später erlassene Verbot der „Deutschen Post" durch die russische Oberpreßverwaltung hatte zur Folge, daß G. aus der Leitung und dem Verlage dieses Blattes gänzlich ausschied, um sich eigener schriftstellerischer Thätigkeit, insbesondere der Mitarbeit an zahlreichen Organen des In- und Auslandes zu widmen. Auf besonderen Antrag des Herausgebers und des Verlages der „Deutschen Post" übernahm er 1890 abermals deren Oberleitung, legte sie aber in Folge der unerquicklichen geschäftlichen Verhältnisse im Verlage bald freiwillig nieder und nahm seine früheren Beziehungen wieder auf. Zur Zeit lebt er als Kritiker und ständiger litterarischer Mitarbeiter mehrerer Blätter in Berlin.

Verf.: Am Strome der Zeit, Dichtungen (Riga, 1885). In Vorbereitung: Probleme und Charakterköpfe aus der modernen Weltlitteratur, eine Sammlung von G.'s zerstreut erschienenen aesthetischen, kritischen und litterarhistorischen Essais.

Max von Güldenstubbe,

1850 zu Arensburg geboren, studirte in Dorpat Rechtswissenschaft, trat darauf in den Staatsdienst und war zuletzt in Dorpat Landrichter. Bei Einführung der russischen Gerichtsordnung wurde er außer Etat gestellt.

Victor Leopold und Richard Otto Guenther

wurden als Zwillingsbrüder und Söhne des weil. Pastors a. d. Jesuskirche zu Riga Friedr. Karl G. und seiner Gemahlin Louise Clara, geb. von Wilpert, am 14. Mai 1873, ein halbes Jahr nach dem Tode ihres Vaters, zu Riga geboren. Sie besuchten 1882—90 zuerst eine Privatschule, dann das Stadtgymnasium zu Riga, das sie 1890 verließen. Nach kurzem Aufenthalte in St. Petersburg begaben sie sich nach Weimar, wo sie beim Regisseur des Großherzoglichen Hoftheaters, Hofschauspieler Karl Weiser, ein Jahr lang dem Studium der dramatischen Kunst oblagen. Die Erledigung ihrer Dienstpflicht rief sie in die Heimath zurück.

Rudolf Gottfried Otto Harnack,

am 11. (23.) November 1857 zu Erlangen geboren, wo sein Vater Theodosius H., aus Petersburg gebürtig, Professor war, besuchte, nachdem dieser einem Rufe nach Dorpat Folge geleistet, das dortige Gymnasium und studirte daselbst 1875—79 Geschichte. Nachdem er in Göttingen zum Dr. phil. promovirt und sich mehrere Jahre in Deutschland und Italien aufgehalten hatte, wurde er Oberlehrer der Geschichte und deutschen Sprache am livländischen Landesgymnasium zu Birkenruh (1882—86), leitete (1887—89) eine von ihm selbst begründete deutsche Privat-Realschule zu Wenden und wurde dann Mitredacteur der Preußischen Jahrbücher in Berlin (1889—91). Seit 1891 lebt er als Vertreter der (Münchener) „Allgemeinen Zeitung" in Rom.

Verf.: Napoleon, dramat. Gedicht (Dorpat, 1880). — Das Kurfürsten Collegium bis zur Mitte des 14. Jahrh., 1883. — Goethe in der Epoche seiner Vollendung, 1887. — Livland als Glied des deutschen Reiches vom 13. bis 16. Jahrh. Ein Vortrag, 1891. — Die klassische Aesthetik der Deutschen, 1892. — Gab heraus: Schriften der Goethegesellschaft. Bd. V. 1890. — Weimarer Goethe-Ausgabe. Bd. 46. 1892. — Hettner, Litteraturgeschichte: Das 18. Jahrh. Bd. III. Deutschland, 4. Aufl., 1893.

Johann Friedrich Heimbertsohn Hinze,

am 7. November 1804 in der freien Reichsstadt Lübeck geboren, wo sein Vater, ein ehemaliger Theologe, der eine Schauspielerin geheirathet hatte, das Stadttheater leitete. Schon früh versuchte der junge H. sich die litterarischen Sporen zu verdienen. Vierzehnjährig verfaßte er einen Schauerroman, den er in tiefster Heimlichkeit an eine Verlagsbuchhandlung sandte. Der Verleger — sandte zurück, und die Kritik lieferte der erzürnte Erzeuger „aus freier Hand". Das Sehnen des Knaben richtete sich auf die schauspielerische Laufbahn, aber auch diesen Plan wußte der erfahrene Vater mit weisem Vorbedacht durch ein Radikalmittel zu vereiteln. Er ließ den Sohn im Stadttheater auftreten, wo derselbe, schauspielerisch gänzlich unbefähigt, durch ein gründliches Fiasko von seiner Leidenschaft für die Bühne ein für alle Male geheilt wurde. Mit 15 Jahren beendete er den Cursus des Lübecker Gymnasiums; nun sollte er in Göttingen Theologie studiren. Da aber fehlte es an den nöthigen Mitteln: — der Vater machte mit dem Stadttheater Bankerott. Ein alter Freund des Hauses, ein Schiffskapitän, brachte den jungen Mann mit väterlicher Genehmigung nach St. Petersburg, wo er für ihn eine Stellung in einem großen Kaufhause fand. Der Kaufherr, ein edeldenkender Mann, gewann bald die Ueberzeugung, daß H. als Handelsbeflissener seinen Beruf verfehlt habe und ließ ihn 1823 auf seine Kosten als Student in die medicochirurgische Akademie zu St. Petersburg eintreten. Schon nach einigen Jahren vertauschte H. diese Anstalt mit der Universität zu Dorpat, deren Eindrücke bleibend auf ihn gewirkt haben. Der tüchtige Geist an dieser Hochschule, der dem Frohsinn der Jugend ebenso gerecht wird, wie dem Ernste der Wissenschaften, hat nach H.'s eigener Aussage am meisten dazu beigetragen, „seinem poetischen Geiste diejenige Richtung zu geben, die seinem heiteren, überfrohen Gemüth entsprach" (Ged. herausg. v. F. M. von Waldeck, S. 5). 1830 kehrte er als Dr. med. nach St. Petersburg zurück, und schon im folgenden Jahre treffen wir ihn als Choleraarzt in Sjomina, einem Flecken des Nowgorod'schen Gouvernements, dann am Obuchow'schen Stadthospital in St. Petersburg, wo ihm auch das Glück der Ehe erblühte, das freilich durch den frühen Tod seiner Kinder getrübt wurde. Trotz eifriger Berufsthätigkeit fand er Zeit, seinen litterarischen Neigungen zu folgen. So gab er mehrere Jahre hindurch das schon einmal eingegangene „Magazin für deutsche Leser in Rußland" mit Erfolg auf's Neue heraus, wo seine Beiträge unter dem Pseudonym „Heimbertsohn" erschienen, auch betheiligte er sich noch kurz vor seinem Tode an einem poetischen Jahrbuch deutscher Dichter in Rußland „Schneeflocken" (Erster Winter: Leipzig 1857. Zweiter Winter: Berlin 1858). In den letzten Jahren seines Lebens litt er schwer an einer Herzbeutelwassersucht. Er erlag ihr am 1. (13.) September 1857 in St. Petersburg, von Allen, die ihm nahe gestanden, tief betrauert.

H.'s poetische Schriften sind von seinem Freunde Friedrich Mayer von Waldeck (mit einem biographischen Vorwort und Bildniß des Verfassers) herausgegeben (Berlin, 1859). Eine 2. Auflage der Gedichte ist 1893 erschienen (Petersburg).

Uebermüthiger burschikoser Humor, bachantische Lebenslust und feurige Begeisterung haben den besten Sachen H.'s mit Recht die Anerkennung weiterer Kreise verschafft; der Humor der übrigen macht stellenweise den Eindruck des Gesuchten und weiß sich nicht immer auf der einmal erklommenen Höhe zu behaupten. Aus einer engeren Auswahl H.'scher Lieder läßt sich allerdings eine Perlenschnur zusammenreihen, die in den blitzenden Lichtern des Frohsinns, aber auch im tieferen

Glanze des Humors prächtig erstrahlt. Den Preis unter allen verdient wohl „Der alte Flausch“, ein Lied, wie es inniger und wahrer von keinem alten Studenten gesungen worden ist, eine Schöpfung echten, goldigen, durch Thränen lächelnden Humors.

Mia Holm,

Tochter des Pastors Heinrich von Hedenström, wurde am 14. (26.) September 1845 zu Riga geboren, besuchte die von ihrem Vater geleitete höhere Töchterschule, bestand das große Lehrerinnen-Examen und übernahm nach dem Tode des Vaters die Leitung der Schule, in welcher sie auch als Lehrerin und Klassendame thätig war. 1871 verheirathete sie sich mit dem Tuchfabrikanten Dietrich Holm, dem sie nach Moskau folgte und zwei Kinder gebar, von welchen nur ein Sohn am Leben geblieben ist. Seit 1884 lebt sie, von ihrem Gatten getrennt, im Hause ihrer Schwester, der Gemahlin des Dr. med. Staatsraths von Haken. Diese Trennung wurde 1888 in Scheidung verwandelt. Seitdem hat sie Deutschland bereist und, da ihr Sohn deutscher Staatsangehöriger geworden, gedenkt auch sie dahin überzusiedeln.

Mit einer gewissen Virtuosität hat M. H. die Gebiete des Liebes- und Kinderliedes bebaut. Ein Kritiker hat ihre Dichtungen mit einem Strauße Jasmin verglichen und nicht ganz mit Unrecht. Wie der Duft dieser Blüthe, mäßig genossen, würzig und erfrischend, im Uebermaße aber betäubend wirkt, so erfreuen die Lieder der Dichterin einzeln durch den Duft poetischer Stimmung, während die Gesammtheit als solche einen gewissen exotischen Eindruck hinterläßt, dem etwas von der Athmosphäre des Treibhauses beigemischt ist. Mag man dies nun berechtigte Eigenart nennen oder nicht, — Thatsache ist, daß M. H. neben einer fließenden Diction und einer meist hohen Vollendung der Form auch über eigene poetische Gedanken und jene Leidenschaft verfügt, ohne welche eine unmittelbare Wirkung nicht denkbar ist. Eben deshalb ist aber der liebenswürdigen Dichterin eine Erweiterung und Vertiefung ihrer Stoffe und Probleme zu wünschen, da die allzu häufige Behandlung gewisser Gedankenkreise aus dem Kinder- und Liebesleben leicht in Manier ausartet. Nur weß' das Herz voll ist, deß' gehe der Mund über! M. H. ist eine Dichterin von wirklicher Begabung und erfreut sich als solche berechtigter Anerkennung.

Verf.: Wider die Natur. Nov. in Versen (Riga, 1878). — Träumer-Erich. Nov. in Versen (Riga, 1879). — Gedichte. (Berlin, 1880).

August Ferdinand Huhn,

ausgezeichneter Kanzelredner, geboren zu Riga am 10. (22.) Juni 1807, studirte Theologie zu Dorpat, absolvirte 1829 das Candidaten-Examen. 1831 Inspektor an der Domschule zu Reval, 1832—71 Prediger und Diaconus an St. Olai in Reval,

auch Oberlehrer der Religion am Gymnasium, Consistorialrath, starb zu Reval am 14. (26.) Oktober 1871.

Verf. außer zahlreichen Predigtbüchern: Aus dem inwendigen Leben. Aphorismen, 3. Aufl. (Riga, 1877), durch tiefen philosophischen Gehalt ausgezeichnet. Mehrere geistliche Lieder H.'s sind in das Revaler Gesangbuch übergegangen.

Wilhelm Hülsen,

geboren zu Riga am 11. Februar 1808, besuchte bis 1828 die dortige Domschule, studirte bis 1836 Medicin in Dorpat, hielt sich darauf mehrere Jahre in Wien, Berlin und Paris auf, bestand 1842 in Dorpat das Examen rigorosum und ließ sich darauf als praktischer Arzt in Riga nieder, wo er am 3. Dezember 1878 starb.

Verf.: Gedichte, nach seinem Tode veröffentlicht (Riga, 1878).

Carl Benoni Justinus Hunnius,

Sohn des evangelischen Pastors Constantin H., zu Narva in Esthland am 25. Oktober (6. November) 1856 geboren, besuchte bis zu seinem 12. Jahre die Johanniskirchenschule zu N., siedelte nach dem Tode des Vaters 1868 nach Riga über, wo er das Gouv.-Gymnasium absolvirte. 1876 bezog er zum Studium der Theologie die Landesuniversität Dorpat, welche er nach bestandenem Examen 1880 verließ. Sein Probejahr erledigte er in Fennern (Livland), nachdem er sich dem Consistorialexamen in Reval und später auch noch der Oberlehrerprüfung in Dorpat unterzogen hatte. 1882 war er Musiklehrer am Gymnasium zu Arensburg auf Oesel und Organist an der St. Laurentius-Kirche daselbst, 1883—85 Pastor diac. an St. Laurentius und Oberlehrer der Religion am Gymnasium zu Arensburg, vom Januar 1886 bis zum September 1887 Oberlehrer an der Realschule zu Mitau. Seine angegriffene Gesundheit nöthigte ihn 1888 nach Deutschland überzusiedeln. Nachdem er sich abwechselnd an verschiedenen Orten Süd- und Norddeutschlands aufgehalten hatte, wurde er 1889 Lehrer am theologischen Seminar zu Kropp bei Schleswig, 1890 in Hamburg im Büreau des Nordbundes der Jünglingsvereine Deutschlands und in den Alsterdorfer Anstalten bei Hamburg schriftstellerisch beschäftigt. Dann lebte er in Schleswig auf der Insel Föhr und 1890—91 in Kiel und Görlitz als Schriftsteller. Das Jahr 1892 führte ihn nach Dresden und Berlin, wo sich ihm zeitweilig eine Arbeit im Büreau zur „Errichtung gesicherter Heimstätten im Deutschen Reiche“ darbot. Im Sommer 1892 war er kurze Zeit Hausgeistlicher in Haus Hagenthal bei Gernrode im Harz, 1892—94 Bibliothekar zu Bethel (Haus Saba) bei Bielefeld. Seit 1894 zu Riga. Er veröffentlichte zahlreiche Gedichte und Aufsätze in aus- und inländischen conservativ-christlichen Zeitschriften.

Karl Gustav Jochmann,

Publicist, 1789 zu Pernau in Livland geboren, besuchte die Domschule zu Riga, studirte 1807—9 zu Leipzig, Göttingen und Jena Jurisprudenz, trat in die französische Armee und nahm als Lieutenant an der „Wiederherstellung" Polens Theil. 1810 ließ er sich als Advokat in Riga nieder, wo er bis 1819 lebte, ausgenommen die in England verbrachten Kriegsjahre 1812 und 1813. 1819 gab er seine Praxis auf, lebte darauf abwechselnd in Dresden, Paris und der Schweiz und ließ sich 1822 in Karlsruhe nieder, wo er im Juli 1830 starb, nachdem er vergeblich in der Homöopathie Heilung gesucht hatte.

Die oben abgedruckten „Stanzen" sind einer schönen Engländerin gewidmet, deren Namen der Dichter nie verrathen hat.

Verf.: Karl Gustav Jochmann's, von Pernau, Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren gesammelt von Heinrich Zschokke, 3 Bde. (Hechingen, 1836).

Walter Kempe

ist das Pseudonym eines baltischen Dichters.

Andreas Knöpken

(auch Knop, Knopius, Knopken), wurde zu Küstrin geboren — wann? ist unbekannt. Ueber seine Jugendzeit giebt nur ein Schreiben des Erasmus von Rotterdam an K. vom 31. Dezember 1520 einige Andeutungen. Darnach hat er schon vor seiner endgiltigen Uebersiedelung nach Livland nahe der russischen Grenze, wenn nicht gar in Riga gelebt. Später leitete er mit Bugenhagen zu Treptow a./Rega eine Schule, die zu ihren Zöglingen auch Livländer zählte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese ihrem Lehrer aus Riga gefolgt waren. Auf ihre Bitte und den Rath Melanchthon's wandte er sich, vom Bischof von Kammin, Erasmus Manteuffel, seiner protestantischen Gesinnung wegen verfolgt, 1521 nach Riga, wo sein Bruder Jacob Domherr war. Hier fand er einen für die Reformation wohl vorbereiteten Boden und einflußreiche Gönner, namentlich in dem Rathssekretär Johann Lohmüller und dem Bürgermeister Konrad Durkop, unter dessen Schutze er bereits am 12. Juni 1522 in der Peterskirche öffentlich mit den Mönchen disputirte. Rath und Bürgerschaft wählten ihn darauf zum Archidiakon an der Peterskirche, und

am 23. October hielt er daselbst seine Antrittspredigt. Bei aller Begeisterung für die Reformation blieb er doch immer maßvoll und versöhnlich. An den späteren religiösen Unruhen in Riga, den durch Sylvester Tegetmeyer hervorgerufenen Bilderstürmen, hat K. keinen Antheil. Er „begriff gar wohl, daß das Herz des Menschen eher als die Tempel gereinigt werden müsse." (Gadebusch, Livl. Bibl. II. Theil, S. 119). So erfreute er sich auch allgemeiner Achtung nicht nur in Riga, sondern auch bei den großen Leitern der reformatorischen Bewegung, Melanchthon und Luther. Jener versah K.'s Erläuterung des Römerbriefes, 1524 in Wittenberg erschienen, mit Anmerkungen; dieser nannte ihn seinen veterem commilitonem und richtete wiederholt Zuschriften an die evangelische Kolonie im fernen Osten, in welchen er sie zum Ausharren im rechten Glauben ermahnte. K. starb am 18. Februar 1539, kaum ein Jahr nach dem Tode seiner Gattin. Am 20. Februar 1539 wurde er unter Theilnahme nicht nur der ganzen Stadt Riga, sondern auch der Vertreter von Reval, Dorpat und Wenden vor dem Altar der Petrikirche zur letzten Ruhe bestattet. K.'s geistliche Lieder, deren Gadebusch 11 mit den Anfangsversen anführt, sind durch kraftvolle Empfindung ausgezeichnet.

K.'s Sohn Matthias gab 1561 das erste (nieder-) deutsche Gesangbuch für Riga heraus.

Hermann von Köcher,

1844 zu Reval geboren, besuchte das dortige Gymnasium und studirte in Dorpat, Moskau und St. Petersburg Philologie und Naturwissenschaften. Er absolvirte in Moskau die Staatsprüfung, war darauf Lehrer an verschiedenen Anstalten in St. Petersburg und leistete sodann einem Rufe als Direktor sämmtlicher Schulen in Transbaikalien (Sibirien) Folge. Nach Verlauf von 3 Jahren, in denen er auch Sibirien bereiste und das angrenzende China kennen lernte, nahm er seinen Abschied und kehrte nach Rußland zurück. Eine Zeit trüber Erfahrungen und schwerer Existenzsorgen benutzte er zur Uebertragung des russischen Dichters Nekrassow in's Deutsche. Zur Zeit ist v. K., der den Rang eines Staatsraths einnimmt, in St. Petersburg Geschäftsführer der internationalen Abtheilung in der Kaiserlich russischen Eisenbahngesellschaft, außerdem Lehrer am 1. Cadettencorps. Er war zweimal verheirathet.

Eberhard Kraus,

Sohn des Pastors K. und seiner Gattin, geb. v. Kügelgen, wurde als der Sproß einer alten kurischen Pastorenfamilie, die schon seit etwa 100 Jahren das Pastorat Neugut innehat, am 29. November a. St. 1857 zu Ottenküll in Ehstland geboren. Drei Jahre nach Eberhard's Geburt siedelte der Vater nach dem erwähnten Stamm-

sitze der Familie über. Nachdem K. die Gymnasien zu Mitau und Goldingen besucht, studirte er 1877—81 in Dorpat Geschichte und verließ die Universität als cand. hist. und Oberlehrer der historischen Wissenschaften. Er wirkte darauf als Hauslehrer in Friedrichshof (Ehstland) und bei Moskau. 1884 folgte er einem Rufe als Chef-Redakteur der „Libau'schen Zeitung". Ende 1893 legte er diese Stellung nieder und siedelte nach Berlin über, wo er als Schriftsteller und Correspondent mehrerer Blätter thätig ist.

Ein Urtheil über K.'s rein lyrische Begabung muß bis zum etwaigen Erscheinen einer Sammlung seiner Gedichte ausgesetzt werden. Als Kritiker, Feuilletonist, Erzähler u. s. w. verfügt er über einen ungewöhnlich leichten und fließenden, zuweilen glänzenden Styl und eine natürliche Sprache, der es weder an originellen und anschaulichen Bildern, noch gelegentlich an poetischer Wärme fehlt. Auch als dramatischer Dichter ist er mit Glück hervorgetreten. Sein Schauspiel „Auslese" (Dresden, 1894) ist in Libau mit großem Erfolge aufgeführt worden, hat dagegen freilich in Reval nur mäßig gefallen. Es ist jedenfalls eine achtungswerthe Leistung, der besonders Einheitlichkeit und zielbewußte Abwicklung der Handlung nachzurühmen sind. Der litterarischen Tendenz nach stellt sich das Stück als ein Versuch dar, zwischen der älteren Kunstanschauung und dem Realismus der Modernen, insbesondere der nordischen, zu vermitteln. Ein vielseitiges Talent, ist K. mit mehr oder weniger Geschick auf allen Sätteln gerecht, ohne daß man vorläufig im Stande wäre, einen Schwerpunkt seiner Begabung festzustellen. Dieser Mangel eines eigentlichen litterarischen Mutterbodens kann freilich seinem Talente verhängnißvoll werden, da er die Gefahr der Zersplitterung in sich schließt. Es ist etwas Sprunghaftes, leicht Entflammtes, leicht wieder zum Uebergange Geneigtes in seinem Wesen. K.'s gegenwärtige Weltanschauung steht dem modernsten Naturalismus zum Mindesten sehr nahe, ohne sich jedoch die sittlichen und aesthetischen Auswüchse seiner litterarischen Vertreter anzueignen. Vom rein künstlerischen Standpunkte aus erblickt er allerdings im Naturalismus nur ein Uebergangsstadium, dessen Wirkungen auf die Dauer mehr technischer, als ideeller Natur sein werden — eine durchaus richtige Ansicht. Zu bedauern ist, daß K. schon in früher Jugend — wie es scheint: durch eine rigorose Erziehung — dem Christenthume entfremdet worden ist, das doch auch den freiesten wirklich großen Geistern, einem Goethe z. B., als die Grundlage ihrer sittlichen Bildung gegolten hat. Seine Stellung zur Religion charakterisirt K. selbst in folgenden an den Herausgeber gerichteten Sätzen: „Ich denke historisch genug, um zu wissen, daß das Christenthum nicht blos sehr fest verankert, sondern auch im gewissen Sinne noch nothwendig ist, daß genug erreicht ist, wenn man Kunst und Wissenschaft von ihm unabhängig macht. Ich bin also blos Nichtchrist, nicht Gegenchrist. Atheist bin ich hingegen nicht, ich habe meine mystischen Tage, in denen ich zu einem persönlichen Gott aufschaue und mich von ihm geleitet fühle!"

Verf.: Romantik und Naturalismus, litterarische Kreuz- und Quersprünge (Mitau, 1891). — Zwischen Njemen und Narowa, baltische Erzählungen (Libau, 1891). — Auslese. Schauspiel in 4 Aufzügen. (Dresden, 1894.)

Elisabeth Kulmann,

der „kleine hellstrahlende Nordstern", wie Jean Paul sie nannte, wurde am 17. Juli 1808 zu St. Petersburg geboren. Nach dem Tode des Vaters, eines russischen Collegienraths, gerieth die Mutter in bittere Armuth, sorgte aber trotzdem für eine gute Erziehung der überraschend beanlagten Tochter, die schon in ihrem sechsten (!) Lebensjahre die deutsche und die russische Sprache vollkommen in Wort und Schrift beherrschte. Unter den schwersten Entbehrungen gab Elisabeth sich dem Studium fremder Sprachen und Litteraturen mit solchem Eifer und Erfolg hin, daß sie in einem Alter von kaum 14 Jahren Latein konnte und Anakreon aus der Ursprache zu übersetzen vermochte, mit 16 Jahren elf Sprachen verstand, acht derselben geläufig sprach und in einigen, so der deutschen, russischen und italienischen, zu dichten im Stande war. Ihr, der ersten „Russin", welche Griechisch lernte, wie eine Inschrift auf ihrem Denkmal sagt, weissagte kein Geringerer als Göthe eine glänzende Zukunft; nachdem er mehrere Gedichte der vierzehnjährigen Dichterin angehört hatte, ließ er ihr mittheilen, „sie werde zu einem ehrenvollen Range in der Litteratur gelangen, sie möge in den ihr bekannten Sprachen schreiben, in welcher sie wolle." Aehnlich urtheilte H. Voß. Allein ihr zarter Körper vermochte weder die Entbehrungen, welche sich Elisabeth zum Theil aus kindlicher Liebe für ihre Mutter auferlegte, noch die übermäßige geistige Anstrengung zu ertragen; sie starb, noch nicht ganz $17^1/_2$ Jahre alt, am 1. Dezember 1825 an völliger Entkräftung. Auf dem Smolenskischen Friedhofe zu St. Petersburg ruht Eilsabeth Kulmann, diese geradezu einzige Erscheinung in der Weltlitteratur; was sterblich an ihr, deckt ein Denkmal aus karrarischem Marmor, das die Kaiserin Alexandra Feodorowna und die Großfürstin Helene Pawlowna der Dichterin errichten ließen.

Ihre sämmtlichen Dichtungen gab nebst ihrer Biographie Karl Friedrich von Großheinrich heraus (8. Auflage, 1857), eine „Auswahl" Miltner 1875. Die deutschen Poesien enthalten weit über 100000 Verse.

Ein unerfülltes Versprechen der Natur, so könnte man wohl die junge Dichterin nennen.

Heinrich von Kügelgen,

ein Sohn des Landschaftsmalers und Akademikers Konstantin von K., am 7. September 1836 zu Reval geboren, widmete sich nach Absolvirung der ehstländischen Ritter- und Domschule dem Studium der Mineralogie und Medizin auf der Landesuniversität Dorpat, wo er das Doctorexamen bestand. Vom Typhus ergriffen, ward er schon nach wenigen Tagen, am 20. Januar 1860, ein Opfer desselben.

Ein liebenswürdiges und versprechendes Talent, das leider schon als Knospe im Todesfroste erstarrte. Seine Gedichte sind von einem nahen Verwandten unter dem Titel „Andenken aus der Vergangenheit, Lieder eines frühverewigten Ehstländers" (Hamburg und Mitau, 1888) herausgegeben worden.

Karl August Kütner,

am 30. November 1749 als der Sohn eines Buchbinders zu Görlitz geboren, besuchte die Schulen in Görlitz und Gotha, studirte 1767—72 in Leipzig und ging dann als Hauslehrer nach Rußland. 1774 Lehrer an der Stadtschule zu Mitau, 1775 Professor der griechischen Sprache am dortigen akademischen Gymnasium, fand er in Kurland eine zweite, geliebte und liebevolle Heimath, in deren historisches Wesen er völlig eindrang und in welcher er auch bis an sein Lebensende, 12. Januar a. St. 1800, verblieb.

Neben zahlreichen Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen gab er eine Sammlung eigener Dichtungen: „Kurona, oder Dichtungen und Gemälde aus den ältesten kurländischen Zeiten", 2 Bde. (Leipzig, 1791—93) heraus. Das in Hexametern geschriebene Werk stellt sich als ein Versuch dar, die auch zu Lebzeiten des Verfassers geringschätzig behandelte Geschichte Kurlands poetisch zu verklären, ja „in's Heroische zu erheben." Besser als den heroischen, hat K. freilich den Ton des Idylls getroffen, namentlich auch in seinem, diesem Werke einverleibten Gemälde „Die Weinlese zu Zabeln". G. Tielemann nennt es in seinem „Livona's Blumenkranz" (1818) mit Recht „ein liebliches Gedicht, welches noch jetzt von jedem Freunde des Schönen gekannt zu sein verdient." In der That ruht ein eigener poetischer Schimmer, eine gewisse traulich anheimelnde Stimmung darüber. Die Gestalt des greisen Kriegshelden Walther von Plettenberg vereinigt sich hier mit den jungholden Landestöchtern zu einem wirkungsvoll kontrastirenden Gemälde, das von der milden Herbstlandschaft mit dem reifenden Traubensegen anmuthig umrahmt wird.

Jacob Michael Reinhold Lenz

wurde am 12. Januar 1751 zu Seßwegen in Livland geboren als Sohn des dortigen Pastors, siedelte mit dem Vater 1759 nach Dorpat über und studirte seit 1768 in Königsberg Theologie. Als Begleiter zweier Herren von Kleist reiste er über Berlin und Leipzig nach Straßburg, wo er Ende 1771 eintraf und sich 1774 an der Universität immatrikuliren ließ. Ein Zerwürfniß mit den Herren von Kleist nöthigte ihn, seinen Unterhalt durch Lectionen zu verdienen, nachdem auch der mit der Reise des Sohnes unzufriedene Vater seine Hand von ihm abgezogen hatte. Im Hause des Aktuars Salzmann machte Lenz die erste persönliche Bekanntschaft mit Goethe, die im Jahre 1774 erneuert wurde, um sich dann zu einem freundschaftlichen Verhältnisse zu gestalten. Ein eigenthümliches Verhängniß, fast möchte man sagen: ein Dämon, hat Lenz von Anfang an getrieben, unberufener Weise in die Fußtapfen seines großen Freundes zu treten. So versuchte er jetzt den Platz

einzunehmen, welchen Goethe im Herzen der von ihm verlassenen Friederike Brion in Sesenheim besessen. Es klingt sehr unwahrscheinlich, wenn einzelne Goethebiographen, um die Handlungsweise ihres vergötterten Helden in milderem Lichte erscheinen zu lassen, Friederike herabsetzen und behaupten, es sei Lenz in der That gelungen, sie zu „trösten". Lenz hat, wie ein neuerer Litterarhistoriker dem Anschein nach zutreffend urtheilt, „wahre Gegenliebe nie im Leben gefunden". Daß sie ihm von Seiten Friederike's nicht zu Theil wurde, dafür spricht u. A. auch der Umstand, daß er schon sehr bald neue Verhältnisse anzuknüpfen suchte, zuerst mit einer Kaufmannstochter in Straßburg, die abwechselnd mit den Gebrüdern Kleist und mit Lenz kokettirte, dann mit der Gräfin Henriette Louise von Waldner. Von dieser ihm persönlich gänzlich unbekannten Dame waren ihm Briefe in die Hände gefallen, welche ihn für die Schreiberin entflammten. Ihre Bekanntschaft machen, sich sterblich in sie verlieben, dann, nachdem sie sich mit einem Anderen verlobt, im Tiefsten sich zerrissen fühlen, — das entsprach nur Lenz's seltsamer und unglücklicher Charakteranlage. Am 1. April 1776 sehen wir ihn plötzlich in Weimar erscheinen, wo ihn Goethe freundlich empfängt und in die Hofkreise einführt. Soviel Wohlwollen und Nachsicht ihm in Weimar auch entgegengebracht wurde, so wenig konnte sich Lenz dort auf die Dauer behaupten. Jene noch nicht ganz aufgeklärte „Eselei", von welcher Goethe in seinem Tagebuche spricht, und die sich wahrscheinlich auf ein Pasquill auf die Herzogin Amalie bezieht, hatte zur Folge, daß Lenz, wenn auch in schonender Weise, des Landes verwiesen wurde. Schon Lavater, den er nunmehr in der Schweiz besuchte, entdeckte Spuren geistiger Zerrüttung an ihm; im November 1777 brach dieselbe in Winterthur in offenen Wahnsinn aus, der sich in Emmendingen im Hause von Goethe's Schwager, Schlosser, zu solcher Raserei steigerte, daß man den Unglücklichen in Ketten legen mußte. Bei einem jungen Schuhmachergesellen, zu dem man ihn in Pflege gab, lichtete sich das Dunkel seines Geistes, aber nur um ihm die ganze Trostlosigkeit seines Daseins zu enthüllen. Endlich, im Jahre 1779, brachte ihn sein Bruder in die Heimath zurück.

Mit dem „Hofmeisterthum", mit dem er seine Laufbahn begonnen, sollte er sie auch beschließen. Er starb im kläglichsten Zustande am 23. Mai 1792 zu Moskau, „von Wenigen betrauert, von Niemandem vermißt".

Wie seine Werke, so ist auch sein Grab verschollen; man hat es nicht wieder auffinden können. Das war das Ende eines Genies, das Werke geschaffen hatte, die von den ersten zeitgenössischen Geistern der Nation längere Zeit irrthümlich Goethe zugeschrieben wurden, weil in der That keines anderen deutschen Dichters Poesie, trotz alledem und alledem, soviel innerlich Verwandtes mit Goethe'schem Geiste besitzt, wie diejenige Lenz's, dieser tragischsten Gestalt auf dem deutschen Parnaß. Eine recht anschauliche Charakteristik des Dichters hat Wieland geliefert: „Man kann den Jungen nicht lieb genug haben — so eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! So ein gutes Maulwurfsgefühl und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so befangen, so liebevoll! . . . . Ein heteroklites Geschöpf, gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Offenheit, daher er oft ein schlimmerer Kerl scheint, als er ist und zu sein das Ver-

mögen hat. Er hat viel Imagination und keinen Verstand . . . . möchte immer was beginnen und wirken und weiß nicht was und richtet wie die Kinder manchmal Unheil an ohne Bosheit, blos weil er nichts anderes zu thun weiß." Aburtheilen ist ja in diesem, wie in allen ähnlichen Fällen, immer das Bequemste. Und Stoff genug, auch zum Spotte, bieten ja die zahlreichen Lächerlichkeiten, die Lenz in seinem Leben begangen hat. Sein heißes Bemühen, in Allem und Jedem den Doppelgänger von Goethe zu spielen, hat schon auf die Zeitgenossen lächerlich gewirkt. Indessen haben wir es hier doch vorzugsweise mit einer pathologischen Erscheinung zu thun; Lenz war schon als Jüngling nicht normal. Uns Modernen ist ja die Erblichkeit der Gebrechen kein ungeläufiger Begriff, und Lenz hat selbst geklagt, er habe es erfahren, was es heißt, „von seinen Eltern mit körperlichen Kräften ausgesteuert zu sein, oder sich in diesem Punkte über sie zu beklagen haben". So lagerte denn schon von seiner Geburt an die Wolke eines schwarzen Verhängnisses über ihm, durch die sich auch sein dichterisches Genie niemals ganz hat durchringen können. Das Meiste, was Lenz geschaffen hat, ist von den Funken einer ganz erstaunlichen Begabung durchblitzt, aber nicht Vieles besitzen wir von ihm, was künstlerisch befriedigt. „Meine Gemälde" — so äußert er sich in einem der wenigen Augenblicke, in welchen er sich selbst verstanden hat, in einem Briefe an Merck, — „meine Gemälde sind alle noch ohne Stil, sehr wild und nachlässig aufeinander geklext, haben bisher nur durch das Auge meiner Freunde gewonnen. Mir fehlt zum Dichter Muße und warme Lust und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals, halb in Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann".

Die Lieder, welche das vorliegende Werk von ihm zu bringen in der Lage ist, sind dichterische Schöpfungen, deren Verwandtschaft mit Goethe'scher Lyrik zum Theil augenfällig ist. Goethe hat denn auch das Genie seines unglücklichen Jugendfreundes bei allem weisen Tadel in vollem Maße anerkannt. Er nennt ihn ein „glänzendes Meteor", ein „indefinibles Individuum", dessen Talent „aus unerschöpflicher Produktivität hervorging."

„Lenz", so schildert ihn Goethe, „war klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand."

Ein möglichst genaues bibliographisches Verzeichniß von Lenz's poetischen Schriften, das freilich nicht ganz vollständig werden konnte, weil ein großer Theil der Originalausgaben unzugänglich geblieben ist, giebt Dr. A. Sauer im 2. Bande von „Stürmer und Dränger" in J. Kürschner's vortrefflicher Deutscher National-Litteratur (Stuttgart, W. Spemann). An dieser Stelle seien nur erwähnt: Die Landplagen, episches Ged. 1769. — Der Hofmeister oder die Vortheile der Privaterziehung, eine seltsam zwischen Genialität und den ungeheuerlichsten Einfällen hin

und her schwankende Komödie, 1774. — Die Soldaten, Lustspiel, 1776, und der als reifstes Werk des Dichters anerkannte Roman: Der Waldbruder, den Goethe in Schiller's Horen 1797 veröffentlicht hat. Gerade dieses Werk fehlt in den von Ludwig Tieck 1828 in 3 Bänden herausg. Gesammelten Schriften des Dichters.

Jacob Johann Malm,

am 26. Dezember a. St. 1795 zu Reval geboren, besuchte daselbst das Gouvernementsgymnasium, trat aber schon aus der Secunda aus, um sich als Zollbeamter dem Staatsdienste zu widmen. In diesem Berufszweige verharrte er bis zu seinem Tode in Reval, — am 11. Mai a. St. 1862. — Wenig mittheilsam, scheinbar ganz dem Dienste hingegeben, in seinen Mußestunden meist mit Portraitzeichnen beschäftigt, offenbarte er seine humoristische Ader nur im engsten Freundeskreise. Veröffentlicht hat Malm nur ein Gedicht: „Die Oberpahl'sche Freundschaft", aber dieses eine hat genügt, ihm einen dauernden Ehrenplatz in der baltischen Litteraturgeschichte zu sichern. P. Th. Falck nennt es das „populärste Gedicht in den Ostseeprovinzen" und Dr. Schultz, gen. Bertram, in seinen „Baltischen Skizzen" ein „echt livländisches (d. h. baltisches) Gewächs, das Jeder fast auswendig kennt".

Von Autoreneitelkeit scheint M. wenig genug besessen zu haben. Lange vor der Veröffentlichung war „Die Oberpahl'sche Freundschaft, I. Theil" in zahlreichen Abschriften verbreitet, aus deren einer der bekannte Reisende J. G. Kohl das Gedicht in seinem „Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands" veröffentlichte, indem er die Verfasserschaft irrthümlich einem „Livländer in Dorpat" zuschrieb. Auch Jegór von Sivers und Schultz-Bertram machten falsche Angaben über den Verfasser. Der eine nannte in seinem „Deutsche Dichter in Rußland" J. H. von Lilienfeld als Autor, der andere, in seinem „Baltische Skizzen", den „Grafen Manteuffel von Meeks". M. veröffentlichte das Gedicht mit Nennung seines Namens zuerst im „Illustrirten Revaler Almanach"; den ersten Theil 1855, den zweiten 1858. Die erste Auflage der von M. selbst veranstalteten Sonderausgabe erschien 1861 (gedruckt in Reval in der ehstländischen Gouvernements-Typographie), die zweite im Jahre 1870 bei F. Wassermann in Reval, in dessen Verlage auch die ferneren Original-Auflagen veröffentlicht wurden. Kurz vor seinem Tode soll M. die Schreibweise der Mundart seines Gedichts angepaßt und beide Theile in Kapitel zerlegt haben. In dieser Gestalt ist es mit einer wörtlichen Uebersetzung in Prosa und Erläuterungen von Paul Theodor Falck herausgegeben worden. (Die Oberpahl'sche Freundschaft. Ein Gedicht in deutsch-ehstnischer Mundart von Jacob Johann Malm. Mit einer linguistisch- und litterarhistorischen Einleitung zum ersten Male herausgegeben von Paul Theodor Falck. Leipzig, 1881. Wilh. Friedrich). Auch diese Bearbeitung ist, wie Falck selbst ausführt, sprachlich keineswegs durchweg folgerichtig.

„Die Oberpahl'sche Freundschaft" ist in jenem eigenartigen, an sich schon überaus komisch wirkenden Dialekt verfaßt, wie er in Ehstland und im nördlichen Livland, namentlich in den Städten, von den unteren Volksklassen, den Handwerkern, Dienstboten u. s. w. gesprochen wird, die zwar von Hause aus Ehsten, aber von deutscher Bildung und Kultur oberflächlich berührt sind und sich gern über ihre eigene Nationalität erheben. Unter denselben Voraussetzungen hat sich auch in Kurland und im südlichen Livland ein Halbdeutsch herausgebildet, nur mit dem Unterschiede, daß dieses, den Bevölkerungsverhältnissen entsprechend, sein eigenartiges und bestimmendes Gepräge nicht vom ehstnischen, sondern vom lettischen Idiom empfängt. Neben diesen beiden Landessprachen ist es namentlich das Russische, von dem das baltische Halbdeutsch durchsetzt wird. Treffliche Proben der letzterwähnten (deutsch-lettischen) Mundart, Gegensätze zu dem deutsch-ehstnischen Gedichte M.'s, hat Rudolph Seuberlich (S. diesen) geliefert.

Die Wirkung der Oberpahl'schen Freundschaft beruht wohl in erster Linie auf dem typischen Charakter des Inhalts, der naturgetreuen Schilderung des ehstnischen Halbdeutschen, wie er namentlich in der erzählenden Person leibt und lebt. Während diese aus einem eigenartigen Gemisch von harmloser Gutmüthigkeit, Eitelkeit, Dummschlauheit, Vertrauensseligkeit, Biederkeit und einer unüberwindlichen Neigung zum Alkohol zusammengesetzt ist, verräth der „Oberpahl'sche" einen bemerkenswerthen Hang zu mephistophelischem Sarkasmus und einen dem ehstnischen Nationalcharakter durchaus nicht fremden Zug von Tücke — ihn „schuf aus gröber'm Stoffe die Natur"! Charakteristisch ist vorzüglich des Erzählers tiefe Verachtung für den eigenen Stamm und das verunglückte Bestreben, den Gebildeten zu spielen. Die Komik des Gedichts ist zwar derb, dafür aber auch kräftig und ursprünglich und wirkt um so stärker, je ungezwungener sie sich in dem Anschauungs- und Interessenkreise des geschilderten Typus bewegt.

Minna von Maedler,

Tochter des Hof- und Consistorialraths Christian von Witte, nachmals Gemahlin des russischen Staatsraths und Direktors der Dorpater Sternwarte von Maedler, wurde am 15. Oktober 1804 zu Hannover geboren. Als 16jähriges Mädchen schrieb sie auf Anregung des Historienmalers Ramberg zu 10 seiner Skizzen ein Gedicht in ebensoviel Gesängen, „Lilli", das in einer Auflage von 1000 Exemplaren binnen 8 Tagen vergriffen war und den von einer Ueberschwemmung Heimgesuchten Hannovers einen Reinertrag von 800 Thalern einbrachte. Später mit der verwittweten Landgräfin Elisabeth von Hessen-Homburg befreundet, wurde sie deren tägliche Gesellschafterin und verbrachte einen Sommer mit ihr in Hamburg. Ihre Vermählung mit dem berühmten Astronomen v. M. (1840) veranlaßte ihre Uebersiedelung nach Dorpat, wohin ihr Gatte als Professor berufen war. Damit lösten sich auch ihre litterarischen Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen, wie Hitzig, Humboldt, Bettina von Arnim, Thomas Moore u. A., wofür sie aber in der neuen Heimath durch mancherlei fruchtbare Anregungen, namentlich aus dem lettischen und ehstnischen Sagenschatze, Entschädigung fand. Nachdem ihr Gatte 1865 in den Ruhestand getreten war, zog sie mit ihm nach Bonn, dann zu dauerndem Aufenthalte nach Hannover, wo sie ihm, der schon 1874 starb, am 5. März 1891 in den Tod folgte.

Verf.: Lilli (in 10 Liedern, von Minna, pseud.) 1826. — Genius, Phantasie und Imagination, Sonette (zu Bildern ihrer fürstlichen Freundin Elisabeth), 1834. — Gedichte (Mitau, 1848, G. Reyher). — Stromesopfer, Gedicht, 1850. — Anna, Gedicht, 1858. — Außerdem Uebersetzungen aus Thomas Moore, Nachdichtungen der hebräischen Psalmen, mehrere kleine Lustspiele, theils Originale, theils nach dem Französischen u. s. w.

Ihre dichterische Blüthezeit hat M. v. M. in den baltischen Landen erlebt, wenigstens erheben ihre im genannten kurländischen Verlage erschienenen „Gedichte", denen auch sonst der Stempel des baltischen Aufenthalts deutlich aufgeprägt ist, den meisten Anspruch auf Bedeutung. Allgemeinere Beachtung haben sie auch nur in den Ostseeprovinzen gefunden. Es findet sich unter ihnen neben leichterer Waare manches sinnige und gedankenreiche Lied. In Menzel's „Litteraturblatt" (1848) wird die Dichterin „ein schönes, der berühmten Elisabeth Kulmann verwandtes Talent" genannt. Wie bei den meisten sogenannten Wunderkindern stehen auch bei ihr die Versprechungen der ersten Jugend in keinem rechten Verhältniß zu den positiven Leistungen des späteren Alters. Eine Dichtung, wie das wunderschöne „Was ist das Lied?" sollte freilich in keiner deutschen Anthologie fehlen!

Alexander Frhr. von Mengden,

geboren am 29. Februar a. St. 1852 zu Soikina in Ingermanland, besuchte das Gymnasium zu Libau und studirte 1872—76 in Dorpat die Rechte. 1876 cand. jur., lebte er 1876—78 als Auskultant beim Senate in St. Petersburg und als Beamter des Landgerichts in Riga. 1878 siedelte er nach Wenden über, wo er bis 1889 als Justizbeamter und Hofgerichtsadvokat wirkte, um sich sodann zu längerem Aufenthalte nach Deutschland zu begeben. Seit 1892 lebt er wieder in Livland, mit der Bewirthschaftung seiner Güter Zarnau und Limschen im Wolmarschen Kreise beschäftigt.

Die neue Schule in Deutschland hat sich nach Kräften bemüht, dem Publikum weißzumachen, daß die Poesie eine ganz andere werden müsse, daß Inhalt und Behandlung der bisher von den Dichtern bearbeiteten Stoffe sich überlebt haben.

Wenn man damit nicht etwa den Dilettantismus meint und also etwas Selbstverständliches sagt, so ist nicht ersichtlich, was derartige Vorwürfe, gegen die Lyrik erhoben, bezwecken. Die alten Stoffe können noch älter werden und doch nicht veralten, weil sie ewig dieselben bleiben, die Geist und Gemüth des Menschen umgeben, und auch die Behandlung wird insofern dieselbe bleiben, als sie immer die nämlichen Vorstellungen und Bilder aus der nämlichen Natur herausgreifen wird. So wird auch die Lyrik niemals über die uralten Motive: den Wechsel der Jahreszeiten, die Leiden und Freuden der Liebe, die blühenden Blumen, den rauschenden Wald, den Sturm und den Sonnenschein u. s. w. u. s. w. hinwegkommen. Mögen auch Töne aus dem philosophischen, religiösen und politischen Ringen der Zeit in sie hinüberklingen, der Grund, auf dem, und die Farben, mit denen das lyrische Bild gemalt wird, bleiben unverändert. Wer könnte denn auch danach den Dichter, besonders den Lyriker, beurtheilen? Die eigenartige individuelle Mischung der Farben, die seelenvolle Art, in der sie aufgetragen werden, nicht die Leinwand und die Farben an sich, machen den Künstler.

An den M.'schen Gedichten lassen sich diese Sätze vortrefflich beleuchten. M. behandelt die alten Stoffe auch nicht anders, als sie schon von Eichendorff und Lenau besungen worden sind. Dennoch schafft er neue Lieder. Es ist eben mit guten Gedichten dasselbe, wie mit den Menschen. Sie sind einander alle gleich, alle auf's Genaueste aus denselben Stoffen und nach denselben Gesetzen gebildet, und doch ist jeder ein Individuum für sich, jeder vom andern unterschieden.

Diese, bei aller scheinbaren Gleichheit und Aehnlichkeit dennoch deutlich ausgesprochenen subjectiven Unterschiede bedingen die Originalität des Lyrikers, durchaus nicht das Haschen und Suchen nach entlegenen, sogenannten „neuen" Stoffen und Formen, die ja auch dem blutigsten Dilettanten zur Verfügung stehen. „Gefühl ist Alles" — die Welt bleibt dieselbe, nur ihr Spiegelbild im menschlichen Gemüthe strahlt die alten Erscheinungen und Empfindungen in neuer, interessanter Beleuchtung zurück.

Es ist angezeigt, an diese Wahrheiten zu erinnern, wo es sich um die unbefangene Würdigung eines Dichters handelt, der, unbekümmert um die neuesten lyrischen Moden und Façons, das Lied im Sinne unserer guten alten Lyriker pflegt. Dabei fehlt es M. durchaus nicht an Verständniß und gestaltungsfähiger Kraft für das Ringen der Neuzeit. Auch er hat der sturmdurchrauschten Zeitenharfe treffliche Weisen abgelauscht, und man darf gerade auch in dieser Richtung noch Schönes von ihm erwarten. Ueber den meisten seiner innig und zart empfundenen Lieder ruht der Duft echter Stimmung, der schimmernde Blüthenstaub der Poesie. Und ist es auf der einen Seite das weiche, träumerische Halbdunkel der Seele, das an ihm seinen geborenen Poeten findet, so erfreut er andrerseits durch glänzende und kühne Bilder und, wo es der Stoff erheischt, durch einen Ausdruck voll dröhnender Wucht und blitzender Schärfe und Kraft.

Gustav von Mengden,

Freiherr von Altenwoga, Sohn des 1643 in den Freiherrnstand erhobenen Otto v. M. und seiner Gattin Gertrud, geb. v. Rosen, am 17. April 1625 geboren, war schwedischer Generalmajor, ältester livländischer Landrath (seit 1666) und Oberster der livländischen Adelsfahne. 1679 „mußte er sich einer unglücklichen Begebenheit wegen verborgen halten: in welcher Einsamkeit er seine Sonntagsgedanken und seinen David geschrieben hat" (Gadebusch, Livl. Bibl. II., S. 237). Ein plattdeutsches Gedicht („Fief Düwelskinder" u. s. w.), das M. anonym gegen die berüchtigte Güter-Reduktions-Commission gerichtet hatte, erregte den Zorn des Königs derart, daß er den Verfasser, wenn er seiner habhaft würde, zu rädern drohte. Als sich ihm aber M. selbst als solchen zu erkennen gab, soll Karl XI. nicht nur besänftigt worden sein, sondern ihn auch noch gar mit einer goldenen Kette beschenkt haben, nicht ohne ihn jedoch für die Zukunft eindringlich zu warnen. M. starb am 16. Dezember 1688.

Als geistlicher Liederdichter verfällt er nur zu oft in den Schwulst und andere Geschmacklosigkeiten der zweiten schlesischen Dichterschule. So sagt er z. B. in einem Charfreitagsliede vom Heiland:

. . . Wie triefen seine Wangen!
Blut geht durch seine zarte Haut,
Er liegt gestreckt auf dürres Kraut,
Gleich einer rothen Schlangen. (!)

Durch derartige ungeheuerliche Geschmacksverirrungen, häufig aber auch durch Breite und Trivialität, werden viele seiner geistlichen Lieder verunziert. Nicht alle; in einigen gelingt es ihm, den rechten Ton zu treffen und ausklingen zu lassen. In solchen Gedichten entwickelt er einen poetischen Styl, dem es an innerer Kraft, gelegentlich auch an Erhabenheit, keineswegs gebricht. Jedenfalls stellt er sich den meisten Dichtern seiner Zeit — sie ist allerdings eine der dürftigsten Epochen in der Geschichte der deutschen Litteratur! — mindestens ebenbürtig an die Seite. Das plattdeutsche Gedicht auf die „fief Düwelskinder" wird auch heute noch durch die Urwüchsigkeit seines Humors Wirkung erzielen.

Verf.: Sonntagsgedanken eines Christen, so sich an Gott vermiethet. Riga, gedruckt bey Georg Matthias Nöllern (ohne Jahreszahl). — Der verfolgete, errettete und lobsingende David, das ist: alle Psalmen Davids in Reimen gefasset, und auf deren beyden evangelischen Kirchen gebräuchlichen Melodeyen eingerichtet, durch einen Christen, der sich in seinem Pathmo an Gott vermiethet. Riga, bey Georg Matthias Nöllern, 1686. — Eine Anzahl von M.'s selbstcomponirten Gedichten hat der Freiherr W. von Bock, der Verfasser der „Livländischen Beiträge", neu herausgegeben: „36 Choräle aus den Schriften des livländischen Landraths G. Frhr. v. M.", 1864 (Dorpat).

Johann August Mettlerkamp,

Sohn eines Oberlieutenants und Commandeurs eines hanseatischen Corps unter russischen Fahnen (1813/14), wurde am 20. August 1810 zu Hamburg geboren. Sechzehnjährig trat er als Junker in kaiserlich-russische Dienste, 1827 machte er den persischen Feldzug mit, der ihm das Officierspatent und das silberne Georgenkreuz brachte. 1834 zum Stabsrittmeister befördert, heirathete er und nahm 1835 seinen Abschied, um im selben Jahre Lektor der deutschen Sprache an der Universität Charkow zu werden. Er starb 1859.

Verf.: Liederschwalben, lyrische Gedichte (Braunschweig, 1846).

Christoph Mickwitz,

Sohn des Inspectors am Gymnasium und Lektors der ehstnischen Sprache an der Universität zu Dorpat, wurde daselbst am 13. (25.) Mai 1850 geboren, studirte 1869—1877 Philologie, war Mitglied der Corporation „Estonia", zeitweilig als Hauslehrer und Aufsichtslehrer am Landesgymnasium zu Fellin thätig und wurde dann Mitarbeiter der deutschen „St. Petersburger Zeitung". Daneben 1878—82 Oberlehrer der deutschen Sprache an der Ritter- und Domschule zu Reval, ist er heute Redacteur der „Reval'schen Zeitung".

Das nonum prematur in annum hat seitens dieses Dichters, wie die Jahreszahl beweist, ziemlich weitgehende Berücksichtigung gefunden, und so spricht sich denn auch in den Gedichten M.'s durchweg ein reifer, männlicher Geist in krystallklaren Formen aus. Treuherzig, wahr und schlicht wie der ganze Mann sind auch seine Gedichte. Daneben hat M. aber auch die schwungvolle Begeisterung der Jugend in sein reiferes Alter hinüberzuretten gewußt, was seine Gedichte um einen sehr sympathischen Zug bereichert. Von zweifelhaftem Werth ist nur ein Theil seiner erotischen Lyrik, welcher der rechten Eigenart ermangelt. Deshalb können diese Lieder freilich sehr wohl aufrichtiger Empfindung entflossen sein. Pflegt doch deren künstlerischer Ausdruck erst dann zu gelingen, wenn der Dichter in beherrschender Höhe bereits über ihr steht. — In der Romanze und Ballade, ebenso in der Spruchdichtung hat M. gleichfalls Treffliches geleistet. Das Lyrisch-Epische scheint seiner ganzen Anlage am Besten zu entsprechen. Ueber die Form verfügt er mit souveräner Meisterschaft.

Verf.: Gedichte, (Reval, 1892). 2. Aufl. (1893).

Harriet Freiin von Middendorff,

Tochter des bekannten baltischen Dichters Roman Freiherr von Budberg-Bönninghausen, wurde am 22. Oktober a. St. 1853 zu Reval geboren und ist seit 1875 mit Baron Eduard von Middendorff (auf Kollo und Pennijöggi in Ehstland) verheirathet.

Moritz Kerkovius,

pseudonym: Bruno Mohren, wurde am 1. Mai 1860 zu Riga geboren, besuchte 1866—72 die dortige Räder'sche Privatknabenschule, 1872—77 das Riga'sche Stadt-Real-Gymnasium, das er mit einem sehr guten Reifezeugniß absolvirte. Im September 1878 trat er in das Baltische Polytechnikum ein, wo er sich dem Studium der Handelswissenschaften, gleichzeitig aber auch, als Mitglied des Fraternitas Baltica, dem heiteren Burschenleben widmete. Eine Erkältung, die er sich bei einer studentischen Feier der Walpurgisnacht zugezogen, legte den Keim zu einem verhängnißvollen Nierenleiden, das ihn im Jahre 1879 zu einer Cur in Vichy nöthigte. Bei dieser Gelegenheit reiste er auch nach Paris, Marseille und Algier, wodurch seinem Geiste und seiner Phantasie mächtige Anregung geboten wurde. Sehr erfrischt und gestärkt kehrte er nach Riga zurück und nahm sein gewohntes Leben als eifriger Student wieder auf. Allein schon im Februar 1881 wurde eine neue Auslandsreise nothwendig, die er zum Theil zusammen mit seinem Schwager Deubner und dessen Frau, seiner Schwester Ella, machte. Vichy, Ems, Wiesbaden, Salzburg und Wien wurden besucht. Leider schlug eine Karlsbader Cur zum Schlechtern um. Er trat auf dem Umwege über Rumänien eine Erholungsreise nach Italien an. Dann ging er über Konstantinopel, Kleinasien, Alexandria nach Kairo, wo statt der erhofften Genesung eine Verschlimmerung eintrat, die seinem Leben am 31. Oktober 1881 ein jähes Ende bereitete. Sein Leichnam wurde einbalsamirt nach Riga gebracht; in der Heimath, die er so sehr geliebt und so schön besungen, fand der Frühverblichene am 12. (24.) Dezember 1881 seine letzte Ruhestätte, tief betrauert von den Seinen, die in ihm den Stolz ihrer Familie verloren. Ein prächtiges Trauergeleite aller studentischen Corporationen, die ihre Banner und Fahnen in Flor gehüllt hatten, legte Zeugniß ab von der Liebe und Freundschaft, die er im Kreise der Commilitonen genossen. Ein tiefempfundener Nachruf und der alte academische Trauergesang: „Ist einer unsrer Brüder dann geschieden . . . . ." bildeten den letzten Abschiedsgruß. —

Die „Gedichte" von Moritz Kerkovius, die er unter dem Pseudonym Bruno Mohren (Zürich 1880) herausgegeben, sind ebensosehr durch schlichte Wahrheit und tiefe Innigkeit der Empfindung als durch sinnige Betrachtungen und Gedanken aus-

gezeichnet. Es liegt der Hauch des Rührenden über diesen poetischen Schöpfungen, deren oft von zarter Wehmuth verschleierte Töne das frühe Hinscheiden ihres Sängers ahnungsvoll anzudeuten scheinen. Von besonderer Schönheit ist eine Reihe der unter dem Titel „Baltische Klänge“ zusammengefaßten Gedichte, unter welchen dem tiefempfundenen, ergreifenden „An einen livländischen Knaben“ der Preis gebührt.

Christoph Friedrich Neander,

geboren auf dem Pastorat Ekau in Kurland am 26. Dezember 1724, erhielt seinen Jugendunterricht von Privatlehrern und in der Mitau'schen großen Stadtschule, studirte 1740—43 in Halle Theologie, wurde dann Hofmeister in einem adligen Hause Kurlands auf dem Lande, später in Libau, dann (1750) Prediger auf dem Privatgute Kabillen. Einen Ruf als Professor nach Halle schlug er aus, erhielt 1756 die Predigerstelle an der Kirchspielkirche zu Grenzhof und bekleidete seit 1775 gleichzeitig die Würde eines Propstes des Doblen'schen Sprengels. 1778 entwarf er im Auftrage des Herzogs Peter eine neue Kirchenordnung für Kurland, die aber niemals bestätigt worden ist. Den Ruf zum kurländischen Generalsuperintendenten (1784) lehnte er aus Liebe zu seiner Gemeinde ab. Er starb am 9. Juli 1802.

Auf hohen poetischen Werth dürfen N.'s geistliche Dichtungen keinen Anspruch erheben, dazu ist schon ihre Sprache viel zu sehr von nackten Prosaismen durchsetzt. Nur selten erhebt er sich zu wirklich dichterischem Schwunge. Seine tiefe Frömmigkeit drückt ihm dann die Feder in die Hand.

Verf.: außer theologischen und Gelegenheitsschriften: Geistliche Lieder, (Riga und Leipzig, 1766. 2. und letzte Sammlung 1774).

Bertha Nölting,

pseudonym: E. Heldt, geboren 1848 zu Allermöhe bei Hamburg, von 1867—76 in Holstein (Pinneberg, Freudenholm), Helmstedt, Karlsruhe und Gießen als Erzieherin und Lehrerin thätig, lebt seitdem in Riga als Schriftstellerin.

Verf.: Ewige Liebe, Novelle in Versen (Riga, 1878). — Verwehte Spuren, drei epische Dichtungen (Görlitz und Leipzig, 1884). — Zurück in's Leben, Novelle in Versen (Riga, 1889).

Eugen von Nottbeck,

am 23. Juli (4. August) 1842 als Sohn des wirklichen Staatsraths Eduard v. N. zu Reval geboren, besuchte daselbst die ehstländische Ritter- und Domschule und das ehstländische Gouvernements-Gymnasium, studirte in Dorpat Rechtswissenschaft, bestand 1865 das Candidatenexamen und wurde darauf Advokat des ehstländischen Oberlandesgerichts und im Staatsdienste bei der ehstländischen Gouvernements-Regierung angestellt. 1882 zum Staatsrath befördert, trat er 1886 in das Privatleben. Vorübergehend berief ihn späterhin die Wahl der ehstländischen Ritterschaft zum Amte eines Manngerichts-Assessors, welches 1889 mit Einführung der neuen russischen Justizordnung einging, bei der v. N. keinerlei Anstellung erhielt. Er lebt seitdem als Privatier in Reval. Seit 1891 Vicepräsident der ehstländischen litterarischen Gesellschaft, wurde er 1892 von der Universität Rostock zum Dr. phil. honoris causa und von der Universität Dorpat zum Dr. jur. honoris causa ernannt.

Verf.: Die älteren Rathsfamilien Revals (Reval, 1874). — Siegel aus dem Revaler Rathsarchiv (Lübeck, 1880). — Die alte Criminalchronik Revals (Reval, 1884). — Der alte Immobilienbesitz Revals (Reval, 1884). — Die alten Schragen der großen Gilde zu Reval (Reval, 1885). — Das zweitälteste Erbebuch der Stadt Reval (Reval, 1890). — Das drittälteste Erbebuch der Stadt Reval (Reval, 1892).

Ludwig von Osten,

pseudonym für: Ludwig von Jessen, Sohn des zu Dorpat verstorbenen Professors der Veterinär-Medicin v. J., wurde am 27. April (9. Mai) 1828 zu St. Petersburg (im Sterbehause des Dichters Puschkin) geboren, besuchte 3 Jahre lang die deutsche Kirchenschule zu St. Anna, bezog darauf 17jährig das orientalische Institut und wurde nach glänzend bestandenem Examen an die Gesandtschaft nach Teheran geschickt. Nach 4 Jahren kehrte er nach St. Petersburg zurück, wo er 1855—58 im Ministerium des Aeußeren diente. Nachdem er sich mit Baronesse M. v. Wrangell vermählt, ging er 1858 als erster Sekretär der Gesandtschaft abermals nach Teheran. 1861 nach St. Petersburg zurückgekehrt, nahm er daselbst von nun an seinen dauernden Aufenthalt, den er nur durch verschiedene Sommerreisen nach Deutschland unterbrach. Im Sommer 1872 lernte er am Rhein Friedrich von Bodenstedt kennen, den er bald seinen Freund nennen durfte und 1874 in Bad Salzungen wiedersah. Ihm hat er auch seine Gedichte gewidmet, in denen sich ein denkender und reifer Geist, stellenweise ein feiner Sinn für das Lyrische

ausspricht. Auch als Uebersetzer russischer Dichtungen hat er sich bekannt gemacht. Er starb, mit dem Range eines Geheimraths bekleidet, am 6. (18.) November 1888.

Verf.: Gedichte (Berlin, 1874). Außerdem Uebertragungen von Tolstoi und Nekrassow (1881), Graf Golenischew-Kutusow nebst Anhang (1886).

Theodor Hermann Pantenius,

pseudonym: Theodor Hermann, Sohn des lettischen Volksschriftstellers und Predigers zu St. Annen in Mitau, Wilhelm P., wurde am 10. Oktober 1843 zu Mitau in Kurland geboren, erhielt seine erste Erziehung in Sellgallen in Kurland, besuchte seit 1858 das Gymnasium zu Mitau und studirte auf den Universitäten Berlin und Erlangen Theologie. In die Heimath zurückgekehrt, ging er 1866 nach Petersburg, um die russische Sprache und Litteratur kennen zu lernen. Von 1867—70 war er Hauslehrer auf dem Gute Fischerröden bei Libau. Im Jahre 1870 zog er nach Riga und war Lehrer an der Anstalt von Mollien, später Pastor Zink. Nachdem er seit 1873 die „Baltische Monatsschrift“ zu Riga geleitet und gleichzeitig Redacteur an der „Riga'schen Zeitung“ gewesen war, siedelte er 1876 nach Leipzig über, wo er in Gemeinschaft mit Dr. König das „Daheim“ redigirte. Nach dem Abgange des Dr. König blieb er der Chefredacteur des „Daheim“ und der gleichfalls von ihm herausgegebenen „Velhagen und Klasing's Neue Monatshefte“. Die Redaction beider Blätter wurde 1891 nach Berlin verlegt, infolgedessen siedelte auch P. dahin über.

Die Anlage dieses Werks gestattet es leider nicht, auf P.'s Romanschöpfungen im Einzelnen einzugehen. Nichtsdestoweniger muß ihm auch an dieser Stelle der hervorragende Platz eingeräumt werden, welcher ihm nicht nur in der baltischen Litteraturgeschichte, sondern auch in der deutschen Nationallitteratur gebührt. P. wandelt eigene Pfade; fern von dem Geschrei des litterarischen Tagesmarkts mit seinen bis zum Ekel abgedroschenen Schlagworten, ist er einfach Dichter, der, abhold aller grauen Theorie, seine künstlerischen Früchte vom goldenen Baume des Lebens pflückt. Aber nicht das allein: er wurzelt auch mit einer Tiefe und Zähigkeit im heimathlichen Boden, im Boden seines lieben „Gottesländchens“ Kurland, welche den meisten seiner Schöpfungen den frischen Erdgeruch des Natürlichen, eine ungewöhnliche Anschaulichkeit und Lebenswahrheit verleihen. Aus diesen Gründen konnte er aber niemals Modeschriftsteller werden. Seine Charaktere sind eben viel zu individuell, seine Stoffe viel zu konkret, als daß sie von der großen, farblosen und oberflächlichen Menge richtig gewürdigt und verstanden werden könnten. Wie das Leben selbst häufig viel unwahrscheinlicher ist, als die kühnste Dichtung, so wird auch den oberflächlichen Leser Vieles, was P. unmittelbar aus der Anschauung des Lebens geschöpft hat,

fremdartig berühren, während ihm die nach der Schablone von Gut und Böse, Tugend und Laster verfertigten Machwerke mancher Tagesgrößen ungemein einleuchtend erscheinen, obwohl sie im Grunde doch nichts anderes sind, als wesenlose Schatten und Schemen, die sich von der Wirklichkeit nichts als die Beleuchtung erborgt haben. Man vergleiche nur z. B. Ebers mit P. Der eine der Abgott des großen Publikums, feierlich in den Abendsonnenstrahlen seines Ruhmes thronend, mit seinem dichterischen Scepter selbstzufrieden die Völker aller Erdtheile und Jahrtausende scheinbar beherrschend; der Andere in wenig umfangreichem, aber sicherem und festem Boden wurzelnd, seine dichterische Blätter- und Blüthenkrone nicht weiter ausstreckend, als die Wurzeln seiner ureigenen Empfindung, Beobachtung und Anschauung reichen. Beide haben historische Romane geschaffen. Ganze Völker hat Ebers aus dem Schutt der Jahrtausende ausgegraben, aber keine lebenden Menschen, — Gerippe, die dort, wo Herz und Geist zu sitzen pflegen, ein aus modernen Empfindungen und von Pergamenten abgezogenen Ideen künstlich construirtes Räderwerk tragen. Pantenius, dessen kühnster dichterischer Griff nur bis in das 16. Jahrhundert der Geschichte des baltischen Stammes reicht, eines Stammes, dem er selbst entsprossen, und der noch heute athmet, strebt und wirkt, hat schon Zweifel empfunden, ob selbst dieser Griff in seinem Roman „Die von Kelles“ nicht ein zu kühner war, ob das Problem: das in namenlosen Schrecken untergehende Geschlecht Altlivlands mit wirklich historischem, gleichzeitig aber auch mit künstlerischem Geiste darzustellen, überhaupt ein lösbares ist. Freilich stehe ich nicht an, gerade diesen Roman nicht nur für die reifste und bedeutendste Schöpfung des Dichters, sondern auch für ein Kunstwerk allerersten Ranges zu erklären, ein großartiges historisches Gemälde von erschütternder Wirkung, das in seinen feinsten psychologischen Pinselstrichen ebenso vollendet ist, wie in den tiefleuchtenden, stimmungsvollen Farben des großen historischen Hintergrundes. So vieles Schöne und Markige auch P. vorher geleistet, die Meisterschaft hat er sich erst durch „Die von Kelles“ errungen, das wirkliche Kunstwerk, in welchem ein Rad voll und sicher in das andere greift, Eins ohne das Andere nicht denkbar und nichts zufällig und nichts überflüssig ist, erst in diesem Roman geschaffen. Von „Wilhelm Wolfschild“, dem Jugendwerke mit seinen rührend überzeugten Verirrungen, seinen unmöglichen Extravaganzen, seinen schwer und trübe dahinwogenden Nebeln, durch die freilich schon der Stern des echten Talents hindurchblitzte, bis zu „Die von Kelles“, dem festen Schlosse auf granitnen Quadern mit Prunkgemächern und stolzen, weitausblickenden Thürmen — welch ein weiter Weg! Es muß schön sein, einen solchen Weg überschauen zu dürfen!

Viel verdankt die Heimath P., viel verdankt er ihr. Wo, soweit die deutsche Zunge klingt, wo ist, oder war bis vor Kurzem, auf so engem Raume eine solche Fülle von eigenartigen Charakteren und Typen zusammengedrängt, wie in den baltischen Provinzen, insbesondere in dem Kurland der „guten alten Zeit“? Man kann im modernen Deutschland Jahre lang leben und viele hundert Meilen durchwandern, ohne nothgedrungen mit einem einzigen wirklich eigenartig geprägten Charakter zusammenstoßen zu müssen. Wo solche Charaktere in Deutschland sind, da ziehen sie

sich meist vereinsamt in sich selbst zurück. Unter höflichen Verbeugungen schlängelt man aneinander vorüber. Das neue Reich imponirt durch vereinzelte, hoch die übrige Menschheit überragende, gewissermaßen von ihr abgesonderte Erscheinungen, im Uebrigen aber durch Massenwirkungen, trefflich disciplinirte uniformirte Mengen, nicht durch die Bedeutung des Einzelnen als solchen und für sich. In Kurland kann, oder konnte man, bildlich gesprochen, keine drei Schritte gehen, ohne auf eine ausgesprochene Persönlichkeit, eine sich in ihrer Eigenart frei und natürlich gebende und sich ganz in ihr auslebende Individualität zu stoßen. Ueber diese Individualitäten verfügen zu dürfen und sie künstlerisch mit einer geradezu erstaunlichen Portraitähnlichkeit nachgestalten zu können, das ist im litterarischen Sinne P.'s besonderes Glück und gleichzeitig auch sein besonderer Ruhm. Wer einen Fritz Reuter, einen Wilibald Alexis zu schätzen weiß, der muß auch P. gerecht werden.

Es ist gewiß nicht nur die Tretmühle der Journalistik, in deren Getriebe P. als Chefredacteur des „Daheim" eine hervorragende Stellung einnimmt, was ihm in letzter Zeit nur selten eigene dichterische Schöpfungen gestattet hat. Es müssen auch innere Gründe herangezogen werden. Seit langen Jahren der Heimath und ihren unmittelbaren Eindrücken entrückt, ist Pantenius bei aller aufrichtigen Liebe zu seinem neuen Vaterlande im innersten Herzen doch Kurländer geblieben. So trefflich er sich in die Verhältnisse der neuen Heimath zu schicken gewußt, so sehr er scheinbar ganz in ihrem Dienste aufgeht — seine innerste Herzenswelt ist doch eine andere. Die Anregungen der alten Heimath haben aufgehört, die der neuen befruchten nicht. Hinzu tritt dann noch die unserer Zeit so eigenthümliche Erscheinung, daß gerade die tüchtigsten poetischen Kräfte verstummen, weil unsere Zeit für nichts unempfänglicher ist, als gerade für echte und wahre Poesie. So kommt es, daß selbst starke dichterische Talente sich anderen Gebieten zuwenden, wo sie volle Erfolge erzielen, weil sie von den halben auf ihrem eigenen nicht befriedigt werden. Des Dichters Arbeit ist eine Arbeit wie jede andere, nur mit dem Unterschiede, daß sie eine schwerere, lebenverzehrende ist. Und wo sollte die Lust und der Muth zu neuem Schaffen herkommen, wenn diese Selbstaufopferung des Dichters nicht einmal die gebührende Theilnahme und Anerkennung findet? — Noth und Elend, körperliches und geistiges Leiden jeder Art, Hunger und Durst wird der Dichter überwinden, ohne in seiner Schaffenskraft zu erlahmen, aber an dem starren, kühlen Felsen der Gleichgültigkeit wird sie sich über kurz oder lang brechen. Nun hat ja P. gewiß manchen schönen Erfolg errungen: seine Heimath zählt ihn zu ihren Besten, ernsthafte Kritiker sind ihm gerecht geworden, und in neueren Litteraturgeschichten findet er ehrenvolle Erwähnung — aber was ist das Alles gegen die unendlich gehäuften Auflagen, den schallenden Ruhm der Talmipoeten und Modegrößen!

In seiner letzten Veröffentlichung „Kurländische Geschichten" hat sich P. auch als vortrefflicher Novellist im Sinne W. H. Riehl's bewährt. Erzählen, nicht schildern, das ist auch sein Leitmotiv bei der Novelle. Die kleine Geschichte „Das Gut an sich" ist geradezu mustergültig. Es läßt sich daraus das Wesen der Novelle unmittelbar abziehen. In gebundener Rede hat P. nur ein einziges Gedicht veröffentlicht, dasjenige, welches oben abgedruckt ist, und das der Dichter seiner Barbara

Tiesenhausen in „Die von Kelles" in den Mund legt. Man hat es vielfach für ein wirkliches Volkslied gehalten.

Verf.: Wilhelm Wolfschild, Roman (Mitau, 1872). — Allein und frei, Roman, 2 Bde. (Mitau, 1875). — Im Gottesländchen, Erzählungen aus dem Kurländischen Leben, 2 Bde. (Mitau u. Hamburg, 1880—81). — Das rothe Gold, Roman (Mitau u. Hamburg, 1881). — Die von Kelles, Roman (Bielefeld und Leipzig, 1885). — Kurländische Geschichten, Erzählungen (Leipzig, 1892).

Carl Friedrich Ludwig Petersen

wurde am 16. (28.) Juni 1775 als Sohn des Rathssecretärs P. zu Dorpat geboren. Er besuchte von 1783 ab die dortige Stadtschule und bezog 1793 zuerst die Universität zu Halle, dann die zu Jena. Das damalige Jenenser Studentenleben war wüst und roh, und Petersen scheint auch nicht gerade den „sanften Heinrich" gespielt zu haben, wenn man nach Gedichten aus jener Periode und seinem, wie es scheint, keineswegs freiwilligen Abgange von Jena urtheilen will. Bei alledem war und blieb er immer geistig angeregt und hat auf seine Weise die Studienzeit trefflich zu nutzen gewußt. „Als Theologe war er hingekommen", schrieb Victor Hehn in der „Baltischen Monatsschrift" vom Jahre 1860, „in Goethes Zauberkreisen wurde er ein Jünger der neuen ästhetischen Ethik, die auf den Trümmern des früheren Dogmatismus sich auferbaute." P. kehrte nach Dorpat zurück und nahm dort zuerst die Stellung eines Hauslehrers in der Familie des Geheimraths Baron Vietinghoff an. Bei Errichtung der Universität Dorpat (1802) wurde er Bibliothekar und Censursecretär an derselben, mehrere Jahre hindurch war er auch Lector der deutschen Sprache. Im Jahre 1803 verheirathete er sich mit einer geistvollen Französin, Pauline Duvernoy. Dieser Ehe entsprossen drei Kinder. Der Tod der beiden ersten warf die Gattin zweimal auf ein schweres Krankenlager, von dem sie zwar körperlich, nicht aber geistig genas. Die häuslichen Verhältnisse P.'s gestalteten sich infolgedessen so trübe und unerquicklich, daß er sich genöthigt sah, sein drittes Kind, den Knaben Freimund, bei dem Propste Berg in Hallist in Pflege zu geben. In den Weihnachtstagen 1823 trieb ihn die Sehnsucht nach seinem Einzigen zu einem Besuche in Hallist. Am 23. Dezember verließ er in Begleitung seines Bruders in bitterer Kälte Dorpat auf einem Schlitten. Der Weg führte über den zugefrorenen Wirzjärw See, dessen Eisdecke infolge des hochgradigen Frostes an vielen Stellen weite offene Risse gebildet hatte. Das Unglück wollte, daß der Schlitten in einen derselben gerieth und mit Pferden und Insassen in der Fluth untertauchte. Zwar gelang es dem Bruder, zunächst sich selbst, dann den Fuhrmann und den Bruder aus dem Wasser herauszuziehen, aber es war unmöglich, den halberfrorenen, von seinen Freunden nicht umsonst „der Dicke" genannten

Mann ohne Fahrzeug bis zu den nächsten menschlichen Wohnungen zu bringen. Volle sechs Stunden mußte der Unglückliche allein auf der spiegelglatten Eiswüste bei 19° Frost ausharren, bis man ihn auf einem Schlitten in ein benachbartes Pastorat schaffen konnte. Es war zu spät; der vernichtende Frost hatte das Seinige gethan, der Brand war hinzugetreten. Nach Dorpat in das dortige Klinikum überführt, starb P. in der Neujahrsnacht 1822/23, nicht ohne vorher die Freude erlebt zu haben, seinen Sohn umarmen zu dürfen.

So starb ein — Humorist! P. war jedenfalls eine seltene Erscheinung. Er verband übermüthigen Humor, schonungslose Satyre mit einem weichen, unendlich wohlwollenden Gemüth; scharfen, klaren, die Dinge durchaus realistisch erfassenden Verstand mit schwungvollem Idealismus und innig zartem poetischen Empfinden voll schlichter Treuherzigkeit. So war er der allbeliebte Mittelpunkt eines geistig hervorragenden Freundeskreises, und so waren auch die beiden großen Realidealisten Shakespeare und Goethe seine vergötterten Lieblinge.

Und was ist der geistige Nachlaß dieses reich begnadeten Mannes? Ein als „Manuscript für seine Freunde“ gedrucktes Bändchen Gedichte („Karl Petersens Poetischer Nachlaß, Manuscript für seine Freunde“, 1846, Cöln, gedruckt bei Peter Hammer's Erben), eine Ausgabe, die im Buchhandel überhaupt nicht zu haben ist und auch nie zu haben sein wird, weil ein wesentlicher Theil des Inhalts derart ist, daß er, veröffentlicht, der confiscirenden Hand des Staatsanwalts sofort verfallen würde.

Nun wäre es sehr thöricht, wollte man sich über die zahlreichen Obscönitäten in diesen Gedichten moralisch entrüsten. Wahr, es sind Obscönitäten, aber es fehlt ihnen jede lüsterne Absicht, jedes sinnliche Element. Sie sind aus dem wilden Burschenhumor jener Tage herausgeboren, ohne irgend eine andere Absicht, als das homerische Gelächter der Commilitonen oder anderer Zuhörer hervorzurufen. So sind diese in der That gänzlich unverblümten, ja auch jedes Feigenblattes fröhlich entbehrenden Erzeugnisse ohne allen Zweifel unendlich weniger unmoralisch, als so manches Buch moderner Autoren, das man offen auf Damentischen liegen sehen kann, als so manches Stück, das sich mit hochwohllöblicher polizeilicher Erlaubniß auf den weltbedeutenden Brettern „frenetischen Beifalls“ erfreut. Aber, wenn wir auch über Derartiges hinwegblicken — wir blicken ja auch bei Goethe darüber hinweg — so wollen wir doch auch positive dichterische Thaten sehen, Leistungen, Werke, die den Gaben, wie sie Petersen besessen, entsprechen: dichterische Schöpfungen, die noch auf die ferne Nachwelt wirken und nicht schnell verborgen zu werden brauchen, wenn eine Dame in's Zimmer tritt. Und da finden wir allerdings Einiges, aber es ist herzlich wenig: das prächtige „Die Wiege“ und einige wenige andere Sachen. Die zwei letzten schönen Gedichte sind, weil von P.'s Hand geschrieben, in den Nachlaß aufgenommen, rühren aber sicher nicht von ihm her, sondern von seinem Freunde, dem unglücklichen Böhlendorff.

So viel herrliche Blüthen und so wenig Früchte! Denn P. hatte in der That geniale Gaben, das fühlt man aus jeder Zeile auch der sonst unmöglichsten Gedichte heraus. Wie voll und rauschend ergießt sich die Woge seines Humors, wie scharf

und hell blitzt sein Witz, und wie anmuthig und üppig schmiegen sich Sprache und Form an seine Gedanken! Da ist keine Disharmonie zwischen Wollen und Können, alles aus einem Guß, blank und prall. Geradezu klassisch ist die Diction in dem „Abentheuer von Reinecke, dem Fuchs, Lüning, dem Spatz, und Morholt, dem Rüden“, und die „Burleske für ombres chinoises“: „Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel“ sprüht von witzigen und satyrischen Einfällen.

Charlotte Elisabeth Constantia Freiin von der Recke,

Tochter des Reichsgrafen Johann Friedrich von Medem und Stiefschwester Dorothea's, der letzten Herzogin von Kurland, wurde am 20. Mai (1. Juni) 1756 auf Schönberg in Kurland, einem Gute ihrer Großmutter, geboren. Da sie ihre Mutter schon im zweiten Lebensjahre verlor, wurde sie von ihrer Großmutter erzogen, dann aber unter Leitung ihrer Stiefmutter, der dritten Gemahlin ihres Vaters, in Straßburg von trefflichen Lehrern weitergebildet. 1771 vermählte sie sich mit dem Kammerherrn Magnus von der Recke — eine unglückliche Ehe, die schon 1781, nach Verlust der einzigen Tochter, gelöst wurde. Dem religiösen Mysticismus zugeneigt, glaubte sie in dem berüchtigten Charlatan Cagliostro, der 1779 auch in Mitau sein Wesen trieb, einen Apostel neuer Heilswahrheiten gefunden zu haben, wurde indessen schon bald über seinen wahren Charakter aufgeklärt und trug durch eine Aufsehen erregende Schrift zur völligen Entlarvung desselben bei. Die Schrift wurde auf Befehl der Kaiserin Katharina in's Russische übersetzt, Elisa selbst von der Kaiserin nach St. Petersburg eingeladen, mit dem Nießbrauch des Gutes Pfalzgrafen beschenkt und in Gnaden entlassen. Ihr zurückgezogenes Leben auf dem neuen Besitzthum unterbrach sie durch verschiedene Reisen nach Deutschland. In Dresden machte sie die Bekanntschaft Tiedge's, des Dichters der Urania, mit dem sie fortan durch die innigste Freundschaft verbunden blieb. 1804—6 bereiste sie in seiner Gesellschaft Italien und lebte, mit ihm vereint, abwechselnd an verschiedenen Orten Deutschlands und Oesterreichs. Fast alljährlich besuchte sie ihre kurische Heimath, auch pflegte sie einen Theil des Sommers in Löbichau bei ihrer Schwester, der verwittweten Herzogin von Kurland, zuzubringen. Von 1818 ab meist in Dresden ansässig, starb sie daselbst am 1. (13.) April 1833. Ihr Freund Tiedge wurde dem Wunsche der Verewigten gemäß an ihrer Seite beigesetzt.

E. v. d. R.'s Prosaschriften: das Buch über Cagliostro (1787) „Tagebuch einer Reise nach Italien“ (Leipzig, 1815, herausg. von Böttiger) „Familienscenen“ (1826) sind fast gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen. Größere Lebensfähigkeit ist immerhin ihren Dichtungen zuzusprechen. Nachdem sie mit dem Buche: „Johann

Adam Hiller's geistliche Lieder einer vornehmen kurländischen Dame mit Melodien" (Leipzig, 1780) zum ersten Male anonym aufgetreten war, erschienen — theilweise eine Frucht ihrer Freundschaft mit der bekannten Schriftstellerin Sophie Schwarz — zehn Jahre später: „Elisen's und Sophien's Gedichte", herausgegeben von Schwarz im Jahre 1806; „Gedichte von Frau E. von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem, herausgegeben von C. A. Tiedge, mit Compositionen von Himmel und Naumann" (Halle, 1806, 2. verm. Aufl. 1816), eine Prachtausgabe mit dem Bildnisse der Verfasserin; endlich als letzte Ausgabe: „Geistliche Lieder, Gebete und religiöse Betrachtungen nebst einem Vorwort von Tiedge und der am Grabe der Verfasserin gesprochenen Rede von Schmalz" (Leipzig, 1833).

Mit Unrecht werden die Dichtungen E. v. d. R.'s von manchen Litterarhistorikern mit einer gewissen Geringschätzung behandelt. Unter den dichtenden Frauen der deutschen Litteratur gebührt ihr zweifellos ehrenvolle Erwähnung. Wenigen ihrer Colleginnen ist jener echt weibliche Schmelz, jener hohe Adel der Gesinnung, jene Wahrheit und Innerlichkeit religiöser Empfindung nachzurühmen, welche Elisens poetische Leistungen in so hohem Maaße auszeichnen. Zu diesen Vorzügen tritt ein feines Naturempfinden und eine Ausdrucksweise, die Zartheit und Anschaulichkeit in glücklicher Mischung vereint. E. v. d. R. ist freilich kein dichterisches Genie, aber ihr hübsches Talent wird durch die Tiefe ihres Gemüths, die Höhe und Würde ihrer Persönlichkeit bedeutsam unterstützt. Obgleich von Hause aus zur mystischen Schwärmerei geneigt, hat sie sich doch zur Klarheit einer positiv-christlichen Weltanschauung durchgerungen, die von eifernder Frömmelei, wie sie so häufig das Christenthum alternder Frauen entstellt, weit entfernt ist. Beweis für den Sieg, den ihr edles Streben über ihren angeborenen mystischen Hang davongetragen, ist ihr entschlossenes Auftreten gegen Cagliostro, die lichtvolle Glaubensstärke ihrer Dichtungen, daneben aber auch eine handschriftliche Widmung: „An meinen Freund Herrn von Simolin" auf einem dem Herausgeber vorliegenden Exemplar der „Gedichte". Die edle Frau charakterisirt darin ihr eigenes Schaffen und ihre Stellung zur zeitgenössischen Litteratur u. A. mit folgenden Worten: „Wenn Sie, mein junger Freund, in diesem kleinen Bändchen Gedichte auch nur ein Lied erwarten, welches nach den Grundsätzen unserer modischen Poetaster blos die Phantasie beschäftigen und dunkle Gefühle aufregen soll, dann finden Sie, gute Seele! sich getäuscht. — Ganz gegen die Grundsätze unserer heutigen Aesthetiker sind diese Seelenergießungen Ihrer Freundin, die auch in Gedichten Klarheit und sittlich reine Gefühle mit Würde und Anmuth dargestellt fodert, wenn sie nach ihrer altmodischen Ansicht die Dichtkunst nicht für entwürdigt halten soll. — Weit — weit unter dem, was ich von Gedichten fodre, steht mein bestes Gedicht! — Doch kein Einziges hat ein nebelgehülltes Wortgepränge, wie der heutige mystische Modeton dies fodert".

Nicolai Graf Rehbinder

wurde am 6. (18.) Dezember 1823 auf dem väterlichen Gute Sak in Ehstland geboren. Er absolvirte die Ritter- und Domschule zu Reval, trat als Fähnrich in den Flottendienst und befuhr — zum Theil in Begleitung des Großfürsten Konstantin — die Nord- und Ostsee. Nachdem er 1845 seinen Abschied genommen und geheirathet hatte, trat er in den Civildienst, wurde Zolldirektor in Hapsal, dann nach Libau an das Zollamt versetzt, wo er sich zunächst als Theaterkritiker, später als Redakteur der „Libau'schen Zeitung" litterarisch bethätigte. Abermals versetzt, in das Städtchen Polangen an der kurländischen Grenze, kehrte er 1865 nach Hapsal zurück. Dort widmete er sich gemeinnützigen Interessen, bis er 1867 eine Stelle am Controlhofe in Reval erhielt. Ein ernstes Nervenleiden nöthigte ihn, sich nach Bonn in eine Heilanstalt zu begeben. Aber schon nach einem Jahre kehrte er, ohne Genesung gefunden zu haben, in die Heimath zurück und unterwarf sich in Dorpat einer Operation auf Tod und Leben. Sie gelang, aber seine Kraft war gebrochen. Er starb am 31. August (12. September) 1876 zu Dorpat, wo er auch bestattet ist.

Ein Idealist von lauterster Gesinnung, allezeit ein Vorkämpfer für das Wahre, Gute und Schöne, mußte R. den Kelch der Enttäuschungen bis zur Neige leeren. Ja, er erlebte am Abend seines Erdenwallens die traurigste aller Enttäuschungen: in Stunden tiefster Schwermuth und Hoffnungslosigkeit glaubte er erkennen zu müssen, daß der Leitstern seines Lebens, der Beruf des Dichters, ein täuschendes Irrlicht gewesen. Und es muß zugegeben werden, daß R. einer jener tragisch veranlagten, tief unglücklichen Naturen war, bei welchen das Können zum Wollen in keinem entsprechenden Verhältnisse steht. Die meisten seiner Gedichte erheben sich nicht zu bleibender Bedeutung. Blätter im Winde, sind sie vom jungen Lenze geboren, um nach kurzem Dasein fortgewirbelt zu werden — in die Vergessenheit. Aber gerade in denjenigen Dichtungen, in welchen er der Verzweiflung an seinem Dichterberufe, der Verzweiflung über ein getäuschtes und verfehltes Leben Ausdruck giebt, — gerade in den wenigen, kurz vor seinem Hinscheiden verfaßten Liedern „Aus dem Innersten" (Mitau, 1873) offenbart er sich als ein Poet von Gottes Gnaden. Mit der elementaren Gewalt eines Vulkans, dessen langverhaltene Gluth in mächtigen Flammen emporschlägt, Felsblöcke und Asche in die Lüfte schleudernd, bricht sich hier das ganze Weh des Dichters mit einer Leidenschaft Bahn, welche die Form gelegentlich zertrümmernd, den tiefsten Tiefen seiner Brust entströmt und im echten, wenn auch mit Schlacken durchsetzten Golde der Poesie erstrahlt. Es ist der Aufschrei eines zerrissenen, gequälten Menschenherzens, der verhallende Sehnsuchtsruf des in der Wüste verschmachtenden Wanderers, der das Gaukelbild der grünen Oase so nah und doch so unerreichbar ferne erblickt, was uns beim Lesen der wenigen Blätter erschüttert. Wenn seiner Leyer auch zuweilen ein unreiner Ton entquillt, ja, wohl gar eine Saite in schrillem Mißton zerreißt — nur eine Künstlerhand verfügt über solche Leidenschaft, Kühn-

heit und Kraft. Und so ist es der Schmerz, der heilige, der auch ihn zum Dichter geweiht hat, und in dem Augenblicke, als er, das ganze Leid seines getäuschten Daseins im Schwanenliede ausschluchzend, seine Leyer zerbrechen wollte, — da drückte die Muse den Lorbeer auf seine müde, fieberheiße Stirn.

Von den Dramen R.'s ist das Schauspiel „Jesus von Nazareth" (Wiesbaden, 1878) jedenfalls das reifste und bedeutendste. Mit feinem poetischen Takt hat es der Dichter vermieden, dem Leser irgend eine Tendenz oder subjektive Auffassung der Person Christi aufdrängen zu wollen. In schlichter Größe und Erhabenheit wandelt die Gestalt des Heilands durch das Drama, harmonisch und in sich abgeschlossen, wie sie uns aus den heiligen Büchern entgegenschwebt.

Nicht zu vergessen sind R.'s große Verdienste um die Förderung der heimischen Poesie. Als Herausgeber des „Baltischen Albums" (Dorpat, 1848) und des „Musenalmanachs der Ostseeprovinzen Rußlands" (Mitau und Leipzig, 1854, 55, 56) hat er auf das dichterische Schaffen seiner Heimath vielfach anregend und befruchtend gewirkt, und seine fleißige, zuerst im „Inland" erschienene Studie „Die belletristische Litteratur der Ostseeprovinzen Rußlands von 1800—1852" (Sonderabdruck: Dorpat, 1853) dient dem baltischen Litterarhistoriker noch heute als werthvolle Quelle.

Verf.: (außer den genannten Werken): Blätter. Gedichte (Reval, 1845). — Der Liebestrank. Romantisches Drama, 1848. — Neue Gedichte, 1848. — Seemanns Ende. Episches Gedicht (Mitau, 1849, 2. Aufl. 1855). — Rizzio. Trauerspiel, 1849. — Ehstländische Skizzen, 1848. — Elfenmärchen. Dramatische Dichtung, 1850. — Ein Ring. Trauerspiel (Mitau, 1851). — Die Gräfin von Rochepierre. Lustspiel, 1855. — Vom Meeresstrande, Gedichte (Berlin, 1856.)

Otto Frhr. Orgies, gen. von Rutenberg

wurde als der zweite Sohn des Oberhauptmanns Karl Ernst Frhr. v. O., gen. v. R. und dessen Gattin Friederike von Mirbach am 14. (26.) Mai 1802 zu Bauske in Kurland geboren. Von Privatlehrern herangebildet, studirte er von 1819—22 auf den Universitäten Heidelberg, Straßburg, Bonn und Göttingen die Rechte und kehrte sodann nach Kurland zurück, wo er nach abgelegter Prüfung von der Ritterschaft zum Assessor gewählt wurde und an verschiedenen Gerichten, zuletzt in Mitau als Oberhauptmanns-Assessor, thätig war. Seit 1833 verheirathet, unternahm er eine längere Reise nach Deutschland, lernte in Dresden Ludwig Tieck und Tiedge kennen und siedelte später ganz nach Heidelberg über, wo er mit hervorragenden Gelehrten, wie Schlosser, Gervinus, von Vangelow u. A. jahrelangen lebhaften Verkehr unterhielt. Er starb zu Wiesbaden am 16. Mai 1864.

Unter der Anregung der genannten Gelehrten verfaßte R. seine „Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Ehst- und Kurland von der ältesten Zeit bis zum Untergange ihrer Selbständigkeit" (Leipzig, 1859), ein Werk, das ihm in der Heimath einen bekannten Namen gesichert, wenn auch verschiedene Beurtheilung gefunden hat. Vom rein litterarischen Standpunkte aus betrachtet, nach Styl und Darstellung, ist es jedenfalls eine hochbedeutende und glänzende Leistung. Viel weniger bekannt sind R.'s Dichtungen. 1862 erschien von ihm „Gudrun, Schauspiel in 5 Aufzügen" (Leipzig). Das Drama eignet sich zwar nicht zur Aufführung, weil der Verfasser zu wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse der Bühne genommen hat; es ist ein sogenanntes „Lesedrama", aber doch eine kühne, kraftvolle Dichtung, ebenso sehr durch hochpoetische Sprache, als durch Klarheit, Kraft und Folgerichtigkeit der Charakterzeichnung hervorragend. In der an Umfang und bedeutenden Schöpfungen freilich nicht sehr reichen baltischen Dramenlitteratur nimmt es ohne Zweifel einen der ersten Plätze ein. Die lyrischen und lyrisch-epischen Dichtungen R.'s sind nur handschriftlich vorhanden. Auch aus ihnen spricht ein nicht gewöhnliches, ja bedeutendes dichterisches Talent, dem häufig nur die nöthige Formenglätte fehlt, um zur vollen Geltung zu gelangen. Im Ausdruck anschaulich und individuell, in der Art des Empfindens und Denkens tief und eigenartig, überraschen diese Dichtungen gelegentlich durch Bilder von hohem poetischen Schmelz und Zauber. Aus allen tritt uns eine interessante und bedeutende Persönlichkeit entgegen, deren Wege abseits von der großen Heerstraße der Gewöhnlichkeit in die Schattengänge philosophischen Denkens, aber auch in die anmuthigen Thäler kindlich frommen Empfindens führen.

Alexander Rydenius,

am 14. November 1800 zu Reval in Ehstland geboren, besuchte 1812—19 das dortige Gymnasium und bezog darauf (1819) die Landes-Universität Dorpat, wo er das zuerst erwählte Studium der Philosophie sehr bald mit dem der Jurisprudenz vertauschte. Nach vollendetem Triennium (1821) kehrte er in seine Vaterstadt zurück und trat im Frühjahr des folgenden Jahres über Dorpat, Riga und Kopenhagen eine Reise nach Deutschland an. Obwohl er die Absicht gehabt hatte, sich hier drei Jahre aufzuhalten, wurde er schon nach Ablauf eines Jahres von so heftigem Heimweh ergriffen, daß er nur noch eine begonnene Rheinreise vollendete und dann „wie im Fluge" in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er am 14. Oktober 1823 eintraf. Es scheint, daß dieser so übermächtigen Sehnsucht nach der Heimath und dem Vaterhause die Ahnung eines frühen Todes zu Grunde lag. Denn schon am dritten Tage nach seiner Rückkehr erkrankte R. an einem heftigen Nervenfieber, dem er am 27. Oktober erlag.

Eine scheinbar kalte, verschlossene, satyrisch veranlagte Natur, verbarg R. unter häufig abstoßenden äußeren Formen ein tiefes, reiches, kindlich heiteres Gemüth. Er starb zu früh, um als Dichter eine ausgeprägte Individualität erkennen zu lassen.

Verf.: Auswahl aus Alexander Rydenius' poetischem Nachlaß und Bruchstücke aus seinem Reisetagebuche. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Nebst des Verfassers Bildnisse. (Reval, 1826.)

R. J. L. Samson von Himmelstjern,

ein Name, der in der Geschichte seiner Heimath als der eines weitsichtigen Patrioten und edlen Menschenfreundes unvergessen bleiben wird! Auf dem Gute Urbs in Livland am 27. Juni 1778 geboren, erhielt er im Hause seines Vaters, des Landraths Karl Gustav S. v. H., den ersten Unterricht und bezog 1796 die Universität Leipzig. Vom Vater zum Studium der Rechte angehalten, fand er sich zur Noth damit ab, um seine übrige Zeit eifriger Beschäftigung mit der Kant'schen Philosophie zu widmen. Ein Befehl des Kaisers Paul rief alle im Auslande studirenden Balten in die Heimath zurück, und so mußte auch S. auf ferneres akademisches Studium verzichten und sich ohne fremde Stützen weiterbilden. Aber sein reger Geist fand auch zu Hause reichliche Nahrung. S. trat in den Dienst seiner Heimath, die gerade damals vor einem bedeutsamen Abschnitte ihrer Geschichte stand. Die Frage, in welcher Weise das Loos der noch leibeigenen Landbevölkerung zu erleichtern sei, beschäftigte die Geister aller weitschauenden Politiker der Provinz. 1796 hatte Dr. Garlieb Merkel sein Buch „Die Letten" veröffentlicht, das bei aller Einseitigkeit und Gehässigkeit doch wesentlich dazu beitrug, die Unhaltbarkeit der gegebenen Zustände zum Bewußtsein zu erheben. S., der Merkel in Leipzig kennen gelernt und sein Buch gelesen hatte, ward schon früh ein begeisterter Vorkämpfer der in der Luft liegenden neuen Ideen. Als Deputirter des Dörptschen und Pernauschen Kreises stellte er auf dem livländischen Landtage des Jahres 1818 den Antrag auf Abschaffung der Leibeigenschaft der livländischen Bauern. Der Antrag wurde von den versammelten Adelsdeputirten angenommen, und der von S. redigirte Entwurf der neuen Bauernverordnung durch allerhöchste Bestätigung 1819 zur gesetzlichen Norm erhoben.

Als Landesbeamter war S. in einer Reihe angesehener und wichtiger Stellungen thätig, zuletzt als Präsident des livländischen Hofgerichts. 1830 wurde er auf allerhöchsten Befehl in des Kaisers eigene Kanzlei berufen und mit der Zusammenstellung und Redaktion des Proceß- sowie des öffentlichen und privaten Rechts der Ostseeprovinzen unter Leitung des bekannten Geheimraths Speranski betraut. Erst in seinem 77. Lebensjahre zog sich der Unermüdliche von den öffentlichen Geschäften zurück. An der Stätte seiner Geburt, auf seinem Gute Urbs, ist er am 26. November (8. Dezember) 1858 auch gestorben.

Die eingehende Würdigung von S.'s juristischen Schriften muß der Rechts- und Verfassungsgeschichte seiner Heimath vorbehalten bleiben. Trotz aufopfernder Thätigkeit für ihr Wohl, fand er Muße zu poetischen Schöpfungen, die ihm unter den Dichtern der baltischen Lande immerhin einen geachteten Namen erworben haben. Seinen 1825 erschienenen Gedichten rühmen die „Blätter für litterarische Unterhaltung" von 1827 eine „reine und edle Sprache", „Vielseitigkeit der Darstellung" und einen „ernsten und reflektirenden" Inhalt nach, der auch „vom milden Hauche des Gefühls und der Phantasie nicht unberührt geblieben ist." Jedenfalls spiegelt sich in ihnen die großartige Litteraturepoche des Mutterlandes, der gewaltige Einfluß Schiller's und Goethe's, in klaren und wohlthuenden Umrissen, wenn auch die dichterische Bedeutung S.'s nicht im Entferntesten an seine patriotische, man kann sagen: staatsmännische, heranreicht. Außer seinen Gedichten schrieb S. noch Uebersetzungen aus dem Anakreon und der Sappho, 1826, und aus Shakespeare (Hamlet 1837, Richard II., Heinrich IV. und Heinrich V. 1848). Zu diesen bemerkt Sivers, daß sie „nach dem Maßstabe strengster Beurtheilung für ausgezeichnet gelten dürfen und den Vergleich mit den Schlegel-Tieck'schen Verdeutschungen, von denen sie nicht übertroffen werden, nirgend zu scheuen brauchen."

Rudolf Wilhelm Seuberlich,

Sohn des Bürgermeisters von Riga, daselbst am 13. Dezember 1841 geboren, hatte ursprünglich die Absicht, seiner Neigung zur Musik zu folgen, entschied sich aber für den kaufmännischen Beruf. Nach sechsjähriger schwerer Lehrzeit unternahm er größere Reisen und hielt sich zwei Jahre in Spanien und Frankreich auf. Nach seiner Rückkehr in die Heimath war er zuerst als Correspondent thätig, etablirte sich alsdann mit Erfolg als Agent und fand in Lisinka von Schläger eine Gattin, die durch ihr vorzügliches Clavierspiel auch seine musikalischen Interessen zu fesseln wußte. S.'s Originalgedichte sind in den Sammlungen „Meine Muse", I. u. II. Th., und „Wilder Garten" (Riga, 1878, 1880, 1881) vereinigt. Außerdem hat er einen Schwank: „Eine tolle Geschichte" (1880) verfaßt und die poetische Erzählung Nekrassow's: „Wer lebt glücklich in Rußland?" in's Deutsche übertragen.

Unbestrittene Anerkennung und allgemeine Beliebtheit, ja, eine gewisse Popularität hat sich S. durch seine humoristischen Gedichte erworben. Freilich wird nur der, welcher den eigenartigen baltischen Lebenszuschnitt und das von den unteren Volksklassen, insbesondere den Letten, gesprochene eigenthümliche deutsche Idiom kennen gelernt hat, dem Dichter in allen Stücken gerecht werden können. S. verfügt über einen ganz prächtigen Humor. Er findet seine Stoffe im täglichen Leben mit allen seinen Nichtigkeiten, auf den Straßen der Stadt Riga, im Eisenbahncoupee der „Strandbahn", im Kaffeekränzchen der Rigaer Damen. Aber gerade die über-

aus treue und minutiöse Darstellung, ich möchte sagen: Copirung dieses Alltagslebens zeugt von einer seltenen Beobachtungsgabe, einem ganz eigenartigen Talent, in allen an sich kleinen und nebensächlichen Erscheinungen das komische Moment zu entdecken und in höchst wirkungsvoller Weise zur Geltung zu bringen. Welcher Rigenser hätte nicht schon seine herzliche Freude gehabt an den Schicksalstücken, die dem ehrlichen Mikel Kalning im Dienste der heiligen Hermandad begegnen, oder an der köstlichen Geschichte von Janne und Karl, und dem Thomson, der „am Feinsten spuckt". Letzteres Gedicht darf in seiner Weise als Musterstück gelten, umsomehr als es sich durch die ernste Moral, die der Verfasser daraus zu ziehen weiß, zu einer Leistung wirklichen Humors erhebt. Leider lassen sich nicht alle hierhergehörenden Dichtungen S.'s von dem Vorwurfe freisprechen, daß sie in's Niveau des gewöhnlichen, an Trivialität grenzenden Spaßes herabsinken. Vieles, was sich im gewöhnlichen Leben äußerst komisch darstellt und herzlich belacht wird, nimmt sich im Druck trivial und gezwungen aus. Es gehört schon eine große Meisterschaft dazu, diese Klippe bei Stoffen, wie den von S. behandelten, überhaupt zu vermeiden, und wenn er hier und da an ihr scheitert, so ist ihm das eben nicht allzuhoch anzurechnen.

Möge ein gütiges Geschick ihn und seinen wolkenzertheilenden Humor der baltischen Heimath noch lange erhalten!

Jegór von Sivers,

am 1. (13.) November 1823 auf dem väterlichen Gute Heimthal in Livland geboren, besuchte die Krümer'sche Schulanstalt zu Werro und studirte 1843—45 an der Universität Dorpat Naturwissenschaften und Staatswirthschaft. 1850 ging er auf Reisen. Er durchstreifte Centralamerika, die Inseln Westindiens, Südamerika und wandte sich nach längerem Aufenthalte in St. Thomas de Guatemala nach London. Alsdann besuchte er Paris und Orleans, verschiedene Gegenden und Städte Deutschlands und kehrte darauf nach Livland zurück. Hier widmete er sich der Bewirthschaftung des Ritterschaftsgutes Planhof, heirathete, erwarb das Gut Raudenhof und fand neben seiner ökonomischen Thätigkeit genügende Muße für litterarische Arbeiten und einen angeregten persönlichen und brieflichen Gedankenaustausch. Seine Landsleute ehrten ihn durch Ernennung zum Mitglied mehrerer wissenschaftlicher und praktischer Gesellschaften, sowie auch durch ein Mandat zum Landtage, an dessen Verhandlungen S. regen Antheil nahm. 1873 wurde er als Professor der Landwirthschaft an das Baltische Polytechnikum nach Riga berufen, wo er sich nunmehr für die Dauer der Vorlesungen niederließ. Er starb daselbst am 12. (24.) April 1879.

Das Werk, durch welches S. sich in der baltischen Litteraturgeschichte einen bleibenden Namen geschaffen, ist seine poetisch-kritische Sammlung „Deutsche Dichter in Rußland" (Berlin, 1855), wo er den Versuch gemacht hat, den Einfluß der deutschen Litteratur auf das baltische und deutschrussische Geistesleben, sowie die Entwicklung der baltisch-deutschen Dichtung durch kritische Untersuchungen und poetische Proben darzustellen. So schätzenswerth, ja unentbehrlich sich diese fleißige Arbeit späteren Erforschern baltisch und deutschrussischen Schriftthums auch darstellen mag, so wenig ist sie doch geeignet, als Spiegel desselben zu dienen, schon deshalb, weil ihr eigenartiges Gepräge durch Einverleibung aller der reichsdeutschen Dichter verwischt wird, welche längeren oder kürzeren Aufenthalt innerhalb der Grenzen des russischen Reiches genommen, im Uebrigen aber wie Kotzebue, Seume, Holtei, Richard Wagner, Bodenstedt u. s. w. keineswegs zu den baltischen oder deutschrussischen Dichtern gezählt werden dürfen. Auch die Ueberladung mit litterarhistorischem und ästhetisch nicht immer befriedigendem Material, sowie ein gewisser Mangel an Selbstbeschränkung, der den Herausgeber bei seinen kritischen Darlegungen nur zu oft aus dem Hundertsten in's Tausendste gerathen läßt, haben die Verbreitungsfähigkeit des Buches sehr behindert, das heute leider nur noch antiquarisch zu haben ist. Anderseits ist dieses Werk für alle späteren Arbeiten auf dem Gebiete deutschen Geisteslebens in Rußland von bleibender Bedeutung, und wir werden demselben am besten gerecht, wenn wir es mit seinem Herausgeber als eine Sammlung von „Studien zur Litteraturgeschichte" bezeichnen. S.'s schriftstellerische Thätigkeit ist eine außerordentlich vielseitige; zahlreiche Arbeiten über litterarische, historische, politische, naturwissenschaftliche, landwirthschaftliche u. a. Gegenstände legen sowohl von seiner geistvollen, rührigen Feder, als auch von seiner umfassenden Bildung und Weltkenntniß, seiner trefflichen Gesinnung und warmen Heimathsliebe ehrenvolles Zeugniß ab. Seine Dichtungen „Palmen und Birken" (Leipzig, 1852, 2. Aufl. 1853) sind besonders durch eine nicht gewöhnliche Vollendung der sprachlichen Form ausgezeichnet, die den Inhalt immer zu einer gewissen Bedeutung zu erheben weiß. Frisch und anziehend sind namentlich diejenigen seiner Dichtungen, in welchen er die Eindrücke wiedergiebt, die er auf seinen vielen und weiten Reisen gesammelt hat. „Alles, was den Lokalcharakter der amerikanischen Tropenwelt trägt, unter den unauslöschlichen Eindrücken der mächtigen und freien Natur dichterisch erzeugt ist", so äußert sich Alexander von Humboldt, mit dem Sivers in engere Fühlung getreten war, über dessen Dichtungen, „hat einen ihm eigenen Charakter".

Erwähnt sei noch das von S. herausgegebene „Litterarische Taschenbuch der Deutschen in Rußland" (Riga, 1858).

Ulrich Heinr. Gust. Frhr. v. Schlippenbach,

Erbherr auf Ulmahlen und Jamaiken in Kurland, am 18. März 1774 auf dem väterlichen Erbgute Groß-Wormsahten geboren, besuchte 1789—90 das Mitau'sche Gymnasium und studirte seit 1790 in Königsberg und Leipzig die Rechte und schönen Wissenschaften. 1794 kehrte er in die Heimath zurück, wo er nacheinander Landnotarius des Pilten'schen Kreises, Pilten'scher Landrath, kurländischer Obergerichtsrath und (1822) zugleich Vorsitzender des kurländischen Provinzial-Gesetz-Comité's wurde. Seit 1806 Malteser Ritter. Er starb zu Mitau am 20. März (1. April) 1826. Als Mitbegründer der seit 1816 bestehenden Kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst hat sich Sch. ein besonderes Verdienst um seine engere Heimath erworben.

Charakteristisch für Dichter und Zeit sind seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte. Seiner ganzen Geistesrichtung nach zu schlichter, sinniger Empfindung und Betrachtung des Lebens und der Natur veranlagt, kann er sich dem Einflusse des zeitgenössischen dichterischen Pathos nicht entziehen, das aber mit dem einfachen, natürlich empfindenden Gemüth des alten kurländischen Edelmanns keine rechte und innige Verschmelzung eingehen will. Je offener, ich möchte sagen: heimathlicher sich der Dichter giebt, um so besser gelingt ihm das Lied. In der Form vielfach recht ungenügend, enthalten Sch.'s Gedichte manchen sinnigschönen Gedanken, manches echtpoetische Bild. An dem Gedichte „Das kurländische Bauernmädchen am Sonntagmorgen" läßt sich die Verbindung der ureignen Empfindungsweise des Dichters mit dem Modeton seiner Zeit in interessanter Weise betrachten: Anfang und Mitte natürlich, frisch realistisch und darum auch von reizender Wirkung, während der Schluß schon etwas in Schiller'scher Rhetorik verschwimmt.

Verf.: Die Wunderquelle, Gedicht 1792. — Gedichte (Mitau, 1812). — Lebensblüthen aus Süden und Norden, 2 Bde., 1816—17. — Edles Wirken, Vorspiel, 1824. — Nachgelassene Gedichte (Mitau, 1828). — Gab heraus: Kuronia. Eine Sammlung vaterländischer Gedichte, 4. Samml., 1806—9.

Hans Schmidt

wurde am 6. September 1855 zu Fellin geboren, erhielt daselbst seinen ersten Unterricht in der von seinem Vater geleiteten Erziehungsanstalt für Knaben und absolvierte dann das (ehemalige) Landesgymnasium zu Fellin. Nunmehr durfte er seinen Lieblingswunsch erfüllen und sich dem Studium der Musik widmen. Er

wandte sich zu diesem Zwecke nach Leipzig, wo er den 3jährigen Cursus des Conservatoriums beendete und nebenbei die Vorlesungen der Universität hörte. Zwei weitere Jahre studirte er, bei gleichzeitigem Aufenthalte im Joachimschen Hause, an der Akademie zu Berlin. Auf den Rath von Johannes Brahms, den er daselbst kennen gelernt hatte, begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien. In die Heimath zurückgekehrt, nahm er, nach vorübergehendem Aufenthalte auf der Insel Oesel, seinen ständigen Wohnsitz in Riga. Von hier aus unternahm er mit Raimund von zur Mühlen, sowie auch mit Amalie Joachim mehrere größere Concertreisen. Als Dichter sowohl, wie als Componist ist Sch. vielfach und mit Erfolg hervorgetreten. Seine Lieder sind theils von ihm selbst, theils von anderen Componisten, unter welchen hier nur Brahms erwähnt sei, in Musik gesetzt worden. Sch.'s Lyrik schließt sich zum großen Theil eng an das Volkslied an. Wie dieses, singt auch er vom ungetreuen Knaben, vom verlassenen Mägdlein, von „Veiel und grünem Klee". Daneben finden sich originelle, fast bizarr zu nennende poetische Bilder, Gedanken und Empfindungen einer scharfumrissenen Individualität.

Verf.: Die letzten Menschen. Ein Sommertagstraum. Der Schatten. Drei Märchen in Versen. (Hamburg und Mitau. 2. Aufl. 1888). — Ein Weihnachtsspiel. — Gedichte und Uebersetzungen. (Offenbach a. M. 1894.)

Leopold von Schroeder,

am 12. Dezember 1851 zu Dorpat geboren, Sohn des Gouvernements-Schuldirektors Julius v. Sch., besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich an der Universität Dorpat dem Studium der deutschen und vergleichenden Sprachkunde (1870—73). Nachdem er sich mehrere Jahre in Deutschland aufgehalten, um in Leipzig, Jena und Tübingen vornehmlich Sanscrit zu studiren, habilitirte er sich 1877 in Dorpat für dieses Fach, begab sich aber bald zu weiteren Studien nochmals nach Deutschland. 1882 wurde er als etatsmäßiger Docent für Sanscrit an der Universität Dorpat angestellt, welche Stellung er 1894 aufgab, um nach Deutschland überzusiedeln. Seit 1891 vermählt mit der Märchendichterin verw. Baronin Lilly von Vietinghoff, geb. Baronesse von Foelckersahm.

Von den Gedichten Sch.'s verdienen namentlich diejenigen allseitige Beachtung und warme Anerkennung, welche unter den Abtheilungen „Indisches" und „Nordische Bilder" zusammengefaßt sind. Diese enthält eine Reihe trefflicher baltischer Stimmungsbilder, die sich in glücklichster Weise dem eigenartigen Stil der ehstnischen Volkspoesie anlehnen; in jener haben die poetischen Gedankenperlen unserer indischen Vorfahren eine so ausgezeichnete Fassung erhalten, daß sie ganz modern berühren.

In seinen „Mangoblüthen“ hat Sch. diese Nachdichtungen mit einer Reihe anderer vereinigt und uns damit ein wahres Juwelenkästchen lieblichster und zartester Poesie geschenkt. Wie der Edelstein vom kleinsten Raume aus das herrlichste Strahlengefunkel ausgehen läßt, so entzücken auch die indischen Lieder in ihrer überaus knappen Fassung durch ein köstliches Farbenspiel zartester Stimmungen. Namentlich gilt das von den Nachbildungen der Gedichte Amaru's, die sich durch das feinste Aroma auszeichnen. Geringeren Werth dürfen Sch.'s lyrische Originalgedichte beanspruchen, denen es trotz einer anmuthigen Sprache an der rechten Eigenart fehlt. Seine eigentliche Bedeutung liegt zweifellos in der ausgesprochenen Fähigkeit, die Schönheit und Eigenart fremdländischer Litteraturen nachzuempfinden und in mustergiltigen Formen wiederzugeben. Sch.'s Dramen sind am Rigaer Stadttheater mehrfach mit bedeutendem Erfolge zur Aufführung gelangt. Als Indologe nimmt er in der wissenschaftlichen Welt eine der hervorragendsten Stellungen ein.

Verf.: außer wissenschaftlichen Werken: König Sundara, Trauerspiel (Dorpat, 1887). — Gedichte (Berlin, 1889). — Darah oder Schah Dschehan und seine Söhne, historisches Trauerspiel (Mitau, 1891). — Worte der Weisen (Leipzig, 1892). — Mangoblüthen, Sammlung indischer Lieder und Sprüche in deutscher Nachdichtung (Stuttgart, 1893). — Gab heraus: Karl v. Stern's Gedichte (Dorpat, 1877). — Livonenlieder (Dorpat, 1877).

Georg Julius von Schultz,

pseudonym: Dr. Bertram, 1808 zu Reval geboren, studirte an der Universität Dorpat, promovirte 1836 zum Dr. med. und trat darauf in den Staatsdienst. 1846 Prosector an der Kaiserl. chirurgischen Akademie zu St. Petersburg; Arzt am Militärhospital und an der Mineralwasser-Anstalt daselbst. Trat 1867 in das Ministerium des Innern, wurde Mitglied des Censur-Comités und erhielt den Rang eines Kaiserl. russischen Staatsraths. Starb zu Wien am 4. Mai 1875.

Mit J. J. Malm und Rudolf Seuberlich darf Schultz-Bertram in der baltischen humoristischen Dialektdichtung als der „Dritte im Bunde“ gelten. Aber auch als humoristischer Prosaschriftsteller hat er Treffliches geleistet. Köstlich ist seine Schilderung des Dorpater Studentenlebens vor 50 (jetzt bald 100!) Jahren in den „Baltischen Skizzen“. Sch.-B. ist, wie Seuberlich, der B.'s Stoffe zuweilen benutzt und in das „Rigische“ bezw. Lettische übertragen zu haben scheint, ein feiner Beobachter der komischen Kleinigkeiten im menschlichen Leben. Man hat ihn den „baltischen Fritz Reuter“ genannt, den Sch.-B. sich auch in der That zum Vorbilde genommen hat.

Verf.: außer zahlreichen fachwissenschaftlichen Aufsätzen auf medicinischem und mythologischem Gebiete (namentlich aus der ehstnischen und finnischen Sagenkunde): Baltische Skizzen. Dorpat. — Neue baltische Skizzen. (Helsingfors 1872). — Hallerlei nurrige Sichten und Soterkleichen (im Dialekt). Dorpat.

Sophie Schwarz,

geb. Becker, Tochter des Pastors B. auf Neu-Autz in Kurland, wurde daselbst am 17. Juni 1754 geboren. Die Nachbarschaft mit der auf Alt-Autz wohnenden reichsgräflich Medem'schen Familie veranlaßte, daß Sophie schon in früher Jugend mit der Tochter dieses Hauses, Elisa, nachmaligen Freiin von der Recke, innig befreundet wurde. Sie begleitete dieselbe 1784—86 auf einer Reise durch Deutschland, lernte in Wülferode bei Ellrich, im Hause des Dichters Göckingk, den Referendar, späteren Direktor des Stadtgerichts in Halle, Johann Ludwig Schwarz kennen und vermählte sich mit ihm 1787. Sie starb auf ihrem ersten Wochenbette am 26. Oktober 1789.

Verf.: Elisens (v. d. Recke) und Sophiens (Schwarz) Gedichte, 1790. — Briefe einer Kurländerin auf einer Reise durch Deutschland, 1791. — Beide Schriften sind von ihrem Gatten, J. L. Schwarz, herausgegeben.

Wilhelm Smets,

Sohn des Johann Nikolaus Smets von Ehrenstein, eines Rechtsgelehrten von Fach, und der Sophie Schröder, Halbbruder der gleichnamigen berühmten Schauspielerin, späteren Frau von Bock, wurde am 15. September 1796 zu Reval geboren, wo sein Vater Director von Kotzebue's deutscher Bühne war. Die Ehe der Eltern wurde geschieden und Wilhelm vom Vater (1802) nach Aachen mitgenommen. Er besuchte dort die Schule, dann, nach des Vaters Tode (1812), das kaiserlich-französische Lyceum zu Bonn, mußte aber, in eine deutsch-burschenschaftliche Verbindung verwickelt, fliehen und begab sich 1814 als Hauslehrer auf das Schloß Reuschenberg bei Opladen. Aber schon im folgenden Jahre betheiligte er sich als Freiwilliger in Gneisenau's Hauptquartier an dem Kampfe gegen Napoleon, machte die Schlacht bei Waterloo als Officier mit und zog mit den siegreichen Truppen

in Paris ein. Dort nahm er seinen Abschied, um in die Heimath zurückzukehren. Als Erzieher im Hause des Freiherrn Max von Forst-Gudenau begleitete er 1816 dessen Sohn nach Wien, wo ihm das hohe Glück zu Theil ward, in der gefeierten Sophie Schröder seine Mutter wiederzufinden, von der er nicht einmal gewußt hatte, ob sie noch am Leben sei. Er selbst schildert die Wiedererkennungsscene in seinem Gedichte „Sophie Schröder“:

O, wie ward ich erfaßt von dem Bild, das jetzt vor den Blicken
Staunend erwartenden Volks wurde vorübergeführt:
„Salomon's Urtheil“ war's; es standen die Mütter, die beiden,
Schon vor dem Throne, das Schwert zuckte schon über dem Kind,
Aber in schrecklicher Qual stürzt nieder die eine der Mütter:
„König, verschone mein Kind! Gieb es der Anderen hin.“
Gott, wie wurde mir da! Ganz deutlich vernahm ich die eigne
Stimme, so wie sie mir selbst tönt aus der volleren Brust,
Thränenden Blicks entdeckt' ich im Antlitz die eigenen Züge:
Stirn und Augen und Mund, selbst auch das Grübchen im Kinn.
— „Mutter, du bist's! Ich zweifle nicht mehr, es lebet dein Kind noch!“
„„Wilhelm, mein ältester Sohn!““ rief sie und sank mir an's Herz.

Von dem Ruhme der Mutter begünstigt, versuchte es S. nun auch mit dem Schauspielerberuf, gab ihn jedoch mangels ausreichender Erfolge bald wieder auf, um zunächst Lehrer zu werden, dann aber einer tiefinnern Neigung zu folgen und sich für den geistlichen Stand auszubilden. Er studirte zu diesem Zwecke von 1819 ab Theologie in Münster, promovirte 1821 in Jena zum Doctor, empfing 1822 zu Köln die Priesterweihe und bekleidete darauf nacheinander verschiedene geistliche Aemter, bis er sich 1837 für kurze Zeit in's Privatleben zurückzog. 1841 in Rom vom Papste ehrenvoll ausgezeichnet, wurde er 1845 in Aachen zum Domherrn gewählt, 1848 als Vertreter eines gemäßigten Fortschritts in das Frankfurter Parlament entsandt. Dort aber ergriff ihn ein altes Leiden mit solcher Heftigkeit, daß er nach kurzem vergeblichen Aufenthalte in Bad Soden schwer krank nach Aachen zurückkehren mußte, um daselbst schon am 14. Oktober 1848 seine irdische Pilgerschaft zu beschließen.

Ein so bewegtes und abenteuerliches Leben, wie es S. geführt, hätte einen minder stark und edel veranlagten Charakter zu Grunde richten müssen, S. aber reifte darunter, wie das im Winde wogende Kornfeld. Seine Dichtungen haben einen geistigen Geschmack, der sich am Besten mit altem, mildem Weine vergleichen ließe. Sie sind voll tiefer Frömmigkeit und edler Humanität, dabei fehlt es ihnen nicht an jugendlichem Feuer und schöner Begeisterung. Auch er war ein Achtundvierziger, allerdings weder ein Herwegh noch ein Jacoby! Am nächsten steht er seiner ganzen Eigenart nach Uhland, sowohl in der Ballade, als auch im lyrischen Liede. Seiner Heimath am finnischen Golf ist er zwar schon in früher Kindheit entführt worden, doch aber ist er einer ihrer Söhne, und das alte Reval mit seinen

Thürmen und Mauern hat auch in seine späteste Erinnerung hineingeragt, wie er selbst es so stimmungsvoll schildert.

Verf.: Versuche in Gedichten, 1817. — Die Blutbraut, Trauerspiel, 1818. — Poetische Fragmente aus Theobald's Tagebuch, 1818. — Tasso's Tod, Trauerspiel, 1819. — Hieroglyphen für Geist und Herz, 1821. — Gedichte, 1824. — Neue Dichtungen, 1831. — Spruchlieder, 1832. — Des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen Jubelfahrt auf dem Rheine, romantisches Gedicht in 3 Gesängen, 1833. — Kleinere epische Dichtungen, 1835. — Epheukränze, Dichtungen, 1838. — Gedichte, 1840. — Neue Sammlung, 1847. — Jesus Christus und das Symbol der Apostel. Gedichte, 1848. — Fromme Lieder von Friedrich von Spee, umged., 1849. — Taschenbuch für Rheinreisende, 1817.

Karl Walfried von Stern,

am 16. Dezember 1819 auf dem Gute Piomets in Ehstland geboren, erhielt in Reval seine Schulbildung und bezog im Jahre 1838 die Universität Dorpat, wo er der Corporation „Livonia“ angehörte. Aus dieser Zeit stammt das Meiste, was er geschrieben. Im Jahre 1844, kurz vordem er Dorpat verließ, gab er ein Bändchen Gedichte heraus. Diese Veröffentlichung wurde vom Dichter selbst als eine verfehlte, weil verfrühte bezeichnet. Neben manchem Schönen enthielt sie zu vieles Minderwerthige und Unbedeutende, um ihren Urheber vor den bitteren Erfahrungen zu schützen, welche dem lyrischen Dichter bei seinem ersten öffentlichen Auftreten so selten erspart bleiben. Stern verließ Dorpat und wurde Katasterbeamter in Rjasan, später in Orel, Pleskau und Nowgorod. Die Last der Berufsgeschäfte im Verein mit einer völlig verständnißlosen Umgebung ließ die Harfe des Sängers um das Jahr 1848 völlig verstummen, nachdem noch einige schöne Gedichte von ihm in verschiedenen Sammlungen („Balladen und Lieder“ von — r —, S — h, C. Glitsch, A. W. v. Wittorff, C. Stern: Dorpat, 1846, und „Baltisches Album“ herausgegeben von N. Graf Rehbinder: Dorpat, 1848) erschienen waren. Im Jahre 1855 kehrte St. nach Livland zurück, wo er als Gutsbesitzer auf Friedrichsheim im Fellinschen Kreise lebte, nachdem er sich schon einige Jahre vorher mit Caroline v. Patkul verheirathet hatte. Mißhelligkeiten aller Art und eine schwere innere Krankheit umwölkten seinen Lebensabend, und doch war es das Leid, welches ihm den Griffel des Dichters wieder in die Hand drückte.

Von einer alten, einsamen und erblindeten Schwester, die nie vorher in ihrem Leben gedichtet, erhielt er einige Lieder zugesandt, die aus ihrem wehvollen Herzen hervorgebrochen waren. Der tiefergriffene Bruder antwortete mit einem Liede, dem ersten nach 20 Jahren trostlosen Schweigens:

An meine Schwester.

O wunderbares Abendroth,
O wunderbare Welt!
Das Vöglein singt von seinem Tod,
Eh' es vom Aste fällt.
O Schwester lieb, o Schwester traut,
Du hast mein Herz erschreckt,
Hast mich mit zartem Sangeslaut
Aus tiefem Schlaf geweckt.
Jetzt laß uns fliehen Hand in Hand
Aus dem verfall'nen Haus
Hinweg in's unbekannte Land,
Dort ruhen wir uns aus!

Zunehmende Krankheit nöthigte ihn zum Verkauf seines Gutes Friedrichsheim. Er zog nach Dorpat. Daß er hier trotz aller körperlichen Leiden die verhältnißmäßig glücklichste Zeit seines Lebens zugebracht, hat er selbst wiederholt ausgesprochen. Seine damalige Stimmung wird durch einen Brief gekennzeichnet, in welchem er einem Freunde u. A. schreibt: „Unglücklich und verlassen bin ich keinen Augenblick gewesen und hoffe auch so zu enden. Rechts Schrecken, links Entsetzen — in meinen Erstickungsanfällen gab es immer etwas, was Muth und Zuversicht nicht erlöschen ließ: — weder Gott noch Menschen haben mich im Stich gelassen, ich bin dankbar und ganz zufrieden." So starb er, mit seinem Schicksal versöhnt, am 19. November 1874.

Mit Recht wird der Name Karl Stern genannt, wenn man die besten Namen unter den baltisch-deutschen Dichtern nennt. Solche echt lyrische Bilder, wie sie uns beispielsweise in „Blumentaufe" umgaukeln, solch' concentrirte Simmung, wie sie uns aus „Ich hab es satt", den „Liedern eines Heimwehkranken" u. a. entgegenweht, legen entschiedenes Zeugniß dafür ab, daß in St. das Feuer echter Poesie geglüht hat. Leider konnte sein schönes Talent nicht ausreifen, mußte es sich oft an der symptomatischen Bedeutung seiner Schöpfungen genügen lassen. Gehoben wird das Talent St.'s von einem weichen Herzen, inniger Religiosität und einem noblen Charakter.

Maurice Reinhold von Stern,

Sohn des Vorigen und der Frau Karoline von Stern, geb. von Patkul, am 3. April 1859 zu Reval geboren, besuchte die Gymnasien zu Dorpat und Fellin. Für den militärischen Beruf bestimmt, mußte er demselben wegen eines Insubordinationsvergehens nach dreijähriger Dienstzeit entsagen und seinen Abschied nehmen. Im

Jahre 1881 wanderte er nach Nordamerika aus, wo er sich abwechselnd in New-York, New-Jersey und anderen großen Städten der Union in journalistischer Stellung aufhielt. Auch gründete er die „New-Jersey'-Arbeiter-Zeitung", welche unter anderer Leitung noch heute erscheint. Seine schwankende Gesundheit nöthigte ihn indessen im Frühling des Jahres 1885 nach Europa zurückzukehren. Er wandte sich zuerst nach London, dann nach Paris. Im Laufe des Jahres 1885 nahm er seinen dauernden Wohnsitz in der Schweiz, zuerst in Basel, dann in Zürich, wo er als Student an der Züricher Hochschule immatrikulirt wurde und sich dem Studium der Philosophie ergab. Vermögensverhältnisse und andere hier nicht zu erörternde Umstände zwangen ihn, sein Studium im Frühling des Jahres 1888 zu unterbrechen, um die Stellung eines Redakteurs des „Züricher Volksblattes" anzunehmen. Im Jahre 1893 begründete Stern ein eigenes Organ: „Sterns litterarisches Bulletin der Schweiz" und eröffnete damit gleichzeitig eine eigene Verlagsbuchhandlung.

Die überwiegende Mehrzahl seiner Dichtungen ist echte, zum Theil künstlerisch vollendete Poesie. Es finden sich Schöpfungen unter ihnen, deren sich keiner unserer besten Lyriker zu schämen brauchte; die wir in gleicher Güte bei manchem unserer beliebtesten Modepoeten vergeblich suchen würden. Die meisten dieser Gedichte lassen sich auf eine gemeinsame seelische Grundstimmung zurückführen, die etwas von dem goldigen Abendrothe eines milden, klaren Spätsommerabends an sich hat. Unsagbar weich und lind, träumerisch müde, wehmüthig klagend in tiefer Sehnsucht, ertönen diese Weisen, dabei größtentheils auf das Reinste gestimmt, klar und melodisch. Aber die glimmenden, heimlich knisternden Kohlen jener träumerischen Weltmüdigkeit, deren dichterische Stimmung sich mit einem bläulichen, durchsichtigen, warmfluthigen Dunste vergleichen ließe, bergen in sich das Feuer echter Leidenschaft, das gelegentlich in großartig aufjubelnden Naturhymnen und schwungvollen Gesängen emporschlägt. Ich kenne nicht allzuviel neuere Gedichte, welche über einen gleichen Zauber der Stimmung verfügen wie: „Schmiede im Walde" und „Herbstmorgen", während Gedichte wie „Alpenglühen" und „Gewitter in den Alpen" grandiose Naturbilder voll Kraft und Kühnheit sind.

Stern hat in seiner Entwicklung einen weiten Weg zurückgelegt. Mit voller Begeisterung hat er sich der Arbeiterbewegung in die Arme geworfen, hat er ihre Ideale und — Irrthümer zu den seinigen gemacht. So kam es, daß er sich als Dichter desselben Fehlers schuldig machte, den Schiller mit soviel Härte, aber auch soviel Wahrheit dem unglücklichen Bürger vorwarf: auch Stern ist in seinen älteren Dichtungen vielfach zum Volke herabgestiegen, statt es zu sich emporzuheben. Aber der Kelch der Enttäuschungen ist auch an ihm nicht vorübergegangen, und wie er als aufwärts strebender Dichter nothgedrungen die „Zinne der Partei" verlassen mußte, einer Partei zwar, die dem Künstler in ihren Reihen niemals das rechte Verständniß entgegenbringen konnte, so hat er vor allen Dingen auch einsehen müssen, daß alle äußerlichen Reformen und Heilmittel der Gesellschaft nur elende Quacksalbereien bleiben, so lange ihnen nicht eine Reformation des Gemüths, des Menschen selbst, vorausgegangen ist. So ist er, der in den ersten Jahren seiner öffentlichen Wirksamkeit Bahnen einschlug, welche ihn scheinbar für immer von Christus

entfernen mußten, wieder zu diesem großen und einzig wahrhaftigen Arzte zurückgekehrt. Seine Sammlung „Höhenrauch“ (Zürich, 1890) zeigt zwar noch Anklänge an den früheren Ton, hier und da demagogische Velleitäten und naturalistische Ergüsse einer unschönen Phantasie, aber die später erschienene „Sonnenstaub“ (Leipzig, 1890) entschädigt uns dafür reichlich durch die sich unverkennbar kundgebende Rückkehr des Dichters zum „Heiligen“. In ergreifender Weise schildert er diese Rückkehr in seinem Gedicht „Erscheinung am Meer“. Was hier als Dichtung erscheint, es ist im Grunde doch nur volle, tiefe Wahrheit: Jesus hat dem im Sande Irrenden freundlich seine treue Hand gereicht und ihn milde und sanft zurechtgewiesen.

Erheben uns die letzten Veröffentlichungen der Stern'schen Muse durch ihren erfreulichen Fortschritt an sittlicher Erkenntniß, so sind sie doch andererseits auch geeignet, den Blick für die Schwächen des Dichters zu schärfen. Stern arbeitet zu verschwenderisch mit Gold und Rosa; es schimmert und flimmert, blinkt und klingt in seinen neuesten Gedichten zu viel. Wenn einerseits sein sprachlicher Ausdruck ungemein plastisch, seine kühnen und eigenartigen Wortbildungen meist überraschend glücklich wirken, so kann man sich auf der anderen Seite bei manchen seiner neuesten Gedichte des fatalen Eindrucks nicht erwehren, als ob der Wortlaut der Verse gekünstelt, ja gesucht wäre. Ein Meer von Goldschaum und Blüthenflocken verhüllt oft den Blick in die Tiefen der Empfindung, erregt Zweifel an ihrer Wahrheit. Oefters Selbstwiederholungen können diesen Eindruck nur verstärken. Es scheint, als ob Stern nicht alle seine neuesten Gedichte nur aus innerem Drange heraus gedichtet hätte, als ob seine künstlerische Phantasie zuweilen mehr von berechnender Vernunft, als vom zeugungskräftigen Gemüthe befruchtet worden wäre. Mit einem Wort: ich fürchte, seine letzten Schöpfungen kranken an Ueberproduktion. Der Flug des Gedankens und die Rührigkeit dichterischen Strebens scheinen zuweilen an den Marksteinen der Empfindung vorübergehastet zu sein.

Wer sich näher mit Stern bekannt machen will, greife zu seinen „Ausgewählten Gedichten“ (Dresden, 1891). Der Dichter hat hier aus allen früher erschienenen Sammlungen eine Blüthenlese veranstaltet und bis auf verschwindend wenige Ausnahmen Alles ausgeschieden, was bei feinfühligen Lesern Anstoß erregen könnte. Von neuesten poetischen Veröffentlichungen Stern's wären hier noch die Sammlungen „Nebensonnen“ (Dresden, 1892), „Mattgold“ (Zürich, 1893), das epische Gedicht „Die Insel Ahasvers“ (Dresden, 1893) und „Frühlings-Sonette“ (Zürich, 1894) zu nennen.

Auch als Prosaschriftsteller ist St. mehrfach hervorgetreten. Es sei an dieser Stelle nur auf seine „Stimmen der Stille“ (Zürich, 1894) hingewiesen, eine Aphorismensammlung, die neben manchem Anfechtbaren eine Fülle geistvoller und tiefgründiger „Gedanken über Gott, Natur und Leben“, namentlich aber auch über das Wesen der Künstlerschaft, enthält.

Arnold von Tideböhl,

am 16. Februar 1818 zu Reval geboren, verlebte seine Kindheit in Riga und auf dem Lande, bezog 1835 die Universität Dorpat und trat 1840 nach Vollendung seiner Studien, während welcher er mit seinem Freunde Wilhelm Schwartz eine Sammlung deutscher Lieder aus den Ostseeprovinzen: „Schneeglöckchen“ (Riga und Leipzig, 1838) herausgab, in Riga in den Staatsdienst. Von 1841—45 war er in den russischen transkaukasischen Provinzen in amtlichen Stellungen thätig. 1845 kehrte er in die Heimath zurück, bekleidete nach einander verschiedene einflußreiche Aemter in Riga, St. Petersburg und Dorpat und trat 1882 aus dem Staatsdienst. Er starb am 30. August 1883 zu München, wurde aber in Riga bestattet.

Karl Bernhard von Trinius,

am 7. März 1778 zu Eisleben als der Sohn eines Geistlichen geboren, widmete sich von 1796—1802 in Jena, Halle, Leipzig und Göttingen dem Studium der Medizin und begab sich 1805 in die baltischen Provinzen, wo er 1807 in Folge seines ärztlichen Rufes zum Leibarzt der Gemahlin Herzog Alexanders von Würtemberg ernannt wurde. Eine Reihe von Jahren verlebte er in dieser Stellung theils in Wien, theils in St. Petersburg, bis er 1824 als kaiserlich russischer Hofrath und Leibarzt des kaiserlichen Hofes in St. Petersburg angestellt wurde. T.'s Verdienste wurden durch seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften anerkannt, in deren Auftrage er 1836 längere Reisen in's Ausland unternahm. 1838 nach St. Petersburg zurückgekehrt, starb er daselbst am 29. Februar (12. März) 1844.

Verf.: Dramatische Ausstellungen, 1. Sammlung, 1820. — Gedichte, herausgegeben von zweien seiner Freunde, 1848.

Alexander Frhr. von Ungern-Sternberg,

als Romanschriftsteller bekannt unter dem Namen A. v. Sternberg, wurde am 10. (22.) April 1806 auf dem Gute Noistfer bei Reval geboren. Nach dem Tode seines Vaters, der auf der Karlsschule mit Schiller befreundet gewesen, besuchte er in Dorpat das Gymnasium und bezog hierauf die dortige Universität. 1830 ging er nach St. Petersburg, wo sein hervorragendes Zeichentalent die Aufmerksamkeit der Kaiserin erregte, welche ihm zur weiteren Ausbildung eine Unterstützung angedeihen ließ. Dadurch konnte Sternberg's Lieblingswunsch, nach Deutschland zu gehen, schon

1830 verwirklicht werden. In Dresden wurde er mit Ludwig Tieck, in Stuttgart mit Gustav Schwab und durch ihn mit Cotta bekannt, später auch mit Lenau befreundet. Um diese Zeit entschied er sich für die schriftstellerische Laufbahn. Nach Reisen durch die Schweiz, Ober-Italien und Oesterreich nahm er längeren Aufenthalt in Weimar, ließ sich aber nach einem Besuche in der Heimath 1841 in Berlin nieder. Hier verkehrte er mit Gutzkow, Wilibald Alexis, Raupach, Tieck, Varnhagen von Ense u. A. Im Sturmjahre 1848 stellte er sich mit kühnem Muthe unter das Banner des Königthums, für das er als Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“ und auch sonst mit Wort und Schrift begeistert eintrat. Im Auftrage des russischen Gesandten am Berliner Hofe, Baron von Meyendorff, ging er als Berichterstatter zum Parlament nach Frankfurt. Er starb, von einem Gehirnleiden befallen, auf dem Gute eines Freundes, Dannenwalde bei Stargard in Mecklenburg-Strelitz, geistig umnachtet, am 24. August 1868.

In St. besaß die deutsche Romanlitteratur ein ebenso fruchtbares als bedeutendes Talent. Seine Romane gehörten lange Zeit zu den meist gelesenen in Deutschland, und die „Zerrissenen“ machten geradezu Epoche. Die Richtung freilich, welche St. mit seinen „Braunen Märchen“ einschlug, in denen sich die süßliche Frivolität seines Zeitalters spiegelt, hat seinen litterarischen Ruf einigermaßen verdunkelt.

Verf.: Die Zerrissenen, Nov., 1832. — Eduard, Nov., 1833. — Lessing, Nov., 1834. — Novellen, 1835. — Molière, Nov., 1835. — Galathee, Roman, 1836. — Schiffersagen; 2 Bde., 1837—38. — Palmyra, oder: Das Tagebuch eines Papageis, sat. Roman, 1838. — Fortunat, Feenmärchen; 2 Bde., 1838. — Psyche, Roman; 2 Bde., 1838. — Kallenfels, Roman; 2 Bde., 1839. — St. Sylvan, Roman; 2 Bde., 1840. — Georgette, Nov. in Briefen, 1840. — Die Großmutter, Lustsp., 1841. — Alfred, Roman, 1841. — Diana, Roman; 3 Bde., 1842. — Britannikus, Roman, 1842. — Der Missionär, Roman; 2 Bde., 1842. — Erzählungen und Novellen; 4 Bde., 1844. — Jena und Leipzig, Roman; 2 Bde., 1844. — Paul, Roman; 2 Bde., 1845. — Susanna, Roman; 2 Bde., 1847. — Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts, 2 Bde., 1848. — Royalisten, Roman; 2 Bde., 1848. — Die gelbe Gräfin, Roman; 2 Bde., 1848. — Das Buch der drei Schwestern, Erz., Märchen u. Nov.; 2 Bde., 1848. — Tutu, phantastische Excursionen und poetische Episoden, 1849. — Wilhelm, Roman; 2 Bde., 1849. — Die beiden Schützen, 1849. — Braune Märchen, 1850. — Der deutsche Gilblas, Kom. Roman; 2 Bde., 1851. — Ein Fasching in Wien, 1851. — Der Carneval in Berlin, 1852. — Die Brüder, oder: Das Geheimniß, Roman; 5 Bde., 1852. — Macargan, oder: Die Philosophie des 18. Jahrhunderts, Roman, 1853. — Die Ritter von Marienburg, Roman; 3 Bde., 1853. — Selene, 1853. — Die Nachtlampe; 4 Bde., 1853 bis 1855. — Das stille Haus, Erzählung, 1854. — Die Dresdener Gallerie, Geschichten und Bilder; 2 Bde., 1857—58. — Erinnerungsblätter; 5 Bde., 1855—60. — Dorothee von Kurland, Biogr. Roman; 3 Bde., 1859. — Künstlerbilder; 3 Bde., 1861. — Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, Roman; 3 Bde., 1861. — Peter Paul Rubens, Biogr. Roman, 1862. — Kleine Romane und Erzählungen; 3 Bde., 1862.

Th. Luise Freiin von Ungern-Sternberg,

führt, obwohl verehelicht, als Dichterin diesen ihren Mädchennamen. In Ehstland auf der kleinen Insel Nuckoe in der Nähe des Badeorts Hapsal 1840 geboren, hat sie ihre Jugend bis zu ihrer Verheirathung immer auf dem Lande zugebracht. Später unternahm sie ihrer angegriffenen Gesundheit wegen verschiedene Reisen in's Ausland, so nach Frankreich, Italien und Oesterreich. Seit mehr als 25 Jahren lebt sie in St. Petersburg. Einzelne ihrer Gedichte sind in reichsdeutschen Blättern erschienen, u. A. auch in der „Gartenlaube“.

Burchard Waldis

(auch Borchard, wie er sich in Livland selbst zu schreiben pflegte), einer der bedeutendsten deutschen Fabeldichter, wurde Ende des 15. Jahrhunderts zu Allendorf an der Werra, einer hessischen Landstadt, geboren. Sein Geburtsjahr entzieht sich noch ebenso der Kenntniß, wie viele andere Daten seines abenteuerlichen, vielbewegten Lebens. Lange Zeit von der Forschung unberücksichtigt, hat er erst spät in Karl Gödeke u. A. liebevolle und kundige Biographen gefunden. Ueber W.s' Jugendzeit ist soviel wie nichts bekannt. Erst im Jahre 1524 finden wir eine bestimmte Spur von ihm, da er um diese Zeit Klostergeistlicher und mit einer wichtigen Sendung betraut war. In seinem „Esopus“ erzählt er von einer Reise, die er wegen seines Seelenheils nach Rom unternommen. Wie so viele andere Gläubige, wurde auch er in seinen Erwartungen auf das Bitterste getäuscht. Was er in Rom fand, erschien ihm geeignet, „Schlangen zu vergiften“. Die maßgebenden Erforscher seines Lebensganges nehmen an, daß Burchard Franziskaner des Minoritenordens gewesen. Wann er nach Livland gekommen, läßt sich nicht feststellen. Nur so viel ist bekannt, daß W. in der ersten Zeit seines livländischen Aufenthalts im Dienste des Bischofs Jasper von Linden stand und sich von diesem als Bote und Agent gegen die livländische Reformation benutzen ließ. Burchard's Name ist mit ihr auf das Engste verknüpft. Die große kirchliche Bewegung, welche durch das deutsche Reich ging, fand im alten Livland begeisterten Widerhall und ebenso eifrige als geschickte Vertreter. Andreas Knöpken und Sylvester Tegetmeyer fanden Rath und Bürgerschaft Riga's so gut vorbereitet für ihr reformatorisches Wirken, daß der Bischof und das Domkapitel eine Gesandtschaft beschlossen, die bei Kaiser Karl V. Beschwerde über die Neuerungen führen sollte. Da der Kaiser sich zu jener Zeit (1523) in Spanien befand, wandte sich die Gesandtschaft an seinen Stellvertreter, den Markgrafen von Baden, der bereitwillig auf ihre Wünsche einging und unter Androhung der Reichsacht alle kirchlichen Angelegenheiten in den früheren Stand

zu setzen befahl. Als die Gesandten nach Riga zurückkehrten, wollte der Zufall, daß das Schiff, statt an das Schloß, an eine der Stadtpforten trieb, wo zwei der Mönche von den Bürgern gefangen genommen wurden. Einer dieser Mönche war unser Dichter. Nach kurzer Zeit aus der Haft entlassen, sagte er sich nicht nur vom geistlichen Stande, sondern auch von der katholischen Kirche los. Mag seine Befreiung möglicherweise auch von der Bedingung eines Uebertritts zur lutherischen Lehre abhängig gemacht worden sein, so muß doch angenommen werden, daß die Anhänglichkeit an die alte Kirche in W. bereits stark gelockert war. Wir begegnen ihm von nun ab auf ganz entgegengesetzten Bahnen. Aus dem „Pfaffendiener" ist ein unermüdlicher Vorkämpfer des evangelischen Gedankens geworden. Seine bürgerliche Thätigkeit begann er als „Kannegeter" (Zinngießer), so nennt er sich selbst im Jahre 1527. Er betrieb sein Geschäft indessen weniger als Handwerker, denn als reisender Kaufmann, der mit seinen Waaren die Ordenslande, Preußen, Deutschland und andere Länder durchstreifte. Vorzüglich dieses Wanderleben machte ihn zu den vielfachen Diensten geschickt, welche er nach seinem Confessionswechsel der lutherischen Sache leistete. Leider sollten seine nahen Beziehungen zu Johann Lohmüller, einem der Führer der reformatorischen Bewegung in Livland, den Dichter in das tiefste körperliche und seelische Elend stürzen. Lohmüller, ein Mann von ebenso großer Energie und Umsicht, als zweifelhaftem Charakter, verstand es allem Anschein nach, den Dichter zu seinen Zwecken zu benutzen und in ein Unternehmen zu verwickeln, das für Burchard im höchsten Grade verhängnißvoll werden sollte. Es handelte sich um nichts Geringeres, als eine regelrechte Verschwörung gegen den Meister des Ordens und den Erzbischof von Riga. Gegen diese obrigkeitlichen Gewalten hatte sich in Livland im Jahre 1532 ein evangelischer Bund gebildet, an welchem die Stadt Riga und die Ritterschaft des Erzstifts, der Komthur von Windau, die Ritterschaft von Oesel, der Herzog zu Preußen und im Frühling 1533 auch der Markgraf Wilhelm von Brandenburg, der Coadjutor des Erzstifts, betheiligt waren. Dieser sollte nach dem Tode des Erzbischofs dessen Nachfolger, zum alleinigen Landesfürsten erwählt werden und durch Vermählung das Erzbisthum in ein weltliches Herzogthum umwandeln. Noch bedenklicher als dieser Plan muß uns die dabei in Aussicht genommene Hilfe des Auslandes erscheinen, da nicht nur der Herzog zu Preußen Kurland besetzen, sondern auch eine dänische Flotte vor Riga erscheinen, schwedische Truppen sich gegen Reval wenden und sogar die Polen nach Livland gerufen werden sollten. Der Plan scheiterte gänzlich. Es gelang dem Hermann von Brüggenei diese geheime Bewegung zu ersticken, noch bevor sie ernstlich zu schaden vermocht hatte. Einer der Ersten, die der Heermeister gefangen nehmen ließ, war Burchard Waldis. Um das Jahr 1536 wurde er in Bauske, wo er Verwandte seiner Frau besuchte, ergriffen.

Es erscheint psychologisch nicht ungerechtfertigt, für die Theilnahme W.s' an einem so gewagten Unternehmen auch nach solchen Gründen zu suchen, welche nicht durch kirchliche und politische Interessen allein erklärt werden. Vielleicht hätte er sich nie zu der bedenklichen und nicht unzweideutigen Rolle eines politischen Kundschafters und Verschwörers hergegeben, wenn ihm eine behagliche, glückliche Häuslichkeit geblüht hätte. Das war leider nicht der Fall. Burchard war zwar verheirathet — mit einer Barbara Schulze oder Schulte aus Königsberg — allein diese Ehe, die er wahrscheinlich weniger aus Liebe, als aus Rücksicht auf die Leitung seines Haushalts geschlossen, war keine glückliche. In einem Briefe an seine Schwägerin (Pfingsten 1531) beklagt er sich bitter über seine Gattin, die ihm nur mit Undank, mit spitzigen und groben Reden gelohnt, trotzdem er sie stets gut und in Ehren gehalten. Vor Kurzem, als er zur Kirche gegangen, habe sie heimlich ihre Sachen gepackt und sei auf und davon gegangen. Seinen Klagen stehn nun freilich die nicht minder heftigen der Frau gegenüber, denen zufolge Burchard, durch den Einfluß seines Freundes Lohmüller bewogen, sich jeder Verpflichtung gegen sie losgesagt. Er habe, als sie in der Noth zu ihren Verwandten nach Preußen gewollt und ihr Hab und Gut von Burchard verlangt, ihr zehn Mark und schlechte Kleider gegeben und sie in sieben Paar Teufels Namen gehen heißen. Es ist schwer, endgiltig zu diesem Ehedrama Stellung zu nehmen, doch geht man wohl nicht fehl, wenn man einerseits beiden Theilen die Schuld zumißt, andererseits aber annimmt, daß es immerhin in den Absichten Lohmüllers gelegen haben mag, den Dichter seiner Häuslichkeit zu entfremden, um ihn desto fester an die eigne Person zu ketten.

Nach einer Gefangenschaft von vollen zwei Jahren, während welcher sich Burchard außer andern Leiden auch der grausamen Tortur unterziehen mußte, die ihm fast das Leben gekostet hätte, gelang es den rastlosen Bemühungen seiner wackern Brüder, die aus der alten Heimath herbeigeeilt waren, den Unglücklichen aus seinem traurigen Zustande zu erretten. Ihre unausgesetzten Bitten und Verwendungen hatten endlich den Erfolg, daß Burchard gegen Urfehde aus der Haft entlassen wurde. Vor seiner Abreise löste sich auch das Verhältniß mit seiner Gattin — auf welche Weise, ob durch deren Tod oder durch Scheidung, ist nicht bekannt. Burchard kehrte nach Deutschland zurück. Im Winter 1541 ließ er sich in Wittenberg immatrikuliren, drei Jahre später wurde er als erster evangelischer Prediger der Propstei Abterode (zwei Stunden von seinem Heimathsort Allendorf entfernt) eingeführt, womit ihm neben dem Amte eines Pfarrers auch das des Propstes, sowie ein ansehnliches Einkommen zufiel. Noch einmal trachtete er nach dem Glück der Liebe, indem er die junge Wittwe eines Dr. Heistermann als Gattin heimführte. Aber zuviel hatte der Vielgeprüfte schon erduldet, zu tief war auch seine Gesundheit durch die Folter geschädigt, als daß sein freundlicher Lebensabend nicht bald in der Nacht des Todes erlöschen sollte. Im Sommer 1555 mußte er aus Schwäche sein Amt niederlegen. Er starb bald darauf, etwa 60 Jahre alt. Sein Todesjahr hat sich bisher nicht genau ermitteln lassen. Bald nach seinem Hinscheiden vermählte sich seine Frau zum dritten Male, mit einem jungen Handwerksgesellen. Eine widerwärtige Ehe, die damit endete, daß der Ehemann seine Gattin verließ und sich bettelnd im Lande umhertrieb, bis er in einem Magdeburger Spital am Aussatz starb. Die einst wohlangesehene Familie der Waldis ist ausgestorben.

Ist Burchard Waldis auch in Deutschland geboren und gestorben, so dürfen wir ihn nicht nur, sondern wir müssen ihn auch zu den baltischen Dichtern zählen.

Sein Leben und Dichten ist mit den baltischen Landen unauflöslich verwachsen, und die Summe der Erfahrungen, Beobachtungen und Lebensanschauungen, die er in seinen dichterischen Werken niedergelegt, hat er in Livland gesammelt. Einen Hinweis darauf, wie er selbst über seine geistige und litterarische Zugehörigkeit dachte, finden wir schon in seinem Hauptwerke, dem „Esopus“, das dem Bürgermeister der Stadt Riga, Johann Butten, gewidmet ist. In Riga hatte er die Anregung zu diesem Buche empfangen, war er mit der Fabeldichtung überhaupt erst bekannt geworden. Die bedeutendsten Werke W.s' sind das Drama vom „Verlorenen Sohn“ (Die parabell vom vorlorn Szohn), welches in Riga im Jahre 1527 als Fastnachtsspiel aufgeführt wurde, seine Spitze gegen die alte Kirche richtet und den Grundsatz der evangelischen Lehre, die Rechtfertigung durch den Glauben, gegen die katholische Werkheiligkeit ausspielt, ferner der „Psalter“ (der Psalter in newe gesangsweise vnd künstliche Reime gebracht durch Burkard Waldis), eine Sammlung von Psalmen, die er zum Theil „in schwerer Gefängniß (in Livland) gemacht, die langweilige und beschwerliche Gedanken und teufelische Anfechtung damit zu vertreiben oder je zum Theil zu vermindern“, und das Fabelbuch „Esopus“ (Esopus, gantz new gemacht und in Reimen gefaßt), eine Neudichtung der aus dem Alterthum bekannten sogenannten „aesopischen“ u. a. Fabeln, die der Verfasser um 100 neue vermehrt hat. Außerdem hat Waldis noch mancherlei polemische Schriften, Bearbeitungen und Uebersetzungen herausgegeben, so u. A. auch eine neue Ausgabe des „Teuerdank“.

Das eigentliche Gebiet W.s' ist aber die Fabeldichtung. Hier tritt seine Eigenart am Schärfsten und Entschiedensten hervor. Im Gegensatz zu der rein verstandesmäßigen Behandlung, welche die äsopischen Fabeln in der römischen Fassung des Phaedrus und seiner Prosabearbeiter kennzeichnet, wendet sich W. auch an die Phantasie, indem er sie durch anschauliche und lebendige, häufig breit ausmalende und lokalisirende Darstellung, durch vielfache Anknüpfungspunkte an die Gegenwart, zu fesseln weiß. Weit entfernt davon, den konkreten Stoff lediglich als Mittel zum Zweck, als Träger einer abstrakten Idee zu behandeln, stattet er ihn vielmehr mit reichem individuellen Leben aus. Er will nicht nur belehren, sondern er will auch ergötzen und durch Ergötzen belehren. Die Erzählung an sich steht bei ihm der Moral ebenbürtig zur Seite. Lessing, der auf Grund seiner klassischen Muster in der Fabel nur das rein didaktische Element gelten lassen wollte, hat — wohl um dieser abweichenden Auffassung willen — von W. überhaupt keine Notiz genommen. Sehr mit Unrecht; denn mag sich seine Ansicht theoretisch auch präciser und logischer ausnehmen, so hat Waldis den Vorzug, daß er gerade den eigentlichen Zweck der Fabel: die nachhaltige Belehrung, wirklich erreicht, indem er nicht nur die bloße Vernunft, sondern auch die Phantasie, das Bedürfniß des Menschen nach kurzweiliger Unterhaltung, diesem Zwecke dienstbar macht. Zu dem leichten, frischbewegten, lebendigen Vortrage gesellt sich bei ihm Schlagfertigkeit und Drastik des Ausdrucks, Vorzüge, die im Verein mit einer humorvollen Weltanschauung dem „Esopus“ eine die früheren Bearbeitungen hoch überragende Bedeutung sichern.

Die oben abgedruckten Fabeln sind bis auf die „Von einer Frauen und dem

Arzte“ dem IV. Buche des Esopus entlehnt, also demjenigen, welches die „neuen“ Fabeln enthält und uns den Dichter am Selbstständigsten zeigt. Theils beruhen sie auf eigenen Erlebnissen, theils auf unbekannten Quellen. Man wird hoffentlich in der Aufnahme der „römischen Reise“ keine kulturkämpferische Absicht erblicken. Einerseits ist dieses Gedicht als eines der wenigen autobiographischen Zeugnisse des Dichters ungemein wichtig, andererseits beansprucht es durch seinen überaus anschaulichen und frischen Vortrag einen so hohen dichterischen Werth, daß es im „Baltischen Dichterbuche“ in keinem Falle fehlen durfte.

Die beiden aufgenommenen Kirchenlieder darf man wohl dreist zu dem Besten auf diesem Gebiete zählen, namentlich das wunderschöne und tiefempfundene „Wann ich in angst und nöten bin“. Leider sind W.s' Kirchenlieder zu Beginn des 18. Jahrhunderts aus den Gesangbüchern verschwunden, was um so mehr zu bedauern, als gerade diese viele Erzeugnisse enthalten, die dem hehren Zweck und Wesen des Kirchenliedes wenig entsprechen.

(Vgl. „Deutsche Dichter des XVI. Jahrhunderts“, herausg. von Karl Gödeke und Julius Tittmann. Band „Esopus“ von Burchard Waldis. Herausg. von Julius Tittmann, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882.)

August Heinrich von Weyrauch,

pseudonym: Heinrich von der Myrrhen, am 30. April (12. Mai) 1788 zu Riga geboren, erhielt Privatunterricht und wurde Buchhalter im Rigaer Postkontor. Dann erst bezog er die Universität Dorpat, woselbst er nach vollendeten Studien (1820) Lektor der deutschen Sprache wurde. Nur ein Jahr lang behielt er diese Stellung. Er wandte sich nach Deutschland und hielt sich seit 1827, mit theologischen Studien und künstlerischen Arbeiten beschäftigt, in Dresden auf, wo er, tief herabgekommen und geistig zerrüttet, 1867 starb.

Eine von Jugend auf durch und durch krankhafte Natur, verfiel W. je länger, desto mehr geistiger Umnachtung und darf daher auch nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe der Moral gemessen werden. Ein Mensch, der sich, wie W., längere Zeit, für einen zweiten Christus hielt und die Huldigung der ganzen Welt verlangte, kann doch nur tiefes Mitleid, nicht aber Zorn und Verachtung einflößen! „Seine Geisteskrankheit“, bemerkt über ihn einer seiner Freunde, „die in seiner Jugend einen sehr hohen Grad erreichte, hat ihn nie ganz verlassen und in späteren Jahren ihn vollkommen verdüstert und mit Menschenhaß erfüllt“.

Und dabei war W. nach dem Urtheil von Kennern ein musikalisches Genie und seine Kompositionen erfreuten sich — und erfreuen sich wohl auch noch heute — in seiner Heimath des größten Beifalls. Auch als Dichter war er mit hoher

Phantasie ausgestattet, aber sie verlor sich bei ihm in dunkel-geheimnißvolle Träumereien und labyrinthische Irrgänge. Es giebt Menschen, die man als uneheliche Kinder des Genius bezeichnen möchte. Sie sind echte Göttersöhne, aber ein Fluch lastet auf ihrer Geburt. Es fehlt ihnen die Anmuth, Freiheit und Klarheit ihrer legitimen Brüder; es fehlt ihnen Etwas und Nichts und Alles —: die Harmonie des Daseins. Es ist, als ob die Natur sie in Sünde gezeugt hätte, wider höhere Gebote, und in Gram und Zorn von der ererbten, unbekannten Schuld zu eigener getrieben, müssen sie ihrem finstern Schicksal verfallen. Solche Menschen sind die Unglücklichsten von Allen, und zu ihnen gehörte wohl auch W.

Seine Dichtungen sind in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt, u. A. auch in der von ihm herausgegebenen „Wochenschrift für Damen": „Iris", 2. Bde., 1808. Soweit sie nicht von den Schatten seiner geheimen Geisteskrankheit getrübt werden, spiegeln sich auch in ihnen die herrlichen Gestirne, welche zu jener Zeit den deutschen Dichterhimmel beherrschten.

Nicolai von Wilm,

am 20. Februar (3. März) 1834 zu Riga geboren, absolvirte das Konservatorium zu Leipzig und machte Reisen durch Deutschland und Frankreich. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er 1857 zweiter Musikdirektor am Rigaer Stadttheater, 1860 Lehrer für Theorie und Klavierspiel am Kaiserlichen Nicolaiinstitut zu St. Petersburg. Siedelte 1875 nach Deutschland über und lebt seit 1878 in Wiesbaden.

Verf.: Ein Gruß aus der Ferne, Gedichte (Riga; 1881).

Andreas Wilhelm von Wittorff

wurde am 13. (25.) November 1813 als der Sohn eines russischen Oberstlieutenants und Inspektors des Kriegshospitals zu Reval geboren. Da er, kaum vierjährig, schon seinen Vater verlor, nahm ihn sein Schwager zu sich auf das Gut Borrishof bei Walk und ließ ihm in Walk und Dorpat den ersten Unterricht ertheilen. W. besuchte darauf das Gymnasium zu Riga, studirte 1832—36 in Dorpat Medicin und Philologie und wurde dann Hauslehrer: 1840—43 in Schloß Erlau, 1846—49 in Adjamünde bei dem General von Roesner, mit dessen Familie er Reisen nach St. Petersburg und Südrußland unternahm und sich mehrere Jahre hindurch in Elisawetgrad aufhielt, um sodann eine Stellung auf dem Gute Sassenhof bei Riga anzunehmen (1850—54). Nachdem er die folgenden Jahre als Gast bei Freunden, Verwandten und ehemaligen Schülern zugebracht, wurde er Schriftführer

bei dem Wenden'schen Bezirksinspektor der Reichsdomänen, Baron Fölckersahm, von 1859 ab Sekretär des Wenden'schen Kreisgerichts. Krankheitshalber legte er dieses Amt 1869 nieder und lebte seitdem bei und in Wenden, wo er am 15. (27.) April 1886 starb.

W.'s Lyrik ist reich an eigenen Gedanken, ungekünstelt in der Sprache und anmuthig im Vortrag. Einzelne unnütze Längen und andere Geschmacklosigkeiten vermögen den guten Eindruck, welchen namentlich seine ausgewählten Gedichte erwecken, nicht wesentlich zu beeinträchtigen. Es ist nichts Himmelstürmendes, nichts Bahnbrechendes in seiner Poesie, wohl aber spricht daraus ein treues, frommes, echt lyrisch empfindendes Gemüth. Einige seiner Gedichte, wie z. B. „Aa und Embach", erfreuen sich in den baltischen Provinzen allgemeiner Verbreitung.

Verf.: Gedichte (Leipzig, 1844). — Federnelken, ges. Ged. (Leipzig, 1851). — Von Dir und für Dich, lyrischer Kranz, 1854. — Baltische Sagen und Mären (Riga, 1854). — Brigitta, lyrisch-epische Dichtg., 1879.

Karl Emanuel Worms,

geboren am 22. April 1857, Sohn des Dr. Friedr. Worms, zu Talsen in Kurland, besuchte das Gymnasium zu Riga, studirte in Dorpat die historischen Wissenschaften und wurde 1881 Candidat und Oberlehrer der Geschichte und Geographie. Als Hauslehrer 1882—84 auf Reisen in Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich und der Schweiz; seit 1886 Lehrer an einer Privatschule (des Oberlehrers Stavenhagen) in Mitau.

Ein gestaltungskräftiges, vorwiegend episch veranlagtes Talent, von dem noch manches Schöne zu erwarten ist.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Inhalt.

Seite

Vorwort zur zweiten Auflage III
Vorwort zur ersten Auflage IV
Zur Geschichte der deutschen Dichtung in den baltischen Provinzen . . XI

Vom 13. bis zum 16. Jahrhundert.

Aus der livländischen Reimchronik.
1. Von der Ankunft der Deutschen in Livland 3
2. Kampf der Ordensritter mit den Semgallen 7
Meister Stephan. Aus dem Schachbuch 12
Tagelied von der heiligen Passion 14
An St. Annen 17
Das Mühlenlied 18
Gespräch über Glück und Unglück in der Liebe 22
Frauentreue 27
Die beiden Rosen 32
Liebesklage 33
Frauenliebe 34
Das Glücksrad 35
Der Revaler Todtentanz 36

Das 16. Jahrhundert.

Andreas Knöpken.

Wohl dem, der recht sein Wandern läßt 43
Hilf Gott, wie geht das immer zu 44

Burchard Waldis.

Wann ich in Angst und Nöthen bin 45
Gottlob, daß uns jetzt wird verkünd't 45
Von einer römischen Reise 46

Seite
Von einer Frauen und dem Arzte 48
Von einem Schneider 48
Vom Schiffman und einem Diebe 49
Vom Fuchs und vom Hanen 50

Wilhelm von Fürstenberg.

Ach Gott, woll' mich erhören 53

Lied auf den Krieg zwischen dem Herrmeister Wilhelm von Fürstenberg und dem Erzbischof von Riga, Wilhelm Markgraf von Brandenburg. Bruchstück 54

Spottlied auf den deutschen Orden in Livland 58

Ein schön geistlick leedt der Christen in Lyfflandt wedder den Moschowiter . 61

Timan Brakel.

Aus „Christlich Gespräch von der grausamen Zerstörung in Livland" ꝛc. . . 63

Livländischer Todtengesang 66

Philipp Crusius (von Krusenstiern).

Herzens-Seufzen 68

Das 17. Jahrhundert.

Paul Fleming.

Livländische Schneegräfin 77
An die baltischen Sirenen 84
An den Steinbruch zu Reval 86
Vor meiner Reise nach Persien 86
Gottvertrauen 88
Grabschrift, sich selbst auf dem Sterbebette gesetzt 88

Gustav von Mengden.

De fief Düwelskinder 89
Fest stehet Gottes Stadt gegründet 92

Johann von Besser.

Wider das Frauenzimmer 93
Auf den Tod seiner Gattin, geb. von Kühlwein 94

Aus der Gelegenheitsdichtung des 17. Jahrhunderts.

Seite
1. Hochzeitscarmen 95
2. Auf den Tod eines jungen Mädchens 95

Das 18. Jahrhundert.

Christoph Friedrich Neander.

Vom Tode 99
Osterlied 100

Karl August Kütner.

Die Weinlese zu Zabeln 101

Jacob Michael Reinhold Lenz.

An den Geist 106
Bebe, beb' ihr auf zu Füßen 106
In der Nacht im kalten Winter 106
Sehnsucht 107
Wünsche 107
In Emmendingen 108
An † † † 108
An das Herz 109
Urania 109
Pygmalion 110
An Henriette 110
Aus ihren Augen lacht die Freude 110
Ach du, um die die Blumen sich 111
Die Demuth 111
Trost 113
Mit schönen Steinen ausgeschmückt 113
Abschiedsode 114

Sophie Schwarz.

Abschied an Wülferode 115

Elisa von der Recke.

Leichtsinn und Frohsinn 116
Aldo's Bild 117
Die Abendröthe 118
An den Witz 118

Carl Gotthard Graß.

Seite

Der Rheinfall 119
Erinnerung an die Heimath 121

Ulrich Freiherr von Schlippenbach.

Das Rosenblättchen aus geliebter Hand 122
Tanzlied 123
Das kurländische Bauernmädchen 123
Sonett 125

Karl Friedrich Ludwig Petersen.

Die Wiege 126
St. Peter und der Drescher 129

Casimir Ulrich Böhlendorff.

Aeols Harfe 131
Ungestilltes Sehnen 131
Einsamkeit 132
Der Kahn 132
Mit dem Pflüger wach und auf 133

Karl Bernhard von Trinius.

Die Rose 134

A. J. L. Hamson von Himmelstjern.

Maria 135
Frühlingsabend 136

August Heinrich von Weyrauch.

Das Unnennbare 138
Der sterbende Schwan 139
Der Jünger 140

Karl Gustav Jochmann.

Stanzen 141

Johann Jakob Malm.

Die Oberpahl'sche Freundschaft 143

Wilhelm Smets.

Reval 150
Dankgebet 150
Vorspiel 153

Seite

Junker Götz 153
Schlummer im Walde 154

Harald von Brackel.

An meinem Geburtstage 155
Geständniß 156
Trinklied 157

Friedrich Glasenapp.

Ihr Zimmer 158
Zwei Ghaselen 158
Ich möcht' ein Funke sein 159
Mit dem ersten Grün 160
Im Herbst 160
Lied 161

Das 19. Jahrhundert.

Alexis Adolphi.

Ein Traum 165
Im reichen Erdenschooße 166
Ich reite 166
Wo ein blaues Flämmchen spielt 166
Heimath 167
Liebesleben 167
Das erste Veilchen duftig 167
Livonenlied 168

Victor von Andrejanoff.

Das Gebet der Welt 169
Lebensregel 171
Die Ephemeren 172
Nachtgesang 172
Eroica 173
Der Westwind 175
Am Meer 175
Im Garten 176
Frau Sehnsucht 176
Kosmogenie 177
Kunst und Leben 178
Mondnacht im Sommer 178
Der fliegende See 179
Bischof Meinhard's Tod 180

Andreas Ascharin.

Seite

Dämmerstündchen 183
Die Amazone 183

Andreas Beck.

Zum Schillerfest in Moskau 1859 184
Lessing 184
Hütten 185
Russisches Bild 186
Fischer und Gärtnerin 186

Roman Frhr. von Rudberg-Bönninghausen.

Kühle Erde 187
Meeresstille 188
Die Boten 188
Der liebe Storch 188

Max Gregor Cambecq.

Kleine Geschichten
1. Sonntag 189
2. Am See 190
3. Nachts 191
Lang geträumt 193

Alberta Dreyersdorff.

Abend auf dem Lande 194

Friedrich Dfirne.

Treiben. Elegie 195

Guido Eckardt.

Lenz und Sommer 197
Ich wollt', ich wär' der finstere Tod 197
Spätsommer 198
Durch den Jura zum Genfersee 198
Dämmerstunden 199
Mainacht 199
Sind das der Freude Thränen? 200

Julius Eckardt.

Champagnerlied 201

Helene von Engelhardt.

Nordischer Winter 202
Thee-Arabesken 204

Seite

Erste Liebe 207
Sturm-Hymnus 207
Rosenstock, Holderblüth' 209
Der Sturm 210
Dithyrambe 211
Im Land, das keine Märchen hat 211
Dem Schöpfer der Kunst 212

Carl Frhr. von Fircks.

Ich wollt', ich könnt' dein Herz belauschen 213
Regen 214
Kindheitstraum 215
Die Bibelleserin 215
Herzensjubel 216
Der Körper ist ein Lebemann 217
Am Waldessaum 217
Abendwölkchen 217
Innere Stimme 218
Letzter Wunsch 218
Der sterbende Krieger 218
Der kleine Seiltänzer 219
Drückt wen ein Kummer 219
Ein armer Archimedes 220
Es sprießt und grünt 220
Haltet den Gaul! 220
Wie zögernd 221
Es geht die Sonne 221
Volksmund 221
Singen 223
Morgens 223
Der Wind 224
Lenzfahrt 224
Demuth 225
Wandernde Musikanten 225
Kummer 226
Es wird geschrieben kein Wörtlein 226

Alexander Fischer.

Kaiser Max und Albrecht Dürer 227

Abraham Gottlieb Hermann Franzius.

Gefühl auf Bergen 228
Handeln und Dulden 229

Georg von Grindel. Seite

Wird's mir in der Welt zu weit . . . 230
Die Abendglocken . . . 230

Theodor Robert Grosewsky.

Idylle . . . 231
Ich tröste mich . . . 232
Sonett . . . 232
Wanderglück . . . 233

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß.

Sonntagsmorgen . . . 234
Nachtgefühle . . . 236
Morgenlied . . . 236
Ein Traum im Allerheiligsten . . . 236
Dichterkrone . . . 237
Sturm . . . 238
An Gott . . . 238
Gottsuchers Frühlingslied . . . 238
Das verlorene Paradies . . . 239
Das Sträußlein aus Moos . . . 239
Ein Traum in Indien . . . 240
Träumerei . . . 241
Was sind die Sterne . . . 241
Mitleid . . . 242

Max von Güldenstubbe.

Der Kampf um das Glück . . . 243

Richard Otto Guenther.

Frühlingsode . . . 244
Der frühe Mond . . . 245
Herbst . . . 245
An den Herbstwind . . . 246

Victor Guenther.

Frühlingsmorgen . . . 247

Elisabeth Guzkowski.

Am Bache . . . 248
Gerüstet . . . 248
Blumen und Früchte . . . 249
Zum Geburtstage . . . 249

Otto Harnack.

Petersburg . . . 251
Dämmerung . . . 251

Johann Friedrich Heimbertsohn Hinze. Seite

Kennst Du die Stadt? . . . 252
Der Fehler im Schöpfungsplan . . . 253
Bacchanal . . . 254
Der alte Flausch . . . 254
Ruhm und Wein . . . 255
Die letzte Flasche . . . 256
Die Alten . . . 257
Trinkers letzter Wille . . . 258

Mia Holm.

Ohne Trost . . . 259
Nur einen Blick . . . 260
Duldung . . . 260
An der Leiche eines Selbstmörders . . . 261
Hochzeitslied . . . 261
Todte Sinne . . . 262
Laßt mich! . . . 262
Verweht . . . 262
Meinem Knaben . . . 263

August Ferdinand Huhn.

Zionslieder . . . 264

Wilhelm Hülsen.

Die Ueberraschung . . . 265

Carl Hunnius.

Liebesfrühling . . . 266
Flammen . . . 266
Campanula patula . . . 267
Friedhofsfrühling . . . 267
Morgens am Uglei-See . . . 268

Walter Kempe.

Auf dem Kaisersitz in der livländischen Schweiz . . . 269

Hermann von Köcher.

Das Kirchlein . . . 270

Eberhard Kraus.

Herbstpracht . . . 271
Eis . . . 272

Elisabeth Kulmann.

Der Blitz . . . 273

Heinrich von Kügelgen. Seite

In der Kirche . . . 274
Vergieb . . . 274
Die Tabakspfeife des alten Junggesellen . . . 275

Minna von Mädler.

Was ist das Lied? . . . 276
Frühlingsabend . . . 277

Alexander Frhr. v. Mengden.

Der Ritter vom deutschen Hause . . . 278
Wie bist du schnell dahin gegangen! . . . 279
Stockrosen . . . 280
Das Schiff . . . 280
Livländischer Winter . . . 281
Venedig . . . 281
Iduna . . . 282
An unbekannter Schuld! . . . 283
Beziehung . . . 283
Schön-Elschen . . . 283
Bald . . . 284
Die neue Zeit . . . 284
Das Wrack . . . 285
Schwarzwaldtannen . . . 286

Johann August Mettlerkamp.

Kindlich Sehnen . . . 287
Ständchen . . . 287
Wiegenlied . . . 288

Christoph Mickwitz.

Willst du dir ein Herz gewinnen . . . 289
Resignation . . . 290
Dunkel war's im kleinen Zimmer . . . 290
Wär' ich so rein und gut wie du . . . 290
Zum Lätare-Fest . . . 291
Um Nichts! . . . 292
Kurt Holger . . . 293
Sprüche . . . 294
Burschenlied . . . 295

Harriet von Middendorf.

Am Grabe des Vaters . . . 296

Bruno Mohren (Bruno Kerkovius). Seite

Das baltische Herz in der Fremde . . . 297
Herbstabendroth . . . 298
Treue Seelen . . . 298
Die Lieb' für's Vaterland . . . 299

E. Heldt (Bertha Nölting).

Goethes Friederike . . . 300

Eugen von Nottbeck.

Die Erfüllung . . . 302

Ludwig von Osten (Ludwig von Jessen).

Frauenschmuck . . . 303
Die Lehre der Sufi . . . 303
Mondnacht am Rhein . . . 304

Theodor Hermann Pantenius.

O du mein herzallerliebster Schatz . . . 305

Nikolai Graf Rehbinder.

Finis . . . 307
Ich habe nie gelebt . . . 308
Traum . . . 309
Ein Schrei . . . 309
Die Poesie . . . 310
Einer Freundin zum Weihnachtsfeste . . . 310

Otto Frhr. Orgies, gen. von Rutenberg.

An eine Birke . . . 312
Caracciolo . . . 313
Die Sterne . . . 315

Alexander Rydenius.

Lied . . . 317

Rudolf Seuberlich.

Kinderweisheit . . . 318
Eine Spuckgeschichte . . . 319
Wie Thomson beweist, daß die Schwerkraft unter Umständen doch durch einen schwachen Draht aufgehoben werden kann . . . 320
Vom alten Wuchziger . . . 321
Der Kradowoi . . . 322

Jegór von Sivers.

Seite

An der Ostsee 327
In der Nacht 328
Blumenschmuck 329
Jacobus a Compostella 330
Die Nachtigall 330

Hans Schmidt.

Der Mutter 331
Der Hafen 331
Mondnacht 332
Thränenlos 332
Der Bettler 333
Der Kranz 333
Am Felde 334
Die Nonne 334
Auf eine Todte 335

Leopold von Schroeder.

Winterdämmerung 336
Nach dem Indischen
Der Freundin Rath 338
Wo du nicht bist 338
Der schöne Jägersmann 338
Zum ersten Male 339
Koit und Aemmarick 339

Georg Julius von Schultz (Dr. Bertram).

Herbst-Elegie 341
Hallerlei nurrige Sichten und soterkleichen
Ein warme Winkel 341
Auf Pall 342
Tas wissige Professor 343
Weirige Kohlen 343
In Profialssuhl 343

Carl von Stern.

Beim Weine 345
Ich hab' es satt! 346
Ein Sänger 348
Ein Sonett 348
Lied eines Heimwehkranken 349

Seite

Blumentaufe 350
Bei Heiligensee 350

Maurice Reinhold von Stern.

Viola 351
Traum einer Märznacht 352
Heimweh 352
Herbstmorgen 353
Jugendinsel 354
Alpenglühen 355
Schmiede im Walde 355
Radikalkur 356
Der wandernde Geist 356
Coeur ist Trumpf 357
Gewitter in den Alpen 358
Erscheinung am Meere 358
Heimath-Sommermorgen 360
Leocadie 361
An meine Brust, du flügellahmer Vogel! 361
Schnitterlied 362
Der Geiger von Gmünd 363
Wintermorgen am Vierwalderstättersee 364
Nachtgebet 364

Arnold von Tideböhl.

Am Meer 365

Alexander Frhr. von Angern-Sternberg.

Kaiser Heinrich im Spessartwalde 366
Des Herzens Eigenthum 368
Die Waffen 369
Der Junggeselle 369

Th. Luise Freiin von Angern-Sternberg.

Nizza 370
Der Bergstrom 370
Das gefangene Vöglein 371

Nicolai von Wilm.

Kindeszauber 372
Veilchenorden 372
Am Strande 373

Andreas Wilhelm von Wittorff.

Seite

Aa und Embach 374
Vergilbte Blätter 375
Wintermorgen 375
Standrede 376
Zu spät 376
Das Kreuz am Wege 377
Meeresstille 377
Die erste Lerche 377

Carl Emanuel Worms.

Der Frohntanz 378
Adelheid's Klage 382

Der Baltischen Dichter Leben und Wirken.

Seite

Alexis Adolphi 387
Victor von Andrejanoff 388
Andreas Ascharin 391
Andreas Beck 391
Johann von Besser 392
Casimir Ulrich Böhlendorff 393
Timann Brakel 394
Harald Ludwig Otto von Brackel 396
Roman Frhr. von Budberg-Bönninghausen 397
Max Gregor Cambecq 399
Philipp Crusius (von Krusenstiern) 399
Alberta Dreyersdorff 400
Friedrich Dsirne 400
Guido Eckardt 401
Julius Eckardt 401
Helene von Engelhardt-Schnellenstein 402
Carl Frhr. von Fircks 405
Alexander Fischer 410
Paul Fleming 411
Abraham Gottlieb Hermann Franzius 414
Joh. Wilhelm von Fürstenberg 415
Carl Friedrich Georg Glasenapp 416
Karl Gotthard Graß 416
Georg von Grindel 418
Theodor Robert Grosewsky 418
Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß 419
Max von Güldenstubbe 419
Victor Leopold und Richard Otto Guenther 420
Rudolf Gottfried Otto Harnack 420
Johann Friedrich Heimbertsohn Hinze 420
Mia Holm 422
August Ferd. Huhn 422
Wilhelm Hülsen 423
Carl Benoni Justinus Hunnius 423
Karl Gustav Jochmann 424
Walter Kempe 424
Andreas Knöpken 424
Hermann von Köcher 425
Eberhard Kraus 425
Elisabeth Kulmann 427
Heinrich von Kügelgen 427

Seite

Karl August Kütner 428
Jacob Michael Reinhold Lenz 428
Jacob Johann Malm 431
Minna von Maedler 432
Alexander Frhr. von Mengden 433
Gustav von Mengden 435
Johann August Mettlerkamp 436
Christoph Mickwitz 436
Harriet Freiin von Middendorff 437
Moritz Kerkovius (Bruno Mohren) 437
Christoph Friedrich Neander 438
Bertha Nölting (E. Heldt) 438
Eugen von Nottbeck 439
Ludwig von Osten (Ludwig von Jessen) 439
Theodor Hermann Pantenius 440
Carl Friedrich Ludwig Petersen 443
Charlotte Elisabeth Constantia Freifrau von der Recke 445
Nicolai Graf Rehbinder 447
Otto Frhr. Orgies, gen. von Rutenberg 448
Alexander Rydenius 449
Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstjern 450
Rudolf Wilhelm Seuberlich 451
Jegór von Sivers 452
Ulrich Heinrich Gustav Frhr. von Schlippenbach 454
Hans Schmidt 454
Leopold von Schroeder 455
Georg Julius von Schultz 456
Sophie Schwarz 457
Wilhelm Smets 457
Karl Walfried von Stern 459
Maurice Reinhold von Stern 460
Arnold von Tideböhl 463
Karl Bernhard von Trinius 463
Alexander Frhr. von Ungern-Sternberg 463
Theonie Luise Freiin von Ungern-Sternberg 465
Burchard Waldis 465
August Heinrich von Weyrauch 469
Nicolai von Wilm 470
Andreas Wilhelm von Wittorff 470
Karl Emanuel Worms 471

Im Verlage von **N. Kymmel, Riga** ist erschienen:

Am Strome der Zeit

Dichtungen

von

Jeannot Emil von Grotthuß.

Preis: 2 Mark (1 R.) eleg. geh., 3 Mark (1 R. 60 Kop.) eleg. geb.

Einige Auszüge aus den Artheilen der Presse:

„Ein **hochbegabter Dichter**, werth aus der Masse der deutschen Lyriker unserer Tage an eine **weit sichtbare Stelle** hervorgehoben zu werden . . . **In keinem Gedichte ist G. gewöhnlich, nirgends wandelt er ausgetretene Pfade . . . Wahre Perlen lyrischer Poesie . . .**"

(**„Hamburger Correspondent."**)

„Die fünfzehn Stücke dieses Theils sind **ebenso viele Perlen** . . . Der zweite Abschnitt ist **reich an herrlichen Schönheiten** . . . Daß er auch in der Stimmungslyrik **bezaubernde Töne** anzuschlagen weiß, zeigt der dritte Theil . . . **Eine der besten lyrischen Sammlungen** der Gegenwart in Deutschland . . ."

(**„Monatsblätter."**)

„Verfügt . . . über das **Höchste des Lyrikers: echte und wahre Stimmung . . .**" (**Neue Illustrirte Zeitung, Wien.**)

„**Meisterhaft komponirte Stücke** . . . Ein **in alle Geheimnisse des Versbau's eingeweihter Künstler** . . . Ist das nicht **wahre, herrliche Poesie**, Leser?" (**Pol de Mont** in der vlämischen **„De Toekomst."**)

„. . . . pocht leidenschaftliche Sehnsucht mit kräftiger Faust an die Pforte des Weltgeheimnisses. **Diese Kraft des Ausdrucks**, die **überzeugende Macht der Stimmung** . . ."

(**Hieronymus Lorm** in der **„Gegenwart."**)

„Ein Dichter der **solche Töne** anzuschlagen weiß, ist der **Beachtung nicht einiger Weniger**, sondern **eines ganzen Volkes werth.**“

(Rudolf Eckart im **„Deutschen Adelsblatt.“)**

„Ist er doch der hervorragendsten einer unter den Dichtern seines Heimathlandes, **wenn nicht von allen der bedeutendste!** . . . **Solche Töne** läßt nur ein **wahrer, gottbegnadeter Dichter** erklingen . . . Die in der Sammlung enthaltenen Gedichte gehören **unstreitig zu den schönsten Erzeugnissen der neueren deutschen Lyrik.**“ **(„Hannoversche Post“.)**

„Es ist **etwas Sprudelndes, Fortreißendes, Kampflustiges** in seinen Gedichten . . . Sichere, zuweilen **virtuose Herrschaft über die Form, Anschaulichkeit, Stimmungsfülle**, . . . ein **Zauber der Ueberredung**, eine ausgesprochene Fähigkeit, das eigene Gefühl so energisch und gewinnend zu vermitteln, daß es **das Gemüth des Lesers erfüllt und beherrscht . . . Etwas Elektrisirendes . . .**“ **(Zeitung für Stadt und Land, Riga.)**

„Hier (beim „Lyrischen Märchen“) beginnt der **Zauber einer tiefpoetischen, warm, wahr und schön empfindenden Natur** auf den Leser **in einer Weise zu wirken**, daß er, nachfühlend, **warm zu werden, der Mund nachzudeklamiren beginnt** . . . und je weiter, **um so packender werden die Bilder, um so belebter wird die Scenerie:** mitunter **rauscht es mächtig in den Saiten**, mitunter gleitet es besänftigend über dieselben hin . . . **Gedankenvoll** und **farbenprächtig!** . . . **Warm, herzig und schön erfunden!** . . . **Wie sind sie echt!** . . . **Bestrickend schön** . . .“ **(„Rigaer Tageblatt“.)**

„**Wärme der Empfindung, Gedankenreichthum** und **eine Sprache, die wie Musik klingt** . . .“ **(„Dünazeitung“, Riga.)**

In dem Verlage von **Franz Kluge** in **Reval** erschienen ferner:

Gedichte

von

Christoph Mickwitz.

Zweite Auflage.

1892 gr. 8 geheft. 2 Rbl. (4 Mark), elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Rbl. (6 Mark).

Auszug aus den Stimmen der Presse:

Mickwitz ist ein Dichter, der wie nur die besten, berufensten und auserwähltesten Sänger des großen deutschen Mutterlandes zu singen weiß.

„Schlesische Zeitung“.

„Mickwitz ist ein sehr bedeutender Lyriker, den wir unseren Besten an die Seite zu stellen, keinen Anstand nehmen . . . . Die Sprache beherrscht Mickwitz als Meister. Sie folgt ihm in allen seinen Intentionen, wie eine willige Geliebte, die die Wünsche des Geliebten erfüllt, bevor er sie verlautbart. . . . . Wir wünschen, daß der Dichter auch in seiner geistigen Heimath, der die Sammlung gewidmet ist, erkannt und verstanden werden möge“.

„Deutsche St. Petersburger Zeitung“.

„Mickwitz ist ein echter Dichter . . . . In glänzendem Maß beherrscht er die Sprache und Form: Immer versteht er dieselbe dem Gedankeninhalt anzupassen. Dabei ist er — und das scheint uns einer seiner ersten dichterischen Vorzüge zu sein — wahr in Form und Gestalt . . . . Endlich ist seine Vielseitigkeit zu bewundern. Er ist ein Dichter reinster Liebeslyrik, aber auch ein Dichter kühner und reifer Mannesgedanken; ein Dichter, der gutmüthigen Humor, aber auch bitteren Spott ins Gefecht führt, der mit nahezu dem gleichen poetischen Instinct seinen Pegasus in dem Liebesgarten, wie auf dem Gebiet der Ballade und Romanze und in geharnischten Sprüchen, Distichen und Sonetten zu tummeln versteht“. „Neue Dörptsche Zeitung“, Dorpat.

„Eine weit angelegte Natur, warm im Empfinden, klar im Denken, milde im Urtheilen . . . . In Satzbau und Wortwahl zeigt sich das bewußte Bestreben nach abgeklärter Schlichtheit, welche mit anschaulicher Charakteristik der Redeweise fast durchgängig gepaart ist. Ueberaus groß ist der Reichthum an Versarten und Strophenformen, nahezu tadellos ihre Durchführung in Bezug auf Silbenmessung und Reime“. „Zeitung f. Stadt u. Land“, Riga.

„Das Erste, was uns beim Lesen der Gedichte auffiel, war das Unmittelbare und Natürliche des seelischen und poetischen Ausdrucks . . . . Nirgends eine Härte

des Ausdrucks, ein gesuchtes Bild; voll innerer und äußerer Harmonie gleiten die Strophen dahin . . . . Die Gedichte drängen sich Einem förmlich zur Composition auf und manche von ihnen gäben reizende Liederperlen ab".

„Herold", St. Petersburg.

„Wunderschöne Sachen, wahre Perlen der Stimmung und Form." . . . . Mickwitz ist ein Meister des Ausdrucks und versteht sowohl durch wogende Rhythmen, wie durch schlaghafte Kürze zu wirken . . . ." „Libausche Zeitung".

„Das besprochene Werk ist überreich an Perlen echter Poesie".

„Mitausche Zeitung".

„Ebenso mannigfaltig, wie der Inhalt der Gedichte, ist auch die Form, die Mickwitz in hohem Grade beherrscht . . . . Doch nicht in der äußeren Form liegt der Vorzug der Gedichte; vielmehr ist immer der Gedanke, der innere geistige Gehalt des Gedichts als das Maßgebende behandelt". „Revaler Beobachter".

„Fassen wir Alles zusammen, so haben wir in Mickwitz alle Eigenschaften, die den Dichter machen: vor allem die Fülle der Gedanken, die volle Beherrschung der Form, die feurige Phantasie, die kraftvolle Sprache, und alles dieses gelenkt und geleitet von einem ernsten, gereiften Verstande". „Tagesanz f. Libau".

„. . . . ein Liederschatz, der auf den 343 Seiten des Buches nur zu engen Raum hat für die Fülle und den Reichthum des Gebotenen. Nicht so leicht wird man diesen Schatz erschöpfen; er wird wie eben jeder Schatz eine Augenweide des Besitzers, ein Buch, zu dem man immer wieder greift". „Rigaer Tageblatt".

Gedichte

von

Roman Freiherr Budberg-Bönninghausen.

Zweite Auflage.

16. 1891 geh. 1 Rbl. 50 Kop. (4 Mark 50 Pf.),
eleg. geb. m. Goldschn. 2 Rbl. 40 Kop. (7 Mark 20 Pf.)

Dichtungen

von

Puschkin und Lermontow

in deutscher Uebertragung

von

Andreas Ascharin.

gr. 8. 1885. geh. 2 Rbl. (4 Mk.), eleg. gebunden m. Goldschn. 2 Rbl. 60 Kop. (6 Mk.)

30608

x-rite
colorchecker CLASSIC
mm